









V11

2

Deutsche Geschichte

bis auf Karl den Großen.

Von

Georg Kaufmann.

Erster Band:

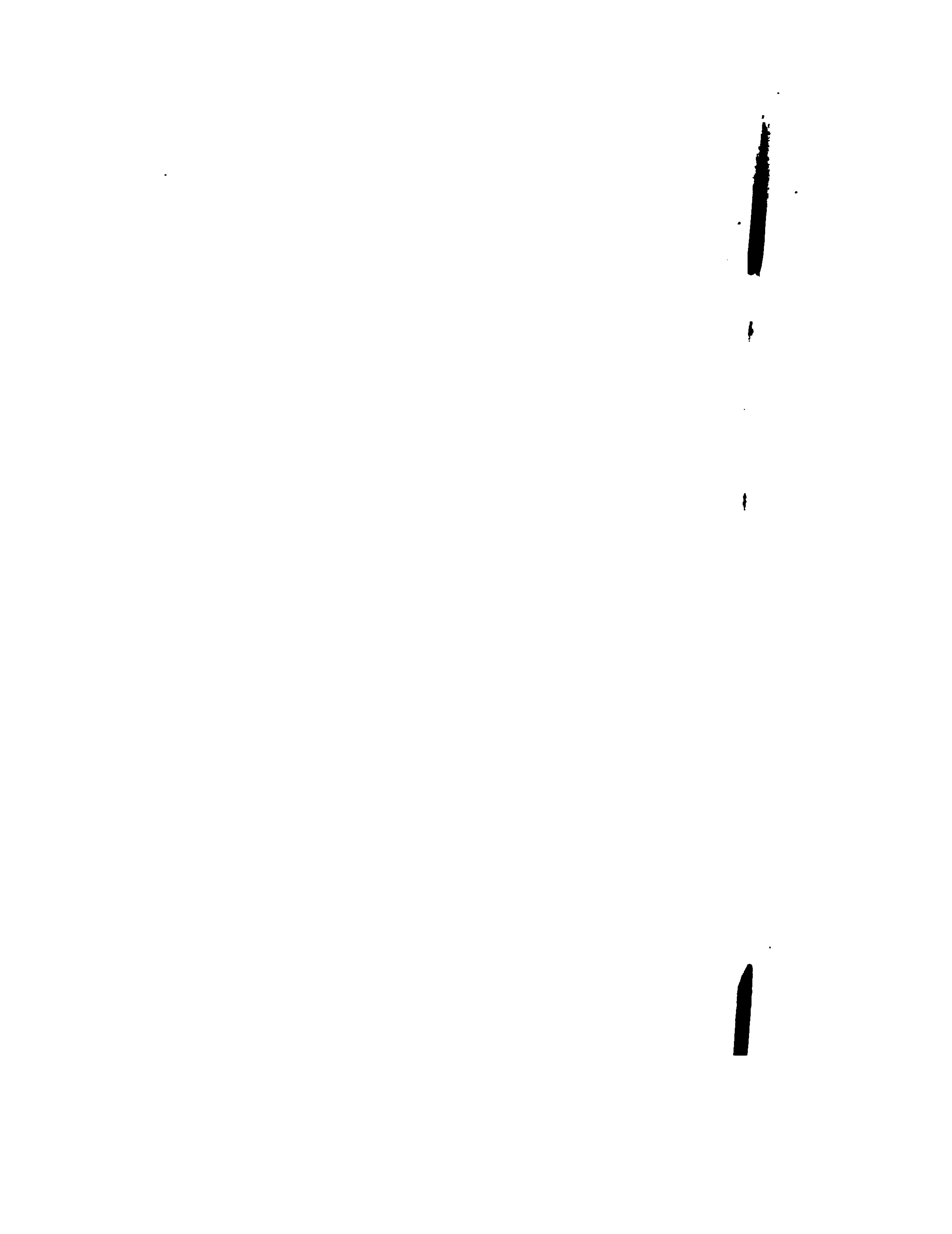
Die Germanen der Urzeit.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

Der zweite (Schluß-) Band des Werkes erscheint noch in diesem Jahr.





Deutsche Geschichte

bis auf Karl den Großen.

Von

Georg Kaufmann.

Erster Band:

Die Germanen der Urzeit.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

Der zweite (Schluß-) Band des Werkes erscheint noch in diesem Jahr.

Deutsche Geschichte

bis auf Karl den Großen.

Von

Georg Kaufmann.

Erster Band:

Die Germanen der Urzeit.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

Der zweite (Schluß-) Band des Werkes erscheint noch in diesem Jahr.



Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Soeben beginnt zu erscheinen:

ROPÄISCHE STAATENKUNDE.

BENUTZUNG DER HINTERLASSENEN MANUSCRIPTE

OSCAR PESCHEL'S

NACH DEN ORIGINAL-QUELLEN BEARBEITET

VON

OTTO KRÜMMEL.

---

ster Band. Erste Abtheilung. Preis 7 M. 20 Pf.

---

ie *»Europäische Staatenkunde«* setzt es sich zum Ziel, zu einer rich-
hätzung der Grösse und der Macht der einzelnen Staaten anzuleiten.
dieser Erkenntniss zu gelangen, sind die verschiedensten Ursachen
nder zu combiniren und gegen einander abzuwägen.
r geologische Bau und das Relief bedingen die Bodenschätze,
llein häufig schon die Industrie, in Verbindung aber mit den
ologischen Processen den Feldbau nach Art und Rang. Von
denschätzen und dem Feldbau ist die Volksdichtigkeit, von
ind die Verkehrsmittel abhängig.
ch gedenken wir keineswegs das Bestehen der europäischen Gegen-
ur auf blinde Naturnothwendigkeiten zurückzuführen. Historische
ale allein erklären die räumliche Ausdehnung der Staaten, denn die
grenzen sind eine Folge von Siegen und Niederlagen zahlreicher
tionen. Dann aber sind die Bewohner Europas hochentwickelte
ge Geschöpfe, die, wie alle Menschen ohne Ausnahme, der Herrschaft
een unterworfen sind. Mehr als jeder andere Raum an der Ober-
unseres Planeten ist Europa ein auserwählter Schauplatz von Ideen.
artig leben wir im Zeitalter der gesellschaftlichen Ideen, wie das
hnte Jahrhundert in den confessionellen lebte, das Mittelalter und
utige Orient vorzugsweise in den christlichen Ideen gegenüber dem
ebt. Unter allen socialen Ideen tritt uns aber der Gedanke der
nalität als eine säculäre Macht gegenüber. Dieser Idee geht überall

die Stiftung der Schulen voraus, denn in den Schulen wird sie gross g
hier wird die Kenntniss der Literatur und Geschichte, der Substan
Nationalität, erworben.

Wir haben also ausser den natürlichen Bedingungen und Einwi
des Bodens und Klimas auch die ethnographischen und reli
oder confessionellen Verhältnisse, endlich die Höhe der intell
Cultur, der Schulbildung, in den Staaten zu würdigen.

Das Alles erst zeigt uns den materiellen und geistigen Fond, S
Kraft der Staaten. Die factische Wirkungsfähigkeit derselben nach
hin wird indess wesentlich bedingt durch die Form der Regieru
den Stand der Finanzen. Ihr militärischer Rang aber hän
allein ab von der Höhe des Militärbudgets und der Zahl der K
sondern vor Allem von der Organisation. Auch diese Momente
demnach beachtet werden.

Da ferner die auswärtige Politik der Staaten stark beeinflusst wi
den Besitz oder den Mangel von Colonien oder Nebenländern,
wir genöthigt, auch diese, obschon nur in beschränkter Ausdehnung
Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen, um ihren Werth für das M
abschätzen zu können.

Niemand war mehr befähigt diese verwickelten Verhältnisse
schauen und die wesentlichen Factoren herauszuheben, als OSCAR P
dessen politischer Blick durch eine langjährige, nur selten unter
publicistische Thätigkeit und seine Beschäftigung mit geographisch
lemen sowohl physikalischer, wie ethnographischer und historisc
hierfür besonders geschärft sein musste. Leider war es ihm nicht v
noch bei seinen Lebzeiten diese Untersuchungen, die er in Vortr
einer zahlreichen Zuhörerschaft an der Universität Leipzig zuerst
gelegt hat, auch weiteren Kreisen bekannt zu machen. Aber er h
hierauf sich beziehende ausführliche Manuscripte, und die Verlagsbuch
ist erfreut, dieselben von der Hand eines seiner Schüler bearbeitet
weg nach den Originalquellen geprüft und bis auf die Gegenwart for
seinen vielen Verehrern jetzt vorlegen zu können.

Das Werk wird in zwei Bände zerfallen, von denen der er
europäischen Staaten (einschliesslich ihrer Colonialgebiete) behand
mit Ausnahme des deutschen Reichs, das dem zweiten Bande
dere vorbehalten bleibt.

Die erste Abtheilung des 1. Bandes, welche soeben die Pre
liess, enthält den allgemeinen Theil, der die physikalisch
ethnographischen Verhältnisse im Ueberblick darlegt, und die
Staatenkunde des Russischen Reichs in Europa und Asien, de
skandinavischen Staaten, Dänemarks (mit Island) und
britanniens sammt seiner Hauptcolonialgebiete. Die zweite Ab
des 1. Bandes hoffen wir nach Jahresfrist, den zweiten Band na

n Jahre vorlegen zu können. Dem Schlusse beider Bände soll ein aus-
es Register, sowie eine Anzahl vergleichender Tabellen beigefügt
.

ir bitten diesem hochwichtigen Werke des berühmten Geographen
che freundliche Interesse entgegenzubringen, welches seine bis jetzt
ten anderen Schriften allerorten gefunden haben.

Die Verlagshandlung:

DUNCKER & HUMBLOT.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Jahrbücher der deutschen Geschichte.

Auf Veranlassung und mit Unterstützung

Seiner Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben durch die

Historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften.

Abel, Sigurd, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Karl dem Großen. 1. Band: 768—788.
XIV u. 542 S. gr. 8. 1866. — 12 M.

Bernhardi, W., Lothar von Supplinburg.
XXIII u. 873 S. gr. 8. 1879. — 19 M.

Bonnell, Heinrich Eduard, Die Anfänge des carolingischen Hauses.
XV u. 224 S. gr. 8. 1866. — 4 M.

Breßlau, Harry, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich II. Von Siegfried Hirsch. Dritter Band, herausgegeben und vollendet von Harry Breßlau.
X u. 418 S. gr. 8. 1875. — 9 M.

— **Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II.** 1. Band.
XII u. 492 S. gr. 8. 1879. — 12 M.

Breysig, Theodor, Jahrbücher des fränkischen Reichs. 714—741. Die Zeit Karl Martell's.
XIII u. 123 S. gr. 8. 1869. — 2 M. 40 Pf.

Dümmler, Ernst, Geschichte des ostfränkischen Reichs. 2 Bde.
1. Bd. Ludwig der Deutsche. XII. u. 905 S. gr. 8. 1862. — 15 M.
2. Bd. Die letzten Karolinger. Konrad I. X u. 711 S. gr. 8. 1865. Vergriffen.

— **Kaiser Otto der Große.** Begonnen von Rudolf Köpke, vollendet von Ernst Dümmler.
XIII u. 611 S. gr. 8. 1876. — 14 M.

Hahn, Heinrich, Jahrbücher des fränkischen Reichs 741—752.
X u. 250 S. gr. 8. 1863. — 4 M.

Hirsch, Siegfried, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II. 2 Bände. — 15 M.
1. Bd. XV u. 560 S. gr. 8. 1862.
2. Bd. Vollendet von Hermann Pabst. VIII u. 467 S. gr. 8. 1864.
3. Bd. wurde von H. Breßlau bearbeitet. Siehe oben.

Oelsner, Ludwig, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter König Pippin.
XIII u. 544 S. gr. 8. 1871. — 10 M.

Simson, Bernhard, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen. Zwei Bände. gr. 8. — 15 M. 40 Pf.
I. 814—830. XVI u. 408 S. 1874. — 8 M. 40 Pf.
II. 831—840. VII u. 321 S. 1876. — 7 M. — Pf.

Steindorff, Ernst, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich III. Erster Band.
XII u. 537 S. gr. 8. 1874. — 11 M. 20 Pf.

Toeche, Theodor, Kaiser Heinrich VI.
XIV u. 746 S. gr. 8. 1867. — 12 M.

Waitz, Georg, Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I. Neue Bearbeitung.
XVI u. 268 S. gr. 8. 1863. — 6 M.

Winkelmann, Eduard, Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig. 2 Bände. — 24 M.
I. König Philipp von Schwaben. 1197—1208. XII u. 592 S. gr. 8. 1873. 12 M.
II. Kaiser Otto der IV. von Braunschweig. 1208—1218. XII u. 564 S. gr. 8. 1878. 12 M.

Deutsche Geschichte

bis auf Karl den Großen.

Von

Georg Kaufmann.

Erster Band:

Die Germanen der Urzeit.





Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

Die

Germanen der Urzeit.

Von

Georg Kaufmann.





Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

Rudolf Sohm

gewidmet.

Ihnen, lieber Freund, bringe ich dies Buch als Erinnerung an manche frohe und an manche trübe Stunde, zugleich als Dank für die mannigfaltigste Belehrung und Anregung. Nicht ohne Zagen geschieht es, denn es ist ein schwerer Versuch, aber in der Ueberzeugung, daß er einmal gemacht werden mußte. Endlos häufen sich die Monographien. Die Forschenden theilen sich in Gruppen, von denen die einen die anderen beschuldigen nur nordisches Recht oder nur fränkisches zu verstehen, andere ausschließlich Kirchengeschichte treiben, andere immer nur Chroniken ableiten von Chroniken und ihr Verhältniß zu einer verlorenen Urchronik wieder neu bestimmen. Seit mehr als zehn Jahren habe ich mich mit diesem Gedanken getragen, aber verzagt bin ich immer wieder zur Monographie zurückgekehrt. Nun ich mich aber entschlossen habe, so will ich den Blick auch unverrückt auf das Ganze richten, und es soll mir ein geringerer Kummer sein, wenn mir bei der Benutzung der theilweise vor vielen Jahren angestellten Untersuchungen oder fremder Forschungen ein Irrthum im Einzelnen unterläuft, als wenn ich fehlgreife in der Erfassung des Zusammenhanges, in welchem die Thatsachen miteinander stehen.

Ich gebe die Darstellung ohne gelehrte Begründung, denn sollte das nicht bloß zum Scheine geschehen, so müßte sich das Buch in ein Bündel von Monographien auflösen. Aus demselben Grunde vermeide ich es auch, mich mit den früheren Bearbeitungen auseinanderzusetzen oder die Schriften aufzuzählen, denen ich da folgte, wo ich nicht selbst die Untersuchung führte. Nur eine Ausnahme muß ich machen mit der Schrift von Gustav Wilmanns, „Die Römische Lager-

stadt Afrikas", denn es sollte die letzte Arbeit sein, die er uns schenkte, und wir hofften, es sollte die erste sein einer langen Reihe. So hatte er gesammelt und gesichtet lange Jahre.

Der Mehrzahl unserer Gebildeten gilt es freilich als ausgemacht, daß man über diese Periode nichts wissen könne, was sich zu wissen lohne; aber dieser Eindruck schwindet, wenn man den Dingen auf den Grund geht. Allerdings bleiben uns mit Ausnahme der Helden der Kirche die handelnden Personen meist fern und fremd, oder es treten doch nur einzelne Züge ihres Wesens hinreichend scharf hervor. Man muß zufrieden sein, wenn es gelingt, den Platz zu bezeichnen, auf dem der Mann stand, die Aufgabe, die er erfüllte. Wollte man näher eindringen in das Geheimnis, wie sich seine Persönlichkeit gestaltete und verhielt im Kampfe mit den sie umgebenden Nothwendigkeiten, so müßte man das Urtheil fast immer auf Grund von zerstreuten Blättern sprechen, die gerade zufällig aus den Acten seines Lebens erhalten sind. Aber das ist ja auch nicht die einzige Aufgabe der Geschichte, wenngleich die reizvollste. Die Geschichte wird in erster Linie nicht für die Todten geschrieben, nicht um ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen, sondern für die Lebenden. Und bei aller Dürftigkeit ist die Ueberlieferung dieser Periode doch reich genug, um einen Ueberblick über die Entwicklung der Gesellschaft zu gewähren und ein erschütterndes Bild von dem Werden und Vergehen menschlicher Lebensordnungen.

Die Zeit des römischen Kaiserreiches war an und für sich nichts weniger als eine Periode des Rückschrittes — in der Form des Kaiserstaates vollendete das römische Volk seine eigene Entwicklung und erschloß der Cultur neue, weite Gebiete. Aber bei cultivirten Völkern ist aller Despotismus kurzlebig, und ohne eine gesunde Vertheilung der Güter kann vollends kein Staat bestehen. Deshalb war das römische Reich bereits im vierten Jahrhundert zur Ruine geworden, längst ehe es die Germanen zerstörten. Rom hatte noch immer eine Fülle von gelehrten und in jedem Zweige einer höheren Cultur erfahrenen Menschen, es fehlte ihm auch nicht an kriegerischen Talenten und an dem Muthe, der für seine Ueberzeugung freudig das

Leben läßt. Dazu kam der Reichthum an Capital jeder Art, ein Schatz geschichtlicher Erinnerungen, die selbst in schlaffen Seelen Begeisterung weckten, und endlich eine gewaltige Erneuerung des religiösen Lebens. Aber es war alles vergebens. Hoffnungslos und rettungslos verbrauchten sich alle diese Kräfte und Gaben in gegenseitiger Vernichtung. Wer sich die Augen nicht verschließt, der muß hier begreifen lernen, daß der Staat die unentbehrliche Grundlage alles gesitteten Daseins bildet. Der Staat muß den Menschen erst herausheben und sicher stellen vor den Fluthen gemeiner Leidenschaften: dann mag Kunst und Religion das Werk vollenden. Aber ohne ihn vermögen sie nichts, ohne ihn erzeugen sie nur rasch welkende Blüthen, denen das Gebäude fehlt, das sie schmücken sollen. Die Völkerwanderung überfluthete diese Welt der alten Cultur mit barbarischen Völkern: den Osten mit Slaven — das Abendland mit Germanen. Die alte Cultur sank in Staub, aber wo Germanen zerstört hatten, da wuchs ein frischer Wald von jungen Völkern aus den Ruinen. Freiheitssinn, Arbeitskraft und entwicklungsfähige Anfänge einer neuen staatlichen Ordnung hatten sie als Saat eingestreut in den von den Arbeitsresultaten vieler Jahrhunderte gesättigten Boden. Die von den Slaven besetzten Lande blieben todt, trotzdem auch die Slaven dem Christenthum gewonnen wurden, dem großen Vermittler der Cultur. Es ist schwer zu sagen, woran dies lag, aber die Geschichte will ja auch nicht das Geheimnis der schlummernden Kräfte untersuchen, sondern durch das Spiel der lebendig wirkenden belehren, erfreuen und erschüttern.

Straßburg i. E., September 1879.

Georg Kaufmann.

Inhalt.

Seite

Anmerkungen zum zweiten Buch.

Drittes Buch.

Die Zeit des Ueberganges. Die Westgothen von 375 bis 419.

Anhang.

Druckfehler.

S. 7 Z. 2 u. 7 v. o. l. Langobarden statt Longobarden.
S. 8 Z. 12 v. o. Gallien statt Italien.
S. 11 Z. 5 omnipotent statt omnipotens.
S. 14 Z. 2 v. u. den Ruf statt diesen.
S. 180 Z. 12 die statt alle.

Einleitung.

Drei Söhne hatte Mannus, erzählten die Deutschen, Inguo, Istio und Ermino, von denen stammen alle Männer ab. Den gelehrten Mönchen war das nicht genug: sie fügten auch die Heroen der Bibel und der römischen Heldensage hinzu, und Jafet und Rhea Silvia traten neben die drei Söhne des Mannus als Ahnherrn der Germanen.

Diese Fassung der alten Ursprungssage ist ein Bild der Entwicklung der deutschen Geschichte und zugleich der neueren Geschichte überhaupt. Sie beginnt mit dem Auftreten der Germanen — aber sowie sie auftraten, wurden sie in den Kreis der römischen Cultur hineingezogen, deren lebenskräftigstes Element das Christenthum war. Aus dem Zusammenwirken und Zusammenschmelzen römischer und germanischer Bestandtheile erwuchsen die Völker des Mittelalters, die Staaten des Mittelalters, die Sitten und die Cultur des Mittelalters.

Der Anblick dieses Gährungsprocesses ist nicht erfreulich.

Wir sehen untergehen, was ehemals so stolz dastand als Träger der Geschichte der Menschheit, und wir übersehen leicht, daß es nur noch Ruinen waren des alten Prachtbaues, die hier so zusammenfielen. Auch täuschen uns die klagenden Stimmen zartfühlender Zeitgenossen, die vergehen wollen vor Schmerz und sich voll Abscheu abwenden von den neuen Gewalten. Mochten die Bauern ihr Ackergut im Stich lassen und die angesehensten Bürger aus der Stadt fliehen, weil der Staat die Menschen nicht mehr schützen und nur noch quälen konnte: der Dichter, der Gelehrte, der vornehme Dilettant hielten den Glanz fest und die Größe, die einst war.

Die Zukunft bot ihnen nichts. Der Untergang Roms war ihnen gleichbedeutend mit dem Untergang göttlicher und menschlicher Ordnung überhaupt.

Die gebildeten Heiden starrten ins Chaos, die gebildeten Christen sagten: es naht das Weltgericht.

Aber es war kein Untergang.

Tausende von Römern haben nach kurzem Schrecken die Wohlthaten der neuen Ordnungen gepriesen, die sich auf den Trümmern des alten römischen Reiches erhoben.

In ihnen sind neue Völker erwachsen, die germanischen und romanischen Nationen Europa's. Weder die einen noch die andern sind die reinen Nachkommen der Germanen oder der Römer. Wo keine Mischung des Blutes stattfand, da haben sich doch die Ideen gemischt.

Man hat diesen Ursprung oft zu leugnen versucht.

Unter Ludwig XIV. ward ein französischer Schriftsteller in die Bastille gesteckt, weil er in einem gelehrten Werke nachwies, daß die Franken Germanen waren: und noch heute können es viele Franzosen nicht vertragen, wenn man daran erinnert, daß Chlodwig und Karl der Große deutsch redeten und deutsch waren. Gelehrsamkeit und Geist sind aufgeboten, um nachzuweisen, daß die Germanen in Gallien wohl viel zerstört haben, aber nichts gegründet.

Sie schufen ein Chaos, heißt es, aber alles, was schön und groß ist in der französischen Geschichte, das stammt von den weltbeherrschenden Römern oder den ritterlichen Celten.

Noch heute gilt dieser Satz vielen Franzosen als ein zweifelloses Dogma, und auch bei den Deutschen hat es nicht an entsprechender Neigung gefehlt, ihren geistigen Stammbaum rein zu halten.

Vollständig ist der römische Einfluß freilich wohl nie geleugnet. So weit konnte sich auch der ärgste Deutschthümler nicht verirren. Aber man suchte eine Ehre darin, den Reichthum urgermanischer Zustände zu preisen und den Werth des römischen Einflusses herabzusetzen.

Solch reizbares Nationalgefühl kann geschichtlich berechtigt sein.

Als z. B. in den Tagen nach den Freiheitskriegen die römische Idee des absoluten Staates den Deutschen nicht nur die freie Bewegung entzog, sondern auch das erwachende Nationalgefühl erdrückte, da mußte dies Nationalgefühl krankhaft empfindsam werden.

Aber so erklärlich diese Empfindsamkeit deshalb im einzelnen Falle sein mag, so ist sie darum nicht weniger krankhaft. Denn was heißt das überhaupt, eine Nation ist unvermischt, hat kein fremdes Blut, keine fremden Ideen in sich aufgenommen?

Es heißt, in historischer Zeit ist es nicht geschehen; aber ist da-

mit irgendwelche Bürgschaft gegeben, daß es überhaupt nicht geschehen sei?

Und wäre es ein Ruhm, wenn es sich verbürgen ließe?

Die Menschen sind geboren, um zu geben und zu empfangen: einer erzieht den andern, dient dem andern, lernt von dem andern. Das ist die Ehre der Griechen, daß sie zu nutzen wußten, was sie von den Phöniciern empfingen; das ist die Ehre der Gegenwart, daß sie die Arbeitsresultate der Vergangenheit zu empfangen und auf ihnen weiter zu bauen versteht.

Das Volk würde sehr arm sein, das in seiner Sprache, in seiner Cultur, in seinen Ideen nichts hätte als das Erbe seiner natürlichen Vorfahren. Der Reichthum des modernen Lebens ist zu groß, als daß er aus einer Quelle fließen könnte.

Oft ist der Einzelne freilich deshalb nur um so ärmer. Er erhält leicht alles getrübt, er kann nicht ohne Weiteres schöpfen, was er braucht, er hat von all dem bunten Vorrath, allein von keiner Art genügend. — Aber bunt ist der Vorrath.

Wir bauen den Acker nicht, wir schließen kein Handelsgeschäft, wir gehen keine Ehe ein, wir machen kein Gedicht, wir geben kein Gesetz, wir sprechen kein Gebet: ohne uns bald alt-römischer, bald italienischer, bald französischer, bald jüdischer, bald arabischer Formen zu bedienen oder uns solchen Vorstellungen hinzugeben.

Und das gilt von allen modernen Völkern. Zwar hat jedes derselben aus diesem mannichfaltigen Stoffe sich eine eigenartige Cultur erarbeitet. Die verschiedenen Bestandtheile liegen nicht roh und unvermittelt neben einander; aber auch heute prägt sich wenigstens in der Sprache jene Mannichfaltigkeit noch mit sinnlicher Anschaulichkeit aus.

Wenn der Italiener den Bannerträger gonfaloniere und das Banner gonfalone nennt von dem althochdeutschen gundfano die Kriegsfahne — wenn das deutsche Wort marca das Land in dem italienischen marchese, dem französischen marquis — wenn der deutsche mundwald in dem italienischen mondualdo Kurator einer Frau, der deutsche Schöffe in dem italienischen scabino und dem französischen échevin, das deutsche „Bann“ in zahlreichen politischen und militärischen Ausdrücken der französischen Sprache wiederkehrt, so hat man gewissermaßen den urkundlichen Beweis vor sich, daß das staatliche Leben, besonders die Kriegs- und Rechtsverfassung Frankreichs und Italiens unter germanischem Einfluß gestanden hat. Darum

heißen auch die Franzosen nach den deutschen Franken und die Norditaliener nach den deutschen Longobarden, darum führen die französischen Könige die deutschen Namen Heinrich, Karl, Ludwig, und viele italienische Namen, wie Grimaldi, Garibaldi, Alighieri, sind nur leise Aenderungen altdeutscher Namen. [1]) Umgekehrt trägt die deutsche Sprache in allen Theilen die Spuren des römischen Einflusses, vielleicht ist ein Drittheil unseres heutigen Wortschatzes romanischen Ursprungs.

Je weiter man aber in der Geschichte zurückkehrt, um so schärfer und unmittelbarer zeigen sich bei diesen Völkern die germanischen und die römisch-christlichen Elemente, die in ihnen vereinigt wurden. Anfangs ist sogar die Herkunft der Personen noch zu bestimmen.

Der Proceß begann mit der Gründung der germanischen Staaten auf römischem Boden. Die Römer hatten selbst schon keine einfach nationale Cultur mehr, sie waren in dieser Beziehung ein modernes Volk. Zu dem altrömischen Wesen waren, abgesehen von andern Elementen, etruskische und griechische Cultur und das auf semitischem Boden erwachsene Christenthum hinzugekommen. Es war ferner eine Cultur, die ihren Höhepunkt schon überschritten hatte, reicher an Formen und Erinnerungen vergangenen Lebens als an Kraft.

Auf diesem von so mannigfaltigen Elementen getränkten Boden gründeten nun die Germanen im fünften und sechsten Jahrhundert ihre Staaten.

Ein wunderbares Schauspiel.

Die Barbaren wagen es, ihren Staat zu gründen inmitten einer übercultivirten Welt und zwar mit der Absicht, diese Cultur zu erhalten, die Römer nicht auszurotten.

Römer und Germanen waren verschieden in Sprache und Sitte, in Recht und Religion, die einen waren Barbaren, die andern überfeinerte Großstädter. Es schien unmöglich, daß es gelingen könnte, sie zu einen. Und doch ist es nicht blos in einem Staate, von einem Stamme versucht, sondern von vielen..

Man sieht, es war die rechte Stunde. Die Germanen waren zwar noch Barbaren, aber empfänglich für den hohen Werth der Cultur und zugleich im Stande, den Römern zu geben, was ihnen fehlte: ein neues Rechtsleben und ein neues Staatsleben.

Sechs Staaten sind es, die so entstanden: die der Westgothen,

---

[1]) Ich wähle gern diese Beispiele, die kürzlich von Victor Hehn seinen geistvollen Betrachtungen zu Grunde gelegt sind.

Burgunden und Franken in Gallien, der Vandalen in Afrika, der Ostgothen und Longobarden in Italien.

In den Staaten der Vandalen in Afrika und der Ostgothen in Italien waren Römer und Germanen mehr nur äußerlich vereint, und beide Staaten hatten auch nur vorübergehende Bedeutung. Hätten sie länger bestanden, so hätten sie in die Wege der Burgunden, Westgothen, Franken und Longobarden einlenken müssen. Alle diese vier Völker haben aus Römern und Germanen einen einheitlichen Staat zu machen gesucht.

Je nach der Zahl der Völker und ihren Mitteln, ferner nach der Zeit und den Umständen haben sich diese Versuche sehr verschieden gestaltet. Besonders wichtig ist der Unterschied, daß bei den einen der Einfluß der romanischen Bevölkerung stärker war, bei den andern geringer.

Am glücklichsten war die Stellung der Franken.

Als Chlodwig seinen kleinen Staat, der fast noch ganz in den Formen der Urzeit steckte, durch die Eroberung des größten Theiles von Gallien zur merowingischen Monarchie erweiterte, da hatten in Gallien die Westgothen schon über sechzig, die Burgunder schon über vierzig Jahre an der Aufgabe gearbeitet, Römer und Germanen in *einem* Staate zu vereinen.

Die Formen waren gefunden, die Wege waren gewiesen, und die Menschen glaubten allmählich an die Möglichkeit.

Die verzweifelte Frage, was soll werden, wenn Rom nicht mehr ist? hatte eine Antwort gefunden, und seit mit der Revolution Odovakars von 476 auch der Schatten des weströmischen Reiches verschwunden war, gab es nur noch Wenige, die sich nicht bei jener Antwort beruhigten.

Die Römer waren nicht mehr, was sie im Anfang des Jahrhunderts gewesen. Sie hatten den Hochmuth verlernt, mit dem sie auf die „fellbekleideten Barbaren" herabsahen; sie hatten vor ihren Gerichten Recht nehmen, in ihren Heeren kämpfen und ihren Königen dienen gelernt.

Der Gegensatz von germanischem und romanischem Wesen war in dem fränkischen Staate nur halb so stark als im westgothischen und burgundischen.

Und endlich fehlte dem fränkischen Staate auch der bittere Stachel des religiösen Gegensatzes.

Die Gothen und Burgunder waren Arianer; die Franken waren

theils Heiden, theils Katholiken wie die Römer, und ihr Staat gewann noch unter Chlodwig einen ausgesprochen katholischen Charakter. Dem Kriege gegen die arianischen Gothen wußte Chlodwig den Charakter eines Kreuzzuges zu geben. Die Kirche, welche die Staaten der Burgunden und der Westgothen zerspaltete, einte die Franken mit den Römern.

In der Kirche suchte der gallische Adel Ersatz für die Carriere, die Ehren und Würden, die ihm einst das römische Kaiserthum geboten: um so leichter trat er in den Dienst der Franken, deren Schwert die arianischen Kirchen Galliens zerschlagen hatte.

Hundert Jahre nach Chlodwig waren Römer und Franken in Italien einander wesentlich gleich: auch die Römer hatten fränkisches Nationalgefühl.

Der fränkische Staat hat dann alle anderen in sich vereinigt und sich zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie erweitert, in welcher die ganze germano-romanische Welt oder, was dasselbe heißt, die abendländische Christenheit mehrere Jahrhunderte gemeinsamer Entwicklung verlebte.

Die Zeit dieser gemeinsamen Entwicklung war das Mittelalter, das Ergebniß derselben sind die Völker der Neuzeit.

Auch das Mittelalter sah verschiedene Staaten; aber in der Vorstellung der Menschen galten sie als Theile eines kirchlich-weltlichen Gesammtstaates. Auch das Mittelalter unterschied verschiedene Völker; aber die politisch bedeutsamen Stände — die Ritter und die Geistlichen — hatten einen internationalen Charakter. Sie hatten gemeinsame Interessen und gemeinsame Lebensformen, die den französischen Ritter dem deutschen Ritter näher stellten, als dem französischen Bauern.

An der Spitze standen Kaiser und Papst.

Zunächst war der Kaiser das Haupt, und der König der Deutschen war der Kaiser. Ihn zierten die stolzen Titel All der Welt Herr oder caput mundi, alter post Christum, vicarius Christi.

Aber als sich im 11. Jahrhundert die Päpste erhoben, um den Kaiser aus dieser Stellung zu verdrängen, da fanden sie in den Fürsten der anderen Staaten, die den König der Deutschen ungern über sich ertrugen, bereitwillige Unterstützung. Und so vollzog sich in einem zweihundertjährigen Kampfe die ungeheure Revolution.

Bis dahin war der Papst nur der erste Geistliche im Reiche, vom Kaiser ernannt und — in zahlreichen Fällen — vom Kaiser

gerichtet. Jetzt war der Papst der Herr, und der Kaiser der höchstbetitelte Diener des Papstes.

Allein in dem Kampfe hatte die Universalmonarchie ihre politische Bedeutung verloren.

Es ist natürlich, daß der Papst sie festzuhalten suchte, daß er die Ansprüche sogar noch viel weiter ausdehnte, als je ein Kaiser gewagt hatte, und daß es ihm in vielen einzelnen Fällen gelang, sie durchzusetzen: denn nur langsam schwinden Ideen, die einmal die Welt beherrschten. Ja, in den Plänen Karl's V., in den Träumen französischer Könige und zuletzt noch in dem verzehrenden Ehrgeiz des ersten Napoleon lebte auch die Kaiseridee gleichsam gespenstisch wieder auf, und die ehrwürdige Maske Karls des Großen erfüllte die Welt mit Entsetzen.

Aber im Ganzen betrachtet war die Welt doch verändert. Das Selbstbewußtsein der einzelnen Nationen war im 14. Jahrhundert bereits so stark, daß die Idee der Gemeinschaft zurücktrat. Die Universalmonarchie ward mehr nur noch als eine Universalkirche gedacht. Es war die Zeit des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit, die Zeit, in welcher der Stand der Neuzeit, der Bürgerstand, eine gleichberechtigte Stellung neben den mittelalterlichen Ständen, den Rittern und Geistlichen, gewann. Und der Bürgerstand war von vornherein national geschieden.

In demselben Jahrhundert erhoben sich endlich auch die ersten kräftigen Stimmen gegen das ganze System des kirchlich-weltlichen Staates mit dem Papste an der Spitze.

Wycleff und die Lollarden nannten es ein „Reich des Antichrists", sie jubelten über das Schisma: nun sei das Haupt des Antichrists gespalten.

Der Sturz der Spitze hatte das ganze Gebäude erschüttert; indem sie gegen die Kaiser kämpften, hatten die Päpste ihr eigenes Ansehen untergraben. Ihre Macht und ihr Rang waren gestiegen; aber der Glaube an ihre Heiligkeit war gemindert. Bann und Interdict hatten ihre Kraft verloren, sie waren zu oft mißbraucht.

Langsam löste sich so die Welt aus den Formen und Vorstellungen des Mittelalters: die eine Nation früher, die andere später, die eine in dieser, die andere in jener Weise.

Vollendet wurde der Proceß durch die Reformation, welche auch die kirchliche Gemeinschaft der abendländischen Christenheit auflöste.

Mehr als tausend Jahre waren verflossen seit der Gründung der germano-romanischen Staaten, siebenhundert Jahre seit der Vollendung der mittelalterlichen Universalmonarchie.

So lange hatte eine Form die in gewaltiger Gährung sich durchdringenden germanischen und römischen Volksgeister umschlossen.

Schwer ist es im Einzelnen nachzuweisen, wie sie sich umbildeten — aber die Grundzüge der Entwicklung treten in anschaulicher Klarheit hervor. Im merowingischen Reiche herrschten die Römer auf allen Gebieten des geistigen Lebens, des Handwerks und des Ackerbaues; die Regierung dagegen, das Heerwesen, die Gerichtsverfassung, die Ordnung der Gemeinde erhielt germanische Form.

An Stelle des stehenden Söldnerheeres trat das unbezahlte Volksheer, an Stelle des großen Beamtenapparates mit seinen Rangstufen und seiner Trennung von militärischen und bürgerlichen Gewalten trat der Graf, welcher militärische und bürgerliche Gewalt vereinigte, wie er ganz ähnlich in dem Staat der Angelsachsen wiederkehrt. An Stelle des römischen Richters trat die germanische Gerichtsversammlung, an Stelle der römischen Untersuchung das germanische Beweisverfahren mit Eidhelfern und Zweikampf, an Stelle der römischen Strafen das germanische Geldbußensystem.

An Stelle des römischen Kaisers trat der germanische König, der nichts Wichtiges thun konnte ohne den Rath der Großen, und der sich fügen mußte, wenn das versammelte Heervolk den beschlossenen Krieg verwarf oder die Friedensbedingungen nicht annahm. An Stelle der absoluten Gewalt trat die eigenthümliche „Banngewalt“, an Stelle der Stadtverfassung die Gauverfassung, an Stelle der römischen Thronfolge die germanische Erbfolge, die zugleich eine Wahl war.

So zweifellos diese Thatsache ist, so schwer wird es zunächst, sie zu begreifen.

Der Staat der Germanen war wenig entwickelt, hatte keine Formen und keine Uebung für die Lösung der Aufgaben, die das hochentwickelte Culturleben auf römischem Boden an ihn stellte. Man hätte erwarten sollen, daß die Franken die römischen Einrichtungen übernommen hätten, zumal ihre Könige früher schon zeitweise als römische Beamte fungirt hatten.

Daß es nicht geschah, erklärt sich aus zwei Ursachen.

Das staatliche Leben der Römer war zu verkommen, und der Geist desselben wie des antiken Staates überhaupt den Germanen völlig zuwider.

Der antike Staat war omnipotent. Allgewaltig ist zwar die wörtliche Uebersetzung, bezeichnet aber nicht das, worauf es ankommt. Die fremde Sache fordert auch einen fremden Ausdruck. Die Silbe „all" verstärkt nur den Sinn von gewaltig; aber in dem lateinischen omnipotens liegt der entscheidende Sinn in dem ersten Theile des Wortes. Alle Gebiete des Lebens machte der antike Staat sich unterthan und forderte den ganzen Menschen. Ihren vollendeten Ausdruck hat diese antike Staatsidee in der spartanischen Verfassung gefunden. Sie hatte das Volk zu einem Orden umgestaltet. Der Spartaner durfte nicht essen in seinem Hause, sein Gut nicht nutzen wie er wollte, seine Kinder nicht erziehen, keinen Besuch empfangen und keine Reise unternehmen: er lebte nicht für sich, er lebte nur für den Staat.

So schroff war der römische Staat nicht organisirt; aber auch er zog alles in seinen Bereich, kannte keinerlei Schranke.

In der römischen Republik war der Beamte unumschränkt, und im Kaiserreiche waren die Menschen zahlreich zu Staatssclaven herabgedrückt. In mannichfaltige Gruppen eingetheilt, hatten sie dem Staate zu frohnden. Die einen mußten Steine liefern und Kalk, die anderen als Schiffer, andere als Bäcker die Magazine des Staates füllen; andere hatten Postpferde, andere Soldaten zu stellen; andere mußten als Decurionen die Städte verwalten, die Steuern eintreiben, die Unterbeamten ersetzen.

Sie mochten eine ganz andere Thätigkeit wünschen, zu ganz anderen Diensten bereit sein: wessen Vater Decurion, Schiffer u. s. w. gewesen war, der mußte es wieder werden, und wen der Befehl des Kaisers dazu berief, der mußte nun sein Leben darin verbringen.

Die Deutschen haben einem derartigen Staate von jeher widerstrebt.

In tausend Bedürfnissen, Einrichtungen und Gewohnheiten, in mannigfaltigen, bei den verschiedensten Völkern des Stammes wiederkehrenden Zügen kommt eine andere Staatsidee zum Ausdruck.

Ihr Staat muß dem Menschen freie Bewegung lassen; der Mensch soll nicht im Staate aufgehen, soll noch etwas für sich sein. Ihre Staaten zerfielen in Theilstaaten, die Theilstaaten in Gemeinden, die gleichfalls dem Staate ähnlich organisirt waren und sich wie kleine Staaten fühlten.

In der Gemeinde endlich war jedes Haus eine Burg und ein Reich für sich.

Nur in seltenen Fällen, nur unter der Bewahrung feierlicher Formen durfte die Gewalt des Staates die Schwelle des Hauses überschreiten.

Traf der Waldhüter den Holzdieb auf handhafter That und verfolgte ihn in das Dorf, so mußte er stehen bleiben vor dem Hause. Drang er ein, so durfte der verfolgte Dieb die Axt nehmen, die in dem Stützbalken seiner Wohnung stak, und den Beamten als einen Friedbrecher niederschlagen. Er war straflos, wenn der Getroffene innerhalb der Schwelle niedersank.

Nicht ohne Grund haben feinsinnige Beobachter den deutschen Staat erstehen lassen durch Vertrag der ursprünglich wie kleinste Staaten nebeneinanderstehenden Häuser und Höfe.

Nur in dem durch Colonisation von Norwegen aus besiedelten Island ist der Staat so entstanden; ursprünglich konnte er nicht so entstehen. Aber wenn die Theorie falsch ist, so waren doch die Beobachtungen richtig, von denen sie ausging. Unabhängig stand das Haus in der Gemeinde und die Gemeinde im Staate.

In dem fränkischen Reiche erfuhr diese germanische Staatsordnung mannigfaltige Umgestaltung und Weiterbildung. Unter dem befruchtenden Einfluß des neuen Bodens und der neuen Umgebung trieb der Baum neue Sprossen, und auch die alten Zweige gewannen ein anderes Ansehen.

Aber er entartete nicht.

Wohl gewann der König eine straffere Gewalt, und es hätte Gefahr entstehen können, daß sie zuletzt in römischen Despotismus ausarte. Da erstand das Lehnwesen und bot der individuellen Freiheit einen weiten Spielraum.

Gewiß wäre es falsch, das Lehnwesen schlechthin als ein Erzeugniß „der germanischen Staatsidee" zu betrachten. So einfach vollziehen sich geschichtliche Processe nicht.

Das Lehnwesen erwuchs zunächst aus den wirthschaftlichen Veränderungen, welche den Bauernstand vernichteten, das alte Gefolgewesen und die alte Heerverfassung, den soldlosen Kriegsdienst der Gemeinfreien unmöglich machten.

Aber daß das Lehnwesen sich auf diese eigenthümliche Weise entwickelte, dazu wirkten die eigenthümlichen Vorstellungen mit, welche die Germanen über den Staat und die Stellung des Mannes zum Staat hegten.

Nur gewisse Leistungen schuldete der Mann dem Lehnsherrn und

damit dem Staate — im übrigen bildete er in seiner Burg, mit seinem Gebiete selbst einen Staat: der Beamte des Königs durfte es nicht betreten.

Der altgermanische Staat, in welchem jedes Haus für sich war, lebte hier in aristokratischer Form wieder auf.

Und dieselbe Entwicklung nahm das Städtewesen. Jede Stadt suchte im Reich einen möglichst selbständigen Theilstaat zu bilden, und in der Stadt suchte wieder jede Zunft sich frei zu machen von dem Gericht der Stadt und sich als ein Staat im Stadt-Staat zu organisiren.

So zersetzte dieser Zug der germanischen Staatsidee in seiner Uebertreibung alle staatliche Ordnung: und es war ein Segen, als seit dem 15. Jahrhundert der absolute Beamtenstaat diesen verwilderten Lehnsstaat allmählich verdrängte und ersetzte.

Wieder waren es gar mannichfaltige Strömungen, die sich vereinigten, um diesen Wald von Hindernissen hinwegzureißen.

Die Noth des Augenblicks, die steigende Bedeutung des Geldes, der Mißbrauch, den die großen Lehnsträger mit ihrer Gewalt trieben, die Veränderung des Kriegswesens: kurz, vielerlei Ursachen wirkten zusammen, aber unter ihnen als eine der bedeutsamsten die durch das Studium des römischen Rechts erneuerte Erinnerung an den römischen Staat und des Kaisers absolute Gewalt.

Merkwürdig, wie gleichzeitig, inmitten dieser Bewegung, in den kleinen Republiken der Schweizer und der Marschbewohner der altdeutsche Staat wiederauflebte, zum Theil in ganz überraschender Uebereinstimmung mit dem Staate des Tacitus. Wie in dem „Dinghof“ der Gutsbauern des 13. und 14. Jahrhunderts die alte Gemeindeverfassung der freien, ihre eigene Mark verwaltenden Bauern der taciteischen Zeit wieder erscheint, so erprobte sich in jenen Republiken die unverwüstliche Triebkraft der altgermanischen Staatsidee. So lehrreich aber deshalb diese Bildungen sind, so blieben sie doch für die geschichtliche Entwicklung im Ganzen ohne Bedeutung.

Der Staat der Gegenwart ist erwachsen aus dem absoluten Staate, der unter dem Einfluß römischer Staatsanschauung stand und im 16., 17. und 18. Jahrhundert alle größeren Völker beherrschte.

Aber trotz dieser gleichartigen Entwicklung ihres Staates offenbart sich in den fertigen Völkern der Neuzeit der alte Gegensatz römischer und germanischer Auffassung des Staates.

In den fertigen Völkern bricht der Charakter des vorherrschenden Elements wieder durch, der in der Gährungsperiode des Mittelalters verhüllt war durch die gemeinsame Form des Lehnstaates.

Nicht als ob jeder einzelne Angehörige der Nation bestimmte Ansichten über den Staat hätte.

Weitaus die meisten haben überhaupt keine, und die Schriftsteller sind in ihren Meinungen vielfach nicht der Ausdruck des Geistes ihres Volkes, sondern beherrscht von der Schule, in der sie erwuchsen, oder gegen welche sie sich erheben.

Aber sind nicht die Ueberzeugungen am wirksamsten, über die wir niemals nachgedacht, die wir uns niemals zum Bewußtsein bringen? Jede Nation hat, wie sich Wilhelm von Humboldt ausdrückt, ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Dieses gemeinsame Empfinden hat eine hervorragende Stelle unter den Mächten, welche die Geschichte eines Volkes gestalten. Und was zeigt die Geschichte Frankreichs?

Seit dem Sturz des Lehnstaates hat der Geist des absoluten Staates, die mechanische Centralisation der Volkskräfte in der Hand der Regierung, unter allen noch so schroffen Wechseln der staatlichen Form die Oberhand bewahrt.

Die Republik der neunziger Jahre behandelte das Volk ebenso als gleichgiltige Masse, wie Ludwig XIV. vorher und Napoleon I. und die folgenden Gewalten nachher.

All die gewaltigen Umwälzungen berührten doch nur die Oberfläche Frankreichs: das Regiment blieb im Wesentlichen das gleiche. Immer hing Alles ab von *einem* Willen, von einer großen Centralbehörde.

Am schroffsten offenbart sich dies in der hilflosen Abhängigkeit der Schule und zeitweise auch der Kirche von der politischen Gewalt.

Von Zeit zu Zeit ward diese Staatsgewalt durch Revolutionen zu Boden geworfen, und ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, als seien diese Revolutionen eine nothwendige Zugabe zu diesem Regiment, dem sonst alles politische Leben erliegen würde — und als müßten sie fortdauern, bis der Geist der römischen Centralisation, unter dessen Druck das Leben der Gegenwart nicht gedeihen kann, aus dem Staate ausgeschieden ist. Geistvolle Franzosen haben diesen Ruf nach einer solchen Germanisirung ihres Staatswesens gerade in neuester Zeit oft und laut erhoben.

Für uns Deutsche war dagegen der römisch-absolute Staat nur ein Uebergang. Zwar wandeln wir noch unter seinen Ruinen, und im Kampfe der Parteien wird noch oftmals sein Schatten beschworen: aber die Herrschaft hat er verloren.

Wir haben es erfahren, wie segensreich die römische Centralisation der Kraft in gewissen Perioden und auf gewissen Gebieten zu wirken vermag, und werden sie hier nicht wieder preisgeben wollen: aber andererseits wird auch die Forderung nicht wieder zum Schweigen zu bringen sein, daß der Staat die Grenzen seiner Gewalt anerkenne, daß er die großen und kleinen Kreise der Gesellschaft die Angelegenheiten selbst besorgen lasse, die sie allein angehen, und daß er vor allem das Gebiet des geistigen Lebens mit schonender Hand behandele.

Die Kirche, die Wissenschaft, die Schule haben dem Staate zu dienen, aber nicht als Bediente des Staates. Der Staat ist die höchste Organisation des Volkes, aber nicht die einzige: er ertödtet sein eigenes Leben, wenn er das der anderen erstickt.

Unser Volk ist im Aufstreben, und da muß auch in seinem Staate der Geist sich erhalten, der ihm eigenthümlich ist. Der Geist des antiken Staates hat ihn wohl befruchtet und beeinflußt, zeitweise auch unterdrückt; er konnte ihn aber nie erdrücken.

Dieser Gegensatz römischen und germanischen Geistes wiederholt sich bei den Völkern Europa's auch auf dem kirchlichen Gebiete.

Es ist nicht zufällig, daß sich in der Reformation die germanischen Nationen in Masse von dem Papste lossagten — die Dänen und die Skandinavier, die Deutschen, die Schweizer, die Holländer und Engländer, — daß dagegen die romanischen Nationen der Masse nach in der römischen Kirche verblieben.

Acht Jahrhunderte hindurch hatten die Deutschen ihr religiöses Leben in den von Rom oder doch von römischem Geiste geschaffenen Formen gelebt, in römischer Sprache ihren Gottesdienst gehalten, alle Gnadengaben der Kirche von den kirchlichen Gewalthabern erwartet.

Im 16. Jahrhundert erhob sich dagegen der germanische Geist der individuellen Freiheit, und das war seine Forderung: daß jeder Laie Gott eben so nahe stehe wie der Pabst, daß die Kirche nicht Hüterin eines Gnadenschatzes sei, aus dem sie Vergebung der Sünden spende, sondern daß ein jeder Vergebung der Sünden erhalte durch gläubige Hingabe an Gottes Gnade und keiner priesterlichen Vermittelung bedürfe.

In der römischen Kirche vollendete sich dagegen gerade seitdem die Centralisation, welche die Bischöfe zu Agenten des Papstes herabdrückte und alle kirchliche Gewalt in der Hand des Papstes vereinigte.

Es war schon früher angestrebt: aber unter Constantin und Theodosius war die Kirche ein Theil der großen Staatsmaschine, selbst im Dogma von der Laune des Kaisers abhängig. Im fünften, sechsten, siebenten Jahrhundert mußte sie sich den Ordnungen der verschiedenen germanischen Staaten einfügen: die Kirche zerfiel in mehrere Landeskirchen.

Bis dahin konnten die Versuche einer Centralisation wenig Erfolg haben.

Seit aber die Universalmonarchie Karls des Großen die Kirche äußerlich einte, da erneuerten sie sich mit siegreicher Gewalt. Nur das hielt sie eine Zeitlang auf, daß die Kirche in die Formen des Lehnstaates eingegangen war, daß die Bischöfe mächtige Fürsten geworden waren.

Nicht die geniale Kraft der Cluniacenser und Jesuiten, der Gregore und Innocenze hat das Werk gegründet, das in unsern Tagen mit dem Unfehlbarkeitsdogma gekrönt ward: nicht die Herrschsucht einzelner Männer ist anzuklagen, welche die bisherigen Genossen zu Dienern herabdrückte. Auch die genialsten Männer erhalten nur Bedeutung durch die weltbeherrschende Strömung, die in ihnen Gestalt gewinnt. Diese Centralisation ist der Ausdruck des Geistes, der in der römischen Kirche waltet, der echten Tochter des römischen Kaiserstaates.

Noch eine Beobachtung ist nachzuholen aus dieser Entwicklung.

Gerade um die Zeit befreiten sich die Deutschen auf dem kirchlichen Gebiete von dem römischen Einfluß, in welcher sie den Staat mehr und mehr im Geist des römischen Absolutismus umgestalteten. Und gerade um diese Zeit nahmen sie auch das römische Recht an und lebten nach seinen Vorschriften, bis auf die großen Gesetzgebungen des letzten Jahrhunderts.

Das altdeutsche Gerichtsverfahren war im späteren Mittelalter in unglaublicher Weise erstarrt, und die Einführung des fremden Rechts war in vieler Beziehung eine Erlösung. Aber es ging das nicht ab ohne die gröbste Vergewaltigung des Rechtsbewußtseins der Nation und der Rechtsverhältnisse, in denen sie lebte. So nahm man den Bauern den letzten Rest ihrer Rechte, drückte sie aus zum Theil noch ganz behaglicher Existenz in hülflose Sclaverei herab, in-

dem man dem deutschen Gutsherrn die Gewalt zusprach, die der römische Herr über seine Sclaven hatte.

Nicht, als ob das römische Recht den Ruin des Bauernstandes ausschließlich verschuldete.

Dieser Ruin war ein Ergebniß, zu dem sehr verschiedene Ursachen zusammen wirkten; aber die unglückselige Uebersetzung von Grundherr mit dominus und abhängigem Bauer mit servus hat viel Bitterkeit in diesen Kelch geworfen, hat vielerorts den Proceß vollendet, der die Dörfer in große Güter und die Bauern in Tagelöhner und Knechte umwandelte.

So sind denn nacheinander alle Gebiete unseres Lebens zeitweise der Herrschaft des römischen Geistes unterworfen gewesen — aber niemals alle zugleich.

Im Mittelalter erstreckte sie sich vorzugsweise auf das geistige und religiöse Leben, während im Staat und im Recht germanische Ordnungen bestanden.

Im 16. Jahrhundert lösten wir uns aus der geistigen und kirchlichen Vormundschaft — traten aber in Staat und Recht in die Schule römischer Institutionen.

In der Gegenwart hat sich die Lehrzeit vollendet; der germanische Geist ist durch den langen Kampf mit der überlegenen Cultur bereichert, aber nicht unterdrückt, und kann fortan ohne Gefährde in freier Wechselwirkung mit dem antiken Wesen sich entfalten.

Es soll die Aufgabe dieser Darstellung sein, das Ringen dieser Geister bis zu dem Punkte zu begleiten, wo sie sich zur Schöpfung der großen Universalmonarchie des Mittelalters vereinigten.

Der erste Band soll die Urzeit umfassen und die Zeit des Ueberganges.

Er wird in den beiden ersten Büchern von den Germanen im Allgemeinen handeln, in dem dritten Buche ausschließlich von den Westgothen, welche in der Zeit des Ueberganges die Träger der Entwicklung waren.

Der zweite Band begreift die Geschichte der auf römischem Boden gegründeten germanischen Staaten.

Erstes Buch.

Geschichte der Germanen bis 375 n. Chr.

Erstes Capitel.

Die vorgeschichtliche Zeit. Die Kämpfe der Germanen und Römer bis 16 vor Christo.

In grauer Vorzeit, zu der nicht einmal die Sage zurückreicht, saß in Asien ein Nomadenvolk, von dem die Perser und Inder in Asien, die Griechen, Italiker, Kelten, Germanen, Letten und Slaven in Europa abstammen.

Die Sprachen dieser Völker zeigen in dem Wortschatz und, was noch entscheidender ist, in den Bildungsgesetzen der Grammatik eine solche Uebereinstimmung, daß der erst so fremdartige Gedanke, daß alle diese Völker Brudervölker sind, jetzt als eine Thatsache gelten muß. Man hat die Grammatik und das Wörterbuch der Ursprache, also der Sprache des Muttervolkes, wiederhergestellt, und dieser Wortschatz läßt erkennen, welche Gegenstände jenem Urvolke bekannt waren, und in welchen Vorstellungen es lebte.

Das Familienleben und die Anfänge des Staates waren bereits ausgebildet, ebenso ein Kreis von religiösen Vorstellungen. Sie lebten von Jagd und Viehzucht; den Acker bebauten sie noch nicht, und auch das Salz war ihnen noch unbekannt.

Die Europäer müssen dann eine Zeit lang als ein ungetheiltes Ganze zusammengeblieben sein in einer Gegend, wo man Salz gewinnen und den Acker bebauen lernte. Auch in Sitte und Religion machten sie in dieser Periode manche Entwicklung durch und erwarben einen gemeinsamen Schatz von neuen religiösen und sittlichen Vorstellungen. Er ward zwar später von den einzelnen Völkern in sehr verschiedener Weise gemehrt und umgeformt, läßt aber in manchen Zügen die Uebereinstimmung auch da noch erkennen. Als es zum Todeskampfe

ging, rief Leonidas den Genossen zu: „Frühstückt rasch, im Hades werden wir zu Mittag speisen!" und ebenso sagte in der Hervararsaga Hialmar zu Oddr: „Heut' Abend werden wir Odins Gäste in Valhöll sein!" und in der Hromundarsaga spricht Kari zu König Olaf: „Lebt wohl, Herr, ich werde bei Odin gasten".

Noch überraschender ist die Uebereinstimmung mancher Mythen und Sagen. So decken sich die Sagen von dem nordischen und von dem griechischen Ahnherrn der Schmiedekunst oder ursprünglich wohl der Kunstfertigkeit im Allgemeinen in einer ganzen Anzahl der eigenthümlichsten Züge. Der Schmied Wieland hinkt wie Hephästos, wird aus dem Meer gerettet von der Wasserfrau wie Hephästos von der Thetis, ist in Gefangenschaft wie Dädalos, der Heros, welcher nach dieser Seite den Hephästos vertritt, und entflieht wie dieser mit einem kunstvollen Flügelkleide. Aber bei derartigen Mythen und Sagen ist es meist unmöglich, den altgemeinsamen Besitz auszuscheiden aus der Masse des späteren selbständigen Erwerbes [1]). Man ist dabei zu vielfachen Täuschungen ausgesetzt.

Ueberall jagt der Sturm die Wolken über das Land, und wechselt der todte Winter mit dem knospenstrotzenden Frühjahr. Davon sagen die verschiedensten Völker in ähnlichen Bildern und Sagen. Noch mehr verwirrt die Wanderung der Sagen und Erzählungen. Was das eine Volk erfunden, ward von den Nachbarn nacherzählt, wanderte von Stamm zu Stamm über unglaublich weite Strecken, verband sich mit den Sagen dieser Lande und gab ihnen nun die auffallendste Aehnlichkeit mit Mythen, die ihnen ursprünglich fremd waren.

Unter den Europäern sind die Germanen den Slaven und den diesen nahe verbundenen Preußen-Letten nächst verwandt. Diese drei Stämme haben also vielleicht längere Zeit im heutigen Rußland als ungetheiltes Ganze gesessen, bis ein Theil sich loslöste und in den

---

[1]) Kuhn, die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indogermanischen Völker in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 4, 1855, läßt keinen Zweifel, daß in den Sagen von Wieland uralter Besitz steckt. Die Märchen und Sagen von Hephästos auf der Insel Lipara und die Sagen, die in der Gegend von Münster schon in heidnischer Zeit über den unsichtbaren Schmied umgingen, lassen sich unmöglich von einander ableiten. Die westfälischen Bauern haben sie sicher nicht den Griechen nacherzählt. Für das hohe, in die heidnische Zeit zurückreichende Alter der Schmiedsagen dort bürgt der älteste Name von Münster: Mimigardiford, von Mimir, dem Lehrmeister Wielands.

Ländern zwischen Weichsel und Rhein zu dem besonderen Volke der Germanen erwuchs. Dies Land bezeichnet die Sage als die ursprüngliche Heimat der Germanen, und hier saßen sie auch, als sie zuerst erwähnt werden. Das geschah durch Pytheas von Marseille, der um 320 v. Chr. auf einer kühnen Entdeckungsfahrt den cultivirten Ländern des Südens die erste Kunde von diesen Gegenden brachte. Aber das blieb dann für lange Zeit die einzige Kunde und berührte nur die Küste, wahrscheinlich sogar nur die Nordseeküste. Das Binnenland ist erst durch die Römer aufgeschlossen.

Ihre Beziehungen zu den Germanen begannen um 180 v. Chr. Damals veranlaßte der Macedonierkönig Perseus die germanischen Bastarner, die am Nordufer der unteren Donau saßen, zu einem Einfall in Italien. Der Angriff scheiterte an dem Widerstand der Dardaner im heutigen Serbien, und beim Rückzug über die gefrorene Donau brach das Eis, und der größte Theil der Bastarner ertrank. So blieb Italien verschont.

Etwa um dieselbe Zeit oder noch früher drangen andere germanische Stämme oder Theile derselben über den Niederrhein, gewannen dort Wohnsitze und verschmolzen mehr oder weniger mit keltischen Stämmen jener Gegend. Cäsar begreift sie später mit unter dem Namen der Belgier, der die nördlichen Theile Galliens umfaßt; aber er fügt hinzu, daß vier von diesen Stämmen — die Eburonen, Condrusen, Caeroesen und Paemanen — noch als Germanen bezeichnet und als solche von den übrigen Belgiern geschieden würden.

Diese Nachricht ist später benutzt zu einer Lösung der von den römischen Gelehrten vielfach behandelten Frage nach der Entstehung des Namens Germanen. Man deutete die Angabe Cäsars so, als hätten die Eburonen und ihre Nachbarn den Namen Germanen als Stamm geführt, und von diesem Stamme sei dann der Name auf die ganze Nation ausgedehnt. Ueberliefert ist uns diese Theorie von Tacitus, der sie aber schon bei Anderen vorgefunden hatte. Sie ist sicher falsch; denn sie widerspricht Cäsar, aus dessen Angabe sie entstanden ist.

Cäsar gebraucht den Namen Germanen nur als ethnographischen Begriff weitesten Umfangs, der alle Stämme der Nation umfaßt.

Die Entstehung des Namens ist noch dunkel. Cäsar muß ihn bei den Kelten gehört haben; denn die Germanen selbst gebrauchten ihn nicht. Sie hatten für sich überhaupt keinen gemeinsamen Namen.

Sie hatten auch kein Bedürfniß dafür, da die Nation keine gemeinsamen Interessen hatte und jeder Stamm für sich ging. Erst im Verkehr mit Rom erwachte etwas davon, und da haben sie sich denn allerdings im Nothfall auch mit dem bei den Römern üblichen Namen Germanen genannt. Als später ein wirkliches Bewußtsein von der Einheit der Nation erwachte, da ist ein anderer Name aufgekommen, der Name Deutsche.

Geraume Zeit nach jenem Vordringen der Eburonen u. s. w. über den Niederrhein verließen große Schaaren der Cimbern ihre Heimat an der unteren Elbe und Eider. Gewaltige Fluten, wie sie dort im Laufe der Zeit die ganze Dünenkette zerrissen und ein gut Theil der dahinter liegenden Marschländer wegspülten, sollen sie zur Auswanderung getrieben haben.

Im Jahre 113 v. Chr. erschien ihr ungeheuerer, durch Zuzug aus anderen Stämmen vermehrter Schwarm an der Nordostgrenze Italiens und schlug das römische Heer daselbst bis zur Vernichtung. Ebenso siegten sie 109 und 105 im Rhonethal, und drei Mal stand ihnen so der Weg nach Italien frei, zumal auch noch andere barbarische Völker sich auf die Römer stürzten. Aber sie wandten sich nach Spanien und dann gegen die Belgier. Erst 102 entschlossen sie sich zu dem Marsch auf Rom. Die Cimbern zogen über die östlichen Alpen, die Teutonen, das andere Hauptvolk, durch das Rhonethal. Diese Theilung und die Tapferkeit des C. Marius rettete Rom. Marius schlug erst die Teutonen bei Aquae Sextiae 102 und dann die Cimbern in Oberitalien 101. Was von den Hunderttausenden die Tage der Schlacht überlebte, das füllte die Sclavenzwinger der römischen Herren.

Zwölf Jahre hatte Rom vor einem Germanenschwarm gezittert — es war das Vorspiel eines langen Kampfes.

Der nächste Zusammenstoß erfolgte, als jedes der beiden Völker die Kelten in Gallien zu unterwerfen versuchte. Im Großen und Ganzen standen die meisten Kelten damals auf derselben Culturstufe wie die Germanen, und dies hat manchen sonst scharfsinnigen Forscher verführt, sie für ein Volk zu halten oder einen Theil des Keltenstammes mit den Germanen zu vereinigen. Allein die sorgfältige Prüfung der Ueberlieferung und der Thatsachen hat es zweifellos gemacht, daß der erste und gründlichste Kenner, der große Feldherr und Schriftsteller C. Julius Cäsar, Recht hatte, da er die Germanen als ein besonderes Volk den Kelten entgegensetzte.

Die Kelten Galliens hatten in manchen Punkten eine höhere Cultur erreicht. Sie hatten Segelschiffe, Bergbau, Salzsiedereien, gemünztes Geld, auch Bewußtsein von dem nationalen Zusammenhang der verschiedenen Stämme. Ihre Priester, die Druiden, besaßen sogar eine Art Wissenschaft. Aber trotzdem waren sie Barbaren.

Im Krieg und im Frieden folgten sie dem nächsten Antriebe, und selbst die Heimat zu verlassen, waren sie noch leicht zu bewegen. Sie waren von tollkühner Tapferkeit, und leicht sammelte ein tüchtiger Führer Tausende um sich — aber ebenso leicht liefen sie wieder auseinander. Alle jene Zierden der Cultur waren eben nur Zierden und hatten das Leben nicht veredelt. Die Sitte blieb roh, und die Hoffnungen wie die Arbeit der Masse bewegten sich in den engsten Grenzen. Ein wilder Kampf, eine gute Ernte, ein geliebter oder grausamer Herr: das waren die Punkte, um die sich ihr Leben drehte. Der Besitz war in den Händen Weniger, die Masse besitzlos, verschuldet, den Reichen verknechtet. Ein Einzelner erschien in der Volksversammlung mit 10,000 Mann, die in der einen oder anderen Weise von ihm abhängig waren. Die staatlichen Einrichtungen schwankten zwischen Königthum und Republik; aber diese Republiken waren ein Spielball der Mächtigen. Kurz: es fehlte den Zuständen die Einfachheit und unverdorbene Frische der Barbaren; aber die zerstreuten Anfänge der Cultur hatten keinen Ersatz geschaffen in sittlichen Mächten höherer Ordnung.

Bis auf Cäsar beherrschten die Römer von Gallien nur das Gebiet an der unteren Rhone und eine Militärstraße von Italien nach Spanien.

Die Verwaltung dieser Provinz übernahm Julius Cäsar in einem Augenblick, wo Gallien von drei zahlreichen Völkerschwärmen bedroht wurde — an der Rhone, am Oberrhein und am Niederrhein.

Unmittelbar gingen ihn diese Bewegungen nichts an; allein mittelbar war die römische Provinz gleich stark davon bedroht, und Cäsar freute sich der Gelegenheit, seinen Ruhm und seine Macht zu mehren. Das aber hat ihn zu einem großen Manne gemacht, daß er seine Gaben an einer für die Geschichte des Menschengeschlechts unendlich bedeutungsvollen Aufgabe versuchen konnte, und daß er sich ihr gewachsen zeigte.

Die schlimmste Gefahr hatten die Gallier selbst über sich heraufgeführt.

Naturgemäß stritten ihre Stämme vielfach mit einander, und vor allen die mächtigsten. Keiner wollte dem andern das politische Uebergewicht, die Führung im Kreise der Nachbarn überlassen.

Damals rangen so die Sequaner, welche an der Saone, dem Doubs und der Ill wohnten, mit den Häduern, ihren Nachbarn. Da die Häduer bei Rom Unterstützung fanden, so riefen die Sequaner Söldner herbei von den Germanen, welche in dem von den Helvetiern geräumten Südwestdeutschland umherzogen.

Es war im Jahre 71 v. Chr., dreißig Jahre nach dem Untergange der Cimbern und Teutonen, als der erste Schwarm von 15,000 Köpfen den Rhein überschritt. Ihnen folgten immer neue Schaaren, im Ganzen etwa 120,000, die zwar sieben verschiedenen Stämmen, aber alle einem Führer angehörten, dem Ariovist. Sie kamen mit Weib und Kind und erwarteten bessere Wohnsitze in Gallien. Ariovist gab sie ihnen im oberen Elsaß, das damals zuerst von Germanen besetzt ward. Die Sequaner selbst hatten hier gesessen und es nun abtreten müssen an ihre Söldner, die ihre Herren geworden waren. Es war ein Drittel ihres Gebietes, und später sollten sie noch ein zweites Drittel abtreten. Aehnlich litten andere Stämme.

Zehn Jahre herrschte so bereits Ariovist als gefürchteter König, da vereinigten sich die Kelten unter Führung der Häduer, um ihn zu vernichten. Diesen Massen war Ariovist nicht gewachsen; aber er kannte die Kelten und den Gang des Krieges. Er hielt sich in geschützter Stellung, bis die Gegend das ungeheuere Heer, das ihn belagerte, nicht mehr ernähren konnte. Da mußten die übrigen Stämme abziehen, und nur die Häduer blieben zurück. Alsbald brach Ariovist vor und schlug die Häduer bei Admagetobriga bis zur Vernichtung 61 vor Christo. Jetzt mochte ihm Niemand mehr widerstehen, und auch Rom erkannte die Herrschaft des gefürchteten Häuptlings als legitim an, indem es ihn mit dem Titel König und Freund ehrte. Es geschah dos unter dem Consulat des Cäsar, der somit selbst zur Befestigung der Herrschaft Ariovists in Gallien beigetragen hat.

Welchem von jenen sieben Stämmen, aus denen sein Heer bestand — Haruden, Markomannen, Triboker, Vangionen, Nemeter, Sedusier und Sueben — Ariovist angehörte, ist unbekannt: Bedeutung gewann er auch nicht durch den Ruhm und die kriegerische Kraft seines Stammes, sondern als Haupt und König jenes bunten Heervolkes.

In diesem Volke selbst wurde dagegen die Besonderheit der Stämme nicht verwischt. Jeder der sieben Haufen wird seinen besonderen Häuptling und gesonderte Sitze gehabt haben. Die Häuptlinge standen zu Ariovist als Unterkönige, gleichviel ob sie diesen oder einen anderen Titel hatten. In allen Lebensbeziehungen galt der Markomanne dem Triboker, der Triboker dem Sueben als Fremder. Bei Streitigkeiten wurde jeder nach dem Rechte seines Stammes gerichtet, und Ehen schlossen sie regelmäßig nur im eigenen Stamme, so wie fünfhundert Jahre später die Rugier, die unter den Ostgothen wohnten. Bot sich lockendere Beute, wurde ein angesehener Genosse von Ariovist beleidigt und erhob sich zum Widerstand, oder trat sonst ein wichtiges Ereigniß ein, das die Interessen spaltete, so löste sich ein Haufe von der Masse und ging seine eigenen Wege.

Die folgenden Jahrhunderte haben noch viele Heervölker der Art gesehen, und manche waren an Masse noch bedeutender. So die Schaaren des Rhadagais, die Stilicho vernichtete. Aber bei keinem trat auch nur annähernd die Bedeutung des Führers so hervor, wie bei Ariovist. Darum war die Gefahr so ungeheuer: es schien, als sollte die Herrschaft des Kriegsfürsten von längerer Dauer sein, und ein großer Theil Galliens von Germanen besetzt werden. Aus Deutschland konnte Ariovist beliebig viele Verstärkungen an sich ziehen; denn an Kriegslustigen fehlte es nie, und damals waren die germanischen Stämme gerade in besonders starker kriegerischer Erregung. Vielleicht war das noch eine Folge des Zuges der Cimbern und Teutonen, der ein Menschenalter zuvor von der Nordsee bis zum Mittelmeer die ganze germanische Welt in Aufregung gebracht hatte. Aus dem einen Volk hatten sich Schaaren angeschlossen, das andere hatte einige Monate lang oder gar Jahre lang Theile des Schwarms in seinen Grenzen dulden und ernähren müssen, noch andere waren ganz verdrängt oder vernichtet. Und auch die, welche sich des Andrangs glücklich erwehrten, blieben nicht unberührt davon.

In den fernsten Winkel war die Kunde getragen von dem reichen Lande im Süden mit dem glänzenden Himmel und den üppigen Bewohnern. Erkennbar sind uns heute noch drei besonders starke Wellen aus diesem Völkergewoge. Aus dem südwestlichen Deutschland, dem heutigen Wirtemberg und Baden, waren nicht lange vorher die keltischen Helvetier verdrängt. Das Land war verheert, und in dieser „helvetischen Wüste" saßen oder nomadisirten zahlreiche kleine Stämme

oder vielmehr Bruchtheile von Stämmen, von denen uns jene sieben bekannt sind, aus denen Ariovist Zuzug erhalten hatte. Größere oder kleinere Stammestheile waren in den alten Sitzen geblieben.

Um dieselbe Zeit, etwa um 62 v. Chr., suchten im südöstlichen Deutschland die aus Böhmen vertriebenen Bojer drei Jahre lang vergeblich neue Wohnsitze, und am Niederrhein endlich die von den Sueben vertriebenen Usipeter und Tencterer, die 400,000 Köpfe zählten.

Um diese Zeit verließen ferner auch die Helvetier ihre Heimat zwischen Rhein, Rhone und Jura. Mit Mühe hatten sie bis dahin die Angriffe der Germanen an ihrer Nordgrenze abgewehrt; durch Ariovist waren sie nun auch in Westen bedroht. Das mag der tiefere Beweggrund zu ihrer Auswanderung gewesen sein. Bestimmt wurden sie dann durch den Ehrgeiz des Orgetorix, des hervorragendsten ihrer Häuptlinge, der jedoch vor der Ausführung des Planes gestürzt wurde und starb. Wäre es nur sein Werk gewesen, so wäre die Auswanderung jetzt unterblieben. Aber nach zweijährigen Vorbereitungen brachen sie im April 58 v. Chr. auf, verstärkt durch einige benachbarte Stämme und die heimatlosen Bojer — im Ganzen 369,000 Menschen, darunter 90,000 Waffenfähige.

Cäsar versperrte ihnen den Weg durch das Rhonethal, und da sie nun über den Jura zogen, schlug er sie bei Bibracte, der Hauptstadt der Häduer, dem heutigen Autun. Etwa ein Drittel der ungeheueren Massen war erschlagen — der Rest mußte in die alte Heimat zurück und die beim Abmarsch verbrannten Städte und Dörfer wieder aufbauen.

Nach diesen Siegen trat Cäsar als Herr von Gallien auf und befahl dem Ariovist, den Häduern ihre Geißeln zurückzugeben und fortan keine Germanen weiter über den Rhein zu ziehen.

Ariovist antwortete mit trotzigem Selbstgefühl. Seit vierzehn Jahren war er nur an Siege gewöhnt. Zudem hatten ihn die politischen Gegner Cäsars belehrt, daß Cäsar nicht das ganze römische Volk hinter sich habe, daß eine mächtige Partei sich freuen würde, wenn er in Gallien zu Grunde gehe.

Die Römer zitterten bei Ariovists Namen. Als es in Cäsars Lager bei Besançon verlautete, daß der Marsch gegen ihn gehe, da löste die Angst alle Bande der Ordnung.

Zunächst flüchteten sich die vornehmen jungen Herren, welche, ohne eigentlich Dienste zu leisten, unter allerlei Titeln den Feldzug

mitmachten als Vorbereitung für ihre politische Carriere. Unter kläglichen Vorwänden erbaten sie Urlaub von dem verwegenen Feldherrn. Andere blieben zurück, weil sie sich schämten — aber sie waren in verzweifelter Stimmung. Sie zogen Erkundigungen ein bei Dolmetschern und Händlern — und lauschten mit ängstlicher Begier ihren Schilderungen von den riesenhaften Gestalten und der fessellosen Wuth der Germanen.

Sie fragten ohne Zweck und Ziel, und was sie auch hörten, das steigerte ihre Angst.

Sie machten ihr Testament und saßen traurig zusammen. Ihre Angst ergriff auch die bewährten Soldaten. Kluge Reden wurden geführt über Weg und Steg, über Mangel an Reiterei und Unmöglichkeit der Verpflegung. Cäsar sah in all dieser Klugheit nur die Angst, und als einige gar mit der Nachricht kamen, die Soldaten würden dem Marschbefehle nicht gehorchen, wenn er sie gegen Ariovist führen werde: da steigerte der Zorn seinen trotzigen Muth ins Ungeheuere. Er berief eine Versammlung aller Officiere und schalt sie mit heftigen Worten, daß sie es wagten, über den Plan des Feldherrn zu klügeln. Ihre Pflicht sei es, das Befohlene zu thun. Dann ging er auf die einzelnen Bedenken ein, widerlegte sie und schloß mit der Versicherung, er werde in der nächsten Nacht den Marschbefehl geben, und wenn das übrige Heer aus Feigheit den Gehorsam weigere, so werde er mit der zehnten Legion allein marschiren; denn die verlasse ihn nicht. Des sei er gewiß.

Cäsar hatte eine unwiderstehliche Persönlichkeit. Sein Blick, sein Wort, sein Wille bändigten die Massen. Der Soldat hing an seinem Auge, er zweifelte nicht länger, wenn Cäsar gesprochen hatte. Und hier hatte dieser nun noch den alten und doch immer neuen Kunstgriff angewandt: er hatte die Rivalität der Truppenkörper wachgerufen.

Was noch von Furcht vorhanden war, das mußte jetzt der Scham und dem Aerger weichen oder bei der zehnten Legion der stolzesten Freude.

Sie sandte sofort ihre Stabsofficiere an Cäsar, um ihren Dank und ihre unbedingte Bereitwilligkeit auszusprechen. Und dieser Deputation folgten die der anderen Legionen.

Sie überboten sich in Versicherungen, sie waren alle zu allem bereit.

Sieben Tagemärsche führte Cäsar sein Heer nach Norden. Ariovist zog ihm etwa von Breisach aus entgegen, und dann lagerten

sie im oberen Elsaß, 5 Meilen von einander entfernt. Es mag in der Gegend von Mülhausen gewesen sein; genau ist der Ort nicht zu bestimmen. Cäsar hatte sechs Legionen, die damals schwerlich mehr als 30,000 Mann umfaßten, dazu gallische Hülfstruppen. An Zahl war Ariovists Heer nicht unbedeutend stärker, aber doch wohl nicht doppelt so stark. Nach vergeblichen Unterhandlungen kam es zum Kampf.

Ariovist erwies sich als ein wirklicher Feldherr. Er kannte die Ueberlegenheit der römischen Legionen und hielt sein Fußvolk in geschützter Stellung.

Seine Reiterei war dagegen der römischen überlegen und beherrschte das Vorterrain.

Durch einen ebenso kühnen wie klugen Marsch gewann er eine Stellung, welche dem Cäsar die Zufuhr abschnitt. Cäsar mußte sein Heer theilen, um es nicht ganz zurückzuführen. Er legte zwei Legionen in ein kleineres Lager südlich von Ariovists Stellung, um die Verbindung mit Besançon zu sichern; vier Legionen blieben in dem alten Lager. Zwischen beiden stand Ariovist und warf sich plötzlich auf das kleinere Lager. Nur mit Mühe ward der Sturm abgeschlagen.

So hatte sich der Kampf hingezogen, und Gefangene sagten aus, die weisen Frauen hätten verkündet, daß die Germanen nicht siegen würden, wenn sie vor dem Neumond kämpften. Deshalb vermeide Ariovist noch immer die Entscheidung. Aber am folgenden Tage nahm er plötzlich doch die Schlacht an.

Jeder der sieben Stämme bildete einen besonderen Gewalthaufen, und hinter der ganzen Schlachtreihe waren die Wagen aufgestellt, ineinandergeschoben zu einer zusammenhängenden Mauer. Auf den Wagen standen die Weiber mit den Kindern und flehten die Männer an, sie nicht der Knechtschaft preiszugeben. Wer fliehen wollte, stieß auf diese Massen und mußte unter dem Schelten der Weiber in den Kampf zurück.

Eine allgemeine Flucht konnte dies Hinderniß freilich nicht aufhalten.

Der Flügel, auf welchem Ariovist selbst kämpfte, war siegreich; aber der andere wurde geschlagen, und als nun die römische Reserve eingriff, da wurde auch der siegreiche Flügel in die Flucht verwickelt.

Die beiden Frauen des Ariovist und eine Tochter kamen auf der Flucht um; er selbst rettete sich über den Rhein. Aber seine Zeit war dahin, sein Name tauchte nie wieder auf.

Das Heer ward zum großen Theil vernichtet; doch blieben von den im Ober-Elsaß angesiedelten Germanen wahrscheinlich ansehnliche Reste in den seit zwanzig Jahren behaupteten Sitzen und bildeten den Grundstock für die spätere Germanisirung.

Drei Jahre darnach (55 v. Chr.) schlug Cäsar am Niederrhein die noch größere Schaar der Usipeter und Tencterer. Sie waren von den Sueben aus ihren Sitzen vertrieben und schweiften drei Jahre lang umher, bis es ihnen im Jahre 56 v. Chr. gelang, am Niederrhein dem keltischen Volke der Menapier einen Theil seines Gebietes zu entreißen. Da kamen die benachbarten Stämme der Belgier zu ihnen und forderten sie auf, vom Rhein weg mehr in das Innere Galliens zu ziehen. Sie versprachen, ihnen dabei jeden Vorschub zu leisten. Allein Cäsar brachte jene gallischen Staaten rasch wieder auf seine Seite und vernichtete den größten Theil der Germanen durch einen verrätherischen Ueberfall.

Es schwebten Verhandlungen über einen Waffenstillstand zwischen Cäsar und den Germanen, — da kam es zu einem Reitergefecht, indem 800 germanische Reiter sich auf 5000 römische Reiter stürzten und sie in die Flucht jagten. Am folgenden Tage begaben sich die Fürsten und Aeltesten der Germanen als Gesandte zu Cäsar und erklärten, der Angriff sei gegen ihren Willen geschehen, sie wollten die Verhandlungen weiterführen. Aber Cäsar nahm sie gefangen und überfiel dann das nichtsahnende und seiner Führer beraubte Germanenheer. Es kam zu keiner Schlacht. Der Widerstand der Männer wurde rasch gebrochen, als sie ihre Frauen und Kinder von der römischen Reiterei verfolgt sahen.

Ein großer Theil der zahlreichen Völker war vernichtet, — der Rest fand Zuflucht bei den Sigambrern an der Sieg.

Es war das keine Handlung des Mitleids. Die Sigambrer legten sich kein Opfer auf. Ihr Gebiet war größer als nöthig, so ließen sie „die Elenden" dort siedeln, die dafür in eine lose Abhängigkeit von ihnen getreten sein werden. Eben diese Sigambrer folgten einige Jahre später der Aufforderung Cäsars, ihm bei der Verwüstung des Eburonengebietes zu helfen. Daß Cäsar ihre Freunde vernichtet hatte, daß der Sieg über die Eburonen seine Herrschaft am Rhein verstärkte und ihnen selber Gefahr brachte, daran dachten sie nicht, — sie waren Barbaren, der Krieg und der Raub die Poesie ihres Lebens. Sie nahmen es dem Cäsar gar nicht übel, daß er jeden angriff, den er glaubte besiegen zu können.

Während sie plünderten, machte sie einer von den Gefangenen aufmerksam, daß in Tongern, dem Hauptquartier Cäsars, viel reichere Beute zu holen sei und zwar leicht, denn die Besatzung sei schwach. Sofort ließen sie ab von den Eburonen und stürmten auf Tongern. Schon wankte das Thor, da kam Hülfe — aber Alles, was vor den Thoren gewesen war, war verloren.

So hatte Cäsar Gallien vor drei gewaltigen Angriffen bewahrt.

Zweimal hat er dann auch noch den Rhein überschritten, aber nicht um zu erobern. Es waren nur Streifzüge, um seine Macht zu zeigen, damit er von den Germanen nicht wieder gestört werde bei der Unterwerfung Galliens.

Und so konnte er sie auch wirklich ungestört vollenden. Es ist das größte Werk seines Lebens.

Gallien nahm die römische Cultur rasch und leicht auf. Arles, Lyon, Trier, Bordeaux, Toulouse und viele andere Städte glänzten als Pflanzstätten der Kunst und Wissenschaft in den Jahrhunderten des Kaiserreiches. Brücken und Straßen verbanden das Land. Zahlreiche Villen zierten die Ufer der Flüsse, und die vornehme Jugend besuchte die Schulen in Rom und Athen. Latein wurde die Sprache der Gebildeten; römischer Gottesdienst, römische Sitten und römische Moden zogen ein. In den Bauten von Trier finden sich alle die kostbaren Steine, welche die wechselnde Mode der römischen Hauptstadt nacheinander den Reichen vorschrieb.

Auch an dem geistigen Leben nahm Gallien seinen vollen Antheil. Besonders ausgezeichnet waren seine Rhetorenschulen, und als das Christenthum in das Abendland kam, da konnte Gallien mit Italien wetteifern in der Zahl hervorragender Lehrer und Kämpfer.

Hätten die Germanen unter Ariovist Gallien erobert, sie hätten nur verwüsten können. Die Halbcultur Galliens konnte sie nicht beherrschen. Als sie es 500 Jahre später den Römern entrissen, da fanden sie eine Cultur, welche Bewunderung forderte, und sie beugten sich ihr.

Auch sie selbst waren unterdeß dafür empfänglicher geworden. Dem Vordringen ihrer überschüssigen Bevölkerung nach Westen und Süden war lange Zeit ein fester Damm entgegengesetzt gewesen. Das hatte sie genöthigt, auf dem engeren Raume fertig zu werden, und zugleich wurden sie mit tausend Bedürfnissen und Producten römischer Kunst und römischen Reichthums vertraut.

So ist die Niederlage des Ariovist der Entwickelung unseres Volkes nicht weniger förderlich geworden als später der Sieg Armins.

Doch nicht so ohne Weiteres ward diese Rheingrenze anerkannt. In schweren Kämpfen mußte Cäsars Werk gesichert werden.

Zunächst freilich blieb es ruhig, obwohl die Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus und die des zweiten Triumvirats eine bequeme Gelegenheit boten, den Versuch Ariovists zu erneuern. Im Jahre 39 ließ sich sogar der mächtige Stamm der Ubier durch Agrippa, den großen Feldherrn des Augustus, auf das linke Rheinufer verpflanzen und diente Rom. In ihrem Hauptort ward ein Altar errichtet für die Verehrung des Kaisers, und auch Deutsche waren Priester an diesem römischen Cultus. Im Jahre 50 n. Chr. wurde dann eine Veteranencolonie hierher geführt auf Betreiben und im Namen der Agrippina, von der die Stadt den Namen Colonia Agrippinensis empfing. Der Ehrentitel einer römischen Colonie wurde nicht vielen Städten verliehen und deshalb mit besonderem Stolze geführt. So wurde er zum Hauptnamen und lebt noch heute, nur durch den Wegfall der Endung und den Umlaut zu „Cöln“ verändert.

Agrippina war in Cöln geboren. Sie war eine Tochter des Germanicus und jener älteren Agrippina, welche der Kaiser Tiberius mit leidenschaftlichem Hasse verfolgte. Sie war das Weib des Domitius und des Kaisers Claudius, die Mutter des Nero. Um Kaiserin zu werden, gab sie sich schon vorher dem Claudius preis und, um als Kaiserin ihre Zwecke zu erreichen, dem Freigelassenen Pallas. Zuletzt suchte die alternde Frau aus demselben Grunde ihren Sohn Nero zu verlocken und fand endlich den Tod durch diesen fürchterlichen Sohn, für den sie Alles gethan. „Occidat, dum imperet!“ soll sie gesagt haben, als ihr einst Chaldäer weissagten, ihr Sohn werde die Herrschaft gewinnen, aber seine Mutter tödten. „Mag er mich tödten, wenn er nur den Thron gewinnt,“ dies Wort zeigt, wie Agrippina den Menschen erschien.

Sie hat Memoiren geschrieben, in denen sie die Schicksale ihres Hauses erzählte. Wenn sie uns erhalten wären, so würden wir nicht nur von diesem dämonischen Weibe, sondern zugleich von der römischen Gesellschaft ein lebendigeres Bild erhalten, welche sich jetzt am Rheine niederließ.

Nicht in reinen Formen, nicht aus unbefleckten Händen empfingen die Barbaren die höhere Cultur; aber auf tausend Wegen wurden sie in ihren Zauberkreis gezogen.

Zweites Capitel.

Der große Krieg von 16 vor Chr. bis 16 nach Chr.

Außer den Ubiern dienten Rom auch die Bataver und einige kleinere Stämme. Sein Einfluß reichte selbst schon auf das rechte Rheinufer. Da begann ein mehr als dreißigjähriger Krieg, in dessen Verlauf die Römer eine Zeit lang die sichere Hoffnung hegten, das Land bis zur Elbe zu unterwerfen, der sie aber zuletzt zwang, sich mit der Rheinlinie zu begnügen.

Die Veranlassung gaben die Sigambrer. Sie kreuzigten mehrere Römer, die sie in ihrem Gebiet ergriffen, und brachen dann vereint mit den Resten der Usipeter und Tencterer unter ihrem Herzog Melo über den Rhein. Sie schlugen den römischen Legaten, eroberten den Adler der fünften Legion und drangen weit in Gallien ein. Das geschah im Jahre 16 v. Chr. und erregte in Rom großen Schrecken, aber es war nur eine vorübergehende Gefahr. Die Germanen wurden bald wieder zum Frieden gezwungen; aber Augustus entschloß sich, dergleichen Angriffen ein für allemal zu begegnen und das Land zu unterwerfen. Er kam selbst nach Gallien, die Vorbereitungen zu leiten, während seine Stiefsöhne Tiberius und Drusus Rhätien und Vindelicien — Baiern und Schweiz — unterwarfen, um die Germanen auch vom Süden her anzugreifen. Im Jahre 13 begab er sich nach Rom zurück und übertrug den Angriff dem Drusus.

Der Kampf, der sich nun entspann, zerfällt in zwei Perioden. In der ersten, 13 v. Chr. bis 9 n. Chr., gewannen die Römer immer festere Gewalt in den Landen zwischen Rhein und Elbe; in der zweiten, 9 n. Chr. bis 16 n. Chr., zerstörte Arminius diese römische Herrschaft.

Als Basis für die Eroberung befestigte Drusus die Rheinlinie und den dem Ufer nächstgelegenen Landstrich zwischen Main und Lippe durch zahlreiche Castelle, die durch Straßen mit einander verbunden waren. Das zum Bau derselben nöthige Land kaufte er den Stämmen ab, in deren Gebiete sie lagen.

So schonte er vorsichtig und klug die Empfindlichkeit der Barbaren und nutzte ihre thörichte Habgier, die nicht über den Tag hinaussah. Ferner baute er einen Kanal, der aus dem Rhein in die Yssel führte und dann durch den Flevus — einen Binnensee, der später durch Sturmfluten zu dem Busen des Zuyderſee geworden ist — in die Nordsee. Dieser Weg blieb in Roms festem Besitz, und wenn die Heere sich mühsam den Weg durch die Wälder bahnten, dann fuhr die Flotte in die See, steuerte die Küste entlang bis zur Ems, bog in den Fluß ein und fuhr ihn aufwärts mitten hinein in das Gebiet der vier mächtigen Stämme der Friesen, Chauken, Bructerer und Angrivarier. Dort traf sie das Heer, das die entsetzlichsten Wege durch Moor und Haide hinter sich hatte, verstärkte es durch die Abtheilung, die eingeschifft war, und versah es mit den Vorräthen und den schwereren Geräthen, die auf den Landwegen kaum hätten befördert werden können. Im Jahre 5 n. Chr. ist die Flotte sogar in die Elbe eingefahren; die Einfahrt in die Weser ist nicht versucht. Auf eben diesem Canal unternahm Drusus im Jahre 12 seinen ersten Feldzug. Er eroberte Borkum und andere friesische Inseln, fuhr in die Ems ein und erreichte, daß sich die Friesen ihm unterwarfen. Sie verpflichteten sich, einen mäßigen Tribut zu zahlen und Hülfe zu leisten. Diese wurde gleich dringend gebraucht; denn die römischen Schiffe geriethen auf den Sand, wurden aber von den sachkundigen Friesen gerettet. Drusus hat dann noch mit den Chauken und Bructerern gekämpft — mit den letzteren auf der Ems; doch wurde durch den ganzen Feldzug kein größerer Erfolg erzielt.

Im Jahre 11 zog Drusus siegreich bis zur Weser. Er fand nur geringen Widerstand, weil die Sigambrer mit den Chatten kämpften, die Drusus durch die Ueberlassung eines Landstrichs gewonnen hatte. Drusus konnte also ungestört plündern. Auf dem Rückmarsche wurde er aber von den Sigambrern und deren Verbündeten umstellt und entkam nur durch einen glücklichen Vorstoß der Legionen. Hierbei hatten die Germanen so schwere Verluste erlitten, daß sie sich zurückhielten, und Drusus das berühmte Castell Aliso bauen konnte. Es lag an der Lippe, da, wo ihr ein kleiner Nebenfluß zuströmt.

Welcher Nebenfluß das aber ist, und wo das Castell also lag, ist eine von den Streitfragen, die eben deshalb immer wieder aufgeworfen werden, weil sie nicht entschieden werden können.

In den Jahren 10 und 9 marschirten die Legionen gegen die Chatten, die das Land zurückgegeben und den Bund mit Rom gelöst hatten. Es geschah das ebenso wenig aus Patriotismus, wie der Vertrag des vorigen Jahres Verrath genannt werden darf. Die Barbaren handelten nach dem Antriebe des Augenblicks und stets ganz rücksichtslos. Auf welcher Seite ihnen Sieg und Beute winkte, da kämpften sie. Der Zug vom Jahre 9 war der bedeutendste von allen. Drusus zog von Mainz aus, schlug die Chatten in mehreren Treffen, griff dann die Cherusker an, überschritt die Weser und drang bis zur Elbe. Ja, er versuchte auch die Elbe zu überschreiten; aber es gelang ihm nicht, und auf dem Rückwege stürzte er mit dem Pferde so unglücklich, daß er den Schenkel brach und nach dreißig Tagen verschied. Er starb in den Armen des Tiberius, der auf die Nachricht von Pavia nach Mainz eilte und dann unter Begleitung eines einzigen Mannes die 40 Meilen vom Rhein entfernte Unglücksstätte aufsuchte. Dieser Zug charakterisirt den Mann, der nun den Oberbefehl übernahm. Er war der gefährlichste Gegner unter allen, welche die Germanen bedrängt haben.

Gleich den Feldzug des nächsten Jahres 8 v. Chr. begann er mit einem großartigen Erfolge.

Als er den Rhein überschritt, schickten ihm die Sigambrer ihre angesehensten Männer als Gesandte entgegen, um Frieden zu erbitten. Tiberius nahm sie gefangen und vertheilte sie in verschiedene gallische Städte. Vor Zorn und Wuth haben sie sich hier selbst den Tod gegeben, während Tiberius ihr führerloses Volk leicht überwältigte und 40,000 derselben auf das linke Rheinufer verpflanzte. Sie wohnten hier zwischen den Ubiern und Batavern und dienten Rom fortan mit derselben Tapferkeit, mit der sie ihm bisher widerstanden hatten. Der Theil des Volkes, der sich nicht verpflanzen ließ, ist den Römern dagegen auch später noch oft furchtbar geworden — zeitweilig unter dem Namen Marsen, später wieder Sigambrer genannt — aber für den Augenblick war hier und bei den Nachbarn jeder Widerstand gebrochen. Triumphirend berichtete Tiberius nach Rom: „Alles Land zwischen Rhein und Elbe ist unterworfen".

Ueber die folgenden zehn Jahre bis 3 n. Chr. fehlt es an Nachrichten; nur einzelne zum Theil schwere Kämpfe werden gemeldet.

Im Ganzen mußte sich aber die römische Herrschaft schon durch die bloße Dauer bedeutend befestigen. Je länger die Römer in den Castellen an Lahn und Lippe saßen, je häufiger die Legionen den Marsch von dem Rhein zur Weser machten, desto besser lernten sie das Land kennen und die Schwierigkeiten überwinden, die ihnen die Natur des Landes und die Beschaffenheit der Wege entgegenstellten. Im Jahre 4 übernahm Tiberius den Oberbefehl zum zweiten Male, und er hat so viel Kämpfe zu bestehen gehabt, daß jene triumphirende Depesche vom Jahre 8 v. Chr. damit von selbst berichtigt wird. Den Feldzug des Jahres 4 dehnte er bis in den Dezember aus und nahm dann mitten in Deutschland an den Quellen der Lippe seine Winterquartiere. Im Jahre 5 unterwarfen sich ihm zahlreiche bisher unbezwungene Völker, vor allen die verschiedenen Völkerschaften der Chauken und die Langobarden an der unteren Elbe. In festem Lager erwartete er hier die Flotte, die erste, welche in die Elbe eingefahren war. Das Wagnis gelang, und Tiberius stand mit all seiner Macht und mit allem Apparat auf dem linken Elbufer. Das rechte hielt der Heerbann der Semnonen und Hermunduren besetzt, doch regte sich auch bei ihnen das Gefühl, daß Widerstand nutzlos sei. Es erhob sich unter ihnen ein alter Häuptling von mächtiger Gestalt, stieg in seinem vollem Kriegerstaate in einen Einbaum und ruderte sich in die Mitte des Stromes. Dort machte er Halt und bat um Erlaubnis, an das Ufer kommen zu dürfen und den Cäsar zu sehen. Seine Bitte ward gewährt, und er trieb seinen Kahn an das Land.

Lange betrachtete er schweigend den Cäsar; dann sagte er: „Unsere jungen Leute sind rasend. Euch Kaiser verehren sie als Götter, solange ihr in der Ferne seid, und seid ihr gegenwärtig, so wollen sie euch nicht gehorchen". Voll Ehrfurcht berührte er die Hand des Cäsar, und als er sich darauf zurückruderte, hielt er den Blick noch immer auf die Herrlichkeit gerichtet, die ihn umleuchtet hatte.

Aber rasend war der Entschluß der jüngeren Leute doch nicht. Tiberius wagte keinen ernstlichen Versuch, die Elbe zu überschreiten. Er ging zurück, um im folgenden Jahre das mächtige Reich des Marbod zu unterwerfen. Vorher war jeder Kampf östlich der Elbe aussichtslos.

Marbod ist nächst Armin die bedeutendste Gestalt unter den Germanen dieser Zeit. Er war früh nach Rom gekommen und hatte die Bedeutung der straffen Ordnung erkannt, welche die Kräfte des

Staates einem Willen dienstbar macht. Später kehrte er in die Heimat zurück und bewog seine Stammgenossen und Bruchtheile anderer Stämme, ihre Sitze am oberen Main zu verlassen und über das Gebirge in das rings umschlossene Böhmen zu ziehen.

Wahrscheinlich war dies Land schon seit etwa fünfzig Jahren im Besitz der Markomannen; jetzt aber wurde es unter dem Eindruck der römischen Siege zum Hauptsitz gemacht.

Marbod ward der Führer der Wanderung und der König des Volkes. Bald gewann er unter den Königen und Häuptlingen der Germanen eine ganz außergewöhnliche Macht. Sein Heer zählte 70,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter und war in strengerer Ordnung gehalten, als sie sonst der germanische Heerbann kannte. Manche Schaaren waren auch halb und halb nach römischer Art bewaffnet und geschult. Der Königssitz war eine befestigte Stadt, in welcher sich römische Kaufleute niedergelassen hatten, und die Kriegsbeute geborgen war. Sein Gold sicherte ihm Schaaren von fremden Kriegern, und die benachbarten Stämme hatte er in wiederholten Kriegen zur Heeresfolge gezwungen, zeitweise sogar Semnonen und Langobarden. Er galt als eine den Römern ebenbürtige Macht. Vertriebene suchten hier Zuflucht, bedrängte Völker Hülfe. Mehrfach gingen seine Gesandten nach Rom und führten dort eine stolze Sprache.

So groß aber seine Macht war, so blieb sie doch in den hergebrachten Formen.

Das Heer blieb trotz der Anfänge römischer Zucht und Kampfesweise rechtlich ein Volksheer. Es setzte sich zusammen aus dem Heerbann der Markomannen, dem Gefolge, dem Zuzug der abhängigen Stämme und aus Söldnerschaaren. Aber diese germanischen Söldnerschaaren waren nicht den römischen Söldnern oder den modernen Landsknechten zu vergleichen. Aus Ariovists Feldzügen sind sie bekannt. Zum Theil waren es Bruchtheile von Völkern, die mit Weib und Kind herbeizogen und Sold nnd Beute suchten, auch wohl Land zu neuer Siedelung. War der Krieg beendet, so zogen sie mit der Beute in die Heimat, oder wohin sie sonst gerade die Gelegenheit führte.

Als das Volk sich gegen ihn erhob, da hatte Marbod nicht eine große, ihm allein ergebene Söldnerarmee zu seinem Schutze — sondern nur sein Gefolge blieb ihm, das aber viel zu klein war, ihn zu halten. Auch die Volksversammlung wurde nach wie vor gehalten und

die Adelsversammlung. Die Gerichtsbarkeit blieb in der Hand der gewählten Richter und wurde nicht von königlichen Beamten verwaltet, die sich den Grafen der Merowinger vergleichen ließen.

Hätte Tacitus von derartigen Aenderungen Kunde gehabt, mit welchem Nachdruck würde er Armin das benutzen lassen in jener berühmten Rede, durch welche er kurz vor dem Entscheidungskampf den Marbod verhaßt und verächtlich zu machen sucht! Gerade dergleichen emphatische Wendungen von der Freiheit der Väter und tyrannischer Anmaßung hätte sich Tacitus an dieser Stelle nicht entgehen lassen. Trotzdem konnte Marbod ein sehr persönliches Regiment führen. List und Gewalt ersetzen in so ursprünglichen Zuständen leicht, was an rechtlicher Befugniß fehlt.

Im Jahre 6 wollte Tiberius dies Reich vernichten. Er hatte dazu außerordentliche Vorbereitungen getroffen: zwölf Legionen, die mit den zugehörigen Bundesgenossen etwa 140,000 Mann ausmachten, führte er gegen den Feind. Von zwei Seiten erfolgte der Angriff. Tiberius zog von Carnuntum aus — unterhalb Wien, der March gegenüber — sein Legat Sentius Saturninus vom Rhein her. Bei Tiberius befand sich auch Vellejus Paterculus, der diese Kämpfe leider nur zu kurz beschrieben hat.

Noch fünf Tagemärsche war man von dem Feind, die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht: da kam die Nachricht von dem Aufstande der Völker in Pannonien und Dalmatien. Italien und Griechenland schwebten in der größten Gefahr; denn die Aufständischen waren zahllos und hatten theilweise römische Waffen. Augustus sagte im Senat, in zehn Tagen könne der Feind vor Rom stehen. Da eilte Tiberius, mit Marbod Frieden zu schließen, und bändigte in dreijährigem Kampfe die Aufständischen an der Donau und der Küste des Meeres. In Deutschland gebot unterdeß P. Quintilius Varus, und unter ihm begann die zweite Periode des germanischen Krieges, der Freiheitskampf des Armin.

Die Römer haben den Varus schwer angeklagt, und es wäre ein nutzloses Unternehmen', ihn retten zu wollen. Wir haben keinen Zeugen dafür, daß er besser war als sein Ruf; aber an dem Aufstande selbst war er nicht in dem Maße schuld, wie die Römer klagten. Sie brauchten einen Sündenbock, um die Schande der Niederlage von sich abzuwälzen, und Varus war dazu die geeignete Person.

Vor Varus Thorheit, heißt es, war Alles auf dem besten Wege. Die Römer hatten einzelne untereinander verbundene Punkte besetzt;

ihre Heere überwinterten in Germanien. Städte wurden gegründet, zahlreiche und friedliche Volksversammlungen abgehalten. Der Adel erwarb das römische Bürgerrecht. Vom Volke traten viele in den Solddienst. Augustus selbst hielt in Rom eine starke germanische Leibwache. Die Germanen nahmen mehr und mehr römische Sitte und römisches Wesen an. Sie thaten dies ohne Unmuth, sie merkten nicht einmal, wie sehr sie sich veränderten. So schreibt Dio Cassius, und nach Florus wurde selbst der Himmel milder, und die Erde veränderte sich aus Freude über den tiefen Frieden. Diese Uebertreibung ist eine Warnung zur rechten Zeit, alle jene Schilderungen mit Vorsicht aufzunehmen. Der Aufstand Armins hat jenen glücklichen Zustand der Romanisirung nicht nur beendet, er beweist auch, daß es mit derselben noch nicht so weit gekommen war.

Varus soll die Germanen gereizt haben durch die ungestüme Art, wie er Germanien zu romanisiren suchte: aber gerade diejenigen Stämme blieben ruhig, die den Druck, das fremde Wesen am stärksten spüren mußten, wie die Bataver, die Ubier, die Friesen und Sigambrer. Wenn sich ein Führer fand, so genügte schon ein geringer Anlaß, die Germanen unter die Waffen zu bringen. Auch die vorsichtigste Behandlung konnte das nicht hindern.

Weiter hat man dem Varus vorgeworfen, daß er der Anzeige des Segestes keinen Glauben schenkte: aber er kannte vielleicht die heftigen Streitigkeiten zwischen den Häuptlingen der Cherusker und fürchtete, von dem Segest als Werkzeug einer Privatrache gebraucht zu werden.

Durfte er einen Mann wie Armin, der Rom viele Jahre gedient hatte und noch wichtige Dienste zu leisten berufen schien, so schwer beleidigen, solange nicht jeder Zweifel beseitigt war? Doch, wer will die Anklagen vergangener Zeiten sichten und genauer nachspüren, wie viel Schuld trotz alle dem, was sich gegen jene Beschuldigungen sagen läßt, an dem General haften bleibt? Haben wir doch nicht einmal einen einzigen Befehl von ihm, geschweige denn Kenntniß der Umstände, unter denen er erlassen ward. Auch ist die Frage nach den Personen nebensächlich, wo es sich um einen so ungeheueren Umschwung der Dinge handelt. Denn dieser Kampf hat unser Land von der Fremdherrschaft befreit und über seine ganze Zukunft entschieden.

Aber er ist nicht ausgefochten durch einen Bund aller Germanen zur Rettung des Vaterlandes und ebensowenig durch einen Bund aller Gutgesinnten und Ehrenhaften in allen Stämmen.

Man muß sich hüten, die Vorstellungen von dem politischen Leben und die Forderungen der politischen Ehre der Gegenwart in die barbarischen Zustände jener Tage hineinzutragen. Es ist nicht passend, von einer römischen Partei zu reden in dem Sinne, als hätte eine Partei durch den Anschluß an die Römer eine raschere und glücklichere Entwickelung ihres Volkes gehofft, und von den Patrioten, als hätten sie den Untergang germanischen Wesens abzuwenden gesucht.

Gefühle gar mannigfaltiger Art führten dem Armin die Schaaren zu: aber an das Schicksal der Nation haben die Wenigsten gedacht. Nicht der Patriotismus, nur die Kraft kann uns freuen, die unser Volk hier bewiesen.

Wer die römische Fessel gefühlt hatte, der schlug die Schlacht, um den stolzen Nacken nicht wieder zu beugen; wer zurückgesetzt war, der hoffte sich zu rächen an dem ungerechten Herrn und an dem Nebenbuhler: — aber wer Beute gemacht hatte, befördert war, die goldene Kette, die schöne Waffe trug, oder gar von dem römischen Feldherrn belobt war, ferner, wer dem Armin den Ruhm nicht gönnte, wer sich schämte, von ihm überflügelt zu werden: der focht für Rom und empfand dabei keine Gewissensbisse.

Armin selbst aber dachte an sein Volk; sein Blick war freier, er war seinen Genossen um mehr als ein Jahrhundert voraus. Die Reden, die ihm Tacitus in den Mund legt, sind ja freilich Reden des Tacitus. So dachte er sich den Armin. Und Tacitus war mehr Rhetor als Geschichtschreiber. Die eigene Gefühlswelt und die prächtig tönende Sprache gaben die Farben her zu seinen glänzenden Bildern; aber wo ihn nicht besondere Leidenschaften störten, da verstand er die Thatsachen genau zu erfassen, die Grundzüge des Bildes sorgfältig zu zeichnen.

Man muß das rhetorische Element in Tacitus' Darstellung stark betonen; aber wenn man es auch thut, so bleibt uns dies doch gewiß: Die Nachrichten, die er erhielt, gaben ihm die Ueberzeugung, daß hier ein überlegener Geist die Barbaren einte und ordnete, ein Geist, in welchem die Begriffe Volk und Vaterland bereits vollere und vollendetere Gestalt gewonnen hatten als in den Uebrigen.

Tacitus hat in den Historien einen ähnlichen Stoff behandelt, den Kampf des Julius Civilis: aber die Vergleichung bestätigt nur, was wir eben fanden. So sehr er die Tüchtigkeit des Civilis preist, und so laut er ihn den Ruf „Freiheit" erheben läßt —, es war doch ein anderer Ton, der dem Heere des Varus den Todesschrecken ein-

jagte und die Rache beschwor zum Kampf gegen den Räuber Germanicus.

Armin stammte aus dem königlichen Hause der Cherusker, die eines der Hauptvölker im mittleren Deutschland bildeten. Sie wohnten nördlich vom Harz, der sie schon zu Cäsars Zeiten von den Chatten schied. Die Weser floß durch ihr Gebiet. Das Hauptland lag jedoch östlich derselben; die Cherusker hatten damals keinen König und auch keinen anderen Beamten, keinen princeps civitatis, an der Spitze des Stammes. Die Richter sprachen Recht in den Gauen; Landesinteressen wurden von der Versammlung der Großen und zuletzt von der Landesgemeinde oder Heerversammlung entschieden. Wenigstens sollte es so sein. Aber die Landsgemeinde des ganzen Volkes scheint in dieser Zeit, wenn überhaupt, so doch nur unregelmäßig und selten zusammengetreten zu sein. Während dieses langen Kampfes wird sie niemals erwähnt. Einzelne von den Richter-Häuptlingen ragten über die anderen hervor und einigten so kleinere oder größere Gruppen von Gauen zu Theilstaaten im Volke, aber keiner von ihnen konnte allen Cheruskern gebieten, keiner hatte eine rechtlich anerkannte höhere Gewalt, und alle strebten nach dem gleichen Ziele, nach dem leitenden Einfluß im ganzen Staate. Jeder war des Anderen Rival, und die Fehden hatten kein Ende.

Der Staatsverband der Völkerschaft schien sich in den staatlosen Stammesverband aufzulösen.

Vier solcher Häuptlinge sind uns bekannt; wie viele es sonst noch gab, wissen wir nicht.

In den Kämpfen dieser Tage trieben sie Politik auf eigene Hand. So machte erst Segest, dann sein Bruder Segimer für sich Frieden mit Rom; Armins Oheim Inguiomer scheint gegen Varus überhaupt nicht mitgekämpft zu haben. Auch an den Kämpfen gegen Germanicus betheiligte er sich erst im Jahre 15, und im Kriege der Cherusker gegen Marbod trat er auf Marbods Seite gegen seine Stammgenossen. Seine Macht war so bedeutend, daß dieser Uebertritt die Cherusker wesentlich schwächte und als Gegengewicht angesehen ward zu der Schwächung, die Marbod durch den Abfall der Semnonen und Langobarden erlitt.

Aehnlich war die Macht des Segest und des Segimer, seines Bruders. Hielt es doch Germanicus der Mühe werth, jedesmal eine bedutende Heeresabtheilung abzusenden, als sie sich mit ihrem Anhange ergeben wollten.

Der Vierte jener Häuptlinge war Armins Vater Segimer[1]). Sein Anhang bildete den Kern von Armins Heere.

Der Gewalthaufe eines solchen Häuptlings bestand zunächst aus den Männern seines Geschlechtes oder seiner Freundschaft und aus seinem Gefolge. Dazu kamen unter Umständen der Heerbann seines Gaues und Haufen von Männern, die sich für diesen Kampf freiwillig dem bekannten Führer anschlossen.

Unter den adligen Familien der Cherusker war die des Armin die hervorragendste. Sie hieß die königliche, und wenn sich die Cherusker einen König wählten, so hatte diese Familie den ersten Anspruch darauf.

Schon früh war Armin in den römischen Dienst getreten und hatte das römische Bürgerrecht und die römische Ritterwürde erworben. Im Jahre 9[2]) war er Befehlshaber einer Schaar germanischer Hülfstruppen im Heere des Varus.

Was ihn abhielt, gleich so manchem Anderen in diesem Dienste aufzugehen — waren es zufällige Erfahrungen, persönliche Wünsche, war es ein besonders tiefes Gefühl für den Segen, der in der treuen Bewahrung vaterländischer Art liegt, oder ein besonders scharfer Blick für die Schäden der römischen Gesellschaft? Es läßt sich das nicht unterscheiden und abwägen.

Glückliche Umstände werden der glücklichen Anlage zu Hülfe gekommen sein, das jugendliche Herz vor dem fremden Glanze zu bewahren und seinem Ehrgeiz das höhere Ziel zu stecken, die Herrschaft der Römer in Germanien zu brechen. Und mit seiner Aufgabe wuchs dann der Mann; alles, was groß in ihm war, entfaltete sich und steigerte sich. Er begann seine Heldenlaufbahn gleich mit einem gewaltigen Siege, dem größten, den er überhaupt erfochten hat. Aber seine Mittel waren noch gering. Die meisten Stämme hielten sich zurück. So waren die Friesen und Chauken im Norden, die Sueben und Markomannen im Süden und Osten an dem Kampfe gegen Varus nicht betheiligt. Zweifelhaft ist es von den Chatten, und bei den

---

[1]) Jacob Grimm hat vermuthet, daß Armins Vater Segimer derselbe sei wie Segestes' Bruder Segimer. Allein das ist gewiß nicht der Fall, sonst hätten die Römer gar laut damit geprahlt, als sich Segestes' Bruder Segimer ergab. Nicht als Bruder des Segestes, sondern als Vater des Armin hätten sie ihn bezeichnet.

[2]) Ich habe mich nicht überzeugen können, daß die Schlacht in das Jahr 10 zu legen sei.

Angrivariern scheinen sich die Parteien gestritten zu haben. Ihren späteren König Bojocalus ließ Armin fesseln.

Bructerer, Marsen und Cherusker stellten die Massen, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie von vornherein in ihren Landesgemeinden den Krieg beschlossen. Eine Anzahl der hervorragenden Männer, besonders der Adligen, verschworen sich untereinander, und als der Kampf begann, da riß die angeborene Kriegslust, der glückliche Erfolg und die unerhört reiche Beute bei den nächstwohnenden Stämmen auch die Massen mit fort. Einer Rüstung bedurfte es ja nicht erst lange. So war es beim Aufstande des Civilis, so auch hier. Nicht einmal die Cherusker waren anfangs einig. Der mächtige Häuptling Segestes machte sogar die äußersten Anstrengungen, den Aufstand zu hindern. Armin war sein Gegner, und er mußte dessen Pläne kreuzen. Noch am letzten Abend vor dem verhängnißvollen Abmarsch des Armin hatte er bei einem Gastmahle den Varus aufgefordert, alle germanischen Häuptlinge, die im Lager seien, ihn selbst eingeschlossen, gefangenzusetzen.

Ihrer Führer beraubt, würde die Masse des Volkes keinen Abfall wagen.

Als Varus sich aber nicht bereden ließ und der Kampf begann, da ward auch Segestes von der kriegerischen Bewegung mit fortgerissen und hieb mit ein auf die Römer, deren Freund zu sein er eben so eifrig versichert hatte. Es hat ihm das nicht viel Ueberwindung gekostet und nachträglich keine Reue verursacht. Er freute sich der Beute so gut wie die Anderen, und keinem einzigen der unglücklichen Gefangenen, die auf seinen Antheil gefallen waren, hat er die Freiheit geschenkt und zur Heimkehr verholfen. Erst im Jahre 15 verstand er sich dazu, als er in seiner Fehde mit Armin die Hülfe des Germanicus erkaufen mußte.

Sechs Jahre hindurch hatte er die Gefangenen als seine Sclaven gehalten; sechs Jahre lang hatte er seine Halle mit den Schilden und Helmen und all den anderen Spolien geschmückt, die seine Leute erbeutet hatten.

Der Aufstand begann mit der Erhebung einiger Stämme an der Weser. Varus brach aus seinem bereits im Innern Germaniens gelegenen Lager auf, sie zu züchtigen, und ließ den Armin zu den Aufständischen abgehen, als dieser vorgab, die Stammgenossen ihm zur Hülfe herbeiführen zu wollen. Im Teutoburger Walde sah er sich von den Germanen angegriffen, und Arminius, der ihm Hülfe bringen

sollte, fiel ihm in den Rücken. Der Wald gestattete nicht, die Schlachtreihe zu ordnen; unendlicher Regen erschöpfte die Soldaten, erschwerte den Marsch. Von allen Seiten flogen die Lanzen, die Steine, die Keulen in die römischen Reihen, ihre besseren Waffen kamen nicht zur Geltung. Mit Mühe erreichte man am Abend einen Platz, an dem ein Lager aufgeschlagen werden konnte. Für die Nacht gewährte das Lager Schutz; aber auf den Höhen ringsum und auf den Wegen standen die Germanen, und sowie die Römer aus dem Lager aufbrachen, erneuerte sich der Angriff. Wie am ersten Tage goß der Regen herab, immer tiefer wurde der Boden aufgeweicht, immer verzweifelter die Stimmung des Heeres. Zwar gelang es auch am Abend dieses Tages noch, ein Lager aufzuschlagen, stark genug, die Germanen vom Angriff zurückzuhalten — aber es verrieth doch schon die tiefe Noth des Heeres. Am folgenden Tage war der letzte Act der großen Tragödie: die Reihen wurden zerrissen, und was nicht fiel, wurde gefangen. Varus selbst stürzte sich in sein Schwert. Nur Wenigen gelang die Flucht. Das ganze Heer, das aus drei Legionen bestand und mit den üblichen Hülfstruppen 30—40,000 Mann gezählt haben wird, war vernichtet.

Und der moralische Eindruck der Schlacht war noch größer. Es war bewiesen, daß der Kampf gegen Rom nicht hoffnungslos sei, daß die Keule des Germanen und seine rohe Lanze auch die glänzend gerüsteten Legionen überwinden könne. Ein ungeheuerer Siegestaumel bemächtigte sich der Germanen.

Jede wilde Leidenschaft war entfesselt, glaubte sich einmischen zu dürfen in diesen Jubel. Hier plünderte man die Leichen, dort schleppte man die Gefangenen zur Beute oder zum Opfer. Besonders quälte man die römischen Advocaten, die in den Lagern germanische Processe nach römischem Recht behandelt und römische, den Germanen ehrenrührige Strafen wie Stockschläge veranlaßt hatten. Einigen stach man die Augen aus, anderen schlug man die Hände ab, und einem nähte ein wüthender Mensch den Mund zu, schlug ihm die herausgerissene Zunge unter die Augen und rief: Nun wirst du Natter nicht mehr züngeln und zischen. Unter diesen Scenen trat Arminius auf den Stein und redete zu den Genossen. Es werden wilde Worte gewesen sein, und am Schluß befahl er das furchtbare Opfer — die Tribunen und die angesehensten Centurionen dem Wodan zu opfern und ihre Köpfe an die Bäume zu nageln, deren Krone und Aeste vorher abgeschlagen waren.

Man hat mit unermüdlichem Eifer den Ort der Schlachten näher zu bestimmen gesucht, aber die Nachrichten der Quellen sind zu unbestimmt. Sicher ist nur, daß die Namen „Feldrom" und das „Römerfeld" im Lande Lippe keine Erinnerungen bewahren, sondern nur entstellt sind aus Zusammensetzungen mit de Drom, einer niederdeutschen Bezeichnung für Berg [1]). Als zweifellos kann man wohl noch das annehmen, daß das Schlachtfeld näher an der Weser lag als am Rhein. Sonst würde schon Tiberius bei seinen Zügen in den Jahren 10 und 11 die Leichen bestattet haben.

Nach dem Kampfe fielen die zahlreichen römischen Castelle auf dem rechten Rheinufer in die Hände der Germanen, selbst die Saalburg und das feste Aliso. Hier zwang der Hunger die Besatzung, einen Ausfall zu versuchen, durch den sie auch glücklich an den Rhein entkam.

Ebenso gelang dem Legaten des Varus, die zwei Legionen, die ihm dieser übergeben hatte, über den Niederrhein zu führen. Die Rheingrenze wurde nicht bedroht, obwohl die Römer für Gallien, ja für Italien fürchteten und zitternd wieder des cimbrischen Schreckens gedachten. Tiberius eilte von Pannonien herbei, wo er den Aufstand glücklich bezwungen hatte, und machte in den Jahren 10 und 11 Raubzüge auf das rechte Rheinufer, ohne jedoch tiefer in das Land einzudringen. Das römische Heer ward auf acht Legionen gebracht, die mit den Hülfstruppen etwa 100,000 Mann ausmachten. Je vier Legionen standen unter einem Legaten; der eine hatte in Mainz, der andere in Cöln sein Hauptquartier; beide aber standen wieder unter dem Befehl des Statthalters von Gallien.

Diese Würde bekleidete im Jahre 14 Germanicus, der Sohn des Drusus. Er ist der Liebling des Tacitus und war auch eine ritterliche Persönlichkeit und ein tüchtiger Soldat, aber den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen. Bei der Nachricht vom Tode des Augustus brach unter den vier Legionen von Untergermanien eine Empörung aus. Es waren Klagen und Wünsche sehr verschiedener Art, welche den Aufstand veranlaßten, mehr als alles andere aber der Widerspruch, der in der ganzen Stellung der Legionen lag.

---

[1]) Dieser Nachweis ist das Verdienst von Chr. Clostermeier: Wo Hermann den Varus schlug. Lemgo 1822. Seine Annahme, daß das erste Lager bei Herford, das zweite im Teutoburger Walde und das Schlachtfeld des dritten Tages in der Senne zu suchen sei, ruht, wie alle anderen Annahmen, auf Vermuthungen.

Thatsächlich waren die Legionen die Herren des Reiches; sie wußten, daß nur der Gewalt habe, dem sie gehorchen wollten: und dabei mußten sie bei kargem Solde unendlich schweren Dienst thun.

Germanicus bewältigte die Empörung und führte die Truppen dann sofort zu einem Raubzuge über den Rhein in das Gebiet der Ruhr. Dort überraschte er die Marser, welche das Fest der Göttin Tanfana gefeiert hatten und trunken und sorglos in ihren Hütten lagen. Germanicus hatte sein Heer in vier Haufen getheilt und verwüstete einen Landstrich von zehn Meilen Länge. Widerstand fand er erst auf dem Rückwege. Die Bructerer und ihre Nachbarn hatten ihm die Päſſe verlegt und gaben sie nur nach schwerem Kampfe frei. Die folgenden Feldzüge verliefen in ganz ähnlichem, aufreibendem Wechsel.

Im Jahre 15 unternahm Germanicus zuerst zwei kleine Züge. Auf dem ersten verwüstete er das Chattenland, und auf dem zweiten nahm er den Cheruskerfürsten Segest auf.

Nach der Schlacht im Teutoburger Walde hatten sich die Fehden unter den Häuptlingen der Cherusker erneuert; und Armin hatte keineswegs immer die größeren Massen auf seiner Seite. Einmal ward er sogar von Segest gefangen und gefesselt, doch gewann er später wieder das Uebergewicht und schlug den Segest in Fesseln. Aber auch Segest kam wieder frei und vertheidigte sich in seinem Hause, das durch Wasser und Waldverhau geschützt war oder durch eine der Heidenschanzen, aus großen unbehauenen Steinen, wie sie noch heute die Bergkuppen krönen. In manchen Gegenden z. B. in der Lausitz waren sie zu großartigen Vertheidigungssystemen vereinigt.

Es war das eine Fehde, wie sie in endloser Reihenfolge die erste Periode der deutschen Geschichte durchziehen, analog den Fehden der Feudalzeit, nur in anderen Formen und mit anderen Mitteln. Ein rascher Streit beim Methkrug, ein alter Mord, Verletzung des Hausrechts, gekränkter Stolz, Neid auf den glücklicheren Schützen oder darauf, daß der Nachbar vorgezogen ward bei der Herzogswahl, das sind die immer wiederkehrenden Motive solcher Fehden.

Es ist nicht möglich, zu untersuchen, ob der Haß des Segestes gegen Armin erst erwachte, als dieser sich zum Führer in dem Freiheitskampf aufwarf, oder ob ein alter Gegensatz der Familien bestand; aber wir wissen, daß persönlicher Streit den politischen Gegensatz verschärfte. Armin liebte Segests Tochter Thusnelda, und Segest hatte sie einem andern verlobt. Thusnelda ließ sich entführen und ward Armins Weib. Dies scheint im Jahre 14 ge-

schehen zu sein. Segest hatte dann aber die Tochter wieder in seine Gewalt gebracht, und als er deshalb von Armin in seinem Hause bedrängt ward, da rief er des Germanicus Hülfe an. Er wollte lieber die Heimat verlassen, als dem Rivalen wieder in die Hände fallen.

Sein Sohn hatte an dem Kampfe gegen Rom leidenschaftlichen Antheil genommen. Er war Priester gewesen am Altar des Augustus in Cöln; aber als der Aufstand begann, da zerriß er seine Priesterbinde und eilte in die Heimat, die Schlacht mitzuschlagen. Auch beschuldigte ihn das Gerücht, mit der Leiche des Varus ein unwürdiges Spiel getrieben zu haben. Jetzt mußte er die Boten des Vaters zu Germanicus begleiten und für seinen Abfall um Verzeihung bitten. Germanicus nahm ihn freundlich auf, schickte ihn unter Bedeckung nach Gallien und eilte mit einem Heerhaufen in das Cheruskerland. Die Belagerer zerstreuten sich sofort, und Segest folgte mit seinem ganzen Anhange und den Weibern und Kindern dem Germanicus auf das römische Gebiet. Dabei war auch Thusnelda. Sie kam nur gezwungen, sie war Armins Weib und wollte auch jetzt nichts anderes sein. Sie war schwanger und gebar in der Gefangenschaft einen Sohn, den Strabo Thumelicus nennt. Zwei Jahre alt mußte er mit seiner Mutter den Triumphzug des Germanicus schmücken inmitten einer langen Reihe von Gefangenen und wilden Thieren. Freilich hatte Germanicus den Verwandten des Segest Verzeihung versprochen; aber es mochte ihm genügend scheinen, wenn sie nicht nach dem Triumph, wie üblich, dem Henker übergeben wurden. Unmöglich konnte er den Triumphzug der ersten Zierden berauben, der Gemahlin und des Sohnes des gefürchteten Armin.

Nie sah dieser Sohn Armins die Heimat; er starb im Römerlande in jungen Jahren eines elenden Todes. —

Nach diesen Raubzügen rüstete Germanicus den eigentlichen Feldzug, und auch Armin bot seinen ganzen Einfluß auf, die Cherusker unter die Waffen zu bringen, sein Weib und sein erhofftes Kind zu rächen. Großen Eindruck machte es, daß ihm jetzt sein mächtiger Oheim Inguiomer beitrat, der sich bis dahin ferngehalten hatte und bei den Römern seit langen Jahren in hohem Ansehen stand. Inguiomer trat jedoch nicht unter den Befehl Armin's, nicht als Cherusker folgte er dem vom Stamme gewählten Herzoge; er kam als eine selbständige Macht und bewahrte neben Armin eine selbständige Bedeutung. Das Heer der Cherusker und ihrer Verbündeten hatte jetzt zwei Herzoge an der Spitze. Wollte man einen Einzelnen als das Haupt bezeichnen,

dann nannte man freilich den Armin; aber das war nur Folge seiner Persönlichkeit und seines Ruhmes, nicht seiner Stellung.

Germanicus übergab die Hälfte des Heeres seinem Legaten Caecina, um sie durch das Gebiet der Bructerer an die Ems zu führen: er selbst fuhr mit den anderen vier Legionen durch den Drususcanal in die Nordsee, dann zur Ems und den Fluß aufwärts. Die Vereinigung gelang, und Chauken und Friesen unterstützten ihn bei der Verwüstung des Landes der Bructerer. Dann wandte er sich nach dem unweit davon gelegenen Schlachtfelde, wo die Gebeine der drei Legionen des Varus noch immer der schützenden Erde entbehrten. Noch standen die Altäre, noch starrten von den Bäumen die Schädel hernieder, und zerbrochene Waffen bedeckten den Boden. In feierlicher Stille vollzog Germanicus die heilige Pflicht und führte dann das scham- und wuthentflammte Heer gegen Armin. Aber die gute Jahreszeit verging, ohne daß es zu einem entscheidenden Kampfe kam. Unverrichteter Sache mußten die stolzen Römer wieder den Rückmarsch antreten.

Bis zur Ems zog das Heer zusammen, dann theilte es sich. Die eine Hälfte sollte unter Caecina den Landweg nehmen; die anderen vier Legionen schiffte Germanicus auf der Ems ein. Es geschah dies ein gut Theil unterhalb Meppen, wo die Ems schiffbar wird. Caecina's Weg führte durch das Moorgebiet westlich der Ems, dessen Natur sich seither nicht verändert hat: nur daß große Strecken bewaldet waren, die heute kahl sind.

Dies Moor ist sehr ausgedehnt; allein das Bourtanger Moor mit dem Twist deckt 25 Quadratmeilen in ununterbrochener Fläche.

Zwischen den Mooren ziehen sich bald breitere bald schmälere Streifen der festen Geest, eines thonigen Sandbodens, bald nur wenige Fuß höher als das Moor, bald 40 und 50′, ja bis zu 200′ ansteigend.

Es giebt wohl weite Flächen im Moore, auf denen der Boden fast eben ist, so daß man wie auf freiem Meere den Horizont durch eine reine Kreislinie geschlossen sieht, aber das ist nicht überall, und wo Geest und Moor zusammenkommen, da entsteht bisweilen ein recht lebhafter Wechsel von Thal und Hügel. Dazu kommt noch der Wechsel von Wasser und Land. Zahlreich sind kleinere und größere „Meere", namentlich die kleinen Seen inmitten der sogenannten Hochmoore. Auch der Boden des Moores ist nicht gleichartig. Bald ist es nur ein Pflanzenfilz, der einen See oder einen Theil desselben

überdeckt und bei jedem Tritte elastisch nachgiebt. Er trägt dann zwar Bäume und Häuser, bisweilen wird jedoch ein Stück vom Winde losgerissen und mit allem, was darauf steht, an das andere Ufer geführt. Bald ist es eine braune oder schwarze Schlammmasse, aus der sich schwer befreit, wer in sie hineinsinkt, und in der nur einige Pflanzenhorste oder „Bulte" festeren Tritt gewähren. Bald ist das Land mit Haide überzogen, mit Wachholdersträuchen, mit Gruppen von Birken und Nadelholz besetzt.

Streckenweise ist deshalb das Moor gangbar, aber von Strecke zu Strecke unterbricht den Weg ein Sumpf, der je nach der Jahreszeit ganz oder theilweise unwegsam ist.

So bilden die Geeststreifen, welche die Moorflächen trennen, die militärisch beherrschenden Straßen, und die Pässe auf denselben bilden die Stellen, wo eine sumpfige Niederung die trockene Geest unterbricht. Caecina hatte auf seinem Wege besonders einen dieser Sümpfe zu fürchten. Er war jedoch nicht ganz unpassirbar, und im Jahre 1 v. Chr., also vor 17 Jahren, hatte Domitius Ahenobarbus einen Holzdamm hindurch geführt, den man als die „langen Brücken" kannte und fürchtete. Diese Stelle bildete den entscheidenden Paß, zumal es in der zweiten Hälfte des September war, und die nasse Jahreszeit begonnen hatte mit ihren dichten Nebeln und tagelangen Regengüssen. Es kam deshalb darauf an, den Damm zu erreichen, ehe Armin ihn verlegte.

Das Heer gelangte glücklich hin — aber der Damm war verfallen und die benachbarten Höhen von Armins Schaaren besetzt.

Caecina war ein erfahrener Soldat — es war dies sein vierzigster Feldzug. So gab er ruhig Befehl, am Rande des Sumpfes das Lager aufzuschlagen, und ließ dann einen Theil der Truppen an der Besserung des Dammes arbeiten, während die anderen den Feind abwehrten.

Aber die Arbeit im Moore war schwer. Weder rechts noch links vom Damme fester Boden, auf Brettern und Reisigbündeln mußten die Leute stehen.

Die Germanen fanden leichter die festen Punkte. Ihre langen Lanzen dienten ihnen als Springstangen, und so sprangen sie von Bult zu Bult an den Weg heran, während auf dem festen Lande dichte Schaaren die Wachen bedrängten. Das währte den ganzen Tag, erst die Nacht beendete den Kampf, aber Ruhe brachte sie den Römern nicht.

Von den umgebenden Höhen, meist wohl aus den kleinen Seen der Hochmoore, leitete der Feind Wasser auf die Niederung, welche den Sumpf bildete, und machte ihn noch unpassirbarer. Was durch die Arbeit an dem Damme den Tag vorher gebessert worden war, das ging so wieder verloren.

Die Germanen lagen auf den Höhen um helle Feuer, feierten Siegesmahle, und freuten sich schon des Gemetzels, das der Tag bringen sollte. Wüst und wild schallte ihr Geschrei herab zu den Römern, die bei mattem Feuer die Nacht halbwachend hinbrachten. Sie horchten am Grabenrande in die Nacht hinaus auf jeden fallenden Zweig, sie liefen von Zelt zu Zelt, aber sie fanden keinen Trost. Einer steigerte die Angst des Anderen.

Selbst Caecina konnte nicht ruhig schlafen. Die Erinnerung an Varus' Schicksal ließ sich nicht bannen und gestaltete sich im Traume zu einem furchtbaren Gespenst. Varus erschien ihm, über und über bedeckt mit Blut und Schlamm, und rief ihm zu. Da er nicht folgte, so streckte das Gespenst die Hände nach ihm aus, als wollte es ihn greifen. Caecina stieß es zurück und befreite sich so gewaltsam von der beängstigenden Erscheinung.

Schwer lag die Stimmung auf dem Heere, als es bei Tagesanbruch das schützende Lager verließ und den gefährlichen Marsch begann. Eine Legion sollte den Zug eröffnen, eine den Rücken decken, je eine die Angriffe der wilden Schaaren von den begleitenden Höhen abwehren. In der Mitte, also womöglich auf dem Damme, sollten die Kranken- und die Packwagen ziehen.

Aber die Legionen, welche zu beiden Seiten des Dammes auf dem trügerischen Boden stehen sollten, eilten so rasch als möglich vorwärts auf ein trockenes Feld jenseit des Sumpfes. Die Wagen saßen indeß noch mitten in dem Moraste, einer hemmte den anderen. Das Commando ward nicht mehr gehört.

Da erhob Arminius den Schlachtruf: „Sehet, sie sind in unsere Hand gegeben wie einstmals Varus"! und brach durch die Mitte des Zuges. Caecina wehrte sich mit der geringen Bedeckungsmannschaft, die ihm noch geblieben war, aufs tapferste; aber er wäre verloren gewesen, wenn sich nicht die Deutschen rasch zur Plünderung des langen Gepäckzuges zerstreut hätten. Schon war dem Feldherrn das Pferd unter dem Leibe erstochen, und er kämpfte mit einigen Getreuen um seine Freiheit, schon waren auch die Adler der Legionen in dringendster Gefahr: da eilte die erste Legion herbei, die den Zug

anführte, und machte den Bedrängten Luft. So kamen die Legionen glücklich über den Sumpf auf das festere Land — aber ein großer Theil des Gepäckes war verloren.

Doppelt mühsam war nun die Arbeit des Lagerbaues. Der Schlamm, der Kleider und Körper bedeckte, steigerte die unbehagliche Stimmung, und das Misbehagen raubte die Spannkraft, die ihnen noch geblieben war. Die Scenen des Schreckens, die man eben hinter sich hatte, spielten in der Erinnerung noch fort, sie sollten sich ja am anderen Tage erneuern. Zug um Zug schien sich das Schicksal des Varus zu wiederholen.

„Am ersten Tage bestand er einen unglücklichen Kampf — ganz wie wir —; den zweiten entrann er nur eben noch dem Verderben — ganz wie wir —; der dritte brachte das entsetzliche Ende. Er wird es auch hier bringen. Nur einen Tag haben wir noch zu leben."

Diese trostlose Prophezeiung tönte von allen Lippen, sprach aus den verzweifelten Gesichtern.

Zunächst freilich schaffte das Commando Ordnung und befreiende Thätigkeit. Caecina ließ das Lager regelrecht befestigen und ordnete alles Nothwendige mit Ruhe — aber wie die vorige Nacht, so ward auch diese von den Meisten halb durchwacht. In jedem Augenblicke erwarteten die zitternden Gemüther den Sturm auf das Lager. Da riß sich ein Pferd los und rannte einige Leute über den Haufen. Sie begannen zu schreien, die nächsten erschraken und schrien mit, und im Nu pflanzte sich der Hülferuf von Mund zu Munde durch das ganze Lager. Die Spannung löste sich in dem Schrei, und die ganze Masse, die nicht unmittelbar Augenzeuge gewesen war, stürzte unter dem Ruf: „Die Germanen sind im Lager", in ordnungslosem Gedränge dem hinteren Thore zu. Die Officiere trieben sie zurück und suchten sie zu überzeugen, daß es blinder Lärm sei. Vor allen Caecina selbst. Er befahl, er bat, er beschwor sie. Vergebens, er ward nicht mehr gehört, sie stürmten an ihm vorbei, die Angst machte sie taub. Da warf sich der alte Feldherr in dem Thore auf den Boden und sperrte den Weg mit seinem Leibe.

Die Leute stutzten einen Augenblick und hörten, was man ihnen sagte. Dann gingen sie beschämt zurück, und Caecina berief das Heer in die Mitte des Lagers, wo vor dem Zelte des Feldherrn der große Sammelplatz war mit der Rednerbühne und den Altären.

Er sprach von der Noth, er verdeckte sie nicht. Aber er zeigte auch die Rettung: im Lager wolle er warten, bis die Feinde den

Sturm versuchten, und sie dann im kräftigen Ausfall vernichten. Wer fliehe, sei sicher verloren. Rettung und Ruhm liege in ihrer eigenen Hand. Bei den Germanen wurde ebenfalls Rath gehalten, und sie schwankten lange. Arminius wollte warten, bis die Römer das Lager verlassen und in die folgenden Sümpfe gerathen würden; Inguiomer forderte den Sturm auf das Lager. Mit einem Schlage würde so der Sieg gewonnen. Die Masse jauchzte ihm zu, Armin mußte sich fügen, und mit Tagesanbruch begannen sie den Sturm.

Er ward abgeschlagen, und nun brachen die Römer vor und trieben die aufgelösten Germanen den ganzen Tag siegesfroh vor sich her. Erst am Abend endete das Morden, und am folgenden Tage setzte Caecina ungehindert seinen Marsch fort. Alle Mühsal war vergessen; leicht ertrug jeder den Mangel der Verpflegung und die Strapazen der bösen Wege, die ihm in der Angst der vorhergehenden Tage ganz unerträglich gewesen waren, und gern half jeder den Ermatteten. Das ganze Heer war durch den Sieg wie neugeboren.

Im Standlager von Xanten war unterdes die Kunde verbreitet, das Heer sei verloren, und die Germanen stürmten an den Rhein, um auch Gallien anzugreifen.

Die als Besatzung zurückgebliebenen Mannschaften wollten die Brücke abbrechen; nur mit Mühe hinderte sie die ungewöhnliche Energie der Gemahlin des Germanicus, der stolzen Agrippina.

Allein die Angst war allgemein, und als Erretter begrüßte Agrippina Caecina's selbst kaum gerettetes Heer.

Agrippina achtete nicht der Sitte, welche den Frauen die Theilnahme am öffentlichen Leben wehrte; sie stand selbst an der Brücke, empfing persönlich die heimkehrenden Schaaren und überhäufte sie mit Dankesworten.

Germanicus war noch nicht zurück, und auch um ihn trug man schwere Sorge.

Um die Schiffe zu erleichtern, hatte er zwei Legionen gelandet und am Strande marschiren lassen. Anfangs ging auch alles vortrefflich. Da erhob sich plötzlich ein Nordweststurm, wie er in dieser Jahreszeit an der Nordseeküste öfters zu hausen pflegt, und steigerte die Fluth zu entsetzlicher Höhe. Der breite Strand, auf dem das Heer wie auf weichem Moose marschirte, ward überfluthet, die Wogen drangen bis in die Dünen, und was von ihnen erreicht wurde, war verloren. Wagen und Menschen wurden durcheinander geschleudert, die Ordnung war gelöst, angstvoll rettete sich, wer konnte,

auf die höheren Dünen. Ohne Feuer und ohne Zelte, bunt durcheinander standen die Menschen in dem heulenden Sturme, und um sie toste die Fluth. Jede Woge spülte eine Schicht von dem feinen Sande hinweg, der die Düne bildete.

Am Morgen ließ der Sturm nach — der Strand war wieder frei, und an der Mündung eines kleinen Flusses nahm Germanicus die beiden Legionen wieder in die Schiffe ein. Das Gerücht von diesem Unglück erfüllte das Land: die Germanen waren siegesgewiß, — die Römer hielten sich verloren, sie glaubten nicht, daß Germanicus noch lebe.

So endete das Jahr 15 n. Chr. mit schweren Verlusten, und es gewährte keinen Ersatz, daß sich jetzt Segests Bruder Segimer mit seinem Anhange ergab. Es brachte das dem Armin sogar in gewisser Weise Gewinn. Ein Rival wich aus dem Lande, und ungestörter herrschte sein Einfluß. Das folgende Jahr verlief nicht anders, es brachte beiden Parteien große Verluste, aber keine Entscheidung.

Germanicus drang bis an die Weser, wo Armin den Uebergang wehrte.

Während so die Heere einander gegenüberlagen, nur durch den Strom getrennt, kam es zu einem ergreifenden Auftritt.

Armin rief seinen Bruder Flavus, der im römischen Lager diente, zu einem Zwiegespräch an das Ufer. Es war ein Gespräch wie zwischen Götz und Weislingen, nur war alles viel gröber und roher. Die Männer waren auf demselben Boden erwachsen und folgten doch entgegengesetzten Strömungen, welche sie nun gegen einander schleuderten. Seit einem Menschenalter dienten Tausende von Germanen in Roms Heeren. Armin hatte es Jahre lang ebenfalls gethan. Dann hatte er ein höheres Ziel ins Auge gefaßt: nicht länger wollte er um Sold seine Freiheit verkaufen und sein Volk unterjochen helfen. Und nun verharrte sein eigener Bruder in diesem Dienst, prahlte mit den Ehrenzeichen und Wunden, die er sich im Kampfe gegen seinen Vater und seinen Bruder geholt.

Die Unterredung artete bald in leidenschaftliche Beschuldigungen aus.

Sie konnten ihre Wuth nicht mehr bändigen, sie mußten Einer das Blut des Anderen sehen. Sie gaben ihren Pferden die Sporen und jagten in den Strom hinein; aber von beiden Seiten eilten die Gefährten herbei und rissen sie zurück.

Tags darauf kam es zu einem Reitergefecht, in welchem die

Germanen die Oberhand behaupteten. Doch überschritt Germanicus den Fluß, und einige Tage später ward dann auf den Wiesen am rechten Ufer, welche die Wiesen der Idisi oder Elben genannt wurden, eine schwere Schlacht geschlagen.

Germanicus siegte. Armin und Inguiomer retteten sich nur mit Mühe; aber gleich darauf hatten sie ein neues Heer zusammengebracht. Es stand noch dazu im Rücken der Römer auf dem linken Ufer der Weser, an einem theils durch den Strom, theils durch Wald und Sumpf gedeckten Platze. Nur an einer Seite war er leichter zugänglich; aber diese Stelle deckte ein hoher Wall, der die Grenze zwischen den Cheruskern und Angrivariern bildete.

Germanicus mußte sie hier angreifen und war doch verloren, wenn er geschlagen ward. Denn hinter sich hatte er die Weser und die unbesiegten Völker des Ostens, und den Weg zum Rhein sperrte das feindliche Heer, das sich verdoppelte, sobald es einen Erfolg gewann. Auch der gemeine Mann erkannte die Gefahr.

Germanicus traf seine Anordnungen mit Klugheit. Von verschiedenen Seiten ließ er die Feinde angreifen, während er die Hauptmasse persönlich gegen den Wall führte.

Der erste Angriff ward abgeschlagen. Die Wurfspeere der Germanen, ihre Keulen und Lanzen trafen von der Höhe herab mit doppelter Wucht.

Da ließ Germanicus die Legionäre ein wenig zurückgehen und zog Schleuderer vor und schwere Wurfgeschütze. Die Geschosse räumten furchtbar auf in den dichten Massen, die sich auf dem Walle drängten, und als nun die Legionen zum Sturm vorgingen, da nahmen sie den Wall.

Die Germanen hatten damit ihre beste Schutzwehr verloren: was sie bisher schützte, schloß sie jetzt ein; ein geordneter Rückzug war unmöglich, sie mußten kämpfen, wo sie standen. Ein gewöhnliches Barbarenheer hätte sich in solchem Augenblick dem panischen Schrecken überlassen. Armins Leute hielten zusammen, und lange schwankte der Kampf. Alle Leidenschaften waren entfesselt, jeder Nerv gespannt. Römer wie Germanen wußten, daß der Besiegte verloren sei, und entblößten Hauptes schritt Germanicus durch die Reihen der Seinigen. „Schlagt Alles nieder," rief er ihnen zu. „Macht keine Gefangenen. Der Krieg hat kein Ende, wenn das Volk nicht ausgerottet wird."

Endlich siegte die bessere Bewaffnung der Römer. In dem

dichten Handgemenge waren die langen Lanzen der Germanen unbrauchbar, die kurzen Schwerter der Römer dagegen vortrefflich. Es war gerade umgekehrt wie bei dem ersten Sturme auf den Wall. So wurden denn viele Tausende erschlagen, aber doch keineswegs das ganze Heer vernichtet. Während des langen Kampfes konnten sich viele bergen, und die Reiterei behielt sogar eher die Oberhand. Für den Gang des Krieges im Ganzen war keine Entscheidung gewonnen.

Der Hauptgewinn war die Rettung des Heeres aus der verzweifelten Lage, die freie Rückzugslinie.

Auf dem Schlachtfelde ließ Germanicus freilich aus den Waffen, die den Boden bedeckten, ein stolzes Denkmal errichten, dessen Inschrift besagte, daß das Heer des Kaisers Tiberius alle Völker zwischen Rhein und Elbe besiegt habe; — aber die Elbe hatte man nicht gesehen, man war kaum über die Weser hinausgekommen, und jetzt ging es zurück an die Ems. Von da fuhr ein Theil zur See zurück, ein Theil marschirte zu Lande, in derselben Weise wie im vorigen Jahre. Und wieder erlitt die Flotte die schwersten Verluste. Germanicus war so verzweifelt, daß er sich in das Meer stürzen wollte. Er mußte mit Gewalt zurückgehalten werden. Endlich wurde das Wetter besser, und da nun die unterworfenen Küstenstämme den geschädigten und verschlagenen Schiffen zu Hülfe kamen, so gelangte die Flotte doch noch glücklich in den Flevus und durch den Kanal in den Rhein. Dunkele Gerüchte hatten die Flotte indes bereits wiederum verloren gesagt. Um den bösen Eindruck zu verwischen und den Germanen zu zeigen, daß er doch noch zu fürchten sei, gönnte Germanicus weder sich noch seinen Soldaten Ruhe bei der Ankunft in dem Standlager von Xanten. Er ließ sofort etwa 30,000 Mann in das Chattenland einfallen, während er selbst mit einem noch größeren Heere das Gebiet der Marsen durchzog. Diese westlichen Lande und die Nordküste waren ihm preisgegeben, und im nächsten Jahre hoffte er die Unterwerfung zu vollenden —, aber Tiberius urtheilte anders. Er befahl, der Rhein solle die Grenze sein, man sollte die Germanen ihren eigenen Zwistigkeiten überlassen.

Die Opfer, die dieser Krieg seit mehr als dreißig Jahren forderte, waren zu ungeheuer, und man war nicht einmal wieder so weit, wie zur Zeit des Drusus.

Es ist der Ruhm des Arminius, daß es so war. Ohne Zweifel war er, und er allein der Befreier Deutschlands.

Die Tausende von tapferen Männern, welche unter seiner Führung gegen Rom kämpften, hätten ohne ihn ihr Verlangen nach kriegerischen Aufregungen und Anstrengungen in Roms Dienst gesättigt. Er sammelte die zerstreute Kraft, er ordnete sie, er lenkte ihren nach allen Seiten auseinanderfahrenden Haß und Zorn in eine Bahn.

Armin ist oft geschlagen, aber er erschien immer wieder im Felde. Er war kein König der Germanen und auch kein König der Cherusker. Nicht durch seinen Befehl konnte er den Heerbann aufbieten; nur durch seinen Einfluß, seine Begeisterung, seine Leidenschaft konnte er die Schaaren sammeln.

Aber er war ein gewaltiger Krieger, und die Verhältnisse lagen so, daß die Jugend dem Rufe eines Helden willig folgte, so schwer der Kampf auch sein mochte, zu dem er aufrief.

Und so siegte er trotz des ungeheueren Heeres der Feinde, trotz ihrer Festungen und Flotten, trotzdem mächtige Stämme und einflußreiche Häuptlinge zu den Römern hielten, und trotzdem das Kriegsglück ihm oftmals ungünstig war.

Armin war noch ein junger Mann, als er so Großes vollbrachte. Fünfundzwanzig Jahre war er, als er den Varus schlug, und dreiunddreißig, als er die Römer zwang, den Gedanken der Eroberung Germaniens aufzugeben. Vier Jahre später ward er plötzlich ermordet. Für seine Freunde mag das ein herber Verlust gewesen sein: er selbst hatte genug gelebt. Genug für seinen Ruhm, denn sein Volk pries ihn noch lange in seinen Liedern, und die Feinde bewunderten ihn. Genug auch für sich selbst und für sein Volk.

Zu einem Staatsleben im höheren Sinne war das Volk noch nicht reif, außer dem Kampfe gegen Rom gab es nur kleinliche Interessen, die Armin wohl aufregen, aber nicht befriedigen konnten. Er hatte das Höchste geleistet, was einem Manne zu leisten möglich ist: er hatte die Fremdherrschaft gebrochen in dem Augenblick, da sie sich für immer festsetzen wollte. — Ihm danken wir es, daß es ein deutsches Volk giebt; ohne ihn wären unsere Väter romanisirt, ehe sie die Fähigkeit gewonnen hatten, ihr Wesen den Fremden gegenüber zu behaupten. Er sicherte den Quell, aus dem 400 Jahre später neuer Geist und neues Blut ausströmten, die erstarrte Welt zu verjüngen.

Von seinen Thaten rühmt man am lautesten, daß er den Varus schlug, denn dies war sein erster und vollständigster Sieg: aber

größer erscheint er in den Kämpfen gegen Germanicus. Im Teutoburger Walde siegte er durch hinterlistigen Ueberfall, den man wohl entschuldigen kann, weil die Römer gegen die Germanen ebenso verfuhren, der aber doch den Glanz des Sieges trübt. Gegen Germanicus hatte er dagegen im offenen Kampfe und zum Theil unter recht schwierigen Verhältnissen zu kämpfen.

Drittes Capitel.

Der Aufstand des Civilis.

Abgesehen von kleinen Raub- und Plünderungszügen ruhte der Kampf für etwa 150 Jahre. Roms Herrschaft in Gallien und südlich der Donau blieb ungestört; aber es versuchte auch nicht das eigentliche Germanien zu unterwerfen. Indessen erfüllte sich das Wort des Tiberius: die Germanen zerfleischten sich selbst in unaufhörlichen Kämpfen.

So kam es bald nach dem Abzuge der Römer zum Kampfe zwischen Armin und Marbod. Die Semnonen und Langobarden waren von Marbod abgefallen und kämpften für Armin, dem die Masse der Cherusker folgte; aber sein Oheim Inguiomer stand auf Marbods Seite. Die Schlacht blieb unentschieden, aber Marbod zog sich zurück. Er gab es auf, die abgefallenen Stämme zum Gehorsam zu zwingen. Und auch bei den Markomannen war seine Herrschaft erschüttert. Bald darauf kehrte ein Häuptling Namens Catwalda zurück, der einst vor ihm zu den Gothen geflohen war. Das Volk fiel ihm zu, und Marbod mußte im römischen Reiche Zuflucht suchen. Ravenna wurde ihm zum Aufenthalt angewiesen, wo er auch bis an seinen Tod geblieben ist. Er hat keinen Versuch gemacht sein Reich wiederzugewinnen. Catwalda trat an seine Stelle; aber nach kurzer Herrschaft ward auch er gestürzt und floh ebenfalls zu den Römern.

Mit den Königen kamen ihre Gefolge; sie durften nicht in der Heimat bleiben, wenn ihr Herr in das Elend ging, dessen gute Tage sie getheilt hatten. Aber die Römer duldeten nicht, daß sie bei ihren Herren blieben, sondern wiesen ihnen Wohnsitze an der March an und

gaben ihnen den Quaden Vannius zum Könige, der dann 30 Jahre über sie herrschte. Sein Gebiet ward von den Römern nicht als Theil ihres Reiches angesehen, sondern stand zu Rom wie die Friesen, Chauken und andere befreundete Barbaren. So erwuchs aus zwei Gefolgen ein eigenes Volk.

Bald fand Armin ein ähnliches Ende. Er strebte danach, von den Cheruskern zum Könige gewählt zu werden. Eine Partei war für ihn, aber andere wollten keinen König. Es kam zum Kriege, der mit wechselndem Erfolg geführt wurde, bis Armin von einigen seiner Verwandten meuchlings ermordet ward. Es ist erklärlich, daß gerade seine Verwandten gegen ihn waren. Sie gehörten zu den hervorragendsten Adeligen und empfanden es besonders schmerzlich, hinter einen König zurücktreten zu müssen. Der Mord brachte keine Ruhe. Die Blutrache mußte die inneren Kämpfe nur lebhafter entflammen, und sie haben fortgewüthet, bis der gesammte Adel des Volkes vernichtet und die Kraft des Stammes gebrochen war.

Da sandten die Cherusker nach Rom und erbaten sich den Sohn des Flavus zum König, jenes Bruders des Armin, der sein ganzes Leben im römischen Dienste zugebracht hatte.

Der Sohn hieß Italicus; er kam und ward König der Cherusker, freudig begrüßt, weil er den verrotteten Parteikämpfen fremd war; aber bald ward auch er hineingezogen. Es war kein Ende des Kampfes, und das im Anfange des Jahrhunderts so mächtige Volk war zu Tacitus' Zeit ohne Kraft und Bedeutung. Aehnlich ging es anderen Stämmen.

Die mächtigen Bructerer wurden in den neunziger Jahren von ihren Nachbarn bis zur Vernichtung geschlagen. Am Rhein war die Schlacht, dicht am Ufer. Frohlockend konnten die Römer vom linken Ufer aus zusehen. Sechzigtausend sollen da erschlagen sein.

Unter solchen Umständen konnte Rom seinen Einfluß oft weit über seine Grenzen hinaus geltend machen. Den Friesen setzten sie zur Zeit des Kaisers Claudius (41—54 n. Chr.) Vorsteher und zwangen sie zur Beobachtung einer Reihe von Verordnungen. In ähnlicher Weise kamen auch andere Stämme zeitweilig in eine gewisse Abhängigkeit. Andere Völker wurden ihnen dagegen, wenn nicht gefährlich, so doch lästig, und gegen Ende des ersten Jahrhunderts hat Rom die Ruhe oft mit Geld erkauft.

Wirkliche Gefahr aber drohte der römischen Herrschaft am Rhein und der ganzen durch Cäsar Augustus und Tiberius begründeten

Ordnung der Dinge nur in einem dieser Kriege. Das war in dem Aufstande des Batavers Julius Civilis.

Die Bataver waren ein Zweig der Chatten. In unbekannter Vorzeit aber, lange vor Cäsar, waren sie mit den anderen Gauen ihres Volkes an Lahn und Edder in so heftigen Streit gerathen, daß sie nicht länger mit ihnen leben mochten, und hatten dann auf der Insel zwischen Waal und Rhein eine neue Heimat gefunden. Hier erwuchsen sie zu einem mächtigen Volke; aber nach der Eroberung Galliens durch Cäsar konnten sie sich dem römischen Einfluß nicht entziehen. Schon zur Zeit des Augustus waren sie abhängig, und in all den Kämpfen des Drusus, Tiberius, Varus, Germanicus u. s. w. haben Schaaren von Batavern für Rom gefochten.

Sie galten nicht als Theil der römischen Provinz, sondern als ein Volk für sich; auch zahlten sie keine Steuern, aber sie waren der Aushebung unterworfen und standen unter der nach Zeit und Gelegenheit bald strengeren bald loseren Aufsicht des römischen Legaten von Unter-Germanien, der in Cöln residirte. Sie stellten nicht bloß Freiwillige, sondern die römischen Centurionen nahmen zum Kriegsdienst, wer ihnen tauglich schien. Nur das war eine Milderung, daß sie nicht in alle möglichen Truppentheile zerstreut wurden, sondern eigene Abtheilungen unter dem Befehle batavischer Häuptlinge bildeten.

Ihre Tapferkeit war berühmt. In der Schlacht auf den Wiesen der Idisi gab der Bataver Chariovalda dem ganzen Heere ein gepriesenes Vorbild. Sie hatten römische Waffen und römische Kriegszucht und fühlten sich auch mit Stolz als ein Theil des Römerheeres: in den Legionen sahen sie ihre Kameraden. Mehrere Tausend Männer standen so lange Jahre in römischem Dienste und in römischen Landen. Julius Civilis selbst hatte 25 Jahre im römischen Heere gedient, als er den Aufstand begann. Und ähnlich die meisten Vornehmen des Volkes.

Gleichzeitig drang die Cultur auch in das Land selbst ein. Händler, Handwerker und Abenteuerer aller Art stürzten sich auf das Gebiet. Sie beuteten es aus; aber auch die Raubvögel der Cultur verbreiten ihren Segen. Römischer Luxus und römische Sitte fanden vielfach Eingang. Der Hausbau, das Geräth, die Wirthschaft wurden vervollkommnet, und es wurde Sitte, römische Namen anzunehmen. Nicht leicht hätten sich diese neuen Claudier und Julier der Bedürfnisse und Gewohnheiten wieder entschlagen mögen, die sie von ihren gebildeten Freunden gelernt hatten.

Die politische Verfassung blieb trotzdem im Wesentlichen unverändert. Bei dem Abhängigkeitsverhältniß von Rom war das politische Leben des Volkes zu matt, als daß es den Veränderungen der Gesellschaft und der Wirthschaft entsprechende neue Formen hätte erzeugen sollen. Die Versammlung der Großen und die Landesgemeinde hatten die Gewalt. Aber die gemeinsamen Interessen traten meist zurück vor den Parteikämpfen der Vornehmen, die miteinander um den Einfluß rangen. Denn einen König hatten sie nicht; wohl aber galt eine der vornehmen Familien als die königliche, und aus ihr stammte der Held des Aufstandes, Julius Civilis.

Civilis war ein hervorragender Mensch. Voll Kraft des Willens und kühner Gedanken, erfahren in der Welt, in den Wechseln des Krieges wie in dem Getriebe der Parteien vielfach umhergeworfen.

Aber er lebte in keiner glücklichen Zeit: die Menschen zerrieben sich in kleinlichen Kämpfen; es zeigte sich kein großes Ziel.

Civilis ist deshalb nicht mit Armin zu vergleichen: er war kein Mann ersten Ranges; er wies seinem Volke keine neue Bahn und sicherte ihm auch keinen alten Besitz; er konnte die Römer nicht entbehren, gegen die er ankämpfte. Er rüttelte an den Ketten; aber er wäre unglücklich gewesen, hätte er sie wirklich abgeschüttelt und zerbrochen. Es war eine Uebergangszeit, und das lastete auf dem Manne. Bei seinem Volke wie auch bei den Römern stand er in hohem Ansehen; den Kaiser Vespasianus nannte er seinen Freund, und ähnliche Beziehungen hatte er zu vielen anderen hervorragenden Männern. So konnte es nicht fehlen, daß er in die Wirren hineingezogen wurde, welche gegen Ende der Regierung Nero's bei der Rheinarmee ausbrachen. Mit seinem Bruder Julius Paullus wurde er beschuldigt, an dem Aufstande des Vindex betheiligt gewesen zu sein. Ohne Grund, wie es scheint; aber sein Bruder wurde von dem Legaten Fontejus Capito getödtet und er selbst in Ketten nach Rom geschickt. Doch als er hier ankam, war die Revolution geglückt; Nero war todt und Galba im Regiment. So wurde er befreit und Fontejus Capito getödtet.

Das war alles im Jahre 68 geschehen; aber am 2. Januar 69 erhoben die Legionen am Rhein den Vitellius als Kaiser und verfolgten die Mörder des Capito, zu denen sie auch den Civilis rechneten. Civilis entging dem Tode nur, weil Vitellius die Bataver sonst zu beleidigen fürchtete, von denen etwa 4000 Mann in Langres standen.

Civilis suchte Rache für diese doppelte Lebensgefahr, und in

dieser Stimmung trafen ihn Briefe des Primus Antonius, eines geschickten Parteigängers des Vespasianus, den die Legionen in Syrien und Aegypten zum Kaiser ausgerufen hatten.

Diese Briefe forderten ihn auf, am Rhein einen Aufstand zu beginnen und dadurch den Vitellius zu hindern, die germanischen Legionen nach Italien zu führen.

So war in seine Hand eine große Entscheidung gegeben — aber weshalb sollte er sich für diese Prätendenten in Gefahr stürzen, die doch nicht größer waren als er selbst? Er war entschlossen, die Gelegenheit für sich selbst auszubeuten. Deshalb wartete er, bis Vitellius die Rheinarmee nach Italien gezogen hatte und nur noch schwache Stämme der Legionen und Cohorten am Rhein standen, die durch neue Aushebung verstärkt werden sollten. Solche Aushebung pflegten die Unterbeamten zu Erpressungen aller Art zu mißbrauchen. Sie hoben Kranke und Schwache aus, damit sie sich loskauften, oder schöne Knaben zu schändlicher Wollust. Es herrschte deshalb große Aufregung bei den Batavern, und dies benutzte Civilis, um sie zum Aufstande zu bewegen.

Er berief die Vornehmsten des Volkes und dazu tüchtige Leute aus den Gemeinfreien in einen heiligen Hain. Scheinbar zu einem Opferfeste. Als aber Zeit und Ort und die gehobene Stimmung des Gelages die Versammelten einander näher betrachten, da begann Civilis von der Bedrückung zu reden, und wie günstig der Augenblick sei, die Fesseln zu sprengen. „Die Legionen sind hinweg, nur die leeren Namen sind zurückgeblieben — und geht es schlecht, so geben wir vor, für Vespasian gekämpft zu haben. Gelingt es, so haben wir Niemandem Rechenschaft zu geben."

Die Männer sprangen auf, laut schallten die Reden durcheinander, sie drängten sich an den Führer, sie boten ihm ihre Hand, und das Fest wandelte sich eine Verschwörung.

An dem blutigen Opfersteine schwuren sie unter schauerlichen Verwünschungen, daß sie treu zusammenstehen wollten im Kampfe. Es rauschten dazu die heiligen Bäume, fühlbar nahe war ihnen der gewaltige Gott, zu dem sie schwuren. Er hörte den Eid und würde ihn rächen.

Nach der Väter Sitte übernahm dann Civilis noch das Gelübde, daß er sein Haar nicht scheren wolle, bis er auf den Leichenhaufen der vernichteten Legionen stehe.

Die Verschworenen beriefen nicht eine Landesgemeinde ihres

Volkes, sie wollten den offenen Abfall vermeiden und ihre Vertrauensstellung zu Rom ausnutzen. Ihre Nachbarn, die Caninefaten, sollten beginnen. Diese waren auch sofort bereit, strömten auf der Dingstätte zusammen, erhoben den Brinno, einen wilden Gesellen aus vornehmem Geschlechte, als Herzog auf den Schild und trugen ihn unter lautem Geschrei im Kreise durch die Menge, daß ihn Alle sehen konnten. Brinno riß auch die nahen Friesen mit fort, schlug die Römer todt, die sich im Lande aufhielten und erstürmte ein Lager von zwei Cohorten, das nahe an der Meeresküste lag und statt seiner 1000 Mann nur eine kleine Besatzung hatte. Die Befehlshaber der kleineren Posten wagten keinen Widerstand, zündeten die Baracken an und sammelten sich in dem oberen Theile der Insel, nach Cleve zu. Civilis hielt sich noch immer zurück und bemühte sich, das Commando gegen die Aufständischen zu erhalten. Aber der Legat durchschaute seine Stellung und zwang ihn dadurch, offen als Führer des Aufstandes hervorzutreten. Er kam an der Spitze seiner Cohorte und mit dem Zuzuge der Verschworenen. Neben diesem Bataverheere bildeten die Friesen und die Caninefaten gesonderte Haufen und zwar auch in der Schlacht. Es wurde nicht beachtet, ob dadurch die Abtheilungen der Schlachtreihe ungleich ausfielen; wenn nur jeder Stamm für sich kämpfte und seine Thaten unterscheiden konnte von den Thaten der verbündeten Stämme.

Der erste Kampf war glücklich. Eine germanische Cohorte — es waren Tungern, nach denen noch heute die Stadt Tongern in Limburg heißt — ging zu Civilis über, und die batavischen Ruderknechte hinderten die Rheinflotte, in den Kampf einzugreifen. Dieser Sieg gab Waffen in Menge, und was noch wichtiger war, auf die Kunde davon kamen Gesandte von allen germanischen Völkern in der Runde und boten ihre Hülfe an.

Der Aufstand verlief in zwei streng von einander geschiedenen Perioden. In der ersten kämpfte Civilis allein mit den Batavern und anderen Germanen des linken Ufers. Verstärkt wurden seine Schaaren durch den Zuzug der rechtsrheinischen Germanen, unter denen die Prophetin Veleda im Bructererlande (Münsterlande) für den Kampf wirkte.

Veleda war eine Jungfrau aus vornehmem Geschlecht, als Vertraute der Götter, als Runenkundige gepriesen bei ihrem Volke und von Vielen geradezu als eine Göttin geehrt. Es war nicht ein zufälliger, gelegentlicher Einfluß, sie hatte eine öffentlich anerkannte und

mit feierlichen Formen umgebene Stellung. Civilis hatte in ihr seine Hauptstütze bei dem Aufstande, der römische Feldherr Cerealis unterhandelte mit ihr, ihre Entscheidung riefen die Ubier an, als die Tencterer die Zerstörung der Mauern von Cöln forderten. Sie sandten Boten mit Geschenken an sie, aber die Prophetin nahm ihre Bitten nicht persönlich entgegen. Sie kannte die Macht des Geheimnißvollen. In einem Thurme an der mittleren Lippe hielt sie sich verborgen, und einer von den Männern ihres Geschlechtes war dazu erwählt, ihren Verkehr mit der Welt zu vermitteln. Er nahm die Geschenke entgegen, trug ihr die Anliegen und Fragen vor und überbrachte den Harrenden ihre Entscheidungen oder Weissagungen. Nicht leicht wagte einer ihrem Worte zu trotzen, selbst die wilden Tencterer verzichteten auf die Zerstörung von Cöln, als Veleda es gebot.

Dem Civilis hatte sie Sieg, den Römern Untergang prophezeit, und sie ließ sich auch durch die Drohungen des Cerealis nicht abschrecken, den Krieg zu predigen. Nachdem der Aufstand gebändigt war, machte Cerealis deshalb seine Drohungen wahr. Er ging über den Rhein, überfiel die Bructerer und führte die Veleda gefangen nach Rom, wo die Seherin von der vornehmen Gesellschaft mit einem Gemisch von Spott und Scheu angestaunt ward.

Sie wird nicht mehr jung gewesen sein — ihr Ansehen war zu groß, es mußte sich schon lange ausgebreitet haben. In diesem Kriege hatte sie auf alle Germanen, auf die halbromanisirten Bataver so gut wie auf die rechtsrheinischen einen leitenden Einfluß.

Das wichtigste Ereigniß in dieser ersten Periode des Kampfes war der Abfall von acht batavischen Cohorten (4000 Mann). Sie waren aus Britannien herbeigerufen und standen in Mainz, um nach Italien geführt zu werden. Da ließen sie sich durch die Boten des Civilis gewinnen, kehrten nach Norden um, schlugen die Legion von Bonn, welche ihnen den Weg versperren wollte, umgingen Cöln und erreichten in geordnetem Marsche den Civilis. Kurz vorher hatte dieser zwei Legionen geschlagen, wieder unterstützt durch den Abfall einer germanischen Abtheilung. Es war eine Schwadron von einigen Hundert batavischen Reitern unter der Führung des Claudius Labeo, eines vornehmen Bataver, der den Civilis bitter haßte und beneidete. Daß die Cohorte trotzdem überging, ist ein Beweis, wie populär der Aufstand, und wie verhaßt die römische Herrschaft war. Labeo wurde gefangen, doch wagte Civilis nicht, ihn zu tödten, und sandte ihn den Friesen zur Bewachung. Die geschlagenen Legionen retteten sich nach

Castra vetera (Xanten), und um diese Festung drehte sich der fernere Kampf.

Das Lager war eine Festung mit Mauern und Thürmen und wurde von Civilis mit den Maschinen belagert, welche die römische Kriegskunst kannte. Aber die Belagerten wehrten sich tapfer und erregten Schrecken durch neue Maschinen. Namentlich eins entsetzte die Stürmenden. Eine Art eiserner Hand an einem langen Hebelarme fuhr plötzlich von der Mauer in die Haufen, welche von einem Thurme oder dem Damme aus die Mauer zu erreichen suchten, ergriff einen oder auch mehrere und schnellte dann ebenso gewaltsam zurück, ihre Beute in weitem Bogen in das Lager werfend.

So wurden alle Stürme abgeschlagen; aber der Entsatz mißglückte, und zuletzt capitulirte die Besatzung, die zu klein war für die ausgedehnte Festung. Es war ihr freier Abzug versprochen ohne Gepäck, doch eine Meile vom Lager wurde sie überfallen und zusammengehauen. Einige flohen in das Lager zurück, aber auch hier war keine Rettung. Sie vergingen im Kampfe oder in dem Feuer, das die Baracken des Lagers verzehrte.

Es war ein großer Sieg: die stärkste Zwingburg am Niederrhein war gebrochen. Das Land fühlte sich frei, und Civilis wußte dies stolze Gefühl klug zu steigern. Auf dem Schlachtfelde, über den Leichenhaufen der erschlagenen Römer ließ er sich das Haar scheren, das seit Jahresfrist wild gewachsen war und ihm in langen röthlichen Büschen um den Kopf hing.

Das Gelübde war erfüllt.

Aber das Heer löste er nicht auf: er wußte am besten, wie schwere Kämpfe nöthig waren, um zu vertheidigen, was gewonnen war. Civilis hatte im Ganzen etwa 6000 Mann römisch geschulter Truppen, dann halb und halb geordnete Schaaren, die er aus Caninefaten, Friesen und Chauken gebildet hatte, und endlich die ungeregelten Schwärme der Germanen vom rechten Rheinufer. Auch gelang es ihm jetzt, die Landsgemeinde der Bataver zum Kampfe zu bestimmen. Trotzdem wäre er der römischen Rheinarmee sicher nicht gewachsen gewesen, wenn diese nicht durch beständigen Aufruhr gegen den Legaten selbst ihre Kraft gebrochen hätte.

Unterdessen war die Nachricht gekommen, daß Vitellius todt sei († 24. December 69), und daß die Rheinarmee dem Vespasian huldigen solle.

Damit begann die zweite Periode des Aufstandes. Bisher hatte

Civilis vorgegeben, für Vespasian zu kämpfen; nun mußte er sich offen gegen Rom erklären. Einen Ersatz gewährte, daß es ihm jetzt gelang, einige vornehme Gallier und mit ihnen ihre Stämme, die Trevirer (Trierer) und die Lingonen (in Langres), zum Abfall zu bewegen. Sie wollten ein „Reich der Gallier" gründen, unabhängig von Rom. Es war ein ganz unreifer und unklarer Gedanke, aber zunächst hatten sie damit ungeheuere Erfolge.

Das römische Heer, welches schon längst nicht mehr wußte, wem es zu gehorchen habe, ließ sich gewinnen und leistete „dem Reiche der Gallier" den Treueid. Nur einzelne Abtheilungen blieben fest gegen die Agitation. Ferner kam die wichtige Stadt Cöln in ihre Hand, und das mächtige Volk der Remer berief in seine Stadt Rheims eine Versammlung aller Stämme, um zu berathen, ob man sich dem Aufstande anschließen sollte oder nicht, und was in dieser Lage zu thun sei. Diese Versammlung ist höchst merkwürdig.

Vier Menschenalter waren es, seit das Land unter Vercingetorix im leidenschaftlichen Kampfe um seine Freiheit gerungen hatte — jetzt war die Gelegenheit, sich von Rom loszureißen, so günstig wie möglich. Auch war der Weg der Rebellion schon betreten, denn die Versammlung war selbst schon ein Bruch des Gehorsams gegen Rom, eine Rückkehr zu den Zuständen der unabhängigen Vorzeit. Aber trotzdem erklärte sich die große Masse der Versammelten mit aller Entschiedenheit gegen den Aufstand.

„Was soll werden, wenn Rom nicht mehr ist?" fragte ein Remer. „Sollen wir den Trevirern oder den Batavern dienen?"

Diese Erwägungen sind bezeichnend. Man fühlte sich ganz außer Stande, unabhängig von Rom ein geordnetes Staatswesen zu gründen. Rom war eben nicht nur deshalb der einzige Staat, weil es die anderen Völker besiegt hatte, sondern weil diese anderen wußten, daß sich der Krieg aller gegen alle erneuern würde, sobald Rom sie nicht mehr beherrschte. Und diese Erwägungen wurden noch verstärkt durch drei Ereignisse, unter deren Eindrucke die Versammlung tagte. Die Lingonen waren von den Sequanern geschlagen, als sie dieselben zum Anschluß an den Aufstand zwingen wollten. Sodann war ein neues römisches Heer auf dem Marsche nach dem Rhein, und endlich hatte sich Civilis selbst geweigert, dem „Reiche der Gallier" Gehorsam zu schwören.

Hatte er darum den mächtigen und glänzenden Herrn verlassen, um den verachteten Galliern zu dienen?

Aber ein Reich der Bataver war ebenso unmöglich, und die halbcultivirten Germanen am linken Rheinufer konnten unmöglich im Frieden leben mit den wilden Stammgenossen am rechten Ufer. Sogar schon damals, als doch die gemeinsame Gefahr die Zwietracht fernhalten mußte, brach der unversöhnliche Gegensatz hervor.

Die Tencterer, die Cöln gegenüber wohnten, forderten von den Ubiern, daß sie die Mauern ihrer Stadt Cöln zerstören und die Römer tödten sollten, die unter ihnen lebten. Die Ubier waren entsetzt. Seit drei Generationen und besonders seit den letzten zwanzig Jahren hatten sie sich vielfach mit Römern verschwägert — sie waren mit ihnen zu einer Gemeinde verschmolzen. Nur gezwungen hatten sie sich dem Aufstande angeschlossen, und nun sollten sie ihm gleich ihre Stadt und ihre Freundschaft opfern? Sie beschwichtigten die wilden Nachbarn durch das Zugeständniß, daß sie fortan ohne Abgabe und ohne Begleitung eines Soldaten die Stadt betreten dürften, doch ohne Waffen und nur bei Tage. Sie stellten in Aussicht, daß in ruhigen Zeiten auch diese Schranken fallen könnten, und schlugen vor, die anderen Streitpunkte der Entscheidung des Civilis und der Prophetin Veleda anheimzustellen. Die Mauern könnten sie jedenfalls nicht gleich zerstören, da eben ein römisches Heer heranziehe.

So wandten sie das drohende Verderben ab; aber im Herzen brannte die Wuth, und bald kam der Tag der Rache.

Ist es zu verwundern, wenn Civilis unter solchen Verhältnissen keinen Plan und kein Ziel fand?

Nur in einem Augenblicke tauchte ein Gedanke auf, der Klarheit zu schaffen versprach. Als Cerealis, der das neue römische Heer führte, Trier besetzt hatte, boten ihm die Aufständischen an, er möge sich zum Kaiser von Gallien aufwerfen und ihnen die Herrschaft über ihre Stämme lassen. Cerealis ging nicht darauf ein, und er that klug daran, denn ausführbar war auch dies nicht.

Diese Unklarheit lähmte die Kräfte des Aufstandes. Civilis verfolgte seinen Feind Labeo, der aus der Gefangenschaft entkommen war, durch Wald und Feld, und die Gallier verloren die Zeit mit ähnlichen Dingen, während Cerealis auf zwei Seiten, über Windisch, Basel und vom Bodensee, heranzog. Die abgefallenen Legionen kehrten zum Gehorsam zurück und erhielten Verzeihung; auch Trier wurde ohne Widerstand besetzt und damit der eine Herd des Aufstandes gedämpft. Bald darauf erschien jedoch das Heer des Verbündeten,

überfiel bei Nacht das Lager des Cerealis und besetzte die Moselbrücke, welche zur Stadt führte. Die Römer flohen, und nur kleine Abtheilungen hielten zusammen.

Das alles war geschehen, ehe Cerealis auf dem Kampfplatze erschien. Er war eine leichtfertige Natur: auch vor dem Feinde konnte er es nicht lassen, seinen Passionen nachzugehen. Er hatte wieder einmal die Nacht außerhalb des Lagers zugebracht, und erst der Lärm der Flucht schreckte ihn aus den Schlafe. Aber als er auf dem Kampfplatze eintraf, da brachte er mit bewunderungswürdiger Kraft die Weichenden zum Stehen und sammelte die Zersprengten, und da sich gleichzeitig die siegreichen Germanen zerstreuten um zu plündern, so konnte er die Niederlage wieder zum Siege wenden.

Gleich darauf kamen Boten aus Cöln und meldeten von einem anderen Erfolge. Die Fortschritte des Cerealis hatten den Ubiern in Cöln den Muth gegeben, Rache zu nehmen für die Stunden der Angst, die sie ausgestanden. Und sie nahmen sie mit barbarischer Grausamkeit und mit barbarischer Hinterlist.

Ihre Halbcultur und ihr römischer Bürgerstolz hielten sie nicht zurück.

In ihren Häusern mordeten sie, was sich von Leuten des Civilis in Cöln fand, und ebenso eine Cohorte von Friesen und Chauken, die in Zülpich lagerte. Sie luden die Männer — es waren mehrere Hundert — zu einem Gelage in ein großes Gebäude, und als sie vom Weine trunken schliefen, da schlossen sie die Thore und zündeten das Haus an. So verbrannten die Männer mit dem Saale. Keiner entkam. Es war eine auserlesene Schaar gewesen, geschulte Krieger. Auf sie rechnete Civilis vorzugsweise nach dem Unglück von Trier — jetzt mußte er rheinabwärts weichen. Seine Frau und seine Schwester sowie eine Tochter des Classicus, welche in Cöln gewesen waren, wurden dem Cerealis ausgeliefert.

Der gallische Aufstand war damit zu Ende, der Kampf mit Civilis zog sich noch lange unentschieden hin. Die Caninefaten überfielen eine römische Flotte und zersprengten den Landsturm der Nervier. Civilis selbst brachte in Kurzem wieder ein großes Heer zusammen und schlug mit Cerealis bei Castra vetera. Seine Stellung war durch einen Sumpf und durch eine Ueberschwemmung gedeckt.

Er hatte einen Damm in den Strom geführt, der das Wasser theilweise ablenkte und die Gegend, durch welche die Römer heran-

rückten, auf weithin überschwemmte. Das Wasser war flach, und die Germanen liefen gleichmüthig hindurch. Die Römer, die dergleichen nicht kannten, hielt es dagegen wesentlich auf und hinderte sie im Kampfe.

Die Germanen standen in der nationalen Ordnung, nicht in langgestreckter Reihe, sondern in keilförmigen Sturmhaufen, und als Civilis sie kurz vor der Schlacht zur Tapferkeit ermahnte, da schlugen sie die Waffen zusammen und sprangen jauchzend in die Höhe. Der Kampf blieb lange unentschieden: da gaben ihm die Bructerer eine gefährliche Wendung. Sie standen auf Civilis' linkem Flügel dicht am Rhein und auf dem Damme im Rhein. Von dort sprangen sie in den Strom und schwammen abwärts bis an eine Stelle, die ihnen einen günstigen Angriffspunkt gewährte.

Unterdeß aber kam die Entscheidung durch den Verrath eines Bataves, der den Römern einen nur schlecht bewachten Weg durch den Sumpf zeigte. Ihr plötzlicher Angriff brachte die Germanen in Verwirrung. Sie flohen dem Rheine zu. Das große Heer war aufgelöst. Aber der Sieg blieb unvollständig. Die Flotte war nicht da, um die Flucht auf das rechte Ufer abzuschneiden, und die Reiterei wurde durch plötzliches Unwetter und die einbrechende Nacht an der Verfolgung gehindert.

Civilis verbrannte die Stadt der Bataver, die sich nicht halten ließ, und zerstörte den Rheindamm des Drusus. Hierdurch lenkte er die größte Masse des Wassers in den südlichen Arm des Rheins, welcher die Insel der Bataver von Gallien schied und gegen das römische Heer vertheidigte, während der nördliche Arm so seicht ward, daß er den Verkehr der rechtsrheinischen Germanen mit den Batavern nicht mehr hinderte.

Der Kampf zog sich so noch längere Zeit hin, und Civilis freute sich manches glücklichen Schlages. Bei einem Ueberfall der römischen Rheinflotte hätte er beinahe den Cerealis selbst gefangen genommen. Nur der zufällige Umstand rettete ihn, daß er die Nacht wieder einem Abenteuer nachging und sie nicht auf seinem Admiralschiffe zubrachte. Das Schiff wurde von den Batavern genommen und der Veleda als Geschenk zugeführt, ähnlich wie die Griechen auserlesene Beutestücke nach Delphi oder mittelalterliche Fürsten sie an den Papst sandten.

Während des Kampfes hatte Cerealis mit vielen hervorragenden Männern bei den rechtsrheinischen Germanen wie bei den Batavern Verhandlungen angeknüpft und sie durch Versprechungen und Drohungen

zu gewinnen versucht. Auch erregte er Neid und Verdacht gegen Civilis, indem er bei der Verwüstung des Landes seine Häuser und Felder verschonte. Wie die Bauern murrten und der Anhang der Rivalen wuchs, da kam Civilis dem drohenden Abfalle zuvor und legte auf Grund eines Vertrages die Waffen nieder. Aber vor dem Abschluß traute keiner dem andern. Deshalb fand die Verhandlung auf einer Brücke statt, welche in der Mitte zerschnitten war, so daß Civilis und Cerealis je auf einem Ende standen.

Die Bedingungen des Vertrages sind nicht bekannt. Mitten in der Rede des Civilis endet die uns erhaltene Handschrift des Tacitus.

So war Roms Herrschaft in Gallien wiederhergestellt, und einige Streifzüge auf dem rechten Ufer lehrten den Barbaren den alten Respect.

Viertes Capitel.

Das Zehntland. Der Markomannenkrieg.

Die verbrannten Standlager der Legionen, die zerstörten Brücken, Straßen und Wachtthürme wurden wiederaufgebaut; der Rhein war wieder die Grenze des römischen Reiches vom Bodensee bis an das Meer. 80—100,000 Mann bewachten ihn — acht Legionen und 40—50,000 Mann Hülfstruppen — in zwei Heere getheilt. Cöln war das Hauptquartier für das Heer des Niederrheins, Mainz für das oberrheinische. Von den vier Legionen des ersteren hatten je zwei ihr Standquartier in Cöln und Xanten. Auch in Nimwegen, Neuß, Bonn und anderen Orten standen dauernd größere Abtheilungen.

Die Hauptplätze des oberen Heeres waren Mainz und Vindonissa auf der Landzunge zwischen Aar und Reuß, außerdem Kloten in der Schweiz, Zurzach, Basel-Augst, Straßburg — erst im dritten Jahrhundert von größerer Bedeutung — Breisach, Bingen, Andernach, Coblenz u. a.

Nach Vollendung des Grenzwalles von Kelheim an der Donau über Miltenberg und Aschaffenburg nach Coblenz wurde die Zahl der Legionen auf sechs und dann auf vier herabgesetzt, ebenso die Zahl der Hülfstruppen, und im zweiten Jahrhundert standen also nur etwa 50,000 Mann am Rhein.

Schon Drusus und Tiberius hatten an wichtigen Punkten Thürme und feste Lager angelegt, Wege gebahnt und durch die Sümpfe Dämme gezogen. An Donau, Lahn und Main mehrten sich im Laufe des Jahrhunderts diese Befestigungen, während die nördlich gelegenen nach dem Siege Armins meist zerstört wurden.

Der Kaiser Trajan ließ dann in den Jahren 97—99 einen Wall von bedeutender Länge aufwerfen, der von seinen Nachfolgern vervollständigt und verstärkt wurde.

Der Wall ist zum Theil heute noch erhalten. Er lief aus der Gegend von Kelheim an der Donau bis Gunzenhausen in nordwestlicher Richtung, dann südwestlich bis Ellwangen und Pfahlbronn, dann wieder nördlich bis Miltenberg, von da nach Gießen, von da südlich nach der Saalburg bei Homburg, dann endlich über den Taunus zur unteren Ems und an den Rhein und die denselben deckenden Befestigungen. Seine Länge betrug etwa 70 deutsche Meilen. Die Römer nannten ihn limes, palus oder vallum. Alle drei Namen sind von den Deutschen aufgenommen und bei der Bildung von Ortsnamen verwerthet für die Städte und Dörfer wie für die Wald- und Feldabschnitte zur Seite des Walles. Am häufigsten ist palus zu deutsch Pfahl gebraucht — Pfahlbronn, Pfahlheim, Pfahldorf, Pfahlbach u. a. — wie auch der ganze Wall der Pfahlgraben oder der Pfahl genannt zu werden pflegt. Oft freilich nannte man ihn die Teufelsmauer.

Den zerstreuten Barbaren erschien das Werk zu gewaltig, als daß der Mensch es mit seinen natürlichen Kräften hätte vollenden können.

Die östliche Hälfte, welche die Donau begleitete, war eine mehrere Fuß hoch aufgemauerte Heerstraße, vertheidigt durch Thürme und feste Wachtposten, die in nicht zu großen Abständen die Straße deckten. Die westliche Hälfte am Neckar, Main und Rhein bestand aus einem Erdwall von etwa 16 Fuß Höhe, vor dem ein Graben herlief. Am Fuße des Walles und also zugleich am inneren Rande des Grabens lief eine Wand aus starken Pfählen. Hinter dem Walle waren auch hier feste Wachtthürme angelegt, zehn auf je eine deutsche Meile.

Einen ernsthaften Angriff der Germanen konnte der Wall nicht abwehren; leicht war der Graben gefüllt, die Pfahlwand durchbrochen und der Wall überstiegen; aber er hielt die kleinen Raubschaaren ab, die auch inmitten des Friedens allnächtlich zu fürchten waren, und bildete die unentbehrliche Grundlage für den auf bestimmte Plätze beschränkten Verkehr mit den Germanen. Ohne eine solche feste Grenze wäre dies System gar nicht durchzuführen gewesen. Der Wall diente ferner als Allarmlinie. Die Wachthäuser waren so angelegt, daß sie durch Zeichen mit den Nachbarn sprechen konnten, und

sobald eine Gefahr drohte, lief die Kunde von Posten zu Posten zu den größeren Standlagern.

Endlich bildete der Pfahl ein Glied in dem großartigen Befestigungssystem, das die Grenze schützte. Für sich allein war er nicht zu halten, die Linie war viel zu lang; aber vor ihm und hinter ihm lagen an den militärisch wichtigen Punkten feste Lager und Thürme, die durch ihn zu einem großartigen Festungsring zusammengeschlossen wurden.

Der Pfahl ist oft überrannt, aber bis zum Ende des dritten Jahrhunderts behauptet. Zweihundert Jahre hindurch zählte das von ihm eingeschlossene Gebiet zum römischen Reiche und war erfüllt von römischer Cultur und römisch redender Bevölkerung.

Es ist das Gebiet des heutigen Wirtemberg und Baden. Damals hieß es das Zehntland — agri decumates — war den Grenzprovinzen als Vorland angegliedert und der Gewalt der Statthalter derselben untergeben. Die östliche Hälfte stand unter dem Statthalter von Rhätien, der in Augsburg residirte, und nach der Trennung der bürgerlichen und militärischen Befugnisse im dritten Jahrhundert unter dem „Commandeur am rhätischen Grenzwall“, der Westen unter dem in Mainz residirenden Legaten von Ober-Germanien, später unter dem „Commandeur am überrheinischen Grenzwall“. Die Befugnisse derselben grenzten da aneinander, wo ihre Posten zusammentrafen.

Der größere Theil stand unter Mainz. Soldaten aus Mainz und Windisch haben auch an der Geißlinger Steige Schanzen gebaut und Ziegel gebrannt.

Neben den Legionen standen noch ungefähr ebenso viele etwas leichtere Truppen am Rhein, Cohorten, Schwadronen und Rotten. Man nannte sie Hülfstruppen, weil ursprünglich die römischen Bürger nur in den Legionen dienten. Das war nicht mehr der Fall; aber die Masse dieser „Hülfstruppen“ bestand auch jetzt noch aus Provinzialen oder abhängigen Völkern. Sie hatten geringeren Sold, weniger glänzende Waffen und entbehrten mancher Privilegien des Legionars; aber ihr Dienst war auch nicht so schwer. Sie wußten es nicht anders, als daß sie hinter den stolzen Legionaren an Rang zurückstanden, aber sie waren römische Soldaten in vollem Sinne.

Die festen Lager und Thürme der Soldaten bildeten die Mittelpunkte der Romanisirung des Landes.

Außerhalb des Walles, etwa ein Kilometer entfernt, aber im

Schutze desselben erstanden die canabae, die Kneipen der Marketender und Händler; es waren anfangs leichte Zelte und Buden, dann, wie das Lager sich in eine Festung und dauernde Garnison wandelte, baute auch dieser Troß feste Häuser. Zahlreiche Wohnungen forderten ferner die Frauen oder Mädchen der Soldaten, mit denen sie in einem zwar nicht als wirkliche Ehe geltenden, aber doch rechtlich anerkannten Verhältnisse lebten. Sie waren sehr wohl geschieden von dem Schwarm der freien Dirnen; ihre Kinder galten als legitim. Manche Truppe recrutirte sich zum guten Theile aus diesen wilden Lagerkindern. Hier wohnten ferner auch die Veteranen, welche aus dem eigentlichen Dienst entlassen, aber zu bestimmten, besonders ehrenvollen Diensten noch bei der Fahne zurückgehalten wurden. Hier blieben sie meist auch, nachdem sie vollständig entlassen waren.

Was wollten sie noch in der Heimat? Zwanzig, dreißig Jahre lang waren sie in der Ferne gewesen; sie waren vergessen, ihre Freunde waren todt oder verändert, hatten ganz andere Gedanken und Interessen. Sie mußten erwarten, vereinsamt dazustehen und vor Langeweile zu vergehen. Hier hatten sie ihre Kameraden und ihre Erinnerungen, und manchen fesselte ein germanisches Mädchen. Waren doch in Cöln bereits um 70 n. Chr. die Mischehen sehr häufig.

Die großartigsten Bauten indeß erhielt das Lagerdorf durch die Soldaten des Lagers selbst.

Sobald das Lager dauernd war, pflegten Tempel, Bäder und Wasserleitungen, auch wohl ein Amphitheater hergestellt zu werden: der Soldat mußte Ersatz haben für das städtische Leben, das er entbehrte. Er sollte nicht verkümmern an Leib und Seele, während er dem Lande diente.

Alles das baute der Soldat selbst, er war der Culturträger der vier ersten Jahrhunderte, wie die Mönche die des Mittelalters. Und das Lager braucht den Vergleich seiner Leistungen mit dem Kloster nicht zu scheuen, auch nicht in Bezug auf die Mannigfaltigkeit derselben. Unsere gepriesenen Städte am Rhein sind zum großen Theil aus solchen Lagerstädten erwachsen.

Im Lager selbst duldete die gute Zeit keinen Tempel und kein Bad; erst im dritten Jahrhundert finden sich einzelne. Auch in den aus Stein errichteten Lagerfestungen waren nur einige kleine Altäre und nur zur Verehrung des Kaisers und der Götter des Lagers. Denn jede menschliche Genossenschaft hatte ihren Genius, also auch jede Compagnie und jede Schwadron.

Die eigentlichen Tempel aber erbaute sich der Soldat im Lagerdorf.

Diese Anlagen konnten schon zahlreich sein, ein Markt mit Statuen und Bäder mit Parkanlagen den Ort zieren — ehe er als eine vom Lager unabhängige Gemeinde organisirt ward, einige nur als Dorf, andere als Stadt.

Im dritten Jahrhundert ist auch den Soldaten erlaubt, in dem Orte zu wohnen bei ihren Frauen oder Quasifrauen. Dann blieb das Lager nur noch das Amtslocal der Truppe, ähnlich unseren Kasernen für die Soldaten, welche bei den Bürgern einquartiert sind. Doch währte das nicht lange. Die Heere verdarben dabei, und die strenge Zucht mußte wiederhergestellt werden.

Außer den Lagerstädten und Lagerdörfern an der Grenze und den großen Militärstraßen erstand eine Menge Ansiedelungen, wo immer nur die Gelegenheit dazu lockte. Meist wohl in den alten Germanendörfern.

Die alten Besitzer wurden schwerlich alle vertrieben oder ausgerottet; aber gelichtet war die Bevölkerung, und sobald der Grenzwall und das anschließende Festungssystem das Gebiet deckten, strömten aus den benachbarten Provinzen die Ansiedler herbei. Namentlich kamen sie sehr zahlreich aus Gallien, das sich damals herrlich entwickelte. Zum guten Theil war es unruhiges Volk, das in der Heimat abgewirthschaftet hatte oder gern vergessen sein wollte; aber es kam auch mancher tüchtige Mann und brachte Capital und besseren Betrieb ins Land. So füllten sich Baiern, Wirtemberg und Baden ähnlich wie bisher schon die Schweiz und Gallien mit römischen Städten [1]) und Weilern, Dörfern und Villen. Der Lauf der Flüsse ward geregelt, Wald und Sumpf mit Straßen durchzogen — einigen großen Heerstraßen und tausend kleinen Landwegen —, Bergwerke und Steinbrüche

---

[1]) Städte im Sinne des römischen Reiches gab es nur wenige. In Wirtemberg sind nur zwei noch nachzuweisen, civitas Sumalocenna in Rottenburg und die civitas Alisinensis in Benfeld südlich von Heilbronn. In Baden sogar nur eine: civitas Aquensis — Baden-Baden. Das Land nördlich zählte mit seinen Dörfern und Städtchen zu der linksrheinischen civitas Nemetum (Speier). Die Ansichten über Zahl und Größe der römischen Straßen und Bauten gehen noch vielfach auseinander; früher waren sie oft übertrieben. Dagegen wenden sich: Herzog, die römischen Niederlassungen auf württembergischem Boden in: Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1876, und Brambach, Baden unter römischer Herrschaft 1867.

wurden eröffnet. Bäder und Tempel, Wirthshäuser und Fabriken, Theater und Schulen, Haarkünstler und Händler, Schreiber und Gelehrte versetzten Italiens Cultur an den Grenzwall.

Die Hauptorte waren Baden-Baden und Rottenburg. Sie sahen den vollen Glanz römischen Reichthums; aber auch in dem Gebiete der kleinen Oerter wie in dem des Vicus Aurelii (Oehringen) findet man noch heute in den Gräbern oder auf den Trümmerstätten der Häuser und Burgen tausend Zeugen eines behaglich vornehmen Lebens mit zahllosen Bedürfnissen und einem ebenso großen Reichthum an Mitteln, sie zu befriedigen.

Es waren das zum Theil andere Dinge als die, welche der verwöhnte Großstädter von heute nicht entbehren kann; aber sie waren nicht weniger mannigfaltig und forderten nicht geringere Kunst und Sorgsamkeit. Marmor und Bronce, Mosaikarbeiten, Thon- und Glasgefäße, kostbare Hölzer und Steine, Gold, Silber — alles, was werthvoll und glänzend ist, wurde in Menge zusammengebracht.

Die Gesellschaft nahm dieselben Formen an, die in Italien und den Provinzen ausgebildet waren. Sie lebte in Genossenschaften aller Art, bald ähnlich unseren Innungen, bald unseren Actien- und Versicherungsgesellschaften. Alle standen unter dem Schutze einer bestimmten Gottheit, und Viele waren ausdrücklich zu ihrem Dienst gebildet. Die Soldaten der Rheinarmee, welche aus verschiedenen Truppentheilen zur Arbeit in den Steinbrüchen des Brohlthales abcommandirt waren, bildeten alsbald eine religiöse Genossenschaft zur Verehrung des „Herkules vom Fels“ und weihten ihm eine Kapelle, die sie 50 Fuß hoch über der Erde in die steil abfallende Felswand hineinmeißelten.

Vor allen andern Culten verbreitete sich damals die Verehrung des Mithras. Es war der rechte Soldatencult. Der Sonnengott Mithras erneuerte die alten Vorstellungen von Herkules' siegreichen Kämpfen in einer durch die Gedanken und Träume des Orients bereicherten Form.

Im Odenwald sind noch in diesem Jahrhundert zwei große, leidlich erhaltene Altarbilder gefunden, die uns mitten hineinführen in die Gedanken- und Gefühlswelt der Römer, die hier religiöse Erhebung oder religiösen Trost suchten. Das eine Bild ist eine Steinplatte von etwa 12 Quadratfuß, das andere etwa doppelt so groß. Das Mittelstück ist bei beiden gleich. Es zeigt den Jüngling, der den Stier tödtet: das ist die Sonne, welche die Erde überwindet.

Oben und an den Seiten umgeben das Mittelstück Reihen von kleineren Bildern, die ihren Stoff aus dem Mythenkreise des Mithras nehmen — ähnlich den Darstellungen, welche die Bogen der christlichen Domthüren zieren.

Durch die Taufe mit Stierblut und andere feierliche Weihen und Ceremonien sollten die Menschen ihre Andacht und ihre sittliche Kraft steigern, um ähnlich zu werden der unbesiegten Sonne, welche Tag für Tag das hohe Himmelsgewölbe übersteigt.

Die christliche Religion erschien Vielen nur als eine jüdische Nachbildung des echten Sonnencultus, und der Mithrasdienst hat deshalb dem Christenthum überall besonders kräftigen Widerstand geleistet.

In dem Zehntlande ist es jedoch schwerlich zu einem Kampfe der beiden Religionen gekommen: eben als das Christenthum sich in diesen Grenzprovinzen auszubreiten begann, wurden die Römer von den Alamannen vertrieben, und für mehrere Jahrhunderte herrschte hier wieder germanisches Heidenthum.

Große Veränderungen erfuhr der Charakter der Landschaft, das Aussehen des Landes. Die Germanen hatten nur einzelne Striche und nur flüchtig bebaut; jetzt begann die kunstmäßige Ausnutzung des Bodens, und manche Waldstrecke wurde neu geordnet, mancher Sumpf getrocknet. Die Germanendörfer blieben wohl zunächst bei ihrer Markverfassung und ihrem gemeinsamen Besitze der Flur — alles Land dagegen, das in römische Hände kam, ward Eigenthum des Einzelnen und von ihm verwerthet, wie er wollte und konnte. Aus Gallien und Italien wurden zahlreiche Culturpflanzen eingeführt, Blumen in die Gärten, Obstbäume, Getreidearten, Reben auf die Felder und die Hügel. Das blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf die Germanen, und auch wirthschaftlich wurden sie mehr oder weniger romanisirt. Wie sie vielfach römische Zeuge und Geräthe annahmen, römischen Hausbau und römische Culte — so lernten sie auch Wiesen bewässern und Gärten pflegen. Das Land ward eine Stätte römischen Lebens, und wer sich im Neckarthale umschaute, hatte im Wesentlichen denselben Anblick wie im Moselthale und Rhonethale. Villen kränzten die Höhen und lauschten in den Buchten, Gärten umgaben das Haus, Reben zogen den Hügel hinauf, und wo eine Quelle sprudelte, da war sie schön gefaßt, und eine Kapelle oder ein Stein huldigte der spendenden Gottheit.

So war das Germanenland auch im Süden von der römischen Cultur umgeben, und wie einst die Heere des Tiberius von zwei

Seiten, von Westen und Süden, zur Elbe vordrangen, so jetzt die friedlichen Pionniere, die Händler, Quacksalber und Abenteuerer aller Art. Sie zogen bald einzeln, bald in Karawanen, siedelten eine Zeitlang in den Dörfern der Germanen, verkauften ihnen brauchbare und unbrauchbare Dinge, lehrten ihnen allerlei Fertigkeiten und manche Thorheiten, und unterhielten die Kunde von den klugen Männern des Südens und ihrem mächtigen Kaiser auch in den Gegenden an der Weser und Elbe, aus denen Armin die römischen Heere für immer vertrieben hatte. Die Germanen durften dagegen das römische Gebiet nicht so ohne Weiteres betreten. Ihr Verkehr mit den Römern war auf gewisse Plätze an der Grenze beschränkt und auch hier an bestimmte Zeiten und Formen gebunden.

Nur bei Tage und nur ohne Waffen betraten sie den Ort; römische Soldaten begleiteten sie auf ihren Gängen, denen sie dafür einen Lohn zu geben hatten.

Es war eine gepriesene Ausnahme, daß die Hermunduren von alle dem befreit waren und selbst die Hauptstadt der römischen Grenzprovinz, das glänzende Augsburg, frei besuchen durften.

Die unruhigsten Nachbarn wurden von Zeit zu Zeit durch Streifzüge gezüchtigt oder auch durch jährliche „Geschenke" begütigt. Und damit sie nicht leicht unvermerkt herankämen, mußte ein breiter Strich Landes vor dem Grenzwall unbesiedelt und unbenutzt liegen, oft eine Meile breit und mehr. Es bot einen überaus traurigen Anblick, denn auch die Bäume wurden niedergeschlagen, die Büsche weggebrannt. So konnten die Wachen das Feld überschauen, ob ein Feind heranschleiche. Hier und da wurden auch feste Plätze im Gebiete der Grenzstämme angelegt. Der Befehlshaber des vorgeschobenen Postens hatte dann zugleich eine Art Aufsicht über den Stamm; namentlich durfte die Landsgemeinde nicht ohne seine Gegenwart und ohne seine Erlaubniß abgehalten werden.

Manches Volk erhielt Könige aus Roms Hand, manches rief die kaiserlichen Truppen zur Hülfe herbei gegen die Nachbarn; von Zeit zu Zeit aber entbrannte ein Krieg. Die Wachtposten wurden überrannt, das verbotene Gebiet besetzt, kleine Haufen von Römern erschlagen, Bündnisse geschlossen; aber immer gelang es wieder, die Tobenden zu beschwichtigen, die einen mit Geld, die anderen mit Gewalt.

Dieser Zustand festen Besitzes dauerte bis auf den sogenannten Markomannenkrieg, der von 165—180 die römische Donaugrenze und damit das ganze Grenzsystem gegen die Germanen ernstlich erschütterte.

Man nennt diese Kämpfe den Markomannenkrieg; man könnte sie ebensowohl nach den Quaden nennen oder noch anders; denn außer den Markomannen und Quaden waren noch zahlreiche Völker dabei betheiligt: Hermunduren, Buren, Victovalen, Vandalen und andere mehr, auch nichtgermanische wie die Jazygen. Von Regensburg bis zur Mündung war die Donaulinie von ganz unerhörten Massen bedroht, und lange Jahre bedroht.

Es bestand jedoch kein Bündnis aller jener Völker, um mit geeinter Kraft einen großen Schlag zu führen. Bald war das eine, bald das andere Volk im Kampfe, zeitweise waren einige derselben verbündet, zeitweise kämpften sie wieder auf Roms Seite gegen den alten Bundesgenossen.

Bei ihrem Friedensschluß mit Marc Aurel stellten die Jazygen und Buren ausdrücklich die Bedingung, daß Rom den Kampf gegen die Quaden und Markomannen fortsetze. Und die Asdingen oder Vandalen boten den Römern an, für sie den Krieg gegen die andern Germanen zu übernehmen, wenn sie ihnen zum Lohne einen Strich Landes überweisen wollten. Umgekehrt erließ der Kaiser Commodus beim Friedensschluß von 180 an die Quaden und Markomannen das Gebot, die Jazygen, Buren und Vandalen nicht anzugreifen. Man sieht, es war nicht ein einziger großer Krieg, es war eine Reihe von Kämpfen, die nur in einem thatsächlichen Zusammenhange standen.

Einige Stämme griffen Rom an, und da fanden die Nachbarn, daß die Gelegenheit günstig sei, jetzt auch über die Grenze zu fallen. Und diese Lockung beschränkte sich nicht auf die Grenzstämme, es kamen auch Haufen der nördlicher wohnenden.

Der Krieg begann im Jahre 165 mit einem Einfall der Markomannen und Quaden, die bis nach Venetien drangen. Lange Zeit schwebte Rom selbst in größter Sorge. Von allen Seiten rief Marc Aurel Priester nach der Stadt und suchte die Götter durch Buß- und Bettage zu besänftigen. Sclaven und Gladiatoren wurden in das Heer eingereiht. Die Grenzprovinzen Rhaetien, Noricum, Pannonien, Illyrien, Venetien litten entsetzlich.

Beim Friedensschluß wurden 200,000 gefangene Römer von den Germanen zurückgegeben. Wie Viele mögen da ursprünglich weggeschleppt sein aus den reichen Städten und üppigen Landhäusern! Tausende waren dem Elend der Knechtschaft erlegen, erschlagen oder in den öden Bergverstecken zu Grunde gegangen.

Von 171 an blieb Marc Aurel drei Jahre ununterbrochen auf

dem Kriegsschauplatze im Lande der Quaden. Carnuntum, dem Einfluß der March gegenüber, unterhalb Wien, war sein Hauptquartier. Doch konnte er nicht hindern, daß um dieselbe Zeit Haufen von Germanen bis nach Italien drangen. Mit den Jazygen schlug der Kaiser auf der gefrorenen Donau; eine Schaar Markomannen führte er aus ihrer Heimat fort und siedelte sie in Italien an.

So kämpfte er mit Ausdauer, Muth und Geschick — aber mit wechselndem Erfolge. Immer neue Massen von Feinden traten auf. Im Jahre 174 wurde er von den Quaden an einem wasserlosen Orte eingeschlossen. Kein Ausweg war möglich, keine Quelle zu entdecken. Versengend strahlte die Sonne, seit langen Tagen hatte sich keine Wolke gezeigt. Das Heer wollte vergehen vor Durst. Von keiner Seite war Rettung zu hoffen, und die Verzweiflung lähmte den Rest der Kraft.

Da brach ganz plötzlich ein Gewitter los mit mächtigen Regengüssen. Das Heer war erquickt, fand seine Spannkraft wieder und wagte den Sturm auf den Paß. Er gelang, und die Quaden flohen auf allen Seiten.

Der Sieg war entscheidend, und die Barbaren baten um Frieden. Der Kaiser, der eben noch in verzweifelter Noth war, sah sich jetzt siegreich — eben hofften die Quaden ihn zu fangen, jetzt lagen sie vor ihm auf dem Boden. Dieser Umschlag ergriff die Gemüther der Menschen, und Heiden wie Christen waren überzeugt, daß hier ein Wunder geschehen sei. Lebhaft aber stritten sie, wer es vollbracht habe. Die Heiden rühmten, daß ein ägyptischer Magier den Regen herabbeschworen habe; und die Christen erzählten, daß eine von den Legionen aus lauter Christen bestand, und daß diese durch ihr inbrünstiges Gebet die Schleusen des Himmels öffnete. Daher führe sie auch den Namen „Blitzlegion" (legio fulminatrix). Dieser Name sei der urkundliche Beweis für den Hergang dieser wunderbaren Rettung. Leider führte die Legion jedoch diesen Beinamen schon etwa 200 Jahre früher, und der Name ist nicht der Beweis, sondern die Quelle der Sage.

Die Quaden lieferten die Gefangenen aus, stellten dem Heere Pferde und Ochsen und gelobten, sich der römischen Grenzordnung zu fügen.

Nacheinander ergaben sich jetzt auch die anderen Stämme. Jeder unterhandelte für sich. Von einem Bunde ist auch hier keine Spur. Die Bedingungen waren bei allen ähnlich, aber im Einzelnen doch nicht gleich. So bedangen sich die Jazygen aus, daß sie durch

die römische Provinz Dacien hindurch mit den Roxolanen Handel treiben durften.

Rom gestattete den Barbaren, einen Theil des zwei Meilen breiten Grenzlandes am nördlichen Ufer der Donau zu besiedeln; aber sie standen hier unter der Aufsicht der römischen Grenzofficiere, durften keine Schiffe auf dem Strome haben, keine Insel besetzen und bis auf eine Meile vom Strome keine Wohnung aufschlagen. Für den Handel wurden bestimmte Zeiten und Orte festgesetzt, und zahlreiche römische Castelle mit 20,000 Mann Besatzung sicherten nicht nur die Grenze, sondern auch wichtige Punkte im Gebiete der Barbaren selbst.

Diese Besatzungen erlaubten sich tausend Quälereien. Hier verboten sie zu weiden, dort zu ackern. Die Unterofficiere wollten die Könige spielen und ihre Taschen füllen. Die Quaden ertrugen es nicht und versuchten, nach Norden auszuwandern zu den Semnonen. Aber die Römer verlegten ihnen die Pässe und zwangen sie zu bleiben. Quaden und Markomannen beklagten sich dann durch eine Gesandtschaft bei dem Kaiser — und bald darauf, 178, brach der Krieg wieder aus. Marc Aurel zog wiederum selbst an die Donau und kämpfte gegen verschiedene Stämme mit Erfolg; aber der Krieg war noch nicht beendet, als er im Jahre 180 zu Wien starb. Sein Sohn Commodus führte den Krieg fort, suchte aber zugleich einen Theil der Barbaren mit Geld zu gewinnen, und so gelang es ihm noch in demselben Jahre den Frieden wieder zu schließen, wesentlich auf Grund derselben Bedingungen, die Marc Aurel 175 bewilligt hatte. Nur wurden die festen Plätze im Gebiete der Barbaren aufgegeben. Dagegen mußten die Markomannen geloben, keine Landsgemeinde zu halten außer alle Monat einmal und an einem bestimmten Orte unter Aufsicht eines römischen Centurio.

So hatte Rom noch einmal seine Ueberlegenheit behauptet — aber nur mühsam.

Es nahte die Zeit, da sich das Verhältniß der Völker umkehren sollte. Unter Augustus und Tiberius hatte Rom die Germanen zu unterwerfen gesucht; es folgten die 150 Jahre fester Grenze; jetzt begannen die Germanen sich über die römischen Lande zu ergießen.

Fünftes Capitel.

Die Völkerwanderung.

Der Markomannenkrieg bildete das Vorspiel zu dem dauernden Vordringen der Germanen gegen das römische Reich.

Während des ganzen dritten und vierten Jahrhunderts überschwemmten sie die Grenzprovinzen, bis sie im fünften Jahrhundert auch in die ferner gelegenen vordrangen und in denselben förmliche Staaten gründeten. Das ist die Völkerwanderung, die man irriger Weise meist erst mit dem Hunneneinfall von 375 beginnen läßt. Sie bestand nicht in einem ziellosen Wandern, auch waren nicht alle germanischen Stämme daran betheiligt, noch weniger war sie die regelmäßige Lebensform der Germanen.

Es war eine neue Bewegung, und sie ergriff nur die östlich der Elbe wohnenden Stämme. Sie führte dieselben zunächst in die ihren alten Sitzen südlich benachbarten Lande an den Karpathen und der Donau.

Einmal losgelöst von ihrer Heimat, sind dann einige dieser Stämme allerdings zwei Jahrhunderte lang ruhelos umhergeworfen und in tausend Splitter aufgelöst. So gingen sie zu Grunde wie die Heruler, Sciren u. s. w., oder es schlossen sich einige dieser Splitter unter der Führung bedeutender Männer zum Kern eines neuen Volkes zusammen. So vor allem die Ostgothen, die Westgothen und die Vandalen.

Von dem Schicksale dieser Stämme ist die ebenso hartnäckige wie falsche Vorstellung abgeleitet, daß in diesen Jahrhunderten oder auch in der ganzen älteren Periode alle deutschen Stämme in ruhelosem Wandern begriffen waren.

Nicht einmal alle Stämme östlich der Elbe wurden so umhergeworfen. Die Alamannen, die Markomannen, auch die Gepiden und Burgunden bewegten sich auf engerem Gebiete und mit größerer Stätigkeit. Aber eine Wanderung der Völker war es allerdings, eine Bewegung, die grundverschieden war von den früheren Bewegungen, welche zu Cäsar's Zeit und nach ihm wie vor ihm Bruchtheile der Stämme aus den alten Sitzen fortführte, eine neue Heimat zu suchen.

Wenn das Land nicht mehr reichte für die Fülle der heranwachsenden Jugend, dann zog ein Theil des Volkes, für den der Tisch nicht mehr gedeckt war, in die unbekannte Ferne und suchte oft mehrere Jahre lang dem einen oder anderen Volke einen Strich des Gebietes abzugewinnen, bis es gelang, oder bis er zu Grunde ging. So sonderten sich die Vinniler oder Langobarden in Zeit einer Hungersnoth in drei Abtheilungen und warfen das Loos unter sich, welches Drittel das Land verlassen sollte. Auch unglückliche Kriege oder die Wanderung der Nachbarn oder sonstige Ereignisse gaben oftmals Anlaß dazu.

Bei culturlosen Völkern müssen solche Bewegungen von Zeit zu Zeit eintreten; sie füllen die älteste Geschichte der germanischen wie der keltischen und der italienischen Stämme. Solche Bewegungen fehlten deshalb auch unter den westlich der Elbe wohnenden Germanen nicht, aber die Masse der Bevölkerung blieb sitzen, und die Lande blieben germanisch.

Die Völkerwanderung des dritten und vierten Jahrhunderts hat dagegen die Masse der Bevölkerung fortgeführt; die Lande zwischen Elbe und Weichsel sind von den Germanen geräumt und von den Slaven besetzt. Wie die Kelten einst vor den Germanen wichen, so machten jetzt die Germanen den Slaven Platz. Verlorene Spuren [1]) erinnern daran, daß Reste der alten germanischen Bevölkerung zurückblieben, aber ihre Nationalität konnten sie auf die Dauer nicht behaupten. Im Ganzen ist das Land von den Germanen aufgegeben und von den Slaven besetzt. Ob dies schon im dritten Jahrhundert geschah, oder ob die Bewegung anfangs nur den gewöhnlichen Aus-

[1]) C. Platner über Spuren deutscher Bevölkerung zur Zeit der slavischen Herrschaft in den östlich der Elbe und Saale gelegenen Ländern (Forschungen zur Deutschen Geschichte 17, 409 ff.) geht zu weit in seinen Annahmen, wie G. Wendt Die Nationalität der Bevölkerung der deutschen Ostmarken, Göttingen 1878, nachweist.

wanderungen glich, darüber fehlt jede Nachricht. Als aber im sechsten Jahrhundert nach langer Pause wieder Licht auf diese Lande fällt, da sitzen Slaven theils polnischen, theils czechischen Stammes bis an die Elbe und Saale.

Die Bewegung erfolgte in zwei Richtungen.

Die Alamannen drängten nach Süden und Südwesten.

Ihnen folgten die Burgunden und im fünften Jahrhundert die Vandalen.

Die Gothen drängten nach Süden und Südosten.

Ihnen folgten Gepiden, Heruler, Langobarden und andere kleinere Stämme.

Die alamannische Wanderung.

Um das Jahr 213 wird der Name Alamannen zuerst genannt. Der Kaiser Caracalla kämpfte damals mit ihnen am oberen Main. Ueber ihre Herkunft ist lange gestritten und gewöhnlich in Verbindung mit einer Deutung ihres Namens; — aber jetzt darf es als ausgemacht gelten, daß Alamannen nur ein anderer Name ist für die Semnonen des Tacitus. In ihren alten Sitzen in der Mark Brandenburg werden diese zuletzt um 180 genannt, als die Quaden bei ihnen Zuflucht suchen wollten [1]). Dann verschwanden sie, während südlich von ihren alten Sitzen das bisher unbekannte Volk der Alamannen auftrat und zwar so mächtig, wie uns die Semnonen geschildert werden. Sie erschienen ferner in unruhiger Bewegung, die darauf schließen läßt, daß es ein aus seinen alten Sitzen gedrängtes und in der neuen Heimat noch nicht wieder festgewordenes Volk war.

Solche Völker pflegten von den anderen gern nach dem Ort genannt zu werden, von dem sie herkamen, und so wurden die Semnonen Alamannen genannt oder in vollständiger Form Alahmannen, d. i. Männer des Heiligthums wie die Markomannen die Männer von der Grenze. Sie kamen nämlich aus dem Lande, in welchem der von einem weiten Kreise von Völkern besuchte und bei allen Germanen hoch-

---

[1]) Baumann, Schwaben und Alamannen, ihre Herkunft und Identität in Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. XVI, dessen Ausführungen ich in allem Wesentlichen beitrete, folgert aus der Angabe des Dio Cassius 71, 20, daß die Semnonen damals (178) ihr Land bereits verlassen hatten; denn die Quaden hätten doch nicht hoffen können, in ihrer damaligen Schwäche den mächtigen Semnonen mit Gewalt ein Gebiet zu entreißen. Allein oftmals fanden die Reste geschlagener Völker bei anderen Stämmen freundliche Aufnahme; so die Tencterer und Usipeter bei den Sigambrern.

berühmte heilige Wald des Weltschöpfers lag. Die Alamannen nannten ihn Ziu und wurden deshalb auch bisweilen Ziuvari, d. i. Männer des Ziu, Verehrer des Ziu, genannt. Das ist eine vollendete Analogie zu Alahmannen, und auch Semnonen war vielleicht ein religiöser Name. Er bezeichnete die in und vor ihrem Gotte Gefesselten. Sie selbst nannten sich weder Ziuvari noch Alahmannen, sie nannten sich mit dem ältesten Namen des Volkes Suabi, und dieser Name ist auch allein lebendig geblieben. Es gab im Mittelalter ein Herzogthum Schwaben, für das nur in lateinischer Sprache der bei den Römern und Griechen einmal übliche Name Alamannia verblieb. Ganz modern ist es endlich, Alamannen und Schwaben als unterschiedene Theile des Stammes einander entgegenzusetzen. Man nennt dann Alamannen die Badenser, Schweizer und Elsässer, welche î und û sprechen — also gsî, wîb, bûr, hûs — wo der östliche und nördliche Theil, die Schwaben, ei (ai) und ou sagt — also gsai, weib, bour, hous. — Dieser dialektische Unterschied geht nicht zurück auf eine alte Zweitheilung des Stammes, er ist die Folge einer noch jetzt deutlich vorliegenden Entwicklung, die das 13., 14. und 15. Jahrhundert erfüllte. Erst um 1500 siegten in Ulm und Augsburg die neuen Vocale ei und ou über die alten î und û, die in der Schweiz, dem Elsaß und dem anstoßenden Baden noch jetzt erhalten sind.

Die Grenze läuft heute von Baden-Baden auf Tuttlingen und Martinszell südlich von Kempten; aber sie weicht immer mehr nach dem Bodensee zurück.

Die Alamannen zerfielen in etwa 10—20 verschiedene Völkerschaften, die ihre eigenen Könige hatten und durch besondere Namen von einander geschieden waren; so die Buccinobanten, die Lentienses, die Juthungen, die Brisigavi rc. Unter einander nannten sie sich regelmäßig nur mit diesen Sondernamen, nicht mit dem Gesammtnamen. Für die Römer war dagegen der letztere bequemer. In den Kämpfen mit Rom gingen diese Völkerschaften jede ihre eigenen Weg, blieben zu Hause, kämpften eine Nachbarfehde um Salzquellen und Viehherden, während andere mit Rom stritten, oder vereinigten sich mit den Römern gegen die Stammgenossen. Schaaren von Alamannen traten auch dauernd in den römischen Dienst, Edle wie Gemeinfreie, und der König Vadomar hat als römischer Offizier großen Ruhm erworben.

So dehnbar war das Band, welches die Männer an ihren Staat, und namentlich die kleinen Staaten des Stammes aneinander band.

Bundeseinrichtungen gab es nicht, nur in dem gemeinsamen Namen, in Sprache und Sitte, in Sage und Religion kam die Zusammengehörigkeit zum Ausdruck. Alle waren sie Verehrer des Ziu; von dem großen Feste jedoch, das in der alten Heimat alljährlich die Semnonen und die Abgeordneten einer Anzahl ihnen verwandter Völkerschaften vereinigte, findet sich in den neuen Sitzen keine Spur mehr. Jene Feier haftete an dem heiligen Orte: sie ließ sich nicht auf einen beliebigen anderen übertragen, wenigstens nicht ohne einen religiösen Aufschwung, der diesen anderen Ort heiligte. Und das war schwer in einer Zeit, wo man des Sitzes nie recht sicher war, und wo der Glaube der Väter erschüttert ward durch das Eindringen fremder Culte, wo sich ein alamannischer König, der als Geisel lange Zeit in Gallien lebte, in den Serapisdienst einweihen ließ und nach der Rückkehr seinem Sohne den Namen Serapion gab. Tacitus schildert die Semnonen noch als eine Völkerschaft, die auch als eine politische Einheit galt; aber im Laufe der Zeit, unter dem Einfluß der Wanderung, waren ihre Abtheilungen zu selbständig geworden; der auf staatlicher Einheit ruhende Völkerschaftsverband hatte sich in den Stammesverband verflüchtigt, der nur in Sitte, Sprache und Erinnerung haftet.

Im dritten Jahrhundert haben die Alamannen nach jenem ersten Zusammenstoß noch oft mit den Römern gestritten. Besonders furchtbar machten sie sich 259. Da drangen sie verwüstend bis nach Italien. In den folgenden Jahren hielt sie Postumus in Schranken, der sich in Gallien zum Kaiser aufgeworfen hatte; aber um 270 gingen sie wieder über die Donau, durchstürmten Rhätien, überstiegen die Alpen und plünderten Oberitalien. Aurelian erwarb damals viel Ruhm im Kampfe gegen sie; aber er sah sich doch genöthigt, Rom mit einer neuen Mauer zu umgeben.

Nach seinem Tode erneuerten die Alamannen ihre Angriffe, diesmal nach Westen. Der Grenzwall ward durchbrochen, das Zehntland überschwemmt, dann auch der Rhein überschritten und Gallien geplündert in einer Ausdehnung wie niemals vorher. Noch einmal mußten sie jedoch den Raub fahren lassen. Der kräftige Kaiser Probus entriß ihnen 70 Städte, die sie in Gallien besetzt hatten, ging über den Rhein, befreite das Zehntland und stellte die alte Grenze am Pfahl wieder her. 400,000 Germanen will er erschlagen haben.

Aber das war auch der letzte Versuch römischer Herrschaft auf

dem rechten Rheinufer. Bald nach Probus' Tode, 282, kamen die Alamannen in bleibenden Besitz des Zehntlandes. Von Mainz bis an den Bodensee bildete jetzt der Rhein wieder die Grenze zwischen Römern und Germanen, und eifrig wurden nun die alten Warten und Festungen an seinem Ufer wieder ausgebessert, die vernachlässigt waren, solange der Pfahl vertheidigt ward. In die alten Sitze der Alamannen am oberen Main und der Pegnitz rückten damals oder etwas später die Burgunden nach. Sie waren bereits in der Urzeit die östlichen Nachbarn der Semnonen gewesen. Sie saßen also etwa in Posen, als die Semnonen in der Mark wohnten. Ungefähr um die gleiche Zeit wie jene drängten sie nach Süden. Mit Probus kämpften sie an der Donau, und um dieselbe Zeit bestanden sie auch schwere Kämpfe mit den gothischen Völkerschaften, die östlich von ihnen saßen. Um 250 wurden sie von dem Gepidenkönige Fastida geschlagen, der in den Karpathen gebot, und um 290 von den Gothen [1]).

Im vierten Jahrhundert bildete im Großen und Ganzen der römische Pfahl die Grenze zwischen Alamannen und Burgunden. Auch durch Grenzsteine war sie klargestellt; aber an Streit fehlte es darum nicht. Namentlich um einige Salzquellen, etwa bei Schwäbisch-Hall am Kocher oder bei Kissingen, ward oft und heftig gestritten.

Diese Kämpfe bildeten die beste Unterstützung der Römer. Um 370 drang ein auserlesenes Burgunderheer mitten durch das Land der Alamannen bis an den Rhein, um sich mit dem Kaiser Valentinian zur Vernichtung der Alamannen zu vereinen.

Aber Valentinian fehlte am verabredeten Orte und weigerte sich sogar, den Burgunden gegen die wüthenden Alamannen den Rücken zu decken. Es wäre ihm ganz lieb gewesen, wenn es zu einem heftigen Kampfe unter den beiden Völkern gekommen wäre, gleichviel, welches vernichtet ward. Da mordeten die Burgunden alle Gefangenen, ehe sie den Rückmarsch antraten, sei es aus Wuth oder um ihren Troß zu erleichtern. Aber auch solche Erfahrungen wurden rasch vergessen, für Schmuck und Gold konnte Rom die Barbaren immer wieder haben.

Die Alamannen wurden in jenen Jahren von den Römern auf zwei Seiten angegriffen, vom Rhein her und von Italien aus, und

---

[1]) Zeuß Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, p. 466, führt diese Nachricht des Panegyrikers auf eine Verwechslung zurück; aber seine Argumentation ist nicht zwingend.

zahlreiche Gefangene mußten über die Alpen folgen, am Po römischen Acker bestellen und Rekruten liefern für die Legionen. Endlich lenkte Valentinian auch einen mächtigen Hunnenhaufen auf das Volk; aber trotz alledem konnte er sie aus dem Zehntlande nicht wieder verdrängen. Noch schwerere Verluste hatte ihnen dreizehn Jahre früher Julianus Apostata beigebracht.

In den Wirren, welche der Krieg zwischen dem Kaiser Constantius, dem Sohne Constantins des Großen, und dem Gegenkaiser Magnentius hervorrief, überschritten die Alamannen den Rhein, verheerten Gallien weit und breit und nahmen einen 8 Meilen breiten Strich am linken Rheinufer in festen Besitz, also das ganze Elsaß, die Mosellande und die Pfalz. Da erschien Julianus, trieb sie aus Gallien und schlug bei Straßburg das Heer von sieben Königen 357. Wiederholt ging er über den Rhein und brachte einen Gau nach dem anderen zur Unterwerfung.

Allein alle diese Siege verschafften Rom nur vorübergehend das Uebergewicht.

Wenige Jahre nach solchen Niederlagen brachen die Alamannen wieder nach Gallien ein oder nach Italien. Gerade diese nie versiegende Kraft entsetzte die Römer.

„Es ist ein ungeheueres Volk", schrieb damals Ammianus; „von seinem ersten Auftreten an ist es durch alle möglichen Niederlagen geschwächt; aber so rasend schnell wächst immer eine neue Jugend heran, daß man glauben möchte, sie seien seit Jahrhunderten von keinem Unfall berührt." Dasselbe mußte Ammian unmittelbar darauf von den Burgunden sagen, dasselbe schrieb Nazarius um 320 von den Franken: es gilt von allen Germanen.

So blieb das Zehntland verloren, und auch die Rheingrenze ward nur durch die glänzenden Heldenthaten einiger kräftiger Kaiser behauptet.

Aber sie ward doch schließlich, bis zum Beginn des fünften Jahrhunderts, behauptet.

So oft die Germanen auch im vierten Jahrhundert in Gallien einbrachen, so oft wurden sie zurückgetrieben. In diese Kämpfe griffen von Anfang an die Völker ein, die am Mittelrhein und Niederrhein wohnten, die nördlichen Nachbarn der Alamannen. Seit dem dritten Jahrhundert wurden sie unter dem Namen der „Franken" zusammengefaßt; doch führten die einzelnen Stämme daneben ihre alten oder auch neuen Sondernamen; so die Chamaven, die Sigambrer, die jetzt

auch Salier genannt wurden, die Amsivarier, die Chattuarier und die Bructerer.

Was sie zu dieser Vereinigung trieb, und in welchen Einrichtungen dieselbe zum Ausdruck kam, oder, wenn es solche gemeinsame Einrichtungen nicht gab, wie es kam, daß sie mit einem gemeinsamen Namen genannt wurden, darüber läßt sich nichts sagen.

Es sind zahlreiche Theorien darüber aufgestellt, die aber das Dunkel nicht besser aufhellen als die Sagen, in denen das Mittelalter die Fr nken von den Trojanern ableitete oder von dem Heere Alexanders des Großen. Das aber ist unzweifelhaft, daß sie nicht ein zum Kampfe gegen Rom geschlossener Bund waren.

Seit Chlodwig und seine Söhne alle fränkischen Völkerschaften zu einem großen Reiche vereinigt und den Namen der Franken vor allen anderen berühmt gemacht hatten, seitdem traten die Sondernamen im gewöhnlichen Leben zurück. Nur im Rechtsleben erhielten sie sich. Die Chamaven, die Ripuarier, die Salier u. s. w. bewahrten ihr Sonderrecht. Trotzdem schwand der Gegensatz der Stämme so schnell, daß Gregor von Tours, der 80 Jahre nach Chlodwig schrieb, in seiner Geschichte der Franken die Ripuarier und die Salier nicht mehr von einander unterschied. Im dritten, vierten und fünften Jahrhundert wurden dagegen die Theilstämme oft mit ihren Sondernamen genannt und ihre Verbindung war sehr locker. Jeder kleine Stamm der Franken, ja selbst jeder der kleinen Staaten, in welche die einzelnen Stämme zerfielen, trieb seine Politik auf eigene Hand. Es war wie bei den Alamannen. Während die einen in Roms Gebiet einfielen, stellten die anderen dem Kaiser Hülfstruppen, und viele widmeten sich ganz dem römischen Dienst und kamen darin zu den höchsten Aemtern. So um 354 Silvanus. Er ward zuletzt durch Intriguen zum Aufruhr gedrängt und nahm den Kaisertitel an, ward aber ermordet wie kurz vorher Magnentius, der vielleicht auch ein Franke war und sich 350 zum Kaiser aufgeworfen hatte. Um 389 leitete der Franke Arbogast unter Valentinian II. die gesammte Reichsverwaltung und züchtigte namentlich auch die ripuarischen Franken, die unter zwei Fürsten, Marcomer und Sunno, Gallien geplündert hatten. Im Jahre 392 beseitigte Arbogast den Valentinian und erhob einen gewissen Eugenius zum Kaiser. Thatsächlich herrschte der Franke; aber er faßte sein Regiment nicht als ein Frankenreich, sondern als eine römische Herrschaft. Im Dienste des Kaisers wollte er der Erste sein. Er kämpfte für die Erhaltung der Rheingrenze wie nur je ein Römer.

Als Theodosius der Große gegen ihn heranzog, da ersuchte er freilich sein Heer, durch rechtsrheinische Germanen zu stärken; aber das haben die Gegenkaiser immer gethan, das that er nicht als Germane.

Der Name Franken erscheint in den Quellen zuerst um 240, als ein Schwarm derselben über den Rhein gegangen war und nach längeren Plünderungszügen auf dem Rückwege bei Mainz geschlagen ward. Im Jahre 264 drang ein Haufe durch ganz Gallien, stieg über die Pyrenäen, erstürmte Tarraco und setzte nach Afrika über. Diese Einfälle wiederholten sich noch oft, aber die Rheingrenze ward immer wieder hergestellt.

Um 280 setzte ein Haufe der Franken alle Küsten des Mittelmeeres in Schrecken. Sie waren von Probus in Thracien oder Kleinasien angesiedelt worden, nicht als Gefangene, sondern auf ihren Wunsch. Plötzlich erhoben sie sich jedoch, bemächtigten sich an der Küste des schwarzen Meeres einer Anzahl Schiffe und durchfuhren mit ihnen das ganze Mittelmeer. Hier und dort landeten sie und plünderten; selbst große Städte waren nicht sicher. Syrakus litt schwer, und Karthago hätte fast das gleiche Schicksal erfahren, doch konnte es noch rechtzeitig Truppen herbeiziehen, welche die Bande zurückwiesen.

Da gingen die Franken wieder in die Schiffe und fuhren plündernd weiter, durch die Meerenge von Gibraltar und dann durch den atlantischen Ocean in den Canal. Das tollkühne Wagniß gelang, sie kamen glücklich und beutebeladen in die rheinische Heimat zurück. Vom schwarzen Meere bis in die Nordsee! Mitten durch das römische Weltreich hindurch! Die Römer waren außer sich über diese Frechheit und voll Scham, aber sie konnten den „Räubern" doch auch ihre Bewunderung nicht versagen.

Um 290 faßten die salischen Franken auf der Insel zwischen Waal und Rhein im Gebiete der romanisirten Bataver dauernd Fuß. Constantius Chlorus, Constantin der Große, dann dessen Sohn Constans und der große Julian haben ihnen im Laufe des vierten Jahrhunderts schwere Verluste beigebracht, aber sie nicht wieder vertrieben, und um 350 saßen sie auch schon südlich der Maas. Dagegen von Cleve ab aufwärts blieb die Rheingrenze bis zum Ende des Jahrhunderts erhalten. Wenn auch Cöln 350 und aufs neue 388 von den Franken zerstört ward und ebenso viele andere Städte, der Schrecken der römischen Namens ward stets wieder erneuert und über den Rhein hinausgetragen. Aus den Grenzlanden an der Lippe, Ruhr und Sieg wurden Tausende von Gefangenen nach Gallien geführt.

Die einen warf man in dem Circus zu Trier den wilden Thieren vor, andere wurden als Sclaven verkauft, andere auf den verwüsteten Aeckern als Militärcolonisten angesiedelt, andere in das Heer gesteckt. Zuletzt hat der gewaltige Vandale Stilicho hier die Vertheidigung noch einmal geordnet, dem der Kaiser Theodosius sterbend die Sorge für seine Söhne und das Reich übergeben hatte. Mit einer kleinen Schaar kam er 396 an den Rhein und sicherte ihn durch Verträge mit einzelnen Völkerschaften der Franken. Die alten Fürsten Marcomer und Sunno wurden gestürzt; der eine wurde ermordet, der andere nach Italien geführt, und an ihre Stelle traten Männer, die Stilicho bezeichnet hatte.

Schon wenige Jahre darauf, 402, mußte Stilicho jedoch alle römischen Truppen vom Rhein wegziehen, um Italien gegen die Gothen zu schützen. Da war den Franken allein die Vertheidigung des Stromes überlassen, und gerade jetzt nahten neue Völker, die bis dahin im fernen Osten gesessen hatten: die Vandalen, Alanen, Sueben und die Burgunden. 406.

Die Ripuarier warfen sich den Vandalen entgegen und brachten ihnen große Verluste bei: da ward ihnen von den Alanen der Sieg entrissen, die im entscheidenden Augenblicke auf dem Schlachtfelde ankamen. Ohne Widerstand zu finden, plünderten die Sieger drei Jahre lang Gallien; dann zog die größte Masse nach Spanien, das nun für 70 Jahre der Schauplatz unaufhörlicher Kämpfe ward. Gallien war darum aber nicht erlöst. Ein Theil der Alanen und die Burgunden blieben in Gallien; dazu kamen Schaaren von Franken und Alamannen, die eine solche Gelegenheit zur Plünderung nicht vorübergehen lassen wollten.

Die festen Städte waren ohne Besatzung, und wo sich noch einige Truppen fanden oder die Bürger sich waffneten, da öffneten sich die Germanen die Thore, indem sie in den Dienst eines der drei Usurpatoren traten, die sich in dieser Noth erhoben.

Aus Britannien kam 407 Constantinus mit seinem Sohne Constans. Es war ein gemeiner Soldat gewesen, wußte sich aber unter den schwierigsten Verhältnissen mehrere Jahre zu behaupten, so daß ihn der legitime Kaiser Honorius anerkannte. Er fand eine bedeutende Unterstützung an dem Franken Edobich und dessen Schaaren. Im Jahre 409 erhob sich sein Feldherr Gerontius gegen ihn und machte einen gewissen Maximus zum Kaiser.

Gerontius stützte sich ebenfalls auf germanische Haufen und

machte solche Fortschritte, daß er den Constantin in seiner Hauptstadt Arles belagern konnte. Das war im Jahre 411. Edobich hatte am Rhein ein neues Heer gesammelt und eilte zum Entsatz herbei. Er fand die Lage völlig verändert: ein neuer Gegner war auf dem Kampfplatz erschienen. Im Jahre 411 fühlte sich nämlich Honorius in Italien wieder so weit gesichert, daß er ein Heer nach Gallien senden konnte, die Usurpatoren zu vertreiben. Daß er Constantin anerkannt hatte, hinderte ihn nicht. Diesem Heere begegnete Edobich; aber er ward geschlagen, auch Gerontius mußte flüchten und Constantin sich ergeben. In Mainz hatte sich unterdeß Jovinus erhoben, gestützt auf Alanen und Burgunden. Die Entscheidung zwischen ihm und dem Heere des Honorius brachten die Westgothen, die damals unter Athaulf aus Italien nach Gallien kamen.

Athaulf hielt anfangs zu Jovinus, dann wurde er für Honorius gewonnen und erstürmte Valence, wohin sich Jovinus geflüchtet hatte. Bald darauf sandte der römische Feldherr den Kopf des Jovinus und seines Bruder Sebastianus an den Kaiser nach Ravenna. Weder die Frömmigkeit des Hofes noch die ausgebildete Etikette hinderten solche barbarische Siegesbülletins.

In dieser Verwirrung haben die Germanen in Gallien festen Fuß gefaßt. Gleichzeitig drangen sie über den Rhein und aus Italien in das Land. Die salischen Franken dehnten ihr Gebiet südlich der Maas bis nach Tongern und Arras aus, und die Ripuarier besetzten am linken Rheinufer einen breiten Strich bis Mainz hinauf. Um 428 wurden sie durch Aëtius noch einmal von dort vertrieben, aber nur für kurze Zeit, dann gewannen sie das Land dauernd und germanisirten es. Den Burgunden räumten die Römer 413 einen Theil des linken Rheinufers durch förmlichen Vertrag ein, sei es, daß sie ihn bereits besetzt hatten oder jetzt erst besetzten. Es war dies wohl der Preis, für den sie den Jovinus fallen ließen; denn gleich darauf erfolgte dessen Katastrophe.

Die Bedingungen des Vertrages sind nicht überliefert. Wahrscheinlich übernahmen die Burgunden wie einst die Franken die Verpflichtung, an dieser Stelle weitere Germanenschaaren abzuwehren. Aber eins ist deutlich: dies war keine Uebersiedelung von Germanen wie die Verpflanzung der Sigambrer durch Tiberius, der Sarmaten durch Constantin u. s. w. Die Burgunden blieben, was sie waren, ein selbständiges Volk. Sie behielten auch ihre alten Sitze am rechten Ufer, sie dehnten sie nur auf das linke aus.

Dies ist das sagenberühmte Reich des Königs Gunther in Worms; dort hausten die Recken, die im fernen Hunnenlande Kriemhildens Rache zum Opfer fielen. Die Geschichte aber weiß von diesem Reiche nichts als die fürchterliche Schlacht vom Jahre 437, durch welche es zu Grunde ging. Doch davon ist in einem andern Zusammenhange zu handeln.

In dieser Zeit ging endlich auch die Rheingrenze oberhalb Mainz und Worms verloren. Die Alamannen besetzten das Elsaß und die nördliche Schweiz, die sie heute noch innehaben. In welchem Jahre es geschah, ist nicht überliefert. Ein Vertrag wie mit den Burgunden ist mit ihnen nicht geschlossen: die Lande gingen durch einfache Eroberung verloren. Ueber die staatlichen Bildungen, die hier entstanden, ist ebenfalls nichts bekannt; in die Geschichte traten die Alamannen erst wieder ein, als sie 496 von den Franken unterworfen wurden. Alle diese Grenzlande Galliens sind im Laufe des Jahrhunderts völlig germanisirt, schon um 470 ward hier nur noch von Wenigen lateinisch gesprochen.

Die gothische Wanderung.

Die Gothen gehören zu der großen gothisch-vandalischen Völkergruppe und saßen theils in Skandinavien, theils auf dem Festlande in Posen und Preußen. Auf beiden Ufern der Ostsee zerfielen sie in Ost- und Westgothen [1]).

---

[1]) Man hat behauptet, die Gothen Skandinaviens seien ein ganz anderes Volk als die Gothen des Festlandes. Auch Zeuß (die Deutschen und ihre Nachbarstämme p. 158) sagt es. Aber es geschieht ohne jeden Grund. In solchen Dingen ist Jordanis Aussage eine Autorität, bis wir die Unrichtigkeit derselben erweisen können.

Zeuß ist zu seiner Behauptung offenbar durch das Verlangen geführt, jede Möglichkeit einer Benutzung der gothischen Wandersage abzuschneiden.

Ich stehe nicht an, auch diese Wandersage des Jordanis zu benutzen.

Man hat dagegen eingewendet: die Gothen sind aus Asien gekommen, nicht aus Skandinavien. Ganz richtig; aber die Wandersage handelt nicht von der Wanderung nach Germanien, sondern von der Wanderung aus Germanien. Die Einwanderung der Germanen aus Asien bleibt davon unberührt.

Jordanis-Cassiodor schöpfte die Sage aus Liedern und verband sie mit Angaben des Chronisten Ablavius. An diesen Ursprung erinnert mancher Zug. So nennt er die Rugier Ulmerugi, d. i. Holmrugier = Inselrugier, wie die Rugier in der Scaldensprache genannt zu werden pflegten. Zweifellos ist übrigens, daß die Heruler, die doch sehr stark an der Völkerwanderung betheiligt waren, aus Skandinavien kamen.

Weshalb will man also zweifeln, daß auch die Gothen Skandinaviens Theil nahmen?

Um 150 saßen die Gothen des Festlandes noch in ihren alten Grenzen; bald darauf aber verließen sie diese Heimat, um mehr als zwei Jahrhunderte hindurch das römische Reich zu bedrängen und zu durchziehen.

Den Anstoß erhielten sie dazu von ihren Stammgenossen in Skandinavien.

Unter dem Könige Berig landete eine Schaar derselben an der Ostseeküste, vertrieb die Rugier, welche dort saßen, und schlug dann die Vandalen in Schlesien. Das gab wahrscheinlich den Anstoß dazu, daß ein Theil derselben die Heimat verließ und um 170 an der Donau erschien, Land fordernd von den Römern. Auch die anderen Germanen, welche damals in dem sogenannten Markomannenkriege die Donaulinie bestürmten, sind vielleicht durch diese Ausbreitung der Gothen dazu gedrängt.

Ob und wie sich die Ankömmlinge mit den Festlandsgothen verbanden, und wie das Massenverhältniß derselben war, ist nicht zu sagen. Sie blieben in den neugewonnenen Sitzen etwa ein Menschenalter: da reichte ihr Gebiet für die wachsende Volksmenge nicht mehr aus, und das Volk faßte unter dem vierten Nachfolger des Berig, dem Könige Filimer, den Beschluß, nicht einen Theil zur Auswanderung zu nöthigen, sondern in gesammter Masse eine neue Heimat zu suchen.

Sie zogen an den Nordrand des Schwarzen Meeres und kämpften hier um 214 zum ersten Male mit den Römern. Das an sich unbedeutende Treffen war der Anfang eines sechzigjährigen Kampfes. Genauere Kunde fehlt, aber jede Nachricht meldet von Verwüstung und Plünderung.

Auch das Meer hinderte die Gothen nicht. In Fischerkähnen und ähnlichen kleinen Fahrzeugen trotzten sie seinen Gefahren, und so bot es ihnen tausend Angriffspunkte. Da gingen die reichen Städte Thraciens, Griechenlands und Kleinasiens in Flammen auf, und schaarenweise sind die Einwohner getödtet und fortgeschleppt.

„Im Kampf mit den Barbaren sind die beiden Decier gefallen, der Vater wie der Sohn; die Städte Pamphyliens sind belagert, viele Inseln verwüstet, Macedonien mit Feuer verheert; der ganze Haufe belagerte Thessalonich, dann Cyzicus; erobert wurde Anchialos und zur selben Zeit Nicopolis, die Stadt, welche der Kaiser Trajan einst zur Erinnerung seiner Siege über die Dacier gegründet hatte. Nach unzähligen Schlachten, die bald verloren, bald gewonnen wurden,

ward Philippopel dem Erdboden gleich gemacht, und wenn die Chroniken die Wahrheit sagen, so wurden dabei 100,000 Menschen gemordet. Dann streiften die Barbaren ungehinderter als je durch Thessalien und Epirus, bis der ruhmreiche Claudius und der gewaltige Aurelian sie zur Ruhe brachten (270). In den folgenden Jahrhunderten brach nur dann und wann einmal eine Raubschaar in die Grenzlande ein, und regelmäßig zu ihrem eigenen Verderben".

So schildert Ammian Marcellin jene Zeit, der 100 Jahre später die Erneuerung des schrecklichen Schauspiels erlebte.

Die Gothen waren nicht immer siegreich; sie haben wiederholt die furchtbarsten Niederlagen erlitten. Nach der Schlacht bei Naissus an der Morawa 269 schrieb der Kaiser Claudius: „Dreihundertundzwanzig Tausend Gothen habe ich vernichtet, auch ihre 2000 Schiffe versenkt. Die Flüsse sind mit Schilden bedeckt und das ganze Küstenland mit Schwertern und Lanzen. Man kann den Boden nicht sehen vor der Masse der Leichen. Kein Weg ist zu finden. Verlassen steht ein ungeheuerer Troß von Wagen und Karren. So groß endlich ist die Menge der Weiber, daß sich jeder Soldat meines siegreichen Heeres zwei oder drei aneignen kann".

Dieser Brief ist ein Siegesbülletin, das auf die Stimmung wirken soll. Dreihundertundzwanzig Tausend Mann zählte nach einem anderen Briefe das gesammte Heer der Gothen, Gepiden, Heruler ꝛc., das die Donau überschritten hatte. Es müßte schlechthin Niemand entkommen sein. Aber fürchterlich war das Gemetzel allerdings, und dies war nicht die einzige Niederlage.

Allein der Zuwachs ersetzte immer wieder den Verlust. Die Germanen schienen unausrottbar. Die Römer wurden deshalb auch nicht übermüthig durch jenen Sieg; vielmehr überließ der Kaiser Aurelian, der Nachfolger des Claudius', gerade in dem Jahre nach jener Schlacht den Gothen das ganze so hartnäckig umstrittene Gebiet jenseit der Donau. Er forderte die Bewohner auf, das Land zu verlassen, und zog die Besatzungen aus den Festungen: Rumänien, Siebenbürgen und das Land zwischen Theiß und Donau hörten auf, eine römische Provinz zu sein. Auch der Name wechselte, man nannte es Gothia, und die Donau war fortan die Grenze des römischen Reiches. Es war der gewaltige Krieger Aurelian, der sich dazu entschloß.

„Hand am Schwert" nannten ihn die Soldaten, als er noch Tribun war, und erzählten Wunderdinge von seiner Tapferkeit. Im Sarmatenkriege habe er an einem Tage 48 Barbaren mit eigener

Hand getödtet, im Ganzen aber über 950. Von den Soldaten kam die Kunde ins Volk, und die Knaben sangen davon ein Lied beim Soldatenspiel:

Tausend, Tausend, Tausend, Tausend, Tausend habe ich erschlagen,
Ich allein, ich habe Tausend, Tausend, Tausend Mann erschlagen,
Tausend, Tausend Jahr soll leben der, der Tausend, Tausend schlug;
So viel Wein im Faß hat Keiner, als der Eine Blut vergoß.

So furchtbar er sich den Feinden machte, so streng hielt er die Soldaten im Zaum. Er war eines Bauern Sohn aus den Donaulanden, hatte von unten auf gedient und wußte, was Noth that.

„Willst du Tribun sein, ja wenn du überhaupt am Leben bleiben willst," schrieb er seinem Stellvertreter, „so halte die Soldaten in Zucht. Niemand raube auch nur ein Huhn oder ein Ei, Niemand reiße eine Traube vom Stock oder zertrete die Saat. Keiner fordere Salz, Oel oder Holz, jeder sei zufrieden mit seiner Lieferung. Von der Beute bereichere sich der Soldat, nicht von den Thränen der Bürger. Die Waffen müssen rein, das Eisen muß geputzt, das Schuhwerk stark sein. Er gehe proper, verthue seinen Sold nicht in der Kneipe, sondern bewahre ihn in seinem Gürtel. Am Arme glänze die Kette und am Finger der Ring. Er striegele das Saumthier und verkaufe das Futter nicht. Einer diene dem andern. Wer erkrankt, soll von den Aerzten unentgeltlich behandelt werden; aber an die Wahrsager sollen sie ihr Geld nicht wegwerfen. In den Quartieren halte sich jeder anständig, und wer Streit anfängt, soll mit Schlägen bestraft werden".

Fünf Jahre kaum, 270—275, war Aurelian Kaiser; aber in diesen fünf Jahren hat er an der Donau mit den Gothen gestritten, am Po mit den Alamannen, in Gallien mit einem Usurpator, in Aegypten einen Aufstand gebändigt und in Syrien die stolze Zenobia besiegt, ihre feste Stadt Palmyra erstürmt und die zahllosen Schaaren der Araber und Perser zerstreut, die ihr zu Hülfe zogen. Eben war er von diesem syrischen Feldzuge wieder in Europa angelangt, da kam die Nachricht, daß die Palmyrener den Vertrag gebrochen und den Aufstand erneuert hätten. Sofort kehrte er um und strafte die Stadt mit furchtbarer Strenge. Er achtete weder Entfernung noch Ermüdung. Von einem Ende des Reiches eilte er zum andern, immer kämpfend, strafend, sichernd und in allen Kämpfen schließlich siegreich. Sein Triumphzug zeigte den Römern die mit Gold und Edelsteinen in zierlichster Kunst geschmückten Hofwagen aus Palmyra

und das einfache, von vier gezähmten Hirschen gezogene Gefährt eines gothischen Königs. Die gelehrte Königin Zenobia ging in dem Zuge, mit goldenen Ketten gefesselt, und zehn gothische Weiber, die in Männertracht im Männerkampfe mitgestritten hatten. Aus allen Enden der Erde brachte er die Zeugen seiner Siege, er war in Wirklichkeit der Erneuerer des römischen Reiches.

Und dieser gewaltige Held entschloß sich dazu, den Gothen das linke Donauufer preiszugeben. Kein Zweifel, daß es nicht zu behaupten war. Trotz jener Niederlagen waren die Gothen gefährliche Gegner, und — was die Entscheidung gab — gleichzeitig drängten die Franken und Alamannen am Rhein und in den Alpen. Der Entschluß war segensreich.

Die Gothen und die anderen Barbaren hatten nun wieder anerkannte Wohnsitze. Es war die Möglichkeit gegeben für ein geregeltes Zusammenleben mit den Römern. An Kämpfen hat es auch in der Folgezeit nicht gefehlt; aber ein Kampf um die Existenz erneuerte sich erst 100 Jahre später, als die Gothen von den Hunnen aus jenen Sitzen vertrieben wurden, welche ihnen Aurelian zugestanden hatte, und auf Grund eines Vertrags mit Valens die Donau überschritten.

In Siebenbürgen saßen die Vandalen, nördlich von ihnen in den Karpathen die Gepiden, östlich von den Vandalen am Pruth, Bug und Dnjestr die Westgothen oder Therwingen, östlich davon die Ostgothen oder Greutungen. Daneben und dazwischen saßen Thaifalen, Jazygen, Heruler, Carpen, Bastarnen und andere Stämme oder vielmehr Bruchtheile von Stämmen. Näher lassen sich ihre Grenzen nicht bestimmen, und sie wechselten auch oft genug bei den beständigen Kämpfen. Wiederholt kamen Besiegte und Vertriebene an die Donaulinie und baten um Aufnahme.

So siedelte Probus (281) hunderttausend Barbaren in Thracien an und hatte an ihnen lange Zeit zuverlässige Bauern und tapfere Soldaten.

Unglücklicher war er mit neuen Schwärmen von Gepiden, Ostgothen und Vandalen. Sie verließen bald wieder die zugewiesenen Aecker und zogen plündernd durch das Land, bis sie von dem Kaiser theils zusammengehauen, theils über die Donau zurückgetrieben wurden.

Diocletian bildete seine Leibwache aus den Schaaren eines unbekannten Volkes, das vor den Gothen über die Donau floh, und Constantin nahm 300,000 Sarmaten auf, welche zwischen Theiß und

Donau gesessen hatten. Nach verlustreichen Kriegen mit den Gothen und mit den Römern mußten sie vor ihren eigenen Sclaven flüchten, denen sie in der Noth Waffen gegeben hatten.

Constantin siedelte diese Masse nicht in einer einzigen Landschaft an, sondern vertheilte sie vorsichtig durch alle Provinzen. Einen Haufen traf der Dichter Ausonius auf seiner Moselreise an. Im Jahre 337 flohen die Vandalen vor den Gothen aus Siebenbürgen. Ein großer Theil des Volkes war erschlagen; der Rest erhielt auf seine Bitte Land in Pannonien, westlich der Donau. Es waren das sicher nicht weniger als 100,000 Köpfe.

Die Donau war mit Posten, Burgen und Schiffen so wohl bewacht, daß die Barbaren sie nicht überschreiten konnten, wenn die Befehlshaber ihre Schuldigkeit thaten. Das geschah freilich nicht immer. Sie entließen Soldaten auf Urlaub oder hatten einen Theil der Mannschaft überhaupt nur auf dem Papier, um den Sold in die eigene Tasche zu stecken. Andere ließen sich kaufen und öffneten den Barbaren den Weg über den Strom oder machten gemeinsame Sache mit ihnen. So mußte Diocletian in den neunziger Jahren die Gothen zurücktreiben, dann aber schloß er Verträge mit ihnen, wie etwa die Engländer heute mit den Stämmen in dem Alpenlande zwischen Indien und Afghanisten. Er zahlte ihnen „jährliche Geschenke", und sie stellten ihm Hülfstruppen, mit denen er die vielgefeierten Siege über die Perser gewann. Gehoben durch diese Siege hielt Diocletian die Zahlungen an die Gothen zurück, aber sie blieben trotzdem ruhig und auch dann, als er 305 abdankte, und nun über zehn Jahre lang ein wechselvoller Bürgerkrieg das Römerreich verheerte.

Diocletian überschritt auch die Donau wieder, besiegte die Carpen, die vielfach die Genossen der gothischen Raubzüge gewesen waren und verpflanzte sie als Militärcolonisten auf wüste Strecken der Grenzprovinz. Gleicherweise ging Constantin über die Donau und zwar noch ehe es ihm gelungen war, alle seine Rivalen zu beseitigen. In einem dreijährigen Krige züchtigte er die Sarmaten in den Pusten zwischen der Theiß und der mittleren Donau für ihre Plünderungszüge nach Pannonien. Gleich darauf aber — 322 — brachen an der unteren Donau die Gothen über die Grenze. Constantin trieb sie zurück und zwang sie, die Beute herauszugeben und die Kinder ihrer Großen als Geißeln zu stellen.

Zugleich schloß er mit ihnen einen Vertrag über die Stellung von Hülfstruppen, und in dem damals ausbrechenden Kampfe mit

Licinius, der über die Weltherrschaft entschied und die auf Jahrhunderte hinaus der Welt die Wege weisende Regierung Constantins begründete, leisteten ihm 11,000 Gothen unter ihrem Könige Aquilaca wesentliche Dienste.

Trotzdem mußte er neuer Raubzüge des unter viele selbständige Häuptlinge zersplitterten Volkes gewärtig sein, und noch in demselben Jahre erließ er deshalb die strengsten Gesetze über die Grenzwacht. Mit dem Feuertode bedrohte er jeden, der den Barbaren den Einbruch ermögliche, und ein anderes Gesetz von demselben Tage (28./4. 323) verdammte jeden Commandanten zur Confiscation seines Vermögens, der unter irgend einem Vorwande Soldaten auf Urlaub entlasse, auch wenn in der Zeit kein Einfall der Barbaren erfolge. Er baute ferner neue Castelle, eins auch auf dem gothischen Ufer, und schlug eine Brücke über die Donau.

Mösien blieb seitdem wirklich geschützt. Auf der Westgrenze des den Barbaren von Aurelian überlassenen Gebietes kam es dagegen noch einmal zu einem schweren Kriege. Die Gothen bedrängten um 332 die Sarmaten zwischen Theiß und Donau. Auf ihre Bitte sandte ihnen Constantin seinen Sohn zu Hülfe, und dieser schlug die Gothen und trieb sie so in die Enge, daß 100,000 vor Kälte und Hunger zu Grunde gegangen sein und die Ueberlebenden sich dazu verstanden haben sollen, die Oberhoheit des Kaisers anzuerkennen. Constantin rühmte sich, die Provinz Dacien wiedergewonnen zu haben, und verfügte darüber in seinem Testamente. Allein die römische Verwaltung nahm von dem Gebiete jenseit der Donau nicht wieder Besitz, und für die römischen Schriftsteller blieb hier das Land Gothia. Immerhin hat aber Constantin es doch verstanden, die Stellung Roms an der Donau nicht nur zu behaupten, sondern neu zu kräftigen. Dazu halfen ihm auch sanfte Mittel. Zahlreiche Gothen nahm er in seinen Dienst und fesselte sie durch Ehren und Geschenke an sich. Einem ihrer Fürsten ließ er in Constantinopel eine Statue errichten, und einen anderen machte er zum Consul.

Aehnlich blieb es in der folgenden Zeit bis zu der Katastrophe von 376. Die Römer mußten auf die Donaugrenze ein wachsames Auge haben; aber sie waren völlig im Stande, sie zu behaupten, zumal es selten an Kämpfen unter den Germanen selbst fehlte.

Das mächtigste Volk waren die Gothen, aber sie bildeten keine staatliche Einheit. Einmal zerfielen sie in Ost- und Westgothen, die nicht viel enger miteinander verbunden waren, als etwa mit den

Gepiden, und meist zerfielen jene Hauptstämme wieder in mehrere Staaten. Wie die Alamannen, so galten wohl auch die Gothen den anderen Völkern gegenüber als eine Einheit; aber wir hören von keiner politischen und von keiner religiösen Ordnung, in welcher die Einheit des ganzen Stammes oder auch nur jedes der beiden Theilstämme, Westgothen und Ostgothen, regelmäßig zum Ausdruck gekommen wäre. Wenn die Westgothen einmal gemeinsam handelten, so geschah das auf Grund besonderer Beredungen, welche die Römer wohl als eine Verschwörung, ein Bündniß bezeichneten. Gentem Gothicam conspirare in unum sagt Ammian einmal.

Die Raubzüge des 3. Jahrhunderts machten sie in Gemeinschaft mit den benachbarten Barbaren, den Carpen, Gepiden, Burgunden, Herulern, Sarmaten, Thaifalen, Bastarnen, gleichviel ob sie Germanen waren oder nicht.

Meist wurden diese Züge zwar nach den Gothen benannt, aber nur, weil sie die Hauptmasse oder die Führer stellten. Schwerlich waren auch nur ein einziges Mal alle Theile der Gothen zu einem solchen Zuge vereinigt. Bald erhob sich dieser, bald jener Theil dazu und war dann für die oft beträchtliche Dauer des Zuges mit den Carpen, Bastarnen oder wer sonst den Zug mitmachte, in näherer Verbindung als mit den Gothen, welche daheim blieben.

Sie zogen aber nicht als flüchtige Raubschaaren, sondern regelmäßig als wandernde Völker mit Weib und Kind; auch das Geräth und die Heiligthümer, dann das Zelt oder gar die heiligen Hausbalken führten die Wagen mit.

Einzelne Haufen blieben zurück, wo sie gerade die Umstände zur Siedelung einluden. Ohne Schwierigkeit verließen sie die alte Volksgemeinschaft und traten mit den fremden Genossen der Fahrt oder neuen Gefährten zu einer eigenen Volksgemeinde zusammen. Bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts waren jedoch solche Abzweigungen ohne Bedeutung: die Masse der Gothen verharrte zwischen Don und Donau.

Wesentlich anders ist freilich das Bild, welches Jordanis, der am Ende des 6. Jahrhunderts die Geschichte seines Volkes schrieb, von den Zuständen des 3. und 4. Jahrhunderts entwirft.

Nach ihm hätten die Gothen von Berig und Filimer ab bis auf Ermanrich ein großes Volk gebildet, geleitet von Königen, die einander ohne Unterbrechung folgten; allein Jordanis stand ganz unter dem Einfluß der Gedanken, die in dem Kreise des großen

Theodorich unter dem Eindruck seiner Erfolge und seiner Pläne ausgebildet waren, und unter dem gleichartig wirkenden Einfluß der römischen Literatur.

So gewannen die Begriffe von Staat und Volk in seinem Kopfe eine ganz andere Stärke und Bestimmtheit, als sie im 3. und 4. Jahrhundert hatten, wo sich noch wie in der Urzeit jeder Einzelne und jede Abtheilung gleichmüthig von dem Volke loslöste, wenn ihm Ruhm und Beute winkten oder ein Rival ihn kränkte.

Dem Jordanis war es Glaubenssatz, daß der Stamm der Gothen ein geschlossenes Ganze bilden und mit ungetheilter Kraft handeln müsse. Diese ideale Auffassung trug er in die ältere Geschichte hinein, was um so leichter ging, da er von ihr nichts wußte, als was die Notizen der Römer über die Raubzüge und einige heimische Sagen und Lieder meldeten. Bei dem Könige Ermanrich um 350 mehrten sich die Nachrichten etwas, und alsbald mußte er auch seine schöne Dichtung einschränken: er konnte ihn auf keine Weise zum Könige aller Gothen machen.

Ermanrich war nur ein König der Ostgothen, ursprünglich vielleicht auch nur eines Theils derselben, und die Ostgothen der Krim scheinen sogar immer unabhängig von ihm geblieben zu sein. Er unterwarf dann aber die umwohnenden Stämme, theils germanischen, theils slavischen und finnischen Ursprungs.

Ihre Namen füllen die Lande vom weißen Meere und der Ostsee im Norden bis zum Asow'schen Meere im Süden; doch war es nur ein loses Band, das sie an ihn knüpfte.

Die Westgothen blieben auch jetzt ganz für sich, in mehrere kleine Staaten zersplittert, theils unter Königen, theils unter Richterfürsten. So regierte Ermanrich viele Jahre, und obwohl er sich mit den Römern wahrscheinlich niemals unmittelbar berührte, drang doch der Ruhm seiner Thaten zu ihnen. Ihre Rhetoren verglichen ihn mit Alexander dem Großen, und daheim erhob sich sein Geschlecht über alle rivalisirenden Familien. Die Amaler waren fortan das königliche Geschlecht der Ostgothen.

Ermanrichs Reich zerfiel mit seinem Tode. Nicht die Hunnen haben es zerstört. Die unterworfenen Stämme machten sich zwar frei, als Ermanrich den Hunnen erlag; aber die Ostgothen hätten unter den Hunnen Ein Reich unter Einem Könige bilden können, wenn sie gewollt hätten. Der Hunnenkönig Balamber begnügte sich mit der Anerkennung der Oberhoheit und gewissen Leistungen. Sie

haben es nicht gethan oder doch nur in unvollkommener Weise. Von den 80 Jahren, welche von Ermanrichs Tode bis zu Theodorichs Geburt verflossen, hatten die Ostgothen 40 Jahre lang keinen König, und in den andern 40 Jahren, welche theils, vor theils nach jener königlosen Periode liegen, hatten sie zum Theil zwei oder drei Könige neben einander, und bedeutende Bruchtheile gingen daneben immer ganz eigene Wege.

Die Zersplitterung hatte den höchsten Grad erreicht, als sich Theodorich der Große erhob und nach lange Zeit vergeblichen Anstrengungen einen größeren Theil dieser Bruchstücke zu einer neuen Einheit zusammenfaßte. Er war gewissermaßen der Gründer des Volkes, das er nach Italien führte.

Die Westgothen machten denselben Prozeß durch, aber 100 Jahre früher. Von den Hunnen über die Donau gedrängt, steigerte sich ihre Zersplitterung, bis dann Alarich einen Theil des Volkes wieder sammelte und einer großen Geschichte entgegenführte, unter deren Druck er sich zu wahrer staatlicher Einigung zusammenfügte.



Zweites Buch.

Zustände.

Zweites Buch.

Zustände.

Nach Cäsars Bericht hatten allein die Sueben-Chatten um 50 v. Chr. 200,000 streitbare Männer, also etwa 800,000 Köpfe, und die Tencterer und Usipeter 430,000 Köpfe. Cäsar hatte nun allerdings ein Interesse daran, die Zahlen möglichst groß anzugeben, und in seinen Bülletins war er wenig bedenklich in der Wahl der Ausdrücke; allein alle anderen Nachrichten geben ähnliche Vorstellungen von der Masse der Germanen. Der kundige Ammianus Marcellinus ist förmlich entsetzt über die trotz aller Verluste in furchtbaren Schlachten immer aufs Neue zahllosen Schaaren der Burgunden, Gothen und Alamannen.

Und dann, hätten wohl die Römer 100,000 Mann am Rhein gehalten, wenn nicht schon die westlichen Germanen, mit denen sie in den ersten zwei Jahrhunderten allein zu thun hatten, viele Hunderttausend waffenfähiger Männer gezählt hätten? Die Germanen hatten schlechte Waffen, fochten ohne Ordnung und ließen sich beständig gegeneinander gebrauchen; trotz ihrer Tapferkeit waren sie daher den Legionen nur in der Ueberzahl gefährlich. Die Bevölkerung muß also mehrere Millionen umfaßt haben. Alte Leute gab es wenig, die durchschnittliche Lebensdauer war bedeutend kürzer als heute. Die kleinen Kinder starben massenhaft, und nur Wenige entgingen länger als fünfzig Jahre den tausend Gefahren des beständigen Kriegslebens. Die meisten starben in der Blüthe der Jahre; aber die Jahrgänge von dem zehnten bis zu dem dreißigsten Jahre waren desto zahlreicher. Etwa der vierte Theil der Bevölkerung bestand aus wehrhaften Jünglingen und Männern.

Die Germanen zerfielen in sehr zahlreiche, politisch nicht zusammenhängende Gruppen. Sie hatten nicht einmal einen gemeinsamen Namen. Germanen sind sie von ihren Nachbarn genannt; sie selbst hatten kein Bedürfniß, alle Völker ihres Stammes mit einem Worte zu benennen. Nur in der Schöpfungssage von Mannus, dem ersten Menschen, und seinen drei Söhnen, den Stammvätern der drei großen Abtheilungen des Germanenvolkes, der Herminonen, Ingävonen und Istävonen, bewahrten sie eine Vorstellung von der Einheit ihres Volkes und deuten, daß gewisse Gruppen der zahlreichen Völkerschaften als Nachkommen desselben Sohnes des Mannus einander näher verwandt seien.

Aber schon zu Tacitus' Zeit war diese Dreitheilung nur noch eine Sage ohne praktische Bedeutung, und die römischen Schriftsteller [illegible], welche Stämme zu der [illegible]

einen oder anderen Abtheilung gehörten. Die widersprechenden Angaben verarbeiteten sie zu widersprechenden Theorien, aus denen nun die modernen Forscher mit rücksichtsloser Combinationsgabe immer neue produciren.

Kaum weniger zweifelhaft ist, wie viel Stämme und welche Stämme man in der historischen Zeit seit Tacitus zu unterscheiden hat. Man weiß wohl, daß Ostgothen, Westgothen, Gepiden, Thaifalen und Vandalen einander nahe verwandt waren, und so lassen sich noch einige Gruppen zusammenstellen; aber sehr bald kommt man auf das Gebiet der Vermuthungen. Nicht einmal von den bekannten Cheruskern z. B. läßt sich sagen, ob sie einen Stamm für sich bildeten, oder ob und mit welchen Völkerschaften sie zu einem Stamme gehörten, und ob diese Zusammengehörigkeit in irgend welchen religiösen oder politischen Einrichtungen ihren Ausdruck fand, oder nur in gemeinsamer Sprache, Sage und Sitte.

Der Gang der deutschen Geschichte führte nicht dazu, daß die alten Stämme, deren Zusammenhang auf gemeinsamer Abstammung beruhte, ihre lose Verbindung zu staatlicher Gemeinschaft verdichteten, so daß also an Stelle der einzelnen kleinen Völkerschaften die Stämme Träger des politischen Lebens geworden wären.

Man pflegt zwar die germano-romanischen Reiche des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts Stammesstaaten zu nennen, und dieser Name weckt leicht jene irrige Vorstellung. Aber keiner derselben ist von einem der alten Stämme gegründet, alle sind getragen von einer einzelnen Völkerschaft oder vielmehr nur von einem Bruchtheile einer solchen Völkerschaft. Nicht der große gothische Stamm gründete ein Gothenreich, sondern die Westgothen in Gallien, die Ostgothen in Italien, die Vandalen in Afrika. Und die anderen Völkerschaften des Stammes sind wieder noch andere Wege gegangen. Dabei hatten sich von den Westgothen vorher wiederholt große Abtheilungen abgezweigt, ebenso von den Ostgothen, und als das Vandalenreich in Afrika auf der Höhe seiner Macht war, lebte ein Theil der Völkerschaft noch in der pannonischen Heimat. Ohne Ausnahme haben sie dabei Bruchtheile von anderen Stämmen, auch Nichtgermanen, in ihren Verband aufgenommen und bei längerer Dauer mit sich verschmolzen. Der König der Vandalen nannte sich sogar König der Vandalen und Alanen. Unter dem Einfluß der verschiedenen Schicksale, welche die Theile eines Stammes erfuhren, verschwand die alte Gemeinschaft, erwuchsen die Völkerschaften zu neuen

Nach Cäsars Bericht hatten allein die Sueben-Chatten um 50 v. Chr. 200,000 streitbare Männer, also etwa 800,000 Köpfe, und die Tencterer und Usipeter 430,000 Köpfe. Cäsar hatte nun allerdings ein Interesse daran, die Zahlen möglichst groß anzugeben, und in seinen Bülletins war er wenig bedenklich in der Wahl der Ausdrücke; allein alle anderen Nachrichten geben ähnliche Vorstellungen von der Masse der Germanen. Der kundige Ammianus Marcellinus ist förmlich entsetzt über die trotz aller Verluste in furchtbaren Schlachten immer aufs Neue zahllosen Schaaren der Burgunden, Gothen und Alamannen.

Und dann, hätten wohl die Römer 100,000 Mann am Rhein gehalten, wenn nicht schon die westlichen Germanen, mit denen sie in den ersten zwei Jahrhunderten allein zu thun hatten, viele Hunderttausend waffenfähiger Männer gezählt hätten? Die Germanen hatten schlechte Waffen, fochten ohne Ordnung und ließen sich beständig gegeneinander gebrauchen; trotz ihrer Tapferkeit waren sie daher den Legionen nur in der Ueberzahl gefährlich. Die Bevölkerung muß also mehrere Millionen umfaßt haben. Alte Leute gab es wenig, die durchschnittliche Lebensdauer war bedeutend kürzer als heute. Die kleinen Kinder starben massenhaft, und nur Wenige entgingen länger als funfzig Jahre den tausend Gefahren des beständigen Kriegslebens. Die meisten starben in der Blüthe der Jahre; aber die Jahrgänge von dem zehnten bis zu dem dreißigsten Jahre waren desto zahlreicher. Etwa der vierte Theil der Bevölkerung bestand aus wehrhaften Jünglingen und Männern.

Die Germanen zerfielen in sehr zahlreiche, politisch nicht zusammenhängende Gruppen. Sie hatten nicht einmal einen gemeinsamen Namen. Germanen sind sie von ihren Nachbarn genannt; sie selbst hatten kein Bedürfniß, alle Völker ihres Stammes mit einem Worte zu benennen. Nur in der Schöpfungssage von Mannus, dem ersten Menschen, und seinen drei Söhnen, den Stammvätern der drei großen Abtheilungen des Germanenvolkes, der Erminonen, Ingävonen und Istävonen, bewahrten sie eine Vorstellung von der Einheit ihres Volkes und davon, daß gewisse Gruppen der zahlreichen Völkerschaften als Nachkommen desselben Sohnes des Mannus einander näher verwandt seien.

Aber schon zu Tacitus' Zeit war diese Dreitheilung nur noch eine Sage ohne praktische Bedeutung, und die römischen Schriftsteller konnten nichts Bestimmtes darüber erfahren, welche Stämme zu der

einen oder anderen Abtheilung gehörten. Die widersprechenden Angaben verarbeiteten sie zu widersprechenden Theorien, aus denen nun die modernen Forscher mit rücksichtsloser Combinationsgabe immer neue produciren.

Kaum weniger zweifelhaft ist, wie viel Stämme und welche Stämme man in der historischen Zeit seit Tacitus zu unterscheiden hat. Man weiß wohl, daß Ostgothen, Westgothen, Gepiden, Thaifalen und Vandalen einander nahe verwandt waren, und so lassen sich noch einige Gruppen zusammenstellen; aber sehr bald kommt man auf das Gebiet der Vermuthungen. Nicht einmal von den bekannten Cheruskern z. B. läßt sich sagen, ob sie einen Stamm für sich bildeten, oder ob und mit welchen Völkerschaften sie zu einem Stamme gehörten, und ob diese Zusammengehörigkeit in irgend welchen religiösen oder politischen Einrichtungen ihren Ausdruck fand, oder nur in gemeinsamer Sprache, Sage und Sitte.

Der Gang der deutschen Geschichte führte nicht dazu, daß die alten Stämme, deren Zusammenhang auf gemeinsamer Abstammung beruhte, ihre lose Verbindung zu staatlicher Gemeinschaft verdichteten, so daß also an Stelle der einzelnen kleinen Völkerschaften die Stämme Träger des politischen Lebens geworden wären.

Man pflegt zwar die germano-romanischen Reiche des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts Stammesstaaten zu nennen, und dieser Name weckt leicht jene irrige Vorstellung. Aber keiner derselben ist von einem der alten Stämme gegründet, alle sind getragen von einer einzelnen Völkerschaft oder vielmehr nur von einem Bruchtheile einer solchen Völkerschaft. Nicht der große gothische Stamm gründete ein Gothenreich, sondern die Westgothen in Gallien, die Ostgothen in Italien, die Vandalen in Afrika. Und die anderen Völkerschaften des Stammes sind wieder noch andere Wege gegangen. Dabei hatten sich von den Westgothen vorher wiederholt große Abtheilungen abgezweigt, ebenso von den Ostgothen, und als das Vandalenreich in Afrika auf der Höhe seiner Macht war, lebte ein Theil der Völkerschaft noch in der pannonischen Heimat. Ohne Ausnahme haben sie dabei Bruchtheile von anderen Stämmen, auch Nichtgermanen, in ihren Verband aufgenommen und bei längerer Dauer mit sich verschmolzen. Der König der Vandalen nannte sich sogar König der Vandalen und Alanen. Unter dem Einfluß der verschiedenen Schicksale, welche die Theile eines Stammes erfuhren, verschwand die alte Gemeinschaft, erwuchsen die Völkerschaften zu neuen

Stämmen. So verschwand der Name der Lugier, den Tacitus gebraucht, und statt dessen wurden die Namen der Abtheilungen — Vandalen und Buren — üblich. Eine Zeit lang schien es sogar, als würden aus den Vandalen wieder zwei selbständige Völker und künftige Stämme hervorgehen, die Asdingen und Silingen. Da wurden die Silingen zum großen Theil vernichtet, und der Rest mußte seine Zuflucht zu den verwandten Asdingen nehmen, deren Staat dann den gemeinsamen Namen Vandalen bewahrte, welcher vorher öfter mit Asdingen gewechselt hatte.

Diese Entwickelung der deutschen Geschichte hat dazu beigetragen, die alte Stammeseintheilung vergessen zu machen. Und auch in der Urzeit hat es an Einrichtungen gefehlt, in denen die Stammesverwandtschaft und Stammesgegensätze zu scharfem Ausdruck kamen. Dagegen kämpften die stammverwandten Völkerschaften ebenso häufig gegeneinander wie die stammfremden. Die Semnonen und ihre Verwandten feierten alljährlich ihrem Gotte Ziu ein gemeinsames Opferfest, bildeten also eine Cultgenossenschaft nach Art der griechischen Amphiktionien. Dergleichen kennen wir noch drei: die Völker an der Lippe, welche die Tanfana verehrten, die Verehrer der Nerthus, der Mutter Erde, deren Heiligthum auf einer der holsteinischen oder dänischen Inseln lag, und die Völkerschaften der Lugier, welche die Alcae verehrten. Außerdem mag es noch andere gegeben haben, und ursprünglich bestanden diese Amphiktionien sicher nur aus Völkerschaften des gleichen Stammes, denn die Stämme verehrten jeder seinen besonderen Kreis von Göttern; aber wie die Götter des einen Stammes auch bei anderen Eingang fanden, so werden sich auch die Amphiktionien wie bei den Griechen nicht ängstlich abgeschlossen haben. Sicher wenigstens ist der umgekehrte Satz, daß manche stammverwandte Völkerschaften ohne Cultgemeinschaft unter einander waren. So waren die Bataver ein Theil der Chatten, aber ohne religiösen Zusammenhang mit ihnen. Ebenso die Caninefaten, die Chattuarier und andere. Sie nahmen weder an dem Feste in Semnonenwalde noch an einem chattischen Culte Theil.

Träger des politischen Lebens waren Theile der Stämme, die wir Völkerschaften nennen. Die wichtigsten von ihnen saßen in folgender Ordnung nebeinander.

In Skandinavien: die Schweden und Gothen. Auf den Inseln und der cimbrischen Halbinsel: Dänen, Heruler, Jüten, Angeln, Cimbern, Sachsen.

Zwischen Rhein und der Saale — Elbe:

1) An der Küste: Bataver am Rhein, dann Friesen, dann Chauken bis zur Elbe.

2) Südlich von ihnen: Tencterer und Sigambrer am Rhein, Bructerer im Dreieck zwischen Ems und Lippe, dann Angrivarier, dann Cherusker auf beiden Seiten der Weser, im Osten bis an die Elbvölker reichend.

3) Südlich von ihnen: Mattiaken in Nassau, dann Chatten bis zur Weser, östlich und nordöstlich von ihnen die Cherusker, südöstlich die Hermunduren.

Oestlich der Saale — Elbe:

Die Hermunduren am oberen Main. Südlich reichten sie bis an die Donau und den römischen Grenzwall; östlich von ihnen in Böhmen saßen die Markomannen, in Mähren die Quaden. Nördlich stießen die Hermunduren an die Semnonen, die an der Spree saßen im Westen an und wohl über die untere Saale und mittlere Elbe reichend, im Osten an die Oder: also in der Lausitz, der Mark Brandenburg und einem Theil der Provinz Sachsen.

In Schlesien saßen die Lugier, zu denen die Vandalen gehörten, in Posen und Preußen die Burgunden und Gothen, an der Küste die Rugier, an der unteren Elbe die Longobarden.

Dieser Rahmen ist mit Sicherheit festzustellen, und die Namen der wichtigeren sonst noch bekannten Völkerschaften und Stämme lassen sich meist auch mehr oder weniger gut einfügen. Der größte Theil der Namen, für welche es nicht möglich ist, wird den kleinen Abtheilungen der Stämme angehören.

Im Allgemeinen ist zu merken, daß die Flüsse nicht die scharfe Grenze der Stämme zu bilden pflegten. Die Cherusker saßen an beiden Seiten der Weser, die Bructerer an beiden Seiten der Lippe, die Langobarden an beiden Seiten der Elbe, die Burgunden, Franken und Alamannen an beiden Seiten des Rheins.

Nutzlos bleibt es dagegen, die Grenzen der Stämme genau bestimmen zu wollen. Auch wenn sich einmal ein festes Zeugniß dafür findet, so bleibt doch zweifelhaft, für welche Periode es galt. Bald gewann diese, bald jene Völkerschaft den Nachbarn einen Theil des Gebietes ab, und manche wurden so geschwächt, daß sie sich einem anderen Stamme anfügen mußten. Einige sind auch von den Römern verpflanzt; viele wechselten den Namen oder wurden gleichzeitig mit zwei Namen benannt.

Dieser Wechsel der Namen ist einer der schwierigsten Punkte. In einzelnen Fällen erklärt er sich so, daß der Stamm den Namen der führenden Völkerschaft erhielt, und mit dem Wechsel der Macht der Theile des Stammes auch der Name des Stammes wechselte. Und selbst sehr kleine Theile der Völkerschaften unterschieden sich durch besondere Namen, oft abgeleitet von dem bedeutendsten Geschlecht der Gruppe.

In anderen Fällen erhielt ein Volk von den Nachbarn einen Namen, wie Germanen, Alamannen, vielleicht auch Baiern, d. i. die Männer aus dem Lande der Bojer.

Trotz dieser Veränderungen im Einzelnen blieb das Land im Ganzen in festem Besitz. Die Germanen waren seßhaft, schon ehe die Römer sie kennen lernten; sie hielten sich für Söhne des Landes, das sie bewohnten. Zwischen Rhein, Main und Elbe saßen zu Karls des Großen Zeit wesentlich noch dieselben Völker, die hier Cäsar und Tacitus vorgefunden hatten.

Anmerkung. Nach Müllenhoffs Vorschlag theilte Scherer zur Geschichte der deutschen Sprache 1868, S. 97, die Germanen sprachlich in Ostgermanen und Westgermanen, indem er die nordischen Völker und die Gothen als Ostgermanen den Deutschen und Angelsachsen als Westgermanen gegenüberstellte. Die sprachlichen Thatsachen, welche diese Gruppirung fordern, hat Zimmer Ostgermanisch und Westgermanisch, Berlin 1876, eingehend erörtert und sie lassen keinen Zweifel. Dagegen ist die Behauptung Zimmers, daß die Sage von Mannus und seinen Söhnen nur die Westgermanen begreife, nicht zu erweisen. Für die Verfassung läßt sich eine entsprechende Gruppirung nicht vornehmen.

Zweites Capitel.

Geschlechterstaat.

Die Germanen waren Barbaren: alle Lebensverhältnisse waren roh und unentwickelt; so auch das staatliche Leben. Die meisten Aufgaben des heutigen Staates waren entweder überhaupt nicht bekannt oder wurden doch nicht von dem Staate, sondern von der Familie oder dem Geschlecht erledigt. Dies hat zu dem Glauben verleitet, die Germanen hätten bis zu der Gründung der Staaten auf römischem Boden keinen wahrhaften Staat gekannt, sondern nur den Geschlechterstaat, der eine Summe von Geschlechtern in der Form einer Familie vereinigt. Mit den Menschen als solchen hat der Geschlechterstaat nichts zu thun; er kennt sie nur als Glieder von Geschlechtern, d. h. Gruppen von Familien, die in der Form der Familie zu einem Ganzen verbunden sind. Mitglied des Staates ist der Einzelne nur, weil und insofern er Mitglied der Familie ist, und der Staat hat nur Gewalt über ihn durch die Familie. Die Familie oder das Geschlecht ist das Organ des Staates.

Es giebt keine anderen Beamten oder Vorsteher als die Aeltesten der Geschlechter, in der Art, daß eins derselben den Vorzug hat, daß sein Aeltester zugleich das Haupt des ganzen Staates ist.

Der Geschlechterstaat kann sich dahin entwickeln, daß die Familien und Geschlechter sich nicht auf ihre natürlichen Glieder beschränken, sondern auch fremde in ihren Rahmen aufnehmen; aber solange die Staatsgewalt in der Form und durch das Mittelglied der Familie wirkt, so lange ist das charakteristische Merkmal des Geschlechterstaates vorhanden.

Dieser Geschlechterstaat ist der vorgeschichtliche Staat.

Wie das wirthschaftliche Leben erst seinen Reichthum entfalten kann, wenn der Einzelne sein Privateigenthum verwaltet und mehrt, so vollendet sich auch das staatliche Leben erst dann, wenn der Einzelne im selbständigen Besitz von politischen Rechten und Pflichten steht. Es ist ein gewaltiger Schritt von jener Stufe zu dem staatlichen Leben im eigentlichen Sinne, und noch ist kein Volk bei demselben beobachtet. Auch die Germanen hatten ihn bereits hinter sich, als Cäsar und Tacitus sie kennen lernten; aus allen Theilen der langen Periode von Ariovist bis Chlodowech giebt es dafür unzweideutige Zeugnisse.

Die Abtheilungen des Staates wurden Hundertschaften genannt und waren also als auf einem Zahlenverhältniß und nicht als auf Verwandtschaft ruhend gedacht.

Die Vorsteher der Abtheilungen wurden in der Versammlung des Volkes gewählt, nicht von einem bestimmten Geschlecht in den Geschlechtsversammlungen, und vielfach waren Glieder desselben Geschlechts gleichzeitig Häuptlinge über verschiedene Abtheilungen des Volkes. Diese Abtheilungen können also keine Geschlechter unter Geschlechtshäuptern gewesen sein. Schon diese eine, bei allen germanischen Stämmen in vielen Beispielen bezeugte Thatsache macht es unmöglich, den Staat der Germanen als einen Geschlechterstaat aufzufassen.

Außerdem sagt aber Tacitus noch ausdrücklich, daß der Knabe aus der Gewalt des Hauses entlassen wurde, um ein Glied der politischen Gemeinde zu werden. Die Zugehörigkeit zum Staate ward also nicht durch die Familie vermittelt.

Der Staat zwang den Mann nicht durch die Gewalt, welche die Familie über ihn ausübte. Der Befehl, zur Dingversammlung oder zur Heerversammlung zu erscheinen, richtete sich nicht an die Häuptlinge des Geschlechts und durch sie an die Häupter der Familien, damit dieselben diejenigen, welche ihrer Gewalt unterstanden, zwingen sollten; sondern er richtete sich nur an die, welche nicht mehr in dieser Gewalt standen. Im Fall der Versäumniß ward nicht das Geschlecht bestraft, sondern der Säumige selbst, und nicht von dem Geschlecht, sondern von dem Volk. Der Staat lieh also seinen Zwang und Bann nicht von der Gewalt der Familie, sondern er besaß eine eigene Gewalt, die verschieden war von der Gewalt der Familie.

Dasselbe zeigt sich bei der Betrachtung der Stellung der Frauen. Als einst ein Gothenweib schwerer Mißhandlung einer anderen beschuldigt ward, befahl Theodorich der Große ihrem Ehemanne, sie zu bestrafen, wenn er sie nicht vor dem Gericht des Königs vertheidigen zu können glaube. Unterlasse er die Bestrafung, so werde sie von Rechtswegen bestraft.

Nach dem Gesetz des Langobardenkönigs Rotharis sollte eine Freie, die sich mit einem Sclaven verband, von ihren Verwandten getödtet oder verkauft werden. Unterließen sie es, so vollzog der königliche Beamte die Strafe und führte sie unter die Unfreien des Königs.

In diesen Bestimmungen des 6. Jahrhunderts durchbricht der Staat die Schranken, in denen er sich in der Urzeit bewegte; aber er läßt sie noch erkennen. Ursprünglich unterstanden der Staatsgewalt nur die Männer, die Weiber unterstanden der Familie.

Ein unmittelbares Zeugniß dafür geben die Erzählungen des Tacitus, wie der Mann die Frau richtete, und die Friesen in der Noth ihre Frauen und Kinder verkauften, und endlich der selbst noch aus späterer Zeit in scharfer Formulirung erhaltene Rechtssatz: „Frauen können nicht verbannt werden, weil sie nicht unter dem Gesetz stehen“, „femina utlagari non potest, quia ipsa non est sub lege“.

Kurz, die Familie hatte Gewalt über die Unmündigen, der Staat über die Mündigen. Die Familie hatte Gewalt über die Frauen, der Staat über die Männer. Der Familie unterstanden nicht die Personen, die dem Staat unterstanden. Die Familie war nicht das Organ zur Ausübung seiner Gewalt. Der Staat ergriff den Mann nicht durch die Familie, sondern unmittelbar. Die Gewalt des Vaters und die Gewalt des Staates waren Gegensätze, die sich gegenseitig umschlossen. Jene hieß mundium (die Munt), diese lex.

Daher kannte der altdeutsche Staat auch die Möglichkeit, daß ein Mann sich lossagte von seiner Familie. Er trat in die Gerichtsversammlung vor den Tunginus, den alten princeps des Tacitus, den gewählten Richter der Gerichtsgemeinde, mit drei Stöcken aus Erlenholz in seinen Händen. Diese Stöcke zerbrach er über seinem Haupte und warf die Stücke in die vier Ecken des Mallus oder Malbergs, der Gerichtsstätte. Dabei erklärte er unter feierlichem Eidschwur, daß er sich lossage von jedem Erbe und von jeder Ver-

8*

bindung mit den Seinigen. Wir lernen diese Sitte erst im 5. Jahrhundert kennen, in dem Gesetzbuch der salischen Franken, also zu einer Zeit, in welcher sich die alte Verfassung umgestaltete; aber die alterthümlichen Formen beweisen, daß diese Sitte keine Neuerung war, sondern in alte Zeit zurückreichte. Der Mann stand dann allein, hatte kein Erbe zu hoffen, keine Buße zu fordern, keine Rache zu üben, und umgekehrt hatte auch für ihn keiner der Magen mehr Buße zu heischen, wenn er erschlagen ward. Aber darum hörte er nicht auf, Mitglied des Staates zu sein; unverändert standen ihm hier die Rechte zu und lagen ihm die Pflichten ob. Vielmehr übernahm jetzt der Staat auch den Schutz, den ihm bisher die Familie gewährte: ward er erschlagen, so sollte der König das Wergeld heischen. So war also der altdeutsche Staat kein Geschlechterstaat, die Familie und das Geschlecht waren nicht die Organe des Staates, sondern Genossenschaften im Staate, aber freilich Genossenschaften von dem größten Einfluß auf allen Gebieten des staatlichen Lebens. Der Mann lebte sein Rechtsleben, sein wirthschaftliches Leben, sein Kriegerleben in der Gemeinschaft mit den engeren und weiteren Familiengenossen. Das Geschlecht bildete die Unterabtheilung im Heer und bei der Ansiedelung das Dorf. Bis zu welchem Grade der Entfernung die verwandten Familien als ein Geschlecht zusammenhielten, mochte von Zufälligkeiten abhängen, und auch Fremde wurden aufgenommen. Doch findet sich in der älteren Zeit keine Spur von künstlichen Einrichtungen, welche einen Kreis von Menschen, die weder durch Nachbarschaft noch durch das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung verbunden waren, in der Form des Geschlechts vereinigt hätten, wie die späteren Klufte der Ditmarschen.

In den germano-romanischen Staaten lockerte sich das Band der Familie, und zugleich wurden die Aufgaben des Staates und der Gesellschaft zu mannigfaltig, als daß sie noch von der Familie oder in der Familie gelöst werden konnten, und da bildeten sich nach dem Vorbilde der Familie oder zum Ersatze der Familie eine ganze Reihe von Versicherungs- und Rechtsgenossenschaften: Dorf- und Markgenossenschaften, Gilden und Fridborgh. Diese Geschichte der Familie ist neben der Geschichte der Stände oder der Freiheit der wichtigste Gegenstand in der Geschichte der Gesellschaft. Durch die große Zahl der Genossenschaften unterscheidet sich der germano-romanische Staat von dem altdeutschen Staate, der nur zwei kannte: das Gefolge und die Familie oder das Geschlecht.

Die Verfassung des altgermanischen Staates zeigt von Cäsar und Tacitus bis auf die Gründung der Staaten auf römischem Boden im fünften und sechsten Jahrhundert die gleichen Grundzüge. Einige Stämme verharrten noch mehrere Jahrhunderte länger in den alten Ordnungen, namentlich die nordischen Germanen, und endlich lebte er in seinen Grundzügen noch einmal auf in den kleinen Republiken der Schweizer und der Marschbewohner.

Drittes Capitel.

Stände. Heerverfassung. Wirthschaft.

Die Verfassung eines Staates ist nicht zu verstehen, wenn man die Gesellschaft nicht kennt, die in ihren Ordnungen lebt.

Aus dem Verhältniß der Stände zu einander, namentlich aus ihrer wirthschaftlichen Selbständigkeit oder Abhängigkeit von einander entspringen die Kräfte, welche den staatlichen Ordnungen und Formen erst Werth und Bedeutung leihen Davon ist also auch zuerst zu handeln, darnach von den Instituten des Staates.

Die Masse des Volkes bildeten die Freien, die Frilinge oder Kerle; unter ihnen lag der Unfreie, über sie erhob sich der Adel.

Die Unfreien zerfielen in Sclaven und Freigelassene; doch war diese Unterscheidung für die älteste Zeit nicht von Bedeutung. Die Freigelassenen waren nicht zahlreich, und ihre Lage unterschied sich auch nur wenig von der der Knechte. Wer wollte sie schützen vor der Willkür und Gewaltthätigkeit ihres Herrn?

Der Knecht war rechtlos wie das Thier oder die Sache, der Herr mochte mit ihm thun, was er wollte. Wegen eines unbedeutenden Versehens tödtete ein vornehmer Heruler im Heere des Narses einen seiner Knechte auf so grausame Weise, daß sich die Römer entsetzten und Narses einschreiten zu müssen glaubte. Der Heruler blieb aber bei der Erklärung, daß der Herr mit seinem Knechte machen könne, was er wolle, und die anderen Heruler standen ihm darin bei. Als ihn Narses hinrichten ließ, wollten sie demselben voller Zorn nicht mehr dienen.

Auch Verbrechen und Gewaltthat konnte der Herr dem Sclaven befehlen. Der Sclave durfte nicht widersprechen noch widerstreben: er war nichts als ein Werkzeug.

Knechtschaft entstand regelmäßig aus Gefangenschaft und durch Geburt von unfreien Eltern. Kinder des Herrn mit einer Sclavin erzeugt, mochte der Vater wie seine echten Kinder halten. Der umgekehrte Fall kam nicht vor. Eine freie Mutter konnte von einem Knechte keine Kinder gewinnen, sie verfiel sonst der schmählichsten Todesstrafe oder Knechtschaft. Denn ein Weib galt rechtlich nicht selbst als Herrin: sie hatte keinen Sclaven, sie besaß überhaupt nichts, sie war selbst in fremder Gewalt. Erst in der folgenden Periode hat sich der Gegensatz von frei und unfrei so weit gemildert, und die Rechtsfähigkeit des Weibes sich so gehoben, daß man solche Verbindungen überhaupt ertrug. Die Kinder galten dann in den meisten Staaten für unfrei.

Einzeln entstand Knechtschaft auch dadurch, daß ein Mann seine Freiheit buchstäblich aufs Spiel setzte, und der Würfel ungünstig fiel. Im gewöhnlichen Gange der Dinge lebten die Unfreien nicht viel anders als die Freien. Einfacher und roher konnten ihre Speise und ihre Wohnung nicht wohl sein. Lebt doch auch heute der Bauer meist nicht anders als der Knecht. Nur das unterschied sie, daß der Herr in Faulheit den Tag verdarb, während sie das Feld bebauten, das Vieh bewachten, das Holz herbeiführten.

Auch waren ihnen in der Tracht, namentlich in der des Haares, und im Gebrauch der Waffen Beschränkungen auferlegt, die sie jedem kenntlich machten, und die sie bei grausamer Ahndung nicht durchbrechen durften.

Die Zahl der Unfreien wechselte mit dem Kriegsglück des Volkes. Herdenweise schleppte der Sieger Männer und Weiber jedes Alters mit sich fort. Verzögerten sie den Zug, so wurden sie niedergehauen. Es gab kein Erbarmen. Noch in den Kämpfen der germanoromanischen Staaten sind ganze Städte, ja ganze Landschaften entvölkert. Ein großer Theil erlag wohl den Leiden des Marsches oder dem Jammer der Knechtschaft — aber trotzdem mußte die Zahl der Sclaven nach glücklichen Raubzügen sehr groß sein. Nun ermannten sich aber die Nachbarn, fielen vereint über den glücklichen Räuber her und durchzogen siegreich sein Land. Dann flüchteten die Sclaven und retteten sich zu ihren Brüdern.

Wurde die Zahl der Sclaven zu groß, so waren sie nicht zu beherrschen, und es ist vorgekommen, daß sie ihre Herren aus dem Lande jagten.

Auch Handel wurde mit den Sclaven getrieben, aber nicht in

ausgedehnter Weise, nicht so, wie ihn etwa heutzutage die Negerfürsten betreiben. Nicht der Handel mit Sclaven bestimmte den Vorrath derselben im Lande.

Regelmäßig hatten nur wenige Familien zahlreiche Sclaven, vor allen die adeligen Familien. Adel gab es bei den meisten Stämmen, vielleicht bei allen; aber seine Stellung war sehr verschieden. Bei den Sachsen mußte für den kleinen Finger des Etheling dieselbe Buße gezahlt werden wie für den Kopf des Gemeinfreien, und die Ehe zwischen beiden Ständen ward mit dem Tode bestraft. Die salischen Franken hatten dagegen keinen Adel außer der königlichen Familie. Bei den Angeln und Warnen galt der Adelige in der folgenden Periode das Dreifache des Freien, bei den Sachsen das Sechsfache, bei den Baiern, Langobarden und Friesen das Doppelte [1]). Damit verband sich oft auch ein höherer Werth des Zeugnisses vor Gericht. Der Eid der Adeligen galt in manchen Fällen für sich allein, in denen ein Gemeinfreier mit Eidhelfern schwören mußte. Unter dem Adel selbst waren wieder Stufen der Ehre. Es gab adelige und hochadelige Familien, und unter ihnen hatte wieder die königliche Familie die erste Stelle.

Sehr verschieden war ferner auch die Zahl der adeligen Familien. Bei den Gothen waren sie so zahlreich, daß König Theodorich ein Heer von 6000 Mann aus 5000 Gemeinfreien und 1000 Adeligen zusammensetzte. Ebenso focht in der Schlacht bei Straßburg eine Eliteschaar aus Adeligen, und aus dem Heere des Radagais ward eine Schaar von 12,000 Adeligen gefangengenommen. Bei den Baiern waren dagegen nur fünf adelige Geschlechter. Schon dies allein bedingte einen ungeheueren Unterschied in der Bedeutung des Adels für das Volksleben.

Bei diesen Verschiedenheiten ist es unmöglich, über Wesen und Bedeutung des Adels im Allgemeinen zu urtheilen. Es bedürfte viel genauerer Angaben, um festzustellen, was bei diesen Verschiedenheiten den gemeinsamen Grundzug bildete, und welche geschichtliche Entwicklung diese besonderen Abweichungen veranlaßte. Doch dürfen wir uns über diesen Mangel trösten; denn die beiden wichtigsten Fragen lassen sich mit aller Bestimmtheit beantworten und zwar für alle Stämme in gleicher Weise.

[1]) Die Höhe des Wergeldes konnte auch durch andere Verhältnisse verändert werden; aber zunächst war sie das Maß für die Stellung des Mannes in der Gesellschaft.

Im Mittelalter war der Bauer wirthschaftlich abhängig vom Adel und war waffenlos. Der Adel bildete die wirthschaftliche und die Wehrkraft des Volkes.

In der Urzeit war keines von beiden der Fall, und deshalb haben die höhere Ehre, die dem Adel überall, und die Vorrechte, die ihm hier und da zustanden, die Freiheit und Bedeutung der Gemeinfreien nicht gefährden können. Die mittelalterliche Hörigkeit der Masse war der Urzeit fremd.

Das Heer war das Volk. Die Volksversammlung war zugleich Heerversammlung. Die ganze Urzeit machte zwischen diesen Begriffen rechtlich keinen Unterschied und sachlich nur insofern, als bisweilen nicht das ganze Volk aufgeboten ward, sondern nur ein Theil. Statt „Volk" ward „Heer" gesagt, auch wo es sich nicht um Krieg handelte. Noch bis in das zehnte Jahrhundert hinein erhielt sich diese Redeweise, als thatsächlich das Volk schon längst in Waffenberechtigte und Waffenlose zerfiel [1]).

Das Heer war gegliedert nach Familien, Geschlechtern, Hundertschaften, Völkerschaften. Der Vater stand mit seinen Söhnen und Brüdern zusammen, neben ihnen die Nachbarn. Als der Langobarde Gisulf den Auftrag erhielt, Venetien zu besetzen, übernahm er ihn nur unter der Bedingung, daß er sich die nöthige Heeresabtheilung aus den Geschlechtern zusammensetzen dürfe, welche er wollte.

Neben dem Hauptheere bildeten die Gefolge der Führer und Eliteschaaren, die aus Reiterei und schnellfüßigen Jünglingen gemischt waren, besondere Abtheilungen. Diese gemischten Haufen wurden nicht nach der Verwandtschaft gebildet und geordnet, sondern nach Gründen der militärischen Brauchbarkeit. Jeder Reiter wählte sich seinen Genossen zu Fuß, und je 50 solcher Paare bildeten eine Abtheilung. Aus jedem Bezirk ward eine solche Schaar gestellt. Sie standen vor der Schlachtreihe, hinter ihnen die Masse des Volkes.

Die Adeligen waren regelmäßig besser bewaffnet und umgeben von auserlesenen Dienern. Bei den Stämmen, die zu Fuß kämpften, stritten sie bisweilen zu Pferd. So erschienen die Glieder der alamannischen Königsfamilien in der Schlacht bei Straßburg zu Pferde. Aber ehe der Kampf begann, forderte das Volk, daß sie absteigen sollten, damit sie nicht im Augenblicke der Noth davonjagten und das „arme Volk" (miserabilis plebs) von den siegreichen Römern schlachten ließen.

---

[1]) So bei Widukind, Res gestae Saxonicae.

Dieser eine Zug bezeichnet die Lage der Dinge in unzweideutiger Weise. Bei einer solchen Heerverfassung konnte weder der Adel noch der König die Gemeinfreien auf die Dauer unterdrücken. Diese Heerverfassung ruhte aber wie die gesammte Staatsverfassung darauf, daß der gemeine Mann wirthschaftlich vollkommen unabhängig war, denn eine sehr einfache, aber gesunde Wirthschaft bildete die Grundlage für diese Staatsordnung.

Es gab keinen Privatbesitz am Acker. Der Acker gehörte der Gemeinde, und wer Genosse der Gemeinde war, hatte auch Theil am Acker. Dies änderte sich mit der Ansiedelung auf römischem Boden, und damit begann auch die Auflösung der alten Staatsverfassung und ihre Umbildung in die Lehnsverfassung des Mittelalters.

Aber auch in der Urzeit hat die Wirthschaftsverfassung manche Veränderung erfahren.

Zu Cäsars Zeit waren sehr große Abtheilungen des Volkes im Gemeinbesitz des Ackers. Alljährlich ward dann nicht den einzelnen Bauern, sondern den Geschlechtern eine bestimmte Fläche zur Benutzung überwiesen und zwar so, daß sie auch ihre Wohnung nur für dies Jahr hier aufschlugen. Im nächsten Jahre mußten sie ihre Hütten wieder abbrechen und da wiederaufbauen, wo ihnen für das Jahr der Acker angewiesen war.

Da der Ackerbau nicht intensiv betrieben wurde und nur zur Saat- und zur Erntezeit Arbeit forderte, so konnte die Wohnung schon sehr entfernt sein von dem Acker. Wenn trotzdem alle Jahre die Wohnung abgebrochen werden mußte, so ist das ein Beweis, daß der Wechsel in einem sehr großen Gebiete stattfand.

Zu Cäsars Zeit hatten also die Dörfer noch keine ausgesonderte Feldmark, sondern größere Abtheilungen des Volkes, also die Gerichtsgemeinden, hatten den Acker in Gesammteigenthum, bildeten große Markgenossenschaften. Zweitens war zu Cäsars Zeit die Familie noch nicht wirthschaftlich selbständig, sondern wie noch heute bei den Südslaven, so wirthschaftete damals eine Gruppe von verwandten Familien gemeinsam [1]). Diese Siedelungen der Geschlechter entsprechen den

[1]) Von den Sueben erzählt Cäsar: Aus jedem Gau ziehen jährlich tausend Mann in den Krieg; die anderen, welche zurückbleiben, ernähren die Familien der Ausgezogenen mit den ihrigen. Man könnte dies so deuten, als hätte der ganze Bezirk von wenigstens 6—8000 Menschen gemeinsam gewirthschaftet. Allein es ist dies unnöthig, es bedurfte keiner Aenderung, die Gesammtwirthschaft des Geschlechts genügte auch hier.

späteren Dörfern. Es wechselten also jährlich die Dörfer eines Bezirkes die Feldmarken miteinander. Dies Bild entwarf Cäsar von dem Ackerbau der Germanen, etwa 50 Jahre v. Chr. Geburt. — Er war ein genauer Beobachter und wird nicht falsch gesehen haben. Denkbar bleibt jedoch, daß einige Stämme über diesen rohen Zustand schon hinausgekommen waren.

Hundertundfünfzig Jahre später schilderte Tacitus den Ackerbau der Germanen.

Auch jetzt gab es noch kein Privateigenthum am Acker; aber die Gemeinde, welche ihn besaß, war kleiner, und der jährliche Wechsel der Grundstücke fand in einem kleineren Raume statt. Das Haus ward nicht mehr gewechselt: es gab feste Dörfer. Ferner ward der Acker nicht an die Geschlechter, sondern an die einzelnen Familien überwiesen. Die Familie war wirthschaftlich selbständig. Die Geschlechter waren zu Dörfern, ihre Gemeinwirthschaft zur Markgenossenschaft geworden, daher auch die Dorfmarken noch später bisweilen geradezu „Geschlecht" genannt wurden. Der Wald und die Weide waren vielfach noch im Mittelalter mehreren Dörfern, bisweilen der ganzen Hundertschaft gemeinsam. Das wird zu Tacitus' Zeit die Regel gewesen sein. Es war also in der Zeit von Cäsar zu Tacitus jedem Dorf aus der gemeinen Mark der Hundertschaft, oder wie man sonst den Bezirk nennen mag, eine Mark an Ackerland, oder an Wald und Weide, die in Ackerland gewandelt werden durfte, ausgeschieden, und es gab fortan zwei Markgenossenschaften: die der Feldgenossen und die der Waldgenossen. Die eine umfaßte die Dorfgemeinde, die andere die Gerichtsgemeinde oder doch mehrere Dorfgemeinden. Zu beiden Genossenschaften gehörte jeder, der Gemeindegenosse war.

Die Bevölkerung war noch nicht so dicht, daß es an Acker gefehlt hätte; wurde sie aber in irgend einem Volke zu dicht, so mußte ein Theil auswandern. So viel Bauern da waren, in so viel Quoten ward der Acker getheilt. Nur der Unterschied wurde gemacht, daß den durch Adel und Ruhm und, was damit meist zusammenhing, durch den Reichthum an Sclaven hervorragenden Männern der Genossenschaft eine größere Quote zugewiesen ward.

An Vieh, Sclaven, Freigelassenen wie an Geräth und Waffen und seit der Bekanntschaft mit den Römern auch an Geld konnten sich die Männer sehr bedeutend unterscheiden; aber kein Freier ging aus Noth unter das Gesinde des Reichen. Es gab kein freies Gesinde.

Im Laufe der folgenden Jahrhunderte, vor allem unter dem Einfluß der festen Grenze, mit der Roms Legionen die weitere Ausbreitung der Germanen hemmten, entwickelte sich dieser Gemeinbesitz am Acker dahin, daß die Zahl der Quoten, in welche der Gemeindeacker zu theilen war, fest wurde, und daß die einmal vorhandenen Familien ein Erbrecht an ihre Quote gewannen. Fortan konnte ein neuer Hof nur gegründet werden, wenn ein anderer eingegangen war oder getheilt wurde, oder wenn sich die Dorfgemeinde entschloß, einen Abschnitt von dem gemeinen Wald zu roden und ein Tochterdorf anzulegen.

Wann sich diese Veränderung vollzog, ist nicht nachzuweisen; sie wird bei den verschiedenen Stämmen zu verschiedener Zeit erfolgt sein. Bei den Batavern, die mit Rom in engem Verbande waren, scheint sie schon vor Tacitus eingetreten zu sein; bei den Westgothen findet sich, um 350, im Leben des heiligen Saba eine Aeußerung, die den ganzen Bauernstolz des Reichen gegen den Besitzlosen verräth, und die Verfassung der salischen Franken im fünften Jahrhundert setzt voraus, daß ein Mann ohne Grundbesitz sein kann. Wenn ein Volk seine Sitze verließ, dann lösten sich alle diese an den Boden gebundenen Ordnungen auf: es herrschte die Heeresordnung; das Volk gliederte sich nicht länger nach Dörfern, sondern nach Geschlechtern, und gab es bereits einen Unterschied von Grundbesitzenden oder vielmehr Quotenberechtigten und Erblosen, so verschwand er, um sich neu zu bilden, wenn das Volk wieder siedelte, und die Geschlechter wieder zu Dörfern wurden.

So haben wir uns die Germanen als ein Bauern- und Hirtenvolk vorzustellen, in dessen Mitte einige Familien durch Ruhm und Reichthum hervorragten, ohne aber die Genossen erdrücken zu können. Wer Sclaven hatte, der gab ihnen von dem ihm zugetheilten Acker Parcellen ab, und sie lieferten ihm dann einen Theil des Ertrages. Wer viele Sclaven hatte, erhielt von dem Gemeindeacker auch eine entsprechend größere Quote. Die Adeligen hatten regelmäßig eine größere Zahl. Sie begleiteten den Herrn, wenn er in den Krieg zog oder zur Versammlung, oder zum Gelage bei einem Nachbarn. Dann saß der Herr wohl zu Roß, die Dienerschaar begleitete ihn zu Fuß, Nachts den Weg mit Fackeln erhellend und im Fall eines Angriffes für ihn kämpfend. Doch zu glänzend darf man sich auch das Leben dieser Adeligen nicht denken. Die Hauptsache war, daß sie noch ausschließlicher auf der Bärenhaut lagen, wenn nicht gerade Jagd oder Krieg sie beschäftigten.

„Im Schmutz lebt der Bauer, und der Adel freut sich der Faulheit“: das sind die Grundzüge, die Tacitus von dem Bilde der germanischen Gesellschaft giebt (sordes omnium ac torpor procerum. Germania 46).

Städte hatten die Germanen nicht und, solange das von Cäsar geschilderte Wirthschaftssystem herrschte, auch keine dauernden Dörfer. Zu Tacitus' Zeit und von da ab während der ganzen Periode werden die Dörfer vielfach erwähnt [1]), und manches hatte eine hervorragende Bedeutung, galt gewissermaßen als Hauptstadt des Stammes.

Der Zusammenhang der Dorfgenossen ruhte darauf, daß sie ursprünglich Geschlechtsgenossen gewesen waren, und darauf, daß ihnen ein Theil der alten Hundertschaftsmark als eigene Dorfmark ausgeschieden war. Die ursprüngliche Verwandtschaft trat im Laufe der Zeit mehr und mehr zurück; in manchen Dörfern mochten auch mehrere Geschlechter zusammensiedeln, und die spätere Dorfverfassung erwuchs, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise aus der Markverfassung. Die Verwaltung der gemeinen Mark war die erste Aufgabe der Dorfgenossen als einer öffentlichen Gemeinde. Vor der Auftheilung der Mark der Cent in Dorfmarken gab es deshalb strenggenommen keine Dörfer', sondern nur Häufungen von Hütten, die unter sich nicht enger verbunden waren als mit den zerstreuten.

Der nächste Fortschritt in der Dorfverfassung trat ein, als gegen Ende der Periode nicht mehr jedem Erwachsenen ein Antheil am Acker zugestanden wurde, sondern nur einer bestimmten Reihe von Familien, als sich ein Privateigenthum am Acker ausbildete.

Diese Entwicklung erfolgte in doppelter Weise. In manchen Gegenden — wie in Westfalen — wurden die Dörfer aufgelöst und Einzelhöfe gebildet. Jeder Bauer erhielt Acker, Wiesen und Wald in zusammenhängender Fläche. Sein Haus lag mitten darin, weit ab von dem Hofe des Nachbarn. In den meisten Gegenden wurde dagegen der Raum für das Dorf aus der Feldmark ausgeschieden und jedem Genossen eine Hofstelle darin überlassen. Die Hofstelle umfaßte das Haus mit dem Hofraum und einem Garten. Sie war mit einem Zaun umgeben und stand zu freier Benutzung des Mannes.

Zu jedem Hofe — auch Wurth und Toft genannt — gehörte

---

[1]) Große Dörfer erwähnt Gregor von Tours II, 9.

ein Antheil an dem Ackerland der Dorfmark und ein Nutzungsrecht an Weide und Wald.

Die Germanen düngten ihren Acker nicht [1]), — sondern trieben eine rohe Feldgraswirthschaft. Hatte der Boden eine oder einige Ernten gegeben, so blieb er als „Dreesch“ liegen, bis er sich wieder erholt zu haben schien. In gemeinsamer Berathung stellten die Markgenossen fest, welches Stück in Anbau genommen werden sollte, und wiesen dann jedem berechtigten Genossen eine Anzahl „Morgen“ [2]) zu. Die Zuweisung geschah durch Vermessung, entweder mit dem Hammerwurf oder in sorgfältiger Weise mit dem Seil, das im Norden Reeb hieß — ein Ausdruck, der sich in manchen Gegenden, z. B. in Hamburg und Westfalen, bis heute erhalten hat —, oder mit der Stange.

Das Mittelalter bewahrte von diesen wirthschaftlichen Ordnungen so viel, daß man versucht ist, sich die Wirthschaft der Urzeit ganz nach dem Bilde des Mittelalters zu gestalten. Aber der Ackerbau hatte doch seitdem einen großen Fortschritt gemacht. An Stelle des wilden Wechsels von Weide und Acker war die sogenannte Dreifelderwirthschaft getreten. Das Ackerland ward in drei ungefähr gleich große Theile zerlegt, die abwechselnd Winterkorn und Sommerkorn trugen und im dritten Jahre brach lagen. Jede dieser drei „Zelgen“ ward in zahlreiche Abschnitte zerlegt, und jeder Hof erhielt von jedem Abschnitt seinen Antheil. Die „Hufe oder Hube“ eines Hofes bildete also nicht eine zusammenhängende Fläche, sondern setzte sich aus zerstreut liegenden Parcellen zusammen Man ertrug diese lästige Einrichtung, weil sonst der eine Hof lauter guten, der andere nur mageren Boden hätte erhalten müssen.

In der Benutzung dieser Stücke war einer an den anderen gebunden, und in manchen Dörfern ward am Abend in der Versammlung bestimmt, welche Arbeit am anderen Morgen vorgenommen werden und zu welcher Stunde man beginnen sollte. Früh gingen dann die Männer im gemeinsamen Zuge aus dem Dorf hinaus.

Dergleichen kannte die Urzeit noch nicht; höchstens mögen diejenigen, welche in der Nähe einer römischen Grenzstadt saßen und dort ihre Producte gut verkauften, zu der Dreifelderwirthschaft fort-

[1]) Die Ubier mergelten ihre Aecker — aber sie standen unter dem Einfluß der Gallier und Römer.

[2]) Morgen war ursprünglich ein Arbeitsmaß, soviel an einem Tage mit einem Gespann umgepflügt werden konnte. In leichtem Boden war die Fläche also größer.

geschritten sein — und in Folge davon auch zu der sorgfältigeren Theilung des guten und des mageren Bodens. Aber sehr beachtenswerth ist, daß die steigende Cultur nicht zur Annahme römischer Einrichtungen führte, sondern zu einer Ausbildung der alten Markgenossenschaft.

Die Germanen bauten Hafer, Gerste und Weizen, dazu einige Gemüse und Flachs. An Hausthieren hatten sie Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, an Geflügel namentlich Gänse. An den Kühen ward der Milchreichthum gerühmt, an den Pferden die Ausdauer — aber sie waren ohne Zierlichkeit und Schönheit. Es fehlte ihnen an Pflege. Große Sorgfalt wendeten die Germanen dagegen auf ihre Jagdthiere, verschiedene Arten von Hunden und Falken. Auch gezähmte Hirsche benutzten sie zur Jagd, und ein von gezähmten Hirschen gezogener Wagen war der Stolz eines gothischen Königs.

Viertes Capitel.

Gefolge.

Die an Ruhm und Reichthum hervorragenden Männer, vor allen die Fürsten und Könige, sammelten eine Schaar freier Männer um sich, mit denen sie Kameradschaft schlossen. Diese Schaar hieß das Gefolge. Die Gefolgsgenossen waren dem Gefolgsherrn zu Gehorsam verpflichtet; aber es war der Gehorsam des Kriegers, nicht der des Knechtes. Diese Verpflichtung minderte die Freiheit nicht. Auch Adelige traten in die Schaar ein.

Die Gefolgsleute waren die Genossen des Führers, Genossen seiner Kämpfe wie seiner Freuden. Sie lebten zusammen. Am Hause des Führers erhob sich der Saal, wo die Genossen mit dem Herrn ihr Mahl und ihr Gelage hielten, und wo sie Nachts schliefen. Die Gefolgsleute hatten nicht Weib noch Kind, nicht Haus noch Hof: ins Gefolge trat eben ein, wer sich mit alle dem nicht belasten mochte, wer nur Krieger sein wollte. Auch die Waffen gab ihm der Führer und das Roß, falls sie zu Pferde kämpften. Mancher mochte später austreten, andere blieben Zeitlebens in dem Kreise, und keiner ward aufgenommen, der nicht als tapferer Krieger bewährt war. Nur dann ward eine Ausnahme gemacht, wenn der Herr, um einen hochadeligen Mann zu ehren, an dem Sohne desselben die Wehrhaftmachung vollzog.

Dadurch machte er ihn zu seinem Knappen und Waffengefährten, bis er ihn später als ausgebildeten Krieger entließ. Als Knappe des Führers war der heranwachsende Krieger Mitglied des Gefolges.

Das Gefolge hatte neben dem Führer zu kämpfen im dichtesten Handgemenge; fiel er, so suchten sie ihn zu rächen und mit ihm zu

sterben. Schimpflich wäre es gewesen, ohne ihn nach Hause zurückzukehren. Ward er gefangen und konnten sie ihn nicht befreien, so gaben sie sich gleichfalls gefangen; ward er von seinem Throne gestürzt oder aus dem Lande getrieben, so folgten sie ihm ins Elend. Nicht der Vortheil des Landes, lediglich der Ruhm und das Schicksal ihres Führers leiteten ihre Handlungen.

Man hat die Bedeutung des Gefolges oft überschätzt, hat bald die Eroberung der römischen Provinzen, bald die Umbildung der altdeutschen Verfassung in das Lehnswesen auf das Gefolge zurückgeführt. Keines von beidem ist der Fall. Dazu waren die Gefolgschaften schon viel zu klein.

Selbst Chnodomar, der mächtigste unter den Königen der Alamannen, hatte nur 300 Mann, und viel mehr konnten es naturgemäß nicht sein; denn sie waren Saalgenossen und Tischgenossen. Der Normannenkönig Olaf hatte 120 Mann, und als er die Zahl verdoppeln wollte, da murrte das Volk.

Aber ein sehr wichtiges Element bildeten sie allerdings in dem Staate. In ihnen lag der Kern der Macht, mit der sich die rivalisirenden Häuptlinge bekämpften, in ihnen aber auch die Stütze des Königs, der den Frieden schirmte und die Schwachen vor den Großen schützte. Das Gefolge gab dem Fürsten Glanz und Ansehen und ersetzte ihm den Mangel eines stehenden Heeres und der Beamten. Den Männern aber gab es Gelegenheit, das Ideal ihres Herzens, das reckenhafte Kriegerleben, so vollkommen und so ungestört wie möglich zu leben. In dieser Reinheit erhielt sich das Gefolge nur, solange der Acker jährlich an Alle vertheilt wurde, die eine Quote begehrten, um den Rauch vom eigenen Herde aufsteigen zu lassen, so lange es also keine freien Knechte gab.

Als die Quoten bestimmt und in festen Händen waren, als es freie Männer gab, die bei den Reichen hausten und ihnen dafür dienen mußten, da ward die Ehre des Dienstes gefährdet.

Diese Veränderung begann schon in dieser ersten Periode, bei dem einen Stamme früher, bei dem andern Stamme später, je nachdem er das Privateigenthum am Acker ausbildete. Aber aus der Urzeit fehlt es an jeder Nachricht über diesen Proceß, und wir müssen in die folgende Periode zu den germano-romanischen Staaten gehen, um eine Vorstellung davon zu gewinnen. Und auch da findet sich nur bei den Angelsachsen und bei den nordischen Germanen das Material dazu.

Bei beiden Stämmen war im fünften und in den folgenden Jahrhunderten begrifflich kein Unterschied zwischen dem freien Knechte des Bauern und dem Gefolgsmanne des Königs. Der eine wie der andere hieß in Skandinavien huskarl, bei den Angelsachsen thegn oder gesid; der Bauer wie der König war der hlâford, der Brodherr, seines Mannes, und wenn den Bauer eine Fehde bedrohte, oder wenn er eine ihm gerichtlich zugesprochene Schuld durch Privatpfändung eintreiben wollte, dann mußten ihm seine „Hauskerle" so gut den Waffendienst leisten, wie das Königsgesinde dem Könige.

Das Gesinde setzte sich aus verschiedenen Elementen zusammen. Es fehlte zwar auch jetzt nicht an Leuten, die von Ackerbau nichts wissen wollten und nur den Krieg suchten und die lustige Gesellschaft der Kriegsgenossen; aber sie bildeten nur einen Theil des Gefolges. Neben ihnen traten im Norden sehr oft junge Leute aus den reichsten Familien in das Gesinde des Königs oder eines Großen, um die Welt kennen zu lernen und feine Sitte oder um den König sich durch den Dienst zu verbinden. Wenn in ihnen dann später das Verlangen erwachte, zu heirathen und das väterliche Gut zu übernehmen, dann entließ sie ihr Herr reich beschenkt und hochgeehrt. Dazu kamen endlich drittens die, welche den Dienst aus Armuth suchten oder wegen einer Gewaltthat aus der Heimat hatten flüchten müssen.

Die beiden ersten Gruppen waren im Hause des Bauern nicht zu finden, wo fast ausschließlich Haus- und Feldarbeit zu leisten war, aber die dritte Gruppe fehlte auch im Hause des Königs nicht. Und die Gesinde der Großen bildeten den unmerklichen Uebergang zu dem Königsgefolge, denn manche Königreiche waren gar klein, weniger mächtig als die großen Jarle oder Ealdorman. Selbst mancher Bauer trat stolz neben sie. Vor allem aber, es fehlte auch im Königshaushalte nicht an den niederen Arbeiten für das Gesinde. Weder der Stall noch das Feld ward ausschließlich von Unfreien besorgt.

Selbst in dem idealen Bilde des Beowulfliedes, das die niederen Kreise des Lebens und alles, was zur täglichen Nahrung und Nothdurft gehört, mit Stillschweigen übergeht, blickt es noch durch, daß auch die Gefolgsgenossen des Königs mannigfache niedrige Dienste zu leisten hatten.

Glänzend zwar erscheint das Leben der Genossen, wenn man ihre Rüstungen schimmern sieht und den Liedern lauscht, die ihnen der Sänger singt beim Biergelage, und wenn dann zuletzt die Königin unter sie tritt, ehrende Worte zu ihnen redet und sie mit goldenen

Spangen und Ringen, mit kostbarem Halsschmuck und Gewand beschenkt. Aber einer von den Genossen muß doch die Fremden beim Mahle bedienen, und dieselbe Halle, in der sie Abends ihr Gelage hielten, bildet Nachts ihre Schlafstätte.

Die Halle ist als sehr herrlich geschildert; streift man jedoch den Glanz der Dichtung ab und sucht das prosaische Urbild, so bleibt die große Gesindestube. Nicht war der Einzelne im Besitze eigener Wohnung und Bedienung. Er war selbst Diener. Am Brunnen draußen mußten sie wohl oder übel ihre Toilette beenden, falls sie den Luxus täglicher Waschungen überall für nöthig hielten.

In die ganze Prosa dieses Daseins versetzt uns die Erzählung, daß den König Frotho seine Gefolgsleute drängten, er möge heirathen, damit jemand da sei, der ihre zerrissenen Wämser flicke.

An andere niedere Dienste erinnern die Namen der Hofämter wie Marschall, d. i. Pferdeknecht, und der König Edgar von England zwang sogar acht Könige der Britten und Schotten, die ihm wie sein Gesinde hatten huldigen müssen, seinen Nachen über einen Meeresarm zu rudern, während er selbst das Steuer führte (973). Auch Feld- und Hausarbeit ward damals den Gefolgsleuten aufgetragen. Ging doch König Sigurd (um 1000) selbst auf den Acker, da werden sich seine Hauskerle nicht haben sträuben dürfen. Freilich, als er einst seinem Stiefsohne, dem heiligen Olaf, befahl, daß er ihm das Pferd sattele, sattelte der ihm voll Trotz einen Ziegenbock. Er gehörte einer jüngeren Generation an, die dergleichen Arbeit für unziemlich hielt und den niederen Dienern überlassen wollte, die im Laufe der Zeit als besondere Abtheilung im Gesinde den höher geschätzten gegenübergestellt wurden. Aber rechtlich bildeten die Knechte, die das Feld bestellten mit den höheren Knechten, die regelmäßig nur als Gehülfen im Rath und Regimente und als Leibwache in der Schlacht dienten oder als Gesandte in fremde Lande ritten, eine einzige Genossenschaft: das Gesinde des Herrn.

Wesentlich war für das Verhältniß der Lohn, den die Leute empfingen. Auch nicht einmal im Beowulfliede tritt das zurück.

Als Wiglaf die Genossen schalt, die ihren Herrn im letzten Kampfe feig im Stich gelassen hatten, da hielt er ihnen zunächst vor, daß sie sich der Geschenke unwürdig gezeigt hätten, die der Herr ihnen gespendet. „Ringespender" ist das stehende Beiwort des Herrn. Von den Angelsachsen ist uns die Formel erhalten, mit der sich der Mann dem Herrn ergab. Er schwur, „dem Herrn hold und getreu

zu sein und niemals etwas zu thun durch Worte oder Werke, das dem Herren leid ist, unter der Bedingung, daß er mich halte, wie ich es verdienen will, und daß er alles leiste, wie es unser Vertrag war, als ich mich ihm unterwarf und seinen Willen erkieste."

Der Gefolgsmann des Königs wie des Bauern behielt die Freiheit, in jedem Augenblick das Verhältniß zu lösen, nur nicht im Augenblicke der Gefahr. Das wäre als Feigheit ausgelegt worden. Diese Freiheit hielt dem Gehorsam das Gegengewicht, so daß ein Mann doch auch jetzt nicht darum zu erröthen brauchte, weil er zum Gesinde eines anderen gehörte. Am passendsten erläutert sich das Verhältniß durch den Vergleich mit der Familie. Das Gesinde war dem Herrn in gleicher Weise zu Dienst und Gehorsam verpflichtet wie die Kinder dem Vater.

Noch eine wesentliche Veränderung hatte sich in dieser Zeit herausgebildet. Es gab jetzt Gefolgsleute, die nicht am Hofe des Herrn wohnten und selbst wieder Gefolge hatten. So erhielt Beowulf als Gefolgsmann des Königs 7000 Landes, d. h. ein Gebiet von 7000 Familien als Unterkönig. Er saß auf seinem êdelturf, d. h. seinem freien Erbgute, und war dabei doch thegn, „Degen", Gefolgsmann. Dem Wiglaf hatte er „all das Folcland gewährt, das Wiglafs Vater einst besessen." Auch der Strandwächter der Dänen im Beowulfliede war ein „Degen" des Dänenkönigs und hatte selbst wieder eine Schaar von „Degen" unter sich, mit denen er die Wache hielt.

Und dem entsprechend sehen wir auch in den angelsächsischen Gesetzen aus dem Gefolge des Königs den Beamtenstand der Gereffen und eine dem im fränkischen Reiche aus dem Beneficialwesen und der Vassallität erwachsenen Lehnwesen analoge Form der Verfassung hervorgehen.

Eine ganz eigenthümliche Ausbildung gewann das Gefolge durch den Dänenkönig Knud den Mächtigen 1014—35.

Nach der Eroberung Englands sammelte er ein großes Gefolge von 3000 oder gar 6000 Hauskerlen und bildete es durch eine eigenthümliche Rechtsordnung — das Witherlagsrecht — zu einer stehenden Armee aus. Im Sommer fuhren sie auf des Königs Schiffen, wohin sein Befehl sie sandte; im Winter lagen sie in Rotten durch England vertheilt bei den Einwohnern im Quartier als gefürchtete Herren. Abenteuerer aus allen Nationen waren unter ihnen, aber auch Königssöhne.

Beim Eintritt in die Schaar gelobte der Mann Treue und

Gehorsam; dagegen versprach ihm der König Gerechtigkeit, Güte und monatlichen Sold. Wer ausscheiden wollte, mußte am Neujahrsabend durch zwei Genossen den Dienst aufsagen lassen. Sie waren die Kameraden des Königs, seine Haus- und Tischgenossen, wenn sie nicht der Dienst in die Ferne führte.

Als König Knud einst in der Hitze des Jähzorns einen Hauskerl erschlagen hatte, da berief er die Genossen zum Thing, und als sie versammelt waren, da stieg er von seinem Hochsitze herab und bat fußfällig um sein Urtheil. Die Männer urtheilten, daß es neues Unheil bringe, den König zu richten, und führten ihn auf seinen Königssitz zurück. Der König legte sich nun selbst eine Buße auf und zwar die neunfache Mannbuße nebst einer weiteren sogenannten Ueberbuße. Ein Drittel der Buße fiel dem Könige zu, denn er hatte die Buße für seinen Mann zu empfangen, ein Drittel den Kameraden, ein Drittel den Blutsfreunden des Königs.

Die Genossen hatten untereinander feste Rangordnung, und es war eine der regelmäßigen Strafen, die das Gericht der Genossen verhängte, daß der Mann einen niedrigeren Sitz erhielt beim Gelage in der Halle.

Unhöflichkeit gegen den Genossen, trotziges Weigern des gebührenden Platzes, ward mit Ausstoßung bestraft. Doch konnte der König es drei Mal dahin mildern, daß der Schuldige um einen Platz degradirt ward. Dieselbe Strafe erhielt, wer das Pferd des Genossen am Futter verkürzte oder sonst vernachlässigte, wenn ihn die Reihe traf, es mitzubesorgen.

Man sieht, daß kameradschaftlicher Sinn als die Grundlage der Genossenschaft galt, wie das die militärische Natur des Verhältnisses mit sich brachte. Wer sich so weit vergaß, den Kameraden mit dem Schwerte zu schlagen oder mit der Faust oder gar mit dem Stocke, der war rettungslos verloren, der ward für einen Nithing erklärt und wäre getödtet worden, wenn nicht jedem des Todes Schuldigen nach altem Brauch die Flucht ins Elend gestattet gewesen wäre. Gnade war das nicht, denn er war vogelfrei, und jeder Hauskerl mußte ihn erschlagen, wo er ihm begegnete.

Nach allen Seiten ist dieses Heer über die Maße und die Ordnungen des alten Gefolges hinausgewachsen; aber die Grundzüge sind noch ganz frisch erhalten. Namentlich gemahnt die große Rolle, die der niedrigere Platz beim Gelage in dem Rechte der Genossen spielt, an die Rangunterschiede im Gefolge der taciteischen Zeit. Auch da-

mals war es sicher nicht bloß der Ehrenplatz im Schlachthaufen, sondern auch der Ehrenplatz auf der Bierbank, worin der Rang sich bewies.

Bei den Franken ist dagegen das alte Gefolge ganz bedeutungslos geworden.

Der König hatte zwar noch Tischgenossen, sie hießen Antrustionen und waren hochgeehrt; aber für die Verfassung hatten sie keine Bedeutung. Unter dem Einfluß der großen wirthschaftlichen Veränderungen, welche den Staat der Merovinger von dem Staat der Urzeit scheiden, ist das alte Gefolge verschwunden. Aber bald darauf trieb die alte Wurzel in der Vassallität einen neuen Sprossen, und der war so kräftig, daß er alle direkten Nachkommen der Gefolgschaft an Bedeutung überragte.

Der Bildungsproceß und die Beschaffenheit dieser Vassallität ist aber nicht hier zu schildern, sondern in der folgenden Periode; hier ist nur der Irrthum abzuweisen, der sie mit dem alten Gefolge zusammenwirft.

Fünftes Capitel.

Staatsverband, Landsgemeinde, Hundertschaft, Rath der Großen.

Eins fällt zuerst ins Auge, wenn man die staatlichen Zustände der Germanen betrachtet: das ist die Lockerheit des Bandes, welches die im Staate vereinigten Gemeinden verknüpfte. Leicht wurde es gelöst und leicht wieder geknüpft.

War das Volk zu groß, so daß es schwer fiel, in einer Landesgemeinde Alle zu vereinigen, oder erhob sich ein schwerer Streit, oder waren mehrere Glieder des königlichen Hauses vorhanden oder sonst verschiedene Männer, die Kraft und Ruhm genug besaßen, den Anspruch auf die Führerstelle zu erheben, oder fand ein Theil des Volkes auf einem Kriegszuge ein Land, das ihm besser gefiel: so löste sich der Staat einer Völkerschaft in Theilstaaten auf. Unter günstigen Umständen vereinigten sie sich dann auch wieder zu einem einzigen Staate.

In diesem Trennen und Verbinden herrschte keine Regel, so mannigfaltig war der Anlaß, so mannigfaltig waren die Formen des Vorganges. Entweder blieben dann die Theile einander benachbart und betrachteten sich auch noch in gewisser Weise als zusammengehörig, oder die Trennung war zugleich eine örtliche. So zog um 400 n. Chr. ein Theil der Vandalen aus Pannonien an den Rhein und weiter nach Spanien und Afrika, während ein anderer Theil zurückblieb. Die Auswanderer waren ursprünglich nur zur Heerfahrt ausgezogen, und die Zurückgebliebenen sollten ihnen Haus und Acker bewahren. Aber als die Heerfahrt jene weit fortführte und ihnen reicher gesegnete Länder in die Hand gab, da kehrten sie nicht wieder zurück.

Es bedurfte dazu keiner besonderen Meldung in die Heimat und keiner Nachsendung. Denn bei weiteren Raubzügen zogen die Germanen

regelmäßig als wanderndes Volk. Auf Wagen führten sie Weib und Kind und das wenige Hausgeräth mit sich, und ihr Vieh folgte dem Zuge.

Ein solcher Volkstheil bildete dann entweder einen eigenen Staat oder schloß sich einem anderen Volke an, sei es einem germanischen oder einem nichtgermanischen. Mit Carpen, Alanen, Sarmaten und Hunnen sind Bruchtheile der verschiedensten deutschen Stämme auf diese Weise in staatliche Gemeinschaft getreten.

Besonders lehrreich sind die Zustände der Quaden im vierten Jahrhundert. Sie waren stark zersplittert und mit den Sarmaten, mit denen sie in Ungarn und Siebenbürgen untermischt wohnten, zu kleinen Staaten vereinigt. Kaiser Constantius besiegte sie und zwang sie, um Frieden zu bitten. Da kam zuerst der Sarmate Zizais, der zwar königlichen Stammes, aber damals noch nicht König war (etiamtum regalis) mit drei theils sarmatischen, theils quadischen Unterkönigen (subreguli) und einer großen Menge Optimaten. Darauf eilten zwei Führer königlichen Geblütes herbei, der Quade Araharius und der Sarmate Usafer. Sie kamen mit anderen Optimaten, „unter denen sie hervorragten." Den Befehl hatte der Quade. Usafer unterstand ihm und zwar nicht nur für diesen Feldzug. Darauf kamen wieder mehrere Könige verschiedener Theilstaaten der Quaden und Sarmaten, und nur die Quaden aus der Gegend von Komorn blieben zurück. Endlich wurden auch sie bezwungen, und da baten um Frieden ihr Häuptling Vitrodurus, „der Sohn des Königs Viduar", und „andere Optimaten und Richter, welche die verschiedenen Völker regierten" (aliique optimates et judices variis populis praesidentes).

Die Quaden zerfielen also in zahlreiche Splitter unter besonderen Häuptlingen, von denen einige ein hervorragendes Ansehen genossen und als Oberhaupt einer kleineren oder größeren Anzahl dieser Gaue galten. Einige führten den Titel "König", andere nicht. Einige von diesen Staaten waren aus germanischen und aus nichtgermanischen Theilen zusammengesetzt. Die Abtheilungen der Staaten traten in den Verhandlungen mit den Römern sehr selbständig auf, fast wie besondere Staaten.

So waren viele germanische Staaten dieser Periode in einem beständigen Vergehen und Entstehen.

Manche versprengte Splitter eines Stammes verloren sogar jede staatliche Ordnung, so daß nur das Familienband kleine Gruppen

zusammenhielt[1]), oder das Gelübde, das den Gefolgsmann an den Herrn knüpfte. Aber unter günstigen Verhältnissen wuchsen selbst solche Völkersplitter wieder zu Staaten zusammen, ohne daß es erst der mühsamen, Generationen verzehrenden Arbeit bedurft hätte, um eine Gerichtsverfassung, eine Heerverfassung, eine politisch werthvolle Vorstellung von Königthum und Herzogthum zu erzeugen.

Es hat daher wohl den Anschein, als könnte man hier die Entstehung des Staates bei den Germanen belauschen; aber es ist das nur ein falscher Schein. Wer es immer versucht hat, konnte über dogmatische Constructionen nicht hinauskommen.

Das Gebiet ihres Staates umzogen die Germanen gern mit einem wüsten Landstrich. Sie wollten nicht unmittelbar grenzen mit dem Nachbar. Bei der allgemeinen Raublust war es zu lästig und zu gefährlich. Wo es doch geschah, da bezeichnete und schirmte ein Erdwall oder sonst eine Befestigung die Grenze. Auch Grenzsteine richteten sie gegeneinander auf.

Sie legten Werth darauf ein großes Gebiet zu besitzen und wußten das politische Gebiet eines Volkes von dem thatsächlich durch dasselbe besetzten Gebiete wohl zu unterscheiden.

Als die Gepiden die Heruler bei sich aufnahmen, da betrachteten sie den ihnen zur Benutzung überlassenen Landstrich nach wie vor als einen Theil ihres eigenen Reiches. Die staatlichen Ordnungen hafteten nicht bloß an den Menschen, sie waren schon räumlich gefestigt. Auch innerhalb des Staates hatte jedes Dorf seine Mark, und jeder Gau sein Gebiet. Es galt als schwerer Frevel, die Grenze zu verletzen oder zu verrücken.

Die Vandalen, welche bei dem erwähnten Auszuge des einen Theils des Stammes in Pannonien zurückblieben, hielten es noch nach 40 Jahren für Unrecht, sich die Feldmarken der verwaisten Dörfer und Gaue anzueignen, obwohl Niemand glauben konnte, daß die Ausgewanderten jemals zurückkehren würden. Da sie das Land nöthig hatten, so schickten sie erst Gesandte nach Afrika und baten, ihnen dasselbe zu überlassen.

Die Verfügung über das Gebiet des Staates wie die gesammte Staatsgewalt stand bei der Versammlung der freien Männer des Volkes. Dieser Satz gilt ganz ausnahmslos. Er gilt für alle Stämme

[1]) Dio Cassius, ed. Bekker, II, 340 giebt ein unzweideutiges Beispiel.

und für alle Zeiten, von Cäsar bis auf die Gründung der germano-romanischen Staaten, gleichviel ob Könige an der Spitze der Staaten standen oder nicht.

Es gab zwei Versammlungen: die Versammlung der Freien des ganzen Staates oder die Landsgemeinde, und die Versammlung der Abtheilungen des Staates. Die Römer nannten sie bald centenae, bald pagi; deutsche Bezeichnungen sind Gaue, Hundertschaften, Zentenen, Harden u. a. Die zweifache Eintheilung der fränkischen Monarchie, des Landes in Gaue und der Gaue in Hundertschaften, war der Urzeit fremd, sie kannte nur die einfache Gliederung des Staates. Das Verhältniß dieser beiden Versammlungen zu einander bildet die wichtigste Thatsache in der Verfassung des altdeutschen Staates. Der Kreis der Geschäfte, welche vor diese beiden Versammlungen kamen, war in zwei Punkten gleich.

Beide Versammlungen entschieden Rechtsstreitigkeiten, und beide verfügten über ihre Mark, d. h. über ihren Acker, ihr Wiesen- und Waldland.

Das Gebiet war verschieden, aus dem die Geschäfte an sie kamen, auch die Größe und die Zahl jeder besonderen Gruppe von Geschäften; aber beide Versammlungen fungirten sowohl als Gerichtsversammlung wie als Markversammlung oder Märkerding.

Der Landsgemeinde erwuchsen aus ihrer Mark freilich nur selten Geschäfte. Denn die Mark des Staates bestand lediglich aus den oft sehr ausgedehnten Grenzstrichen, welche als Schutzwehr gegen plötzlichen Angriff der Nachbarn wüst gelassen wurden, oder in eroberten, aber nicht besiedelten Gebieten. Die ganze Verwaltung bestand hier in dem Verbot der Besiedelung oder in der gelegentlichen Gestattung.

Die Markgeschäfte der Gaue oder der Hundertschaften waren bedeutender. Zu Cäsars Zeit bildeten sie die Markgenossenschaften für alles besiedelte Land. Wald, Wiese und Acker waren im Gesammtbesitz der Hundertschaft und wurden von ihr oder ihren Vorstehern Jahr um Jahr zur Nutzung ausgetheilt. Zu Tacitus' Zeit war der Acker den Dorfgemeinden zugetheilt, und mit den aus seiner Nutzung erwachsenden Geschäften hatte die Hundertschaft nichts mehr zu thun; aber ein Theil der Wald- und Weideflächen blieb auch da noch im Gesammtbesitz und also auch in der Verwaltung der Hundert.

Grundsätzlich verschieden waren dagegen die Befugnisse der beiden Versammlungen in einem dritten Punkte.

Einzig die Landsgemeinde hatte über Krieg und Frieden zu bestimmen; sie allein ertheilte das Bürgerrecht an Unfreie; in ihr wurden die Knaben mündig gesprochen, in ihr endlich auch die Richter gewählt, welche den einzelnen Hundertschaften vorstanden. Namentlich diese letzte Thatsache macht das Verhältniß klar. Die Hundertschaft hatte keine politischen Befugnisse. Die Hundertschaft war nicht ein Staat im Staate, sondern eine Abtheilung des Staates.

Die Landsgemeinde war eine Gemeinde höherer Ordnung als die Hundertschaft, nicht bloß größeren Umfangs. Die Theilgemeinden waren ihr unterworfen. Will man die beiden Versammlungen nach dem bedeutsamsten Theile ihrer Geschäfte bezeichnen, so war die Hundertschaft Gerichtsversammlung, die Landsgemeinde Regierungsversammlung.

Diese innere Gliederung ist das charakteristische Merkmal des normalen Staates der taciteischen Zeit. Und in ihr offenbart sich schon in dieser Urzeit der Keim jener großartigen staatbildenden Kraft, welche die Germanen in der Gründung der Staaten auf römischem Boden bewährten. Zeigen sich sonst vielfach ungeordnete, staatlose Verhältnisse, scheint es oft, als ob lediglich die Bande der Familie oder des Gefolges die Menschen zusammenhielten: hier ist fester Boden, hier ist staatliche Ordnung im vollen Sinne des Wortes.

Auch die Organisation der beiden Gemeinden war verschieden. Die Hundertschaft mußte einen Richter an ihrer Spitze haben; der Staat hatte dagegen vielfach kein Oberhaupt. Und wenn sich die Landsgemeinde einen Fürsten erkor, so führte dieser nur ausnahmsweise den gleichen Titel wie der Richter der Hundertschaft; meist hatte er die Titel „König" oder „Herzog", die beide der Richter der Hundertschaft nicht führen konnte.

Noch wesentlicher ist folgender Unterschied.

Der Landsgemeinde stand eine „Versammlung der Großen" zur Seite, der Hundertschaft nicht.

Alle Angelegenheiten, welche vor die Landsgemeinde kamen, wurden vorher von dieser Versammlung der Großen berathen, der principes, optimates, oder wie die Römer sonst noch sagten. Ueber ihre Zusammensetzung ist ein heftiger Streit geführt. Die einen sehen darin eine Versammlung des Adels, die anderen eine Versammlung der Richter, bei denen sich dann der neue Streit erhebt, ob sie nur aus dem Adel genommen werden konnten. Die Frage läßt sich aber nicht allgemein entscheiden, weil die Stellung des Adels bei den verschiedenen Stämmen sehr verschieden war.

Als Civilis seinen Aufstand gegen die Römer plante, da berief er die „Vornehmen des Volkes und die Tüchtigsten aus den Gemeinfreien," primores gentis et promptissimos vulgi, zur Berathung. So wird es auch meist bei den regelmäßigen „Rathsversammlungen" oder „Conventen der Angesehenen" gewesen sein, und je nach der Stellung und Zahl des Adels wird den Gemeinfreien der Zutritt leicht oder schwer gewesen sein.

Es war nicht fest bestimmt, wer ein Anrecht darauf hatte, theilzunehmen. Hoher Adel ersetzte den Mangel persönlicher Gaben, und Tapferkeit, Ruhm, Erfahrung, Alter gaben auch dem Gemeinfreien einen Platz und Einfluß in diesem Kreise. War es doch ähnlich noch im Mittelalter mit den Versammlungen der Großen, der Notabeln; nur daß hier gewisse Kreise völlig ausgeschlossen waren.

„Ueber ein Jahrtausend politischen Lebens der Deutschen hat sich die Sitte behauptet, daß einzelne Männer im Namen des Volkes handelten, ohne von ihm ermächtigt zu sein. Die Uebernahme der gesellschaftlichen Funktion war an keine bestimmten Voraussetzungen geknüpft. Es waren die Adligsten und die Reichsten, die Tapfersten und Weisesten, welche Anordnungen trafen, Streitigkeiten schlichteten, mit dem Auslande unterhandelten und für Alle Verträge schlossen ..... Diese Männer waren die Führer, nicht die Herrscher des Volkes; die Führung war staatlich in ihrem Zweck, gesellschaftlich in ihren Mitteln" [1]).

---

[1]) Diese Charakteristik ist eine der glänzenden Stellen, welche das Buch von W. Sickel, Geschichte der deutschen Staatsverfassung bis zur Begründung des constitutionellen Staates, Halle 1879, auszeichnen, das ich erst während des Druckes benutzen konnte. Jenen Satz, Sickel S. 100, habe ich als eine willkommene Bestätigung hier eingeschoben; aber im Ganzen kann ich seiner Darstellung vom Rathe der Großen nicht beitreten: einmal weil sich ihm die Notabelnversammlung im Fortgang der Untersuchung in ein „Kollegium der Beamten" verwandelt, „welche es unternahmen, ihre Versammlung selbständig und selbstberechtigt neben die Versammlung der Bürgerschaft zu stellen." Bei diesen Beamten wird noch dazu verschiedene Art der Bestallung und verschiedener Umfang der Competenz unterschieden. Von so ausgebildeten Beamtenverhältnissen und solchen Verfassungskämpfen wissen die Quellen nichts, lassen auch nichts vermuthen. Andererseits leugnet Sickel geradezu, daß ein Rath der Großen bestand. Thatsächlich kamen die Großen wohl zusammen und „politisirten", und was sie da beredeten, das hatte Bedeutung, weil die Leute Bedeutung hatten. Aber man dürfe sich diese Vereinigung nicht als eine „verfassungsmäßig geordnete oder garantirte Institution" vorstellen, S. 115, Note. Da nun schriftliche Garantien selbstverständlich ausgeschlossen sind, so kann unter der hier erwähnten

Die Bedeutung dieses Rathes der Angesehenen, „der Führer" des Volkes war sehr groß.

Als Cäsar den Tencterern und Usipetern Land im Gebiete der Ubier versprach, antworteten diese, sie würden jene Anweisung für zuverlässig halten, wenn die Häuptlinge und der Senat der Ubier (principes ac senatus) ihnen die eidliche Zusicherung gäben. Um ihre Angriffe auf das römische Gebiet zu entschuldigen, versicherten die Quaden dem Kaiser Valentinian, die Angriffe seien nicht auf Beschluß der Großen gemacht [1]).

Der Gepidenkönig Thorisind ward durch die Großen an der Auslieferung eines Flüchtlings gehindert.

Im Beowulfliede wird „Wille der Edelinge" mit Volkswillen gleichwerthig gebraucht.

In allen diesen aus den verschiedensten Abschnitten der großen Periode und aus verschiedenen Völkern gewählten Beispielen besaß die Versammlung der Großen thatsächlich die Entscheidung, und zwar in wichtigen Dingen. Forderte auch das Recht, daß erst die Entscheidung der Landsgemeinde eingeholt werde, so bestand über den

---

Garantie nur die Garantie des Herkommens verstanden werden. Der Sinn ist also, daß der Rath der Großen auch nicht eine durch das Herkommen geschützte und geregelte Stellung im Staate hatte. Das ist gegen alle Zeugnisse. Es giebt wenige Thatsachen in der germanischen Verfassung, die so gut bezeugt sind wie der Rath der Großen. Es steht diese Meinung aber auch im Widerspruch mit seiner eigenen Darstellung. Er nennt diese Verbindung eine collegialische Verwaltungsbehörde, eine gewohnheitsrechtliche Einrichtung, versucht eine Geschichte ihres Einflusses auf die Verfassung, zu der freilich Material nicht beigebracht werden konnte. Es ist derselbe Widerspruch, der leider das ganze, sonst durch Gelehrsamkeit und geistvolle Behandlung hervorragende Buch entstellt. Nach dem ersten und dritten Capitel hatte der altgermanische Staat bis auf Chlodowech nicht einmal die Anfänge einer Verfassung, er hatte kein bindendes, regelndes Herkommen; das Staatsleben bestand in einer Reihe nur „psychologisch", nicht rechtlich miteinander zusammenhängender politischer Acte. Jede neue Versammlung des Volkes war genau genommen ein neuer, „isolirt" stehender Versuch einer Staatsgründung. Trotzdem untersucht er in den folgenden Capiteln „die Bürgerschaft", „die Volksherrschaft", „das Königthum", „den Staatsdienst", „die Polizei", „das Finanzwesen", „die Gerichtshoheit", „die Gerichtsbezirke" und kommt dabei auf sehr zugespitzte Unterscheidungen, entwickelt sogar eine förmliche Geschichte vom Steigen und Sinken der Rechte der Priester in diesem Staate. Diese Verwirrung entspringt aus der beständigen Vermengung seiner Reflexionen über den Ursprung der Institutionen mit der Schilderung der Zustände in dem altdeutschen Staate.

[1]) Ammian 30, 5: ex communi mente procerum gentis.

Ausfall derselben doch kein Zweifel, wenn die Großen einig waren. Minder wichtige Sachen wurden regelmäßig von den Großen gleich ganz erledigt.

Scharfsinnige Interpreten haben aus einem Ausdruck des Tacitus erschlossen, daß in der Volksversammlung immer nur ein Redner sprechen durfte. Er empfahl den Antrag der Großen, und die Landesgemeinde hatte ihn durch Geschrei und Zusammenschlagen der Waffen anzunehmen oder durch Murren zu verwerfen. Wie in der spartanischen Volksversammlung gab es keine Debatte, keine Möglichkeit, einen neuen Antrag zu stellen: die Dingmänner hatten nur das Recht, anzunehmen oder zu verwerfen.

Aber in Wirklichkeit sagt Tacitus hierüber nichts, und was wir sonst von solchen Versammlungen hören, spricht gegen solche spartanische Ordnung. Es schwieg der Mann nicht, der etwas Wichtiges zu sagen hatte und in voller Ehre stand[1]).

So war es auch in den kleinen Bauernrepubliken des Mittelalters, in denen der Staat der Urzeit nachlebte.

Bei den Friesen bestand im Mittelalter der Rath aus den Vorstehern und Geistlichen, bei den Ditmarschen seit 1447 aus 48 auf Lebenszeit gewählten Männern, welche Regenten hießen, aber in allen wichtigen Dingen an die Beschlüsse der Gemeinde gebunden waren, welche in Heide zusammentrat. Das Volk schlug den Ring, in dessen Mitte außer jenen 48 noch alle Vorsteher der Einzelgemeinden, „die Vögte, Schlüter, und Schwaren", im Ganzen etwa 500 Personen standen. Hier wurden die Vorschläge der 48 mit Rede und Gegenrede verhandelt, nur daß von dem Umstande selten jemand das Wort nahm. Aber von den „Großen" sprach, wer zu reden hatte und zu reden wußte, und „in diesen öffentlichen Zusammenkünften entwickelte sich die Redegabe der alten Ditmarschen auf eine so ausgezeichnete Weise, daß der Ruhm ihrer Volksredner sogar im Auslande bekannt wurde." In ähnlicher Weise tagten die Völker im skandinavischen Norden, und ähnlich ist auch die Landsgemeinde des taciteischen Staates zusammengetreten. Wenn der Rath der Großen damals anders zusammengesetzt war, so hatte er doch eine ähnliche Stellung.

Der Einfluß desselben steigerte sich naturgemäß, je ausgedehnter

---

[1]) Es gab sogar ein eigenes Wort für „reden im Volke", bei den Angelsachsen thingian.

das Gebiet war, und je unvollständiger und seltener deshalb die Landsgemeinde zusammenkam.

In den kleinen Staaten versammelte sich die Landsgemeinde alle vierzehn Tage oder alle Monate — bei Neumond oder Vollmond — bei anderen nur einmal oder zweimal im Jahre. In den germano-romanischen Staaten traten die Versammlungen der Großen allmählich ganz an die Stelle der Landesversammlung.

Meist hatte ein Theil des Volkes zum Orte der Landsgemeinde viele Meilen zu gehen, so daß man mehrere Tage warten mußte, bis Alle zusammen waren oder doch ein genügender Theil. Schon bei einer Ausdehnung des Staates von 200 Quadrat-Meilen war die Landsgemeinde nur schwer zusammenzubringen.

Größere Völkerschaften zerfielen deshalb gern in Theilstaaten, wie das Schwedenland in drei Volkländer, deren jedes dann wieder in mehrere Gerichtsgemeinden zerfiel.

„Sobald es der Menge gefiel, nahm sie in vollen Waffen ihren Platz ein“, sagt Tacitus. Sobald die Versammelten wollten, waren sie nicht länger ein Volkshaufen, sondern die das ganze Volk vertretende Volksversammlung. In Zeiten der Noth haben oft kleine Bruchtheile des Volkes für Alle beschlossen.

Unter den Kämpfen der rivalisirenden Großen und dem Einfluß der Wanderung ist diese Unterordnung der Hundertschaften unter die Landsgemeinde, wie sie die Regel des von Tacitus geschilderten Staates bildete, vielfach gelockert. Nicht selten kam es so weit, daß die Hundertschaften Geschäfte erledigten, die der Landsgemeinde zustanden, und wie selbständige Staaten handelten.

Oft kann man zweifeln, ob ein Volk noch als ein Staat anzusehen ist oder in mehrere Staaten zerfiel. Doch entspringt dieser Zweifel nur aus der mangelhaften Ueberlieferung: es gab ein unzweideutiges Merkmal. Dies Merkmal bildete die Landsgemeinde.

Standen auch mehrere Häuptlinge oder Könige an der Spitze eines Volkes und gingen sie in einzelnen Fällen auch sehr selbständige Wege: solange das Volk noch von Zeit zu Zeit in einer einzigen Landsgemeinde zusammentrat, so lange bildete es auch einen einzigen Staat.

Sechstes Capitel.

Königthum. Gesammtstaaten und Theilstaaten.

Nächst der Gliederung des Staates in Abtheilungen kam es für die Ausbildung der staatlichen Ordnung vor Allem darauf an, ob ein König an der Spitze stand oder nicht. Das Königthum war nicht eine Eigenthümlichkeit einiger Stämme, bei allen Stämmen und in allen Abschnitten der Urzeit findet sich der Wechsel von Königen und königloser Regierung. Auch ist nicht auszumachen, welche von diesen beiden Staatsformen die ursprüngliche war. Endlich findet sich das Königthum sowohl bei den kleinen wie bei den großen, bei den locker gefügten und bei den fester geschlossenen Staaten.

Der König war der persönliche Träger der Staatsgewalt; aber in allen wichtigen Dingen war er an den Rath der Angesehenen gebunden oder an den Beschluß des Volkes.

Oft heißt es deshalb: der König führt Krieg, hält Frieden, der König schickt Truppen; aber eben so oft: das Volk der Gothen hat Truppen versprochen, die Franken ergeben sich.

Ammian sagt einmal, die Linzgauer führen den Krieg auf Anstiften ihres Königs.

Und so blieb es auch noch nach der ungemeinen Steigerung der königlichen Gewalt durch die Gründung der Staaten auf römischem Boden. Bei Jordanis sendet der Kaiser Valentinian (451) seine Gesandten „an die Westgothen und ihren König, ad Vesegothos eorumque regem“. Bei Fredegar nimmt der Gesandte eine Buße in Empfang „für den König Chlodowech und die Franken“ regi Chlodoweo et Francis. Justinian sandte Briefe an „den König und an die Optimaten der Gothen“.

Diese Vorstellung wurzelte so fest bei den Germanen, daß sie dieselbe auch auf den römischen Kaiser übertrugen. So forderten die Gepiden, daß zwölf römische Senatoren den Vertrag beschwören sollten, und Theodorich ließ sich von Kaiser und Senat einen Eid leisten.

Der König war der Vertreter seines Volkes der Gottheit gegenüber und als solcher der oberste Priester; er war ferner der oberste Richter in seinem Volke, d. h. der Vorsitzende der Landsgemeinde, die auch Gericht war, und drittens war er der Anführer im Kriege. Als solcher glich er dem Herzog, und Viele hat es deshalb bedünken wollen, als sei der König aus dem Herzog entstanden, als sei der König ein Herzog, der seine Stellung auch im Frieden bewahrte. Der Vergleich lag um so näher, als beide Führer durch die Erhebung auf den Schild erwählt wurden. Allein der Inhalt der mit jener Wahl übertragenen Gewalt war ein verschiedener.

Der Herzog ward von den am Kriegszuge betheiligten Staaten, oder von dem im Frieden ohne Fürst lebenden Volke, oder endlich von der aus mannigfaltigen Bestandtheilen zusammengesetzten Raubschaar für die Dauer des Zuges zum Führer gewählt und hatte die Gewalt über Leben und Tod. Der König aber war das Haupt eines dauernden Staates und hatte die Gewalt über Leben und Tod nicht, oder nur dann, wenn er auf Beschluß des Volkes mit seinem Volke in den Krieg zog, wenn er also gewissermaßen zum Herzog wurde. Der Herzog hatte eine einzelne, der König eine allgemeine Aufgabe.

Seinem Wesen nach war der König vorwiegend der Repräsentant des Friedens, der Herzog ausschließlich der Repräsentant des Krieges. Auch damals galt den Germanen trotz ihrer Kriegslust der Friede als die Aufgabe und der regelmäßige Zustand des Staates, der Krieg als die Ausnahme, und der König war das ordentliche, der Herzog das außerordentliche Haupt des Volkes. Die Sage wie die Geschichte erzählen von großen Königen, deren Ruhm alle anderen überragte, und die doch ruhig in ihrem Palaste saßen und andere Helden für sich kämpfen ließen. Nicht daß sie feig gewesen wären, das durften sie nicht sein; aber es lag nicht in dem Wesen des Königs, alle Schlachten selbst zu schlagen. Das war seine Ehre, daß die größten und mächtigsten Recken seines Dienstes gewärtig waren. Bei der Wahl des Herzogs sah man ausschließlich auf seine Tapferkeit, bei der Wahl des Königs hielt man sich an die adeligste Familie, an das „königliche Geschlecht". Auch ist in keinem der zahlreichen Fälle, in denen wir ein Volk aus königlosem Staat zum Königthum

übergehen sehen, das Königthum aus dem Herzogthum erwachsen oder gar, wie das doch die eigentliche Meinung ist, stillschweigend erwachsen durch das Festwerden der nur für einen bestimmten Krieg verliehenen Gewalt. Immer erwuchs es aus einem besonderen, mit Nachdruck auftretenden Wunsche des Volkes und durch einen feierlichen Act.

Auch das kam vor, daß ein zeitweise königloses Volk plötzlich mehrere Könige über sich erhob und sich so in eine Reihe von Theilstaaten schied.

Völker, die keine Schrift kennen und kein geschriebenes Recht, pflegen umsomehr die formale Seite des Rechts. Die Beobachtung der Form begründet ihnen das Recht. Kein Act gewinnt öffentliche Anerkennung, wenn er nicht in der rechten Form vollzogen wird. Diese Regel gilt von allen Völkern auf dieser Culturstufe [1]) und galt auch bei den Germanen. Leider kennen wir von den Formen, die bei der Wahl des Königs beobachtet werden mußten, nur sehr wenig [2]).

---

[1]) Vergleiche die Ausführung von Brunner Zeugen- und Inquisitionsbeweis. Wien 1866, S. 5. (Besonders abgedruckt aus den Sitzungsberichten der Academie der Wissenschaften 1865, S. 343 ff.)

[2]) Namentlich läßt sich nicht untersuchen, ob und in welchen Punkten die Form der Königswahl verschieden war von der Form der Herzogswahl.

Man hat in neuerer Zeit vielfach Werth darauf gelegt, das sittliche Verhältniß des germanischen Staatsverbandes begrifflich zu bestimmen, und hat dann wohl gefunden, daß es als Treue zu charakterisiren sei im Gegensatz zu dem Gehorsam, den der moderne Staat von seinen Unterthanen fordert. Aber diese Versuche haben nur Werth, wenn sie mit vorsichtiger Beschränkung angestellt werden. Sie lassen auf eine Reihe von Erscheinungen ein scharfes Licht fallen — und es ist sehr nützlich, sie vorübergehend, zum Zweck der Untersuchung, der Charakterisirung so zu beleuchten. Wollte man die ganze Verfassung dauernd so betrachten, so würde ein falsches Bild entstehen, oder vielmehr es würde ein Spiel mit Worten werden. Aber auch ein sachlicher Irrthum ist dabei zu vermeiden. Man faßt diesen Gegensatz von Gehorsam und Treue meist so, daß Gehorsam die schwerere Pflicht auflege, Treue die leichtere, daß Gehorsam unbedingte, Treue nur bedingte Pflichterfüllung fordere. Dies ist nicht der Fall. Die Treue schließt den Gehorsam ein. Der eine soll thun, was dem andern frommt, also vor allem dasjenige, was der andere von ihm zur Durchführung seiner Pläne fordert. Nur in dem Falle soll er es nicht thun, wenn er überzeugt ist, daß der Auftrag dem andern nicht nützen, sondern ihm zum Verderben gereichen werde. In dem Verhältniß des Unterthanen zum Könige kann dies aber nur ganz ausnahmsweise vorkommen, und nicht darin ist der Unterschied zu suchen, wenn man Treue im Gegensatz zu Gehorsam als die Grundlage des germanischen Unterthanenverbandes bezeichnet. Der Unterschied liegt vielmehr in der Stellung der Personen zu einander. Die Treue ist ein Verhältniß unter Gleichen,

Zunächst wurde der Erlesene von einem hervorragenden Manne in der Versammlung proclamirt und dem Volke in feierlicher Weise gezeigt. Bei den meisten Stämmen ward er zu diesem Zweck auf den Schild gehoben und dreimal im Kreise herumgetragen; bei anderen trat er auf einen bestimmten Stein in der Mitte der Dingstatt. Gefiel er den Männern, so sprangen sie jauchzend in die Höhe, schlugen dabei die Waffen zusammen und riefen ihm Heil zu. Das war ihre Abstimmung. Es wurde nicht gezählt, und es gab keine Bestimmung über die erforderliche Größe der Majorität. Die Minorität fügte sich oder widersetzte sich oder löste sich ab von dem Staate.

Dann folgte die Uebertragung der Gewalt durch die Ueberreichung einer Lanze [1]). Wie alle Gewalt mit dem Symbol der

---

Gehorsam unter Ungleichen. Auch der Diener erhebt sich innerlich aus der Stellung des Gehorchenden, wenn er seinem Herrn echte Treue schenkt, und selbst dem Hunde geben wir eine nähere Stellung zu uns, sobald er jenen ethischen Zug entwickelt. Treue ist freiwilliger Dienst, ist Dienst aus Liebe.

Nun blieb der Germane der Kamerad seines Königs, der dem Wesen nach gleichstehende Genosse, nur daß der andere höher geehrt war, wie das unter allen Genossen begegnet. In diesem Sinne ist es deshalb berechtigt, den germanischen Unterthanenverband als ein Treuverhältniß zu charakterisiren und zugleich als ein solches, das dem Könige nur bedingten Gehorsam verschaffte.

Denn es ist nicht möglich, daß zahlreiche Männer auf die Dauer ihre Meinung und ihr Behagen dem Willen eines anderen unterordnen, dem sie sich gleich dünken. Diese Auffassung ihres Verhältnisses zum König mußte den Zwang bedenklich schwächen, der den Mann zur Erfüllung des vom Könige Geforderten anhielt.

Neben anderen Ursachen wirkte sie mit an der Lockerung des Staatsverbandes. Allein man muß sich hüten, diesen Begriff in die Mitte der Untersuchung zu stellen. Es beruht mehr auf einem allgemeinen Eindruck, wenn wir das Verhältniß von König und Unterthan so charakterisiren. Thatsächlich gestaltete sich das Verhältniß in dem einen Falle ganz anders als in dem anderen, und die übrigen Verhältnisse — dauernde Herrschaft eines Geschlechts, feste Sitze, Unterordnung der Gaugemeinden unter die Landsgemeinde u. s. w. — hatten regelmäßig einen viel bedeutenderen Einfluß auf die Stellung des Königs und das Maß des Gehorsams, welches er fand, als diese Anschauung, daß man nur Treue schulde.

[1]) Als die Langobarden den König Hildebrand wählten, gaben sie ihm sicut moris est die Lanze (contum) in die Hand. Paulus Diaconus 6, 55.

Dieser Act wird regelmäßig unmittelbar auf die Proclamation gefolgt sein. Es war offenbar eine Ausnahme, daß die Quaden einen König wählten und dann mit dem Act der Verleihung der Gewalt warteten, bis sie in Rom an-

10*

Waffe vergeben ward, so auch die höchste. Den Schlußact bildete der Treueid.

Solche Eidesleistung kennen wir erst aus der folgenden Periode; aber es ist anzunehmen, daß sie auch in der Urzeit nicht fehlte. Der Eid beherrschte das Rechtsleben der Germanen, begleitete alle wichtigen Acte; es wäre auffallend, wenn er hier gefehlt hätte. Vor jeder Schlacht leisteten die Kampfgenossen einander den Eid, daß sie treu zusammenstehen wollten [1]; und ebenso schwuren die Staatsgenossen ihrem Könige und er ihnen. Der Inhalt des Eides war regelmäßig ganz allgemein. Es war ein Gelöbniß der Treue. Das Volk schwur dem Könige, ihm anzuhangen und zu folgen, wie ein Volk seinem König folgen soll, und der König gelobte, dem Volke ein rechter König zu sein.

Der König hatte den Frieden im Lande zu wahren, oder besser, der Friede im Lande war die Ehre des Königs. Wer den Frieden störte, Streit begann und Gewaltthat übte, der verletzte die Ehre des Königs und hatte ihm ein Friedensgeld zu zahlen. Ebenso mußte auch dem Hausherrn ein Friedensgeld gezahlt werden, wenn jemand auf seiner Flur mit Worten beleidigt oder mit Waffen verletzt wurde. „Wer die Waffen zieht, wo Männer trinken," heißt es in den Gesetzen von Kent, „ohne aber wirklich zu verletzen, der gelte einen Schilling dem, welchem die Flur gehört, und zwölf Schillinge dem Könige."

Der König war der Landesherr und Landesvater, wie der Bauer in seinem Hause der Hausherr und der Hausvater. Auch der Hausvater war Priester, Richter und Anführer der Seinigen, und im Norden hieß er wie der König „Drotten". Und umgekehrt hatte der König für alle, die ohne den Schutz eines Vaters oder sonstigen Hausherrn waren, namentlich für die Fremden und für verwandtenlose Wittwen und Waisen, die Pflichten des Hausvaters zu erfüllen.

Allein jeder Vergleich hinkt, und auch bei diesem ist gleich eine starke Einschränkung nöthig.

Nicht das Maß der Gewalt, die dem Könige im Lande zustand, ist zu vergleichen mit der Gewalt, die dem Hausherrn zustand in

---

gefragt hatten, ob dieser Mann dem Kaiser auch genehm sei. Scriptores historiae Augustae. Jul. Capitolinus, vita M. Antonii, cap. 14. Quadi amisso rege suo non prius se c o n f i r m a t u r o s e u m qui erat c r e a t u s dicebant quam id nostris placuisset imperatoribus.

[1]) Ammianus Marcellinus Rerum gestarum l. 31, 7 in der Schilderung der Schlacht ad Salices: barbari, postquam inter eos ex more juratum est.

seinem Hause. Der König hatte nicht entfernt so starke Gewalt über die Männer des Volkes, wie der Hausherr über sein Weib, seine Töchter, seine unmündigen Söhne, seine Knechte und Mägde. Nur der Kreis der Pflichten und Ehren ist zu vergleichen.

Der König war der einzige Beamte oder Vertreter des Staates: er hatte alle seine Pflichten selbst zu erfüllen oder durch seine Freunde oder Diener erfüllen zu lassen.

Nur nach einer Seite hin war diese einfachste Form der Verfassung einer entwickelteren gewichen: als religiöses Oberhaupt seines Volkes hatte der König einen Würdenträger zur Seite. Das war der Priester des Staates.

Es ist natürlich, daß diese Fortbildung sich zuerst auf dem religiösen Gebiete vollzog. Denn die Religion war neben der Poesie das einzige Gebiet, auf dem das geistige Leben des Volkes bereits einen höheren Schwung und eine tiefere Ausbildung gewonnen hatte.

Der Priester war der Kundige, der die Runen zu deuten wußte, die Formeln bewahrte und die heiligen Gebräuche. Er brachte das Opfer, er sprach die Gebetsformel, welche die Volksversammlung eröffnete, er vollzog im Heere die Strafe an dem, welchen ihm der König bezeichnet hatte. Der Priester war der hochgeehrte Diener der Gottheit, dessen Vermittelung bei vielen und wichtigen Geschäften nicht zu entbehren war — aber es gab keine Priesterherrschaft in Deutschland. Nicht einmal in den religiösen Kämpfen hatten sie das entscheidende Wort. Als das Christenthum eindrang, haben sich viele Fürsten und Könige dem widersetzt; aber Priester werden dabei selten erwähnt.

Jedoch war der Priester nicht der Beamte des Königs, er stand neben ihm; er dankte seine Stellung nicht ihm, sondern entweder der Geburt oder der Wahl der Gemeinde, ganz wie der König selbst.

Der König wurde gewählt; aber trotzdem war die Würde in gewisser Weise erblich. Wenn das Volk einen König wählte, so wählte es den Sohn des letzten Königs, oder wenn es lange Zeit ohne König gelebt hatte, und eine direkte Erbfolge nicht möglich war, so wählte es doch ein Glied der königlichen Familie, denn daran pflegte es auch den Völkerschaften nicht zu fehlen, die lange Zeit hindurch ohne König gelebt hatten. Es war die adeligste unter den adeligen Familien, diejenige, aus welcher früher Könige gewählt waren, oder, wenn es mehrere solche Familien gab, diejenige, aus der die zur Zeit berühmtesten Könige hervorgegangen waren.

Hinterließ ein König mehrere Söhne, so regierten sie bisweilen zusammen oder theilten das Land und zwar oft so, daß einer als Oberkönig, als Haupt des ganzen Volkes galt.

Solche Vorgänge erwecken den Schein, als hätten die Könige ihr Land besessen wie heute ein Bauer seinen Hof; allein ob ein König ernannt werden sollte, ob und wie das Volk und Land getheilt werden sollte, das hing von dem Willen des Volkes ab.

Die Söhne und Verwandten des Königs führten Titel, welche ihre Zugehörigkeit zum königlichen Hause bezeichneten, lateinisch regales; denn groß war die Ehre des Königs und seines Geschlechts. Auf die Götter führte man seinen Ursprung zurück. Davon sangen die Lieder, in denen das Volk die Erinnerung der Vorzeit bewahrte, und die Sänger, die in der großen Halle unter den trinkenden Männern den Ruhm ihres Herrn priesen. — Noch mehrere Jahrhunderte nach der Bekehrung zum Christenthum erhielt sich diese Anschauung: der gläubige König Alfred nannte sich einen Wodansenkel.

Schwer entschloß sich das Volk, einen König aus einem anderen Geschlechte zu wählen, und zu Gemeinfreien hat man nur in ganz vereinzelten Fällen seine Zuflucht genommen. — Allein alles dies konnte nicht hindern, daß der König nur geringe Gewalt über das Volk hatte. Das erfuhr selbst noch Chlodowech. Er wollte einen Kelch aus der gemeinsamen Beute vorwegnehmen und der beraubten Kirche zurückgeben — aber einer von den gemeinfreien Franken wollte es nicht dulden und zerdrückte den Becher vor den Augen des Königs. Chlodowech mußte es hinnehmen und rächte sich dafür bei günstiger Gelegenheit, indem er den Mann mit der Axt niederschlug.

Chlodowech übte hier kein Richteramt, es war eine Gewaltthat. Er mußte gewärtig sein, daß er von den Verwandten des Mannes wieder ermordet wurde, sei es sofort oder später. Ein Rechtsmittel stand ihm nicht zu gegen den Mann; denn der Mann hatte kein Gesetz verletzt, er hatte nur sein Recht gebraucht, aber in einer Weise, die den König als Person beleidigte.

Die Burgunden setzten ihren König ab, sobald unter seiner Regierung schweres Unglück über das Volk kam, und ebenso sind andere Stämme mit ihren Königen oftmals sehr gewaltsam umgegangen.

Dem entspricht auch die allgemeine Charakteristik, welche die Römer von diesem Königthum entworfen haben. Bei Cäsar sagt der Eburonenkönig, seine Macht sei der Art, daß das Volk nicht weniger Gewalt über ihn habe (non minus juris) als er über das Volk.

Tacitus sagt ebenso, es sei eine Gewalt, die abhängig sei von dem guten Willen der Unterthanen.

Und von den Völkerschaften der Schweden meldet Adam von Bremen im elften Jahrhundert: „Sie haben Könige aus altem Geschlecht; aber deren Macht hängt ab von dem Willen des Volkes.“ König Erich der Siegreiche, der um 990 über Dänemark und Schweden gebot, einer der mächtigsten aller heidnischen Könige, sagte von einem Bauern seines Reiches: Er ist in manchen Stücken mächtiger, als ich bin, und unlängst, als wir miteinander wetteiferten, hatte er mehr zu sagen als ich.“

Recht lebendig erläutern sich alle diese Charakteristiken durch eine Erzählung von Erichs Sohne Olaf, den man den Schoßkönig nennt, weil er bereits die Huldigung empfing, als er noch auf dem Schoße saß.

Er hatte Streit mit Olaf Haralds Sohne von Norwegen, und es kamen Gesandte zu ihm, um die Forderungen ihres Königs friedlich durchzusetzen, die auch vielen Schweden billig zu sein schienen. Das Volk der Schweden war zur großen Landsgemeinde versammelt, dem Allsheriarding; die Gesandten hatten ihre Sache vorgetragen, und manche Stimmen wurden laut, die zum Frieden riethen. Aber der König Olaf wies sie heftig zurück. Da erhob sich Thorgny, der Lagmann oder Gesetzsprecher von Tiundaland, einem der drei Theilstaaten von Schweden. Er war ein alter Mann, aber nicht gebrochen vom Alter, sondern gewaltig anzuschauen. Sein Bart war so lang, daß er ihm auf den Knieen lag, wenn er saß. Als er sich erhob, standen alle Bauern auf oder drängten sich herbei, und es war ein großes Waffengeräusch und Getöse durch die Menge des Volkes. Nachdem Thorgny die Thatkraft und das Wohlwollen der früheren Könige gerühmt, die sein Großvater, Vater und er selbst gekannt hatten, sagte er: „Doch dieser König, der jetzt da ist, will nicht, daß Einer wage, zu ihm zu reden, außer was ihm selbst wohlgefällig zu hören ist. Und wonach ihn gelüstet, das betreibt er mit aller Hitze. Seine Steuerländer aber läßt er durch Sorglosigkeit sich aus den Händen gehen, und dennoch will er Norwegen beherrschen, was kein Schwedenkönig vor ihm begehrte, daher Mancher in Unruhe leben muß. Deshalb wollen wir Bauern, daß du, König Olaf, mit Norwegens Könige Frieden schließest und ihm deine Tochter Ingegard zur Frau giebst. Willst du die Ostländer wiedergewinnen, die deine Verwandten und Voreltern gehabt haben, so folgen wir dir Alle.

Willst du aber unser Begehren nicht erfüllen, so werden wir dich überfallen und dich tödten und nicht länger Unfrieden und Unrecht dulden. Denn so haben es unsere Voreltern gemacht: sie stürzten fünf Könige in einen Brunnen bei Mulathing, die so von Hochmuth erfüllt waren, wie du gegen uns. Sprich nun rasch, welchen Theil du erwählst." Da ertönte im Umstand Waffengeräusch und große Bewegung. Der König stand zum Sprechen auf und sagte, daß er des Volkes Begehren erfüllen wolle: so hätten es alle Schwedenkönige gehalten, daß sie das Volk hätten entscheiden lassen, wo dasselbe es begehrte. Da legte sich der Lärm im Volke.

Im Großen und Ganzen lebten die Germanen in Staaten mit Königthum nicht minder frei, als in Staaten ohne Königthum.

Allein das Königthum war darum nicht etwas Gleichgültiges: es galt immer als ein wesentlicher Unterschied, ob ein König an der Spitze des Staates stand oder nicht.

Nach der Niederlage, welche sie durch die Langobarden erlitten, wagten die Heruler nicht mehr, einen eigenen König zu haben, „weil ihre Macht ihnen zu gering schien." Noch bezeichnender ist der Umstand, daß der Gothe Athanarich sich in einer Verhandlung mit den Römern den Namen König ausdrücklich verbat: er sei kein König, er sei ein Richter. Worin lag nun aber dieser Unterschied?

Tacitus sucht ihn in dem Grade der dem Volke zustehenden Freiheit. Der Name König sei dem Volke verhaßt — regis nomen invisum —; der Versuch, König zu werden, habe die Freiheitsliebe der Germanen beleidigt. Aber schon seine eigenen Erzählungen widerlegen diese Sätze, ebenso alle übrigen Quellen, vor allem die heidnische Sage, die für die Denkweise des Volkes wichtiger ist als die Nachrichten der Römer.

Tacitus trug die römische Anschauung, den zur fixen Idee gewordenen Königshaß des römischen Republikaners in die germanischen Verhältnisse hinein. Den Deutschen war der Name König nicht verhaßt, sondern eine Ehre und ein Stolz. Das Volk freute sich seines Königs und zitterte nicht vor ihm. Sobald er dazu Anlaß gab, so bald ward er todtgeschlagen oder vertrieben und ein anderer gewählt.

Von dem Volke ist das Amt des Königs nie gefürchtet; wohl aber war es den Großen lästig, vor allem den Häuptlingen der Hundertschaften, die in Staaten ohne Königthum sich wie kleine Könige fühlen konnten.

Der Unterschied war wesentlich der, daß der Staatsverband fester war, wenn ein König an der Spitze desselben stand.

Ein Volk, das keinen König hatte und seine Einheit nur in der, bei größeren Staaten meist in längeren Zwischenräumen stattfindenden Landesgemeinde oder Heerversammlung fand, wurde sich seiner Einheit nicht so bewußt, als wenn sie in des Königs Person verkörpert war und in seiner Familie, die alle überragte, in seinem Hause, das Allen, auch den Entferntesten, als die Wohnung des Rechts, das Asyl vor Gewalt galt.

Aus den mächtigen Familien und den hervorragenden Helden, die um den maßgebebenden Einfluß stritten und leicht verschiedene Theile des Volkes in getrennte Bahnen führten, war nun einer erhoben zum Haupt und Mittelpunkt. Der Streit zwischen den Mächtigen und ihren Sippen war beendet.

Es war das etwas sehr Bedeutendes, viel bedeutender als es uns heute erscheint. Heute begreift der Staat solche Massen und verfügt über solche Kräfte, daß der Einzelne mit seinen Freunden ihnen keinen nennenswerthen Widerstand zu leisten vermag. Aber noch 1464 fühlte sich das Land Schwyz fast hilflos, als ein Mord „zwo gross fründschaften und vernampte Geschlecht des Landes“ in Feindschaft setzte.

Die Festigkeit des Saatsverbandes beruhte freilich zunächst auf der Unterordnung der Hundertschaft unter die Landesgemeinde, und Staaten mit dieser taciteischen Normalverfassung waren auch ohne Königthum geschlossener als Staaten mit Königthum, wenn in ihnen die Hunderte mehr die Stellung von Theilstaaten einnahmen. Aber nächst jener inneren Fügung war das Königthum das wichtigste Band staatlicher Ordnung, und durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung wurde diese Bedeutung noch sehr wesentlich gesteigert. Denn mit dem Verlassen der Heimat und durch die lange Wanderung wurden die auf festen Grenzen, auf bestimmtem Dingfelde oder Malberge beruhenden Hundertschaften aufgelöst. Der Geschlechtsverband, der in der Heeresordnung maßgebend war, trat an ihre Stelle, und das Königthum blieb allein übrig als Träger einer höheren staatlichen Entwickelung.

In dieser Betrachtung ist dem Königthum stets nur der Staat gegenübergestellt, der gar kein Oberhaupt hatte, der keinen anderen Vorsteher kannte, als die Richterhäuptlinge der Hundertschaften. Aber

an einer Stelle, da, wo er von den Opfern spricht, erwähnt Tacitus einen Fürsten des Staates, der nicht den Titel König führte, sondern den Titel, den die Römer mit dem Worte princeps wiedergegeben haben, denselben also, den die Richter der Hundertschaften führten. Es ist dies in der ganzen, so mannigfaltigen Literatur die einzige unzweideutige Stelle, die einen solchen Fürsten des Staates erwähnt. Wo immer germanische Völker mit den Römern freundlich oder feindlich zusammentrafen, da standen sie unter einem Könige oder unter mehreren Häuptlingen.

Aber die Nachricht des Tacitus ist so bestimmt, daß es Staaten mit einem solchen Fürsten ohne den Titel König gegeben haben muß, und vielleicht bietet der Westgothe Athanarich ein Beispiel. Er führte nicht den Titel König, aber er war in der Stellung eines Königs, er führte den Titel, den die Richter der Hundertschaften führten und war doch offenbar nicht bloß Häuptling einer Hundertschaft, er bedeutete mehr. Allein er war doch auch nicht das Haupt aller Westgothen, und seine Stellung war nicht dauernd. Gleich darauf traten zwei andere Häuptlinge als Führer der Masse auf.

Ammian sagt einmal von einigen Quaden, sie ragten unter den Häuptlingen hervor; so ist auch Athanarichs Stellung zu denken. Die kleinen Verbände der Westgothen waren damals mehr Theilstaaten eines Stammes als Glieder eines Staates, und wie bei den Quaden werden kleinere oder größere Gruppen derselben vorübergehend in engerer Vereinigung gewesen sein. Athanarich erscheint als das Haupt eines solchen Staates im aufgelösten Staate der Westgothen und durch das so erlangte Uebergewicht konnte er zeitweise über alle Westgothen einen beherrschenden Einfluß ausüben, den Römern als „Haupt der Westgothen" erscheinen.

Derartige Bildungen waren nicht selten; selten dagegen wird der Mann, welchen eine ganze Völkerschaft an ihre Spitze stellte, des königlichen Namens entbehrt haben. Diese Stellung forderte diesen Namen. Wenn es aber je vorkam, so ließe es sich etwa so erklären.

Das Volk verlangte eine Einigung unter einem Haupte, die Häuptlinge widerstrebten und setzten wenigstens so viel durch, daß dem erkorenen Haupte nicht eine Ehre zu Theil ward, die auch seine Familie dauernd über sie erhob und es ihnen für immer unmöglich zu machen drohte, mit ihm und seiner Familie zu rivalisiren.

Denn, wie es auch immer mit diesem „Richter-Fürsten" bestellt gewesen sein mag, in den Befugnissen konnte er nicht wohl beschränkter

sein als der König, der alle Macht und allen Einfluß aus seiner Persönlichkeit, seinem Besitz und seinem Anhang nehmen mußte.

Der Richter-Fürst war nicht etwa der Präsident einer Republik im Gegensatz zu dem Monarchen.

Will man überhaupt den Gegensatz von Staat mit Königthum und Staat ohne Königthum durch moderne Begriffe verdeutlichen, so darf man nicht von Monarchie und Demokratie, sondern eher noch von Monarchie und Aristokratie sprechen. Indeß auch dieser Vergleich bliebe schief — demokratisch waren alle germanischen Staaten und alle auch aristokratisch.

Der Richter-Fürst konnte sich nur dadurch von dem König unterscheiden, daß seine Stellung nicht so glänzend und nicht so fest war. Er entbehrte der hohen Ehre des königlichen Namens und der Aussicht, daß sein Sohn dereinst einmal die gleiche Stellung gewinnen werde. Die Erhebung eines Richter-Fürsten war der erste Schritt zur Einführung des Königthums [1]): der Richter-Fürst hatte das Scepter erhalten; aber er stand noch auf den Vorstufen des Thrones, erhob sich noch nicht völlig über die Schaar der Häuptlinge.

Die Regel aber war, daß entweder ein König an der Spitze der Völkerschaft stand oder überhaupt kein Fürst.

Das Königthum, das den Staat fester zusammenschloß und den Mann über die Menge erhob, bot dem Ehrgeizigen die geeignete Form, um eine stärkere Gewalt zu gewinnen.

Es sind dazu auch einige Versuche gemacht, theils veranlaßt durch das Vorbild Roms und die Beziehungen zu Rom, theils ohne diese Anregung. Ein König, reich an Schätzen und stark durch ein großes Gefolge oder seine Verbindung mit Rom, setzte sich über das Herkommen hinweg, entzog seine Mannen dem Gericht, zwang die Freien zu unbekanntem Dienst, raubte ihnen das schnelle Roß, die kostbare Waffe, die schöne Sklavin. Auch von seinen Freigelassenen und Sklaven mußten die freien Leute Unbill erdulden. Ueber derartige Anfänge ist es aber nicht hinausgekommen, und kein germanisches Volk hat ein solches Regiment längere Zeit ertragen. Zwar erwähnt Tacitus bei den Gothen ein strafferes Königthum und bei den Suionen

[1]) Natürlich ist damit nicht gesagt, daß der königlose Staat regelmäßig diese Stufe durchlief. Wir kennen kein einziges Beispiel, und nur jene Angabe des Tacitus führt zu der Vermuthung, daß es vorgekommen sei.

oder Schweden ein förmliches Tyrannenregiment; aber abgesehen davon, daß Tacitus' Kunde über diese östlichen und skandinavischen Völker sehr unsicher ist, so finden wir später bei ihnen dieselben Grundlagen germanischer Freiheit wie bei den übrigen Germanen.

Die großartigste Erscheinung solcher Könige nach römischem Muster war Marbod; aber auch er hat die Grundlagen der germanischen Verfassung nicht berührt.

Erst die Veränderung der wirthschaftlichen Verhältnisse und der Aufgaben des Staates in den germano-romanischen Staaten brachte eine dauernde Steigerung der königlichen Macht. Erst in diesen Staaten ist auch ein Beamtenthum entwickelt; bis dahin war der König der einzige Beamte. Was er nicht selbst besorgen konnte, hatte er durch seine Gefolgsleute oder seine unfreien Knechte erledigen zu lassen. Die Richter der Hundertschaften waren nicht Organe des Königs, sondern unabhängig von ihm. Mit aller Schärfe tritt das hervor, als sich bei den Franken die ursprüngliche Verfassung umwandelte: da verdrängte der Beamte des Königs den alten Richter.

Des Königs Macht ruhte namentlich in den größeren Mitteln, die es ihm möglich machten, ein bedeutenderes Gefolge zu halten und im Nothfall Schaaren von Söldnern aus anderen Stämmen herbeizurufen.

Diese Mittel bestanden in den Acker- und Waldflächen, die ihm aus dem Staatsgebiet ausgeschieden waren, in dem Antheil an den Strafgeldern, in den freiwilligen Gaben vom Ertrage der Ernte, des Bienenkorbes, des Viehstandes, welche das Volk ihm jährlich darbrachte, und endlich in dem „Schatze", der vorzugsweise durch die Beute glücklicher Kriegszüge und durch Zahlungen der Römer — für geleistete Kriegsdienste oder als eine Art Brandschatzung zur Abwehr von Einfällen — gemehrt ward.

Der Schatz spielte in der Entwickelung des germanischen Königthums eine ganz hervorragende Rolle, und die Sage sieht in ihm geradezu die eigentliche Grundlage der Macht.

Das Gold und das Silber, Münzen und Ringe, Ketten und Helmschmuck riefen die Männer zu Tausenden in den Dienst. Je roher die Verhältnisse waren, um so allgewaltiger waren die Naturtriebe der Habsucht und der kindlichen Freude am Glänzenden, am allbegehrten Kleinod. Von diesem zwingenden Zauber redet die Sage in mannigfaltigen Bildern: Geister wohnen im Golde, und der Ring Andwari treibt jeden Besitzer in unabwendbares Verderben.

Das war die reale Grundlage der Macht des Königs; stärker aber war noch die ideale, der Glaube des Volkes an die Hoheit, die zauberkräftige Herkunft seines Amtes. Es bedurfte nur auch einer Persönlichkeit, welche würdig war, der Träger dieses Glaubens zu werden. Das Schwert mußte er schwingen können stärker als jeder andere, den Tod mußte er verachten und das von den gewöhnlichen Menschen gierig begehrte Gold mit offener Hand vertheilen an seine Mannen. Erhaben über die gemeinen Bedürfnisse, mußte er sich bewähren als der echte Sohn der hohen Götter. Dann sammelten sich um ihn die Helden, dann sicherte er noch auf Jahrhunderte hin seinem Geschlechte den Glanz des Scepters und seinem Volke die Einheit.

Auch auf so niedrigen Stufen der Cultur sind die idealen Mächte schließlich doch gewaltiger, als die meßbaren und wägbaren: sie können nichts ohne diese; aber auch diese sind nichtig, wenn der Geist nicht in sie fährt und sie regiert.

Die Richter oder Häuptlinge der Hundertschaften wurden gewählt wie die Könige, und auch bei ihnen war die Wahl schwerlich ganz frei: das hervorragendste Geschlecht der Hundertschaft konnte nicht ohne Grund umgangen werden. Die Wahl erfolgte in der Landsgemeinde. Wenn der Sprecher des Rathes der Großen den Mann genannt hatte, und dieser in die Mitte des Ringes trat, dann rührte der „Umstand" die Waffen und rief ihm Heil zu. Nicht auf gemessene Zeit wurden die Richter gewählt, sondern wie der König auf Lebenszeit. War ein Theil des Volkes mit seinem Richter unzufrieden, so sagten sie sich ebenso von ihm los, wie sie den König absetzten, der ihnen nicht mehr genügte, und wenn ihnen der alte Häuptling zu mächtig war, so schlossen sie sich einem andern an. Das geschah mit derselben Sicherheit und Rechtsüberzeugung, wie etwa die Stadt Soest 1444 ihrem Landesherrn schrieb: Wetet Biscop Dietrich van Moers, dat wy den vesten Junker Johann van Cleve lever hebbet als Juwe, und wert Juwe hiemet abgesagt.

Die Gemeinde blieb unter allen Umständen souveräne Herrin ihres Willens: was sie erklärte oder that, das war Recht.

Oft waren mehrere kleine Staaten zu größeren Gesammtstaaten vereinigt. Bald waren es Theile eines einzigen Volkes, das sich in Theilstaaten aufgelöst hatte, aber sich trotzdem noch als politische Einheit fühlte, bald Nachbarvölker, die sich zu einem Staate vereinigt hatten, wie die Schweden und Gothen im Schwedenreiche. Einige

dieser großen Gesammtstaaten waren durch friedliche Vereinigung, andere durch Eroberung entstanden.

Stand ein König an der Spitze des Gesammtstaates, so galt der Theil als der führende, aus dessen Mitte er genommen war. Hatten die Theilstaaten ebenfalls Könige, so hießen sie Unterkönige. Auch bei Staaten ohne Königthum konnte ein Vorrang bestehen. Aus dem mächtigeren Theilstaate pflegte der Herzog gewählt zu werden; mit seinem Namen ward auch der Gesammtstaat benannt, und seine Dingstätte diente als Dingstätte für die „Gesammtheeresversammlung". So stritten z. B. im Mittelalter die Gemeinden des Cantons Zug um diese Ehre, und in Island hatte der Godi, in dessen Bezirk das „Landthing" lag, einen besonderen Ehrentitel und einen Vorrang vor den übrigen Goden.

Im Einzelnen war die Verbindung solcher Theilstaaten sehr verschieden gestaltet.

Bisweilen bestand sie nur darin, daß die Theilkönige demselben Geschlecht angehörten, oder in ähnlichen mehr äußerlichen und gelegentlichen Beziehungen; bisweilen fand sie dagegen in bestimmten Ordnungen ihren Ausdruck.

Am engsten war die Verbindung, wenn neben den gesonderten Landsgemeinden auch eine von allen Völkern besuchte Gemeinde stattfand, wie bei den Dänen, Schweden, auf Gothland u. s. w., sei es regelmäßig, sei es nur bei besonders wichtigen Anlässen. Noch im Mittelalter hatte so Nidwalden seinen Landtag zu Stans an der Linde bei der Spielmatten, Obwalden zu Sarnen am Grunde, und beide Theilstaaten eine gemeinsame Landsgemeinde zu Weisserlen.

Vereinzelt finden sich auch Spuren von einer Vertretung der Theilstaaten durch Abgeordnete. „Bei dem Orte Markloh, der mitten in Sachsen an dem Weserstrom liegt, kommen einmal im Jahre zu feststehender Zeit aus den einzelnen Gauen der Sachsen . . . je zwölf Männer, die dazu aus den drei Ständen erwählt sind, und bilden eine allgemeine Landsgemeinde."

Ebenso hatten die Friesen in späterer Zeit eine Versammlung von Deputirten der einzelnen Lande in Upstallsbom, und zu Tacitus' Zeit schickten die verschiedenen Völkerschaften der Sueben Abgeordnete in den heiligen Hain der Semnonen, um gemeinsam ein großes Opferfest zu begehen, das schwerlich ganz ohne politische Bedeutung war.

Besiegte Völker wurden meist nur zu gewissen Leistungen ver-

pflichtet: sie hatten eine Anzahl Viehhäupter zu stellen und Zuzug im Kriegsfall, im Uebrigen blieben sie für sich

Aber auch wenn sie in das Reich des Siegers eingefügt wurden, bewahrten sie doch die Organisation eines besonderen Staates. Es gab in der ganzen Periode keinen Beamtenstand und keine Soldaten, durch die ein König ein Land hätte als Provinz beherrschen können. Im Norden blieb das noch lange so. König Knud von Dänemark (um 1020) mußte sein Gefolge zu einer Art von stehendem Heere umbilden, da er England als eine Provinz regieren wollte.

In den angelsächsischen Staaten kann man es vom sechsten bis zehnten Jahrhundert verfolgen, wie die alten Theilstaaten allmählich zu Provinzen eines Einheitsstaates umgebildet und die alten Theilkönige zu einer besonderen Art von Beamten wurden.

Siebentes Capitel.

Fehderecht und Blutrache.

Der wichtigste Theil in dem Rechtsleben eines Volkes auf dieser frühen Culturstufe ist die Geltung der Blutrache und die Art, wie sie beschränkt ward. Bei den Germanen wurzelte sie sehr tief in der Gesinnung und in den Rechtsgewohnheiten des Volkes. Trotz Christenthum und trotz aller Umwälzungen in Gesellschaft und Rechtsordnung erhielt sie sich durch das ganze Mittelalter. Unde was in deme lande to Holsten, heißt es um 1400 in einer Lübeckschen Chronik, en jamerlik bose snode sede, also dat en bur den andern dot sloch up sine veide: Wart eneme sin vader efte sin broder edder sin vedder erslagen, degene, de den dotslach gedan hadde, hadde de enen vader, enen broder, enen veddere, edder we sin swertmach was, den slogen se wedder dot wan se kunden. Noch im 16. und 17. Jahrhundert wurden Sühneverträge errichtet zwischen den Familien des Mörders und des Ermordeten, und in der Schweiz erhob regelmäßig nur ein weibliches Glied der Familie die gerichtliche Klage, damit die Männer die „rach“ frei hätten [1]).

[1]) Das Fehderecht der Herren und Fürsten im Mittelalter hat jedoch mit dem Fehderecht des Bluträchers der Urzeit nichts gemein. Sie haben sich wohl hie und da verbunden, aber sie waren dem Wesen nach verschieden. Das Fehderecht der Ritter im Mittelalter war der Anspruch der Großen auf das Recht des Krieges. Es war eins der Momente, in denen und durch welche sie sich zur Souveränität erhoben. Das Fehderecht der Blutrache bestand in dem Rechte des freien Mannes, schwere Verletzung selbst zu rächen, statt das Gericht anzurufen.

Das Fehderecht der Blutrache ward deshalb beschränkt durch weitere Ausbildung des Strafrechtes des Staates über seine Unterthanen, das Fehderecht der Fürsten und Herren durch Festigung der königlichen Gewalt. Könige wie Otto I. haben die Fehde immer als Landfriedensbruch geahndet.

Ursprünglich galt die Blutrache allen Germanen als unbedingte Pflicht.

Da Bardr sich auf den Platz seines erschlagenen Bruders Hallr setzte, gab ihm die Mutter Thuride eine Ohrfeige und verbot ihm, da zu sitzen, bis er seinen Bruder würde gerächt haben; als er mit der Rache noch zögerte, setzte sie ihm und seinem zweiten Bruder Steine statt Speise vor: „Ihr seid nichts besseres werth als Steine, da ihr eures Bruders Tod nicht rächet und eurem Geschlechte Schande macht." Als die Feinde Nials Haus umstellten und anzündeten, da boten sie dem alten Nial mit seiner Frau freien Abzug an; nur seine Söhne wollten sie im Brande tödten. Nial aber blieb im Hause und antwortete: „Ich bin ein Greis und unfähig, meine Söhne zu rächen und mit Schanden will ich nicht leben." Man hat auch gesagt, daß in Schweden der Sohn nicht erben konnte, solange der Vater ungerächt lag; aber dafür giebt es kein Zeugniß, das ist eine Uebertreibung. Die Blutrache war eine Pflicht der Sitte, nicht des Gesetzes. Ursprünglich bildete ferner die Blutrache den einzigen Weg, den Mörder und gewisse gleich schwere Friedbrecher zur Strafe zu ziehen. Wegen Mordes und Schändung ward nicht geklagt vor Gericht.

Aber der Mord des Rächers erzeugt neue Rachepflicht, und so wäre des Mordens kein Ende gewesen. Deshalb sind schon früh gewisse Formen ausgebildet worden, in denen dem Morde Sühne geschafft werden konnte, und früh hat auch der Staat angefangen, der Rache Schranken zu ziehen, indem er sie mit seinem Rechtsverfahren in Verbindung brachte und sie endlich nach und nach durch dasselbe ersetzte.

Die Beschränkungen des Staates gingen vornehmlich auf folgende vier Punkte:

1. Die Rache ausschließend auf den Thäter zu richten und also die Verwandten desselben oder wenigstens deren weitere Kreise vor der Rache der verletzten Familie zu schützen.

2. Die verletzte Familie zu zwingen, die vom Thäter angebotene Sühne zu empfangen.

3. Die Berechtigung zur Rache nur für bestimmte schwere Gewaltthaten und nur für eine bestimmte Zeit zu gewähren.

4. Die Klage der verletzten Familie anzunehmen und den Thäter gerichtlich zu zwingen, die Buße zu zahlen.

Den Schluß der Entwicklung bildete die Einführung der Todesstrafe für den Mord. Bis dahin überwog immer noch die alt-

germanische Anschauung, daß der Mord eines Mannes eine Schädigung seiner Familie sei, welche dieser Familie gebüßt werden müsse. Fortan galt der Mord zunächst als Verbrechen, das der Staat zu strafen habe.

Wie weit dergleichen Schranken schon in der Urzeit gezogen waren, darüber fehlt es an unmittelbaren Nachrichten. Aber die Gesetzgebung der nächsten Periode läßt erkennen, auf welchem Standpunkt ihr der Kampf der gesetzlichen Ordnung mit der Blutrache überliefert ward.

Das Gesetz der salischen Franken setzte als Regel voraus, daß die Familie des Ermordeten den Mörder vor Gericht lud und sich von Gerichtswegen das Wergeld zuerkennen ließ. Konnte er nicht zahlen, so überwies ihn das Gericht der klagenden Familie, daß sie mit ihm thue, was sie wolle. Der absichtliche und nicht durch besondere Gründe entschuldigte Mord sollte mit dem Tode bestraft werden. Nur, wenn die Parteien übereinkamen, durfte auch dieser Mörder die Buße zahlen, aber mit der Einschränkung, daß er die für die Meisten unerschwinglich hohe Summe aus eigenen Mitteln zahle. Bei Strafe ihres Wergeldes war es den Verwandten verboten, ihm dabei zu helfen.

Bei den Franken war also die Blutrache bereits im sechsten Jahrhundert unter das Gesetz gestellt. Sie lebte noch, aber in engen gesetzlichen Schranken. Die fränkische Gesetzgebung steht der Urzeit sonst in vielen Punkten sehr nahe — aber hier hat sie unter dem Einfluß der römischen Gesellschaft einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan. Die fränkische Gesellschaft konnte sich freilich nicht so schnell ändern, und thatsächlich hatte denn auch die Blutrache im fränkischen Reiche noch in den folgenden Jahrhunderten ein viel freieres Spiel. Es war damit, wie heutzutage mit dem Duell.

Von diesem fränkischen Gesetze darf man deshalb nicht ausgehen, wenn man ein Bild der Urzeit gewinnen will, es enthält eine Neuerung, und die Gesetze der nicht auf römischem Boden gegründeten Staaten zeigen viel ursprünglichere Züge.

So bewahrten die den Franken im siebenten und achten Jahrhundert an Cultur sonst eher überlegenen Angelsachsen noch bis in das zehnte Jahrhundert ein wirkliches Recht auf die Fehde. Den Zustand zeigt ein Gesetz des Königs Edmund (940—46). „Wenn jemand hinfort einen Menschen erschlägt, daß er dann selbst die Fehde trage, außer wenn er mit seiner Freunde Beistand binnen zwölf

Monaten das volle Wergeld des Erschlagenen zahle. Will die Magenschaft ihm hierbei nicht helfen und kann er deshalb die Summe nicht zahlen, so sei er der Rache preisgegeben; seine Magenschaft soll dagegen außer Fehde sein; doch darf sie dem Thäter auch weder Nahrung noch Schirm gewähren.

Hier haben die Verwandten des Erschlagenen noch das Recht der Fehde, aber nur gegen den Thäter, nicht gegen seine Verwandten; auch dürfen sie den Thäter nur so lange verfolgen, bis er sich ihnen in rechter Form zur Zahlung des Wergeldes erbietet. Die Magen des Thäters haben keinerlei Recht der Fehde. Es steht ihnen frei, den Thäter bei der Zahlung des Wergeldes zu unterstützen; wollen sie das nicht, so müssen sie ihn der Rache preisgeben.

Sollte bei den Dänen eine Sühne die Rache beenden, so hatte der Thäter den ersten Schritt zu thun und sich durch einen Fürsprech zur Sühne zu erbieten und um Sicherheit bei der Unterhandlung zu bitten. Auch dann war es kein leichter Entschluß von der Rache abzustehen. Immer mußte man fürchten, die Stachelrede zu hören, daß man aus Habsucht oder aus Furcht vor dem mächtigen Geschlechte des Thäters sich habe mit Geld abfinden lassen. Deshalb forderte in Dänemark die Sippe des Erschlagenen, daß der Todtschläger mit sechs Blutsfreunden von väterlicher und ebenso vielen von mütterlicher Seite unter feierlichem Eide versicherte, daß er in dem gleichen Falle mit der gleichen Buße würde zufrieden gewesen sein. Es stand dem Thäter frei, sich zur Sühne zu erbieten oder die Rache zu tragen, und es stand der verletzten Partei frei, dies Gebot anzunehmen oder nicht.

Regel war es, daß es nicht gleich angenommen ward. Der Mörder mußte ein Jahr oder auch zwei und drei Jahre lang sich vor den Verwandten verbergen, sei es in der Einöde, sei es in der Fremde. Auch sein Vater, sein Sohn und sein Bruder mußten sich mit ihm verbergen.

Die Kirche erleichterte dies durch das Asylrecht der geweihten Räume, und der Staat half zur Vermittelung der Sühne; aber nicht seine Sache war es, den Mord zu richten.

Das alte Gesetz von Island gestattete ebenfalls den Verwandten die Rache, aber nur bis zum nächsten Allthing. Alsdann hatten sie Klage zu erheben und sich dem Gericht zu unterwerfen.

In mancherlei Zügen tritt bei allen Stämmen der Gedanke hervor, daß der Todtschläger, welcher Sühne bietet, sich demüthigen muß

vor dem Rächer. Verrieth sein Angebot Trotz und Hohn, so forderte die Ehre, es zu verwerfen; und wo sonst das Recht den Rächer zwang, die ordnungsmäßig gebotene Sühne anzunehmen, da gestattete es ihm, das trotzige Angebot zu verwerfen und Rache zu üben. Daher kam es auch, daß bisweilen die Gemeinde oder angesehene Männer der Gemeinde statt des Thäters die Sühne zahlten, um ihm die Demüthigung zu ersparen und ihn zur Sühne zu bewegen.

In der Urzeit hatte die Blutrache mindestens so viel Spielraum als in irgend einem der angeführten Staaten dieser zweiten Periode.

Wohl war es schon zu Tacitus' Zeit üblich, die Rache durch eine Sühne zu beenden; aber es ist auch zweifellos, daß diese Sühne nicht zu Stande kam durch eine Klage vor Gericht, daß die Familie mit ihrer Rache nicht erst warten mußte, bis sie ihr von Gerichtswegen zuerkannt war. Es war ihr Recht, den Mörder zu greifen, wo sie konnte; bei den meisten Völkern war es ihr auch gestattet, einen engeren oder weiteren Kreis von den Verwandten des Mörders zu greifen, wo sie konnte. Sühne kam nur zu Stande, wenn der Mörder sich in rechter Form erbot; dann ward ein Vertrag geschlossen, der die Höhe der zu zahlenden Buße bestimmte, regelmäßig aber noch forderte, daß der Mörder eine Zeit lang aus dem Gaue weiche.

Je nachdem ein Staat fester gefügt war, war auch die Fehde durch Sitte und Gesetz eingeschränkt; aber bei der Lockerung der staatlichen Bande auf der Wanderung wird oftmals das vollendete Faustrecht wiedergekehrt sein. Nicht bloß, um Blut und Schande zu rächen, übte man das Recht der Fehde, auch bei anderem Streit. In Island konnte sogar jeder Mann, dem ein Hofgut gefiel, den Besitzer auffordern, daß er mit ihm darum kämpfe oder freiwillig weiche. Aber das war nicht altes, gemeinsames Recht, das war eine Ausartung der Sitte unter den ganz eigenthümlichen Verhältnissen dieses Coloniestaates. Die Urzeit kannte ja gar kein Eigenthum am Acker. Als Ausartung galt es auch, wenn die Familie des Getödteten nicht den Mörder, sondern „den besten Mann" aus dem Geschlecht des Mörders zu tödten suchte.

Im Ganzen hat die Sitte auch ohne staatlichen Zwang die Rache immer in gewissen Schranken gehalten: nie ist es bei den Germanen zu derartigem Geschlechter hindurch fortgesetzten Morden gekommen wie etwa bei den Corsen und Albanesen. Es ist das eine sehr bedeutsame Thatsache. Die Männer wußten, daß das Volk verderbe, wenn nicht

Friede gewahrt und Fehde durch Frieden beendet werde. Und die Besten und Tapfersten haben das Beispiel gegeben. Sie durften es leichter wagen, da bei ihnen Niemand vermuthen konnte, sie hätten aus Furcht der Fehde vergessen. Darum priesen die Dichter ihren Großsinn, und das Volk ehrte sie in seiner besten Weise. Als nach langer Fehde, die Island durchtobte, Hallr von Sidha in der Landsgemeinde — dem Allthing — das Wort nahm und verkündete, daß er den Tod seines Sohnes nicht rächen wolle mit Fehde und auch nicht Buße fordern von dem Thäter, sondern den Frieden wiederaufrichten, da beschloß die Gemeinde, selbst die Buße zu zahlen und zwar das vierfache Wergeld.

„Ich will meine Söhne nicht im Beutel tragen," antwortete der blinde Thorstein, als ihm der Mörder seines Sohnes Buße anbot; aber als derselbe sich nun in seine Gewalt gab und das Haupt in seinen Schoß legte, da verzieh ihm der Alte und sagte: „Ich will diesen Kopf nicht abschlagen lassen; die Ohren passen am besten, wo sie gewachsen sind."

Solche Gesinnung war nicht vereinzelt, und sie bildete einen wesentlichen Bestandtheil der staatenbildenden Kraft, welche die Germanen im fünften und sechsten Jahrhundert entfaltet haben.

Der Grund, daß trotzdem der Staat erst so spät die Privatrache beseitigte, lag darin, daß das Gericht des Staates über den freien Mann regelmäßig keine anderen Strafen verhängte als Geldstrafen. Und nicht leicht beruhigt sich die verletzte Ehre, die Trauer um den erschlagenen Vater, wenn der freche Mörder mit einer Geldbuße davonkommt. Das kann nur geschehen, wenn man sich freiwillig dazu versteht, wenn man sich dazu erbitten läßt, wenn gewisse Bedingungen beigefügt werden, die der Ehre genügen, die eine gewisse Befriedigung gewähren. Das geschah in den Sühneverträgen, aber nicht in dem regelmäßigen Gerichtsverfahren.

Achtes Capitel.

Recht und Gericht.

In dieser Bedeutung der Blutrache kommt der Grundgedanke der germanischen Rechtsverfassung zu scharfem Ausdruck: Selbsthilfe des Geschädigten oder Fordernden, aber in den vom Staate gebotenen Formen.

Bei Streitigkeiten um Mein und Dein hatte diese Selbsthilfe ein großes Feld. Das Gericht war weniger eine Untersuchung des Rechtes als eine Anerkennung. Noch spät war es im Norden Recht, daß man erst durch sogenannte „Privatgerichte“ den Gegner von der Gerechtigkeit des Anspruchs überzeuge und zur Leistung zwinge, ehe man ihn vor das öffentliche Ding zog. Hier ward dann nicht die Sache untersucht, sondern es ward nur festgestellt, ob das Privatgericht gehalten, und die Form erfüllt sei.

Diese Selbsthilfe beherrschte auch das Verfahren vor dem Richter. Selbst im Gesetz der Franken, das in der Blutrache die Auffassung der Urzeit so früh abstreifte, war dies der Fall.

Das Gericht war die versammelte Gemeinde, der Richter war ihr Vorsitzender. Er hegte das Gericht, nachdem er die Gemeinde gefragt hatte, ob es Zeit sei, zu richten, und sicherte die Bewahrung der Formen des Rechtsganges; er hatte den Bann, er machte die Versammlung zum Gericht: — aber er sprach weder das Urtheil, noch leitete er die Untersuchung. Die Parteien hatten selbständig zu handeln.

Wer geschädigt war, machte nicht Anzeige bei dem Richter, damit dieser den Angeklagten lade: der Kläger selbst hatte seinen Gegner vor Gericht zu laden. Diese Ladung mußte unter Wahrung

bestimmter Formen geschehen und hieß bei den Franken Mannitio. War sie in rechter Form vollbracht, so waren beide, der Ladende wie der Geladene, zum Erscheinen verpflichtet; wer ausblieb, verfiel in eine Buße. Im Gericht selbst hatte wieder nicht der Richter, sondern der Kläger die Fragen an seinen Gegner zu stellen, und — was noch auffallender ist — nicht der Richter, sondern der Kläger hatte die Macht, ihn zur Antwort zu zwingen. Diese Macht lag in einer bestimmten Form der Frage. Wer einer so gestellten Frage nicht antwortete, verlor die Sache. Die Antwort mußte genau an die Frage gebunden sein und war eine Antwort mit Gefahr. Ein Verstoß, eine Abweichung von der zu beantwortenden Frage führte zum Verlust.

Hatte der Kläger geantwortet, so sprach einer von den Schöffen, welche den Mund der großen, umstehenden Gemeinde darstellten, das Urtheil.

Dies Urtheil war kein Urtheil darüber, wer Recht habe, sondern darüber, was Rechtens sei, wenn die bezeichnete Partei durch die und jene processualische Handlung ihre Aussage bekräftigt habe. Das Urtheil war also zweizüngig: je nachdem der geforderte Beweis geleistet ward oder nicht geleistet ward, entschied es zu Gunsten der einen oder der anderen Partei. Die processualischen Handlungen, durch welche der Beweis zu erbringen war, waren der Eid mit Eidhelfern und das Gottesurtheil des Zweikampfes. Die Eidhelfer hießen auch Zeugen; aber ihr Eid war grundsätzlich verschieden von dem, was wir heute unter Zeugeneid verstehen. Die Zeugen schworen nicht, daß sie die Wahrheit sagen wollten, und sagten dann, was sie von der Sache wußten, damit sich die Richter ein Urtheil bilden könnten, sondern sie beschworen die Behauptung, von deren Beschwörung das Urtheil die Rechtsentscheidung abhängig gemacht hatte. Sie mußten Wort für Wort schwören. Es war ganz gleichgültig, ob sie im Stande waren, andere Angaben zu machen, welche die Richter von dem Rechte ihrer Partei überzeugt haben würden; denn es war ganz gleichgültig, welche Ueberzeugung der Richter gewann. Es kam nur darauf an, wem er dem Herkommen gemäß den Beweis zuzuschieben hatte, und ob der Beweis erbracht, ob der Eid mit der nöthigen Zahl der Eidhelfer geschworen ward. Die Zeugen wurden deshalb erst dann geladen, wenn das Urtheil gesprochen war: A. hat Recht, wenn er mit so und so viel, etwa zwölf, Eidhelfern die Sache beschwört.

Die Eidhülfe war eine Pflicht der Geschlechtsgenossen, gleichviel ob sie von dem Recht überzeugt waren oder nicht. Wollten sie den Eid nicht leisten, so hatten sie ihren Genossen zu zwingen, vom Processe abzustehen.

Der Eid wurde meist auf das Schwert geleistet, das vielen Völkern zugleich als Symbol ihres Gottes galt. Daher traten auch in christlicher Zeit die Reliquien der Heiligen an Stelle des Schwertes. War dann das Urtheil gesprochen, so schlossen die Parteien einen Vertrag ab, daß sie den Beweis erbringen und je nach Ausfall desselben das Urtheil erfüllen wollten. Eine Appellation gab es nicht gegen das Urtheil; wohl aber durfte man das Urtheil „schelten", d. h. erklären, daß der Schöffe unrecht gesprochen habe. Dieses Schelten mußte erfolgen, bevor das Urtheil durch Ertheilung der Vollbort rechtskräftig wurde, und daraus entsprang ein neuer Proceß zwischen dem Schöffen, der das Urtheil gesprochen, und dem Manne, der das Urtheil gescholten hatte. Dieser Proceß wurde durch Zweikampf entschieden. Bis dahin ruhte die andere Sache.

Uns Modernen muß ein solches Verfahren ganz unbegreiflich und unerträglich dünken. Rettungslos scheint der Unschuldige, der rechtmäßige Besitzer dem Lügner preisgegeben, der den Meineid nicht scheute.

Aber einmal waren die Verhältnisse des Lebens viel einfacher, und leichter durfte man deshalb damals der Treue und Wahrheit des Mannes vertrauen, und dann stand dem Eide in jedem Falle die Herausforderung zum Zweikampf warnend und schützend zur Seite. Wer sich mit Hinterlist umgangen sah, mit falschem Eide betrogen von der mächtigen Sippschaft seines Gegners, der forderte diesen Gegner. Dann konnte ihm die Familie und das Ansehen nicht weiter helfen, dann mußte der Einzelne mit dem Einzelnen kämpfen, der Mann mit dem Manne. Und dieser Zweikampf entschied zugleich den Streit um die Sache, denn der Sieger war der Erbe des Todten in Bezug auf alle im Streit berührten Ansprüche.

Auch der Erfüllung des Urtheils konnte sich der Mann durch den Zweikampf entziehen.

Bei den ripuarischen Franken galt das noch im achten Jahrhundert.

Wenn ein Mann gepfändet werden sollte, weil er dem Gegner die gerichtlich zugesprochene Summe nicht zahlte, und er den Richter mit den sieben Schöffen kommen sah, so stellte er nur sein

blankes Schwert an den Thürpfosten. Dann mußte die Obrigkeit umkehren, und die Sache durch den Zweikampf der beiden Gegner entscheiden zulassen. Ein Rechtsweg konnte nicht weiter betreten werden. Es ward das wohl als ein Gottesurtheil angesehen, aber thatsächlich war es ein Zurückgreifen auf die Fehde.

So kann es den Anschein haben, als seien Recht und Gericht ganz der Willkür der Einzelnen preisgegeben.

Aber dem war nicht so. Es gab ein Gericht, und das Recht hatte eine solche Bedeutung, daß der Vorsteher der Gemeinde von ihm den Namen trug. Die Wahrung des Rechtes galt als seine Hauptaufgabe. Wer sich dem Gericht nicht stellte und wer die vom Recht vorgeschriebene Form verletzte, verlor seine Sache. Widerstrebte er hartnäckig, so ward er für friedlos erklärt. Er gehörte dann dem Staate nicht mehr an: jeder mochte ihn tödten, wie den Vogel in der Luft. Ferner mußten schon zu Tacitus' Zeit außer den Bußen an die verletzte Familie auch bestimmte Summen an den König gezahlt werden. Eine solche Straffumme hieß das „Friedensgeld". Es war die Strafe für die Störung der öffentlichen Ordnung, die als „Friede des Königs" gedacht ward.

Wo kein König war, da fiel diese Summe an die Gesammtheit, und diese wird sie verwendet haben, wie die Markgemeinden ihre Strafgelder verwendeten. Große Massen Bieres wurden dafür eingetauscht, und wenn der Ernst des Gerichts vorbei war, dann wandelte sich die Dingstätte in ein Gelage. Bald rauschten wilde Gesänge über das Feld und durch den Wald, Streit erhob sich, Schwerter wurden gezogen, Wunden wurden geschlagen, einen Zoll, zwei Zoll, und mancher Schalk mag schon gerechnet haben, wie viel neue Bußen zu zahlen seien, und wie viel neues Bier dafür zu schaffen sei, das dann wieder neuen Streit und neue Bußen erzeugen werde in endlosem Kreislauf.

Strafen.

Gegenstand gerichtlicher Klage bildeten zum größten Theile blutende Wunden und sonstige Gewaltthat, wie Mädchenraub, Knechtung von Freien, Beschimpfungen, dann Schädigungen durch die Unfreien oder das Vieh oder die Fanggruben eines Anderen, endlich, jedoch seltener, Diebstahl, namentlich Viehdiebstahl.

Die Gewaltthaten waren der mannigfaltigsten Art, und für jede Art war eine bestimmte Buße bemessen.

Die Gesetze der folgenden Periode bestehen fast ausschließlich aus Preisangaben für die nach Länge und Lage unterschiedenen Wunden und nach Stand und Verhältnissen unterschiedenen Personen. So hat das Gesetz von Kent 89 Paragraphen. Da lauten die Paragraphen 39 ff. beispielsweise so: 39. Wenn die Achsel gelähmt wird, büße man es mit zwanzig Schillingen. 40. Wenn das eine Ohr taub wird, büße man es mit 25 Schillingen. 41. Wenn das Ohr abgehauen wird, büße man es mit zwölf Schillingen. 81. Wenn Jemand eine Jungfrau gewaltsam entführt, büße er dem, welchem sie angehört (ihrem Vater), 50 Schillinge, und dann kaufe er sie von dem, welchem sie angehört, nach seinem Belieben. 82. Wenn sie einem anderen Manne um Gut verlobt ist, büße man zwanzig Schillinge. 83. Wenn sie schwanger wird, 35 Schillinge und dem Könige fünfzehn Schillinge. 87. Wenn einer jemandes Knecht bindet, büße er es mit drei Schillingen.

Das Gericht verhängte keine anderen Strafen als Geldstrafen: im Kriege mochte der König Schläge und Tod verhängen, im Frieden waren Rücken und Hals der Freien gesichert. Das war ein Merkmal der Freiheit. Es gab Ausnahmen; aber diese Ausnahmen bestätigen die Regel: Nur der Mann verfiel dem Tode, der sich selbst aus der Reihe der Männer ausgeschlossen hatte.

Den Ueberläufer zum Feinde hängte man auf: er war kein Genosse mehr, sondern ein Fremder und also ein Rechtloser; den Feigen oder durch unnatürliche Wollust Befleckten begrub man im Sumpfe. Niemand sollte ihn wiedersehen. Das ganze Mittelalter hindurch bewahrte sich diese Anschauung. Denn, „welcher stirbet gleich vor Schrecken, den soll man mit Kukak bedecken," heißt es noch Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Fischarts Flohhatz.

Dahin gehört auch noch, daß man den Frevler am Heiligthum der Götter dem Gotte opferte.

Wer ein Heiligthum der Götter erbricht, heißt es im Rechte der Friesen, und von den heiligen Geräthen daselbst etwas raubt, der wird an die See geführt auf den Strand, den die Fluth überströmt und die Ebbe bloßlegt; „dort werden ihm die Ohren geschlitzt, dann wird er verschnitten und endlich den Göttern geopfert, deren Tempel er geschändet hat."

Aber in solchem Falle waren die Himmlischen verletzt, und sonst ward kein Verbrechen, kein noch so abscheulicher Mord mit dem Tode bestraft.

Was vor das Gericht kam, das ward mit Gelde oder vielmehr mit Vieh gesühnt.

Selbst noch das dänische „Witherlagsrecht", das für die wilden Hauskerle des Königs Knud (1020) bestimmt war und der Todesstrafe nicht entrathen konnte, bestimmte, daß dem zum Tode Verurtheilten die Flucht aus dem Lande freistehe. Der Mann durfte wählen, ob er zu Wasser oder zu Lande fliehen wollte.

„Wählt er das Wasser, so versieht man ihn mit einem Fahrzeug und Lebensunterhalt, begleitet ihn ans Ufer, und erst, wenn Ruder oder Segel aus dem Gesichte verschwunden sind, ruft man ihm dreimal sein schimpfliches Urtheil nach; trüge ihn der Sturm ans Ufer zurück, so wäre Tod sein Theil. Ebenso, wenn er die Flucht zu Lande wählt. Man begleitet ihn in den Wald, wartet, bis man vermuthen kann, er sei schon weit weg, schreit dann dreimal laut seine Schmach aus, damit der Flüchtling nicht zufällig zu ihnen sich zurückfinde. Wehe ihm, wenn das jetzt oder in Zukunft geschähe!"

Nicht einmal die Schändung der Hausehre ward mit dem Tode bestraft. „Wenn ein freier Mann dem Weibe eines freien Mannes beiliegt, so sühne er es mit seinem Wergelde und verschaffe für sein Geld ein anderes Weib und bringe sie dem Andern ins Haus." Es ist das eine Bestimmung aus den Gesetzen von Kent um 600 n. Chr.

Solche Schmach ward regelmäßig nicht vor Gericht verfolgt, sondern mit Fehde gerächt. Noch König Alfred (900) erlaubte für solchen Fall ausdrücklich die Fehde. Allein wenn es zur Klage kam, so hatte das Gericht keine andere Strafe als Geldstrafe.

Das Recht war nicht aufgeschrieben; denn man verstand nicht zu schreiben. Die Kenntniß des Rechts erhielt sich durch die Uebung, da alle Männer der Gemeinde am Gericht theilnahmen und jeder Rechtsfall die Rechtshülfe aller Männer der betheiligten Familie in Anspruch nahm.

Da ward im Rathe der Familie genau erwogen und besprochen, was in dem Falle Rechtens sei. Es gab nichts Wichtigeres. Die Knaben wuchsen auf in solchen Erinnerungen.

Aber doch war Gefahr vorhanden, daß das Recht verderbt werde durch willkürliche Zusätze der Eigensucht oder Nachlässigkeit. Deshalb ward alljährlich in einer bestimmten Gerichtsversammlung von einem erfahrenen Manne ein Weisthum gefordert über das geltende Recht. In Island und ähnlich im übrigen Norden war dazu der höchste Beamte des Staates verpflichtet, der Vorsteher der Landesgemeinde,

der deshalb Lögsögmathr, der Gesetzsprecher, hieß. Jeden dritten Sommer hatte er das ganze Landrecht, jeden Sommer aber die Regeln über die Dingordnung und den Rechtsgang vorzutragen. Er war das lebende Gesetzbuch des Volkes und darum hochgeehrt. War er zweifelhaft über einen Punkt, so hatte er sich vorher mit erfahrenen Männern darüber zu bereden.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß schon die Urzeit einen solchen Beamten hatte; aber einen solchen Brauch muß sie gehabt haben: das fordert die Natur der Dinge und der Umstand, daß im Mittelalter bei verschiedenen Stämmen und Körperschaften etwas Aehnliches begegnet. Im Dinghof der hörigen Bauern ward das Hofrecht vorgetragen, im Capitel der Domherren ein „Capitel" ihres Rechtes.

Neuntes Capitel.

Leben und Sitte.

Das Haus der Germanen war regelmäßig eine Art Blockhaus. Rohe Stämme, roh zusammengefügt, umschlossen einen meist ungetheilten Raum, der oben durch ein mit Moos und Stroh gedecktes Giebeldach geschlossen war. Das war Alles in Allem, Küche und Stube, Eßraum und Schlafraum. Oeffnungen in der Wand ließen Licht herein und den Rauch hinaus. Daneben waren kellerartige Räume in die Erde gegraben, deren Bretterdecke mit Dünger überschüttet war, um die Kälte abzuhalten. Dies Gemach hieß geradezu der „Dung", bei den Franken auch „screona". Dort bargen sie nicht nur ihre Früchte, auch sie selbst suchten hier Schutz vor dem Frost. Regelmäßig stand hier der Webstuhl, an dem die Frauen im Winter ihre leinenen Gewänder und das grobe Wollzeug webten. Noch heute haben die Landleute in der Champagne ähnlich tiefliegende Spinnstuben und nennen sie mit dem altfränkischen Namen screona, das zu écraigne umgebildet ist.

Die Kinder liefen nackt umher, und zwar nicht nur die kleinen Kinder, sondern auch die heranwachsenden Jünglinge. Bei den Herulern pflegten noch im sechsten Jahrhundert auch die Männer nackend in die Schlacht zu stürmen, nur um die Hüften mit einem Schurz bekleidet. Sonst trugen die Männer einen kurzen Mantel aus Fellen, grobem Zeuge oder Baumbast; im übrigen waren sie ebenfalls nackt. Ein vollständiges Gewand, Hosen und eine Art Jacke mit Aermeln oder auch unter dem Mantel ein anschließendes Unterkleid, trugen nur die Vornehmeren.

den Speer überreichte. Die Volksversammlung war Zeuge des symbolischen Actes und kannte fortan den bisher der väterlichen Gewalt Untergebenen als einen gewaltfreien Genossen und schützte ihn in diesem Rechte.

Fortan konnte der Knabe im Gericht sein Recht verfechten, hatte dem Aufgebot zu folgen, Buße zu leisten und einen Antheil am Wergeld zu empfangen, wenn ein Glied seiner Familie erschlagen war; er konnte endlich auch heirathen und selbst Vormund sein über Unmündige. Thatsächlich war er freilich meist nicht im Stande, alle diese Rechte zu üben, oder er wagte nicht, sie zu üben; er war doch immer noch kein fertiger Mann. Er führte die Waffen, aber noch mit halber Kraft. Oftmals begaben sich diese Jünglinge in den Schutz eines Mannes, der sie zu Kriegern ausbildete, und dem sie als Knappen dienen und gehorchen mußten.

Sie wurden schlecht angesehen und hart behandelt, wie nur je ein Bursche von seinem Herrn; den Römern erschien ihre Stellung als Sclaverei.

Bei den Herulern fochten sie ohne Schutzwaffen, bis sie sich in der Schlacht als tüchtige Krieger bewährt hatten; dann verlieh ihnen ihr Herr den Schild und entließ sie dadurch aus dem Dienst. Bei den Chatten ließen die Jünglinge Haar und Bart ungeschoren, trugen auch wohl einen eisernen Ring am Arme, bis sie im Kampfe einen Feind erschlagen hatten. Dann befreiten sie sich über der blutigen Leiche von den Zeichen der Schmach, dann erst fühlten sie sich als Männer. Auch auf der Jagd konnte sich der Mann zeigen, und wer einen mächtigen Eber oder Bären ohne fremde Hülfe überwand, den befreiten die Thaifalen vom Knappendienst.

Es war also ähnlich wie bei den Macedoniern, bei denen die Jünglinge einen Strick um den Leib tragen mußten und in späterer Zeit beim Gastmahl nicht liegen durften, bis sie einen Eber im freien Anlauf erlegt hatten. Der berühmte Kassander durfte sich noch in seinem fünfunddreißigsten Jahre nicht ausstrecken im Kreise der trinkenden Genossen, er mußte sitzen.

Jenes Knappenverhältniß ward oft gleich bei der Wehrhaftmachung begründet, indem der Vater dem Sohne die Waffe nicht selbst reichte, sondern durch den Freund reichen ließ, dem er den Knaben übergeben wollte. Dann begründete der Act nicht nur die Entlassung aus der väterlichen Gewalt, sondern zugleich eine Art Adoption durch den Waffenvater. Später trat an die Stelle dieser

formellen Acte die Bestimmung, daß der Knabe mit einem bestimmten Jahre, je nach den Stämmen mit dem zehnten bis fünfzehnten, „zu seinen Jahren komme“, d. i. mündig werde, daß er aber noch bis zu einem späteren Termine, bis er „zu seinen Tagen komme“, und das war bis zum achtzehnten oder einem der nächstfolgenden Jahre, einen Vormund haben könne. So forderte z. B. Karl der Große den Treueid von Allen, die über zwölf Jahre alt waren.

In dem Ritterschlag des Mittelalters lebte jedoch auch die formelle Entlassung der jungen Krieger aus der Waffenlehre wieder auf; denn der Ritterschlag ist nicht mit der im zehnten bis vierzehnten Jahre üblichen, nur in der Volksversammlung vorgenommenen Wehrhaftmachung, sondern mit der späteren Verleihung des Schildes, der Entlassung aus dem Knappendienste, zu vergleichen, die in dem entsprechenden Alter und wie der Ritterschlag an beliebiger Stelle, vor beliebigen Zeugen erfolgte und die gleiche Wirkung hatte, daß der junge Krieger nun für voll galt.

So lebten die Germanen in Haus und Feld, so wurden die Ehen geschlossen und die Kinder erzogen. Alles regelte feste Sitte, Alles geschah in feierlicher, bindender Form.

Feste Sitte, bindende Form beherrschten auch das Ende des Lebens. Dem Tode ging man mit leichtem Muthe entgegen; aber die Leiche behandelte man mit scheuer Ehrfurcht. Leichenhilfe war Pflicht der Geschlechtsgenossen wie Eidhilfe im Gericht und Kampfhilfe in der Gefahr. Auch dem Gegner war man sie schuldig, dem Feinde, mit dem man eben um das Leben gerungen hatte. Selbst den „Friedlosen“, den „Wolf im Walde“, der um Gewaltthat ausgestoßen war aus der Gemeinschaft der Rechtsgenossen, selbst den sollte der Rächer begraben.

Es ehrte ihn, wenn er ihn erschlug und den Bruder rächte; aber er wäre verachtet, ein „Niding“ gewesen, hätte er ihn unbedeckt gelassen und „den Raben und Wölfen“ preisgegeben. In besonderen Fällen geschah es freilich.

Wenn der Haß zu lange gesammelt war, die Wuth ins Maßlose gesteigert, dann verfolgte man den Feind über den Tod hinaus. Auf dem Walfelde im Teutoburger Walde blieben die Leichen der Römer unbestattet liegen, und sogar noch das bereits christliche Volk in Norwegen beschloß nach dem Kampfe mit König Olaf, daß alle die, „welche mit König Olaf gefallen waren, keine Leichenhilfe haben sollten, wie sie guten Männern ziemte. Diejenigen aber, welche

mächtig waren und Freunde hatten unter den Gefallenen auf dem Walfelde, achteten nicht darauf. Sie brachten ihre Freunde zur Kirche und gewährten ihnen die Leichenhilfe."

Die Leichen wurden theils verbrannt, theils ohne Feuer der Erde übergeben. Beide Arten der Bestattung waren neben einander in Gebrauch. Sie entsprechen nicht verschiedenen Perioden, auch nicht, wenigstens nicht immer, verschiedenen Stämmen. In demselben Leichenhügel liegen in derselben Schicht Aschenreste neben vollständigen, ohne Brand beigesetzten Gerippen. Der eine Stamm mochte diese, der andere jene Art der Bestattung vorziehen; aber Bestimmtes läßt sich darüber nicht viel sagen.

Ueber der Leiche oder der Urne wölbte sich ein Hügel, bald niedrig, wie es heute Sitte ist, bald in mächtiger Erhebung — bis 40 Fuß Höhe und 70 Fuß Durchmesser — bald kreisförmig, bald in länglicher Erstreckung. Sie wurden einfach aus Erde aufgeschüttet oder mit Steinreihen durchzogen und mit Steinkreisen umstellt. Den Platz für das Begräbniß wählte man gern an Straßen und auf Hügeln. Dann ward die mehr oder weniger kreisförmige Grundfläche ausgestochen und mit Steinen umlegt. Gewöhnlich folgte dann ein Brandopfer auf dieser Stätte, so daß der Todte auf die Asche des Opferfeuers gelegt ward. Seine Lage war verschieden. Meist schaute er wohl nach Osten, doch war das nicht strenge Regel. Den Kopf stützte ein Stein, auch wohl die Schultern und Arme. Bisweilen ward der Kopf abgetrennt; ja, bei den Thüringern war es Sitte, nur den Kopf zu bestatten und den übrigen Körper zu verbrennen. Nicht selten finden sich Gerippe in hockender oder sitzender Stellung, auch auf der Seite und auf dem Bauche liegend. In einem Grabe lag die Leiche des Herrn auf acht Knechten in kauernder Stellung.

Der Todte ward in seiner Kleidung begraben, und wo es die Familie ohne Nachtheil vermochte, gab sie ihm die Waffen und anderes Geräth mit. In den Gräbern, die man bereits zu Tausenden geöffnet hat, findet man häufig an den Beinen und Armen, den Fingern und dem Halse Ringe von Gold und Bronze, von Eisen und Kupfer; dabei liegen Spangen und Gürtel und anderer Schmuck, Glas, Bernstein, Knochen- und Thongeräth, bald rohe einheimische Waare, bald feinere fremde. Was man geben konnte, folgte dem Todten, und wenigstens ein irdenes Gefäß zu Füßen oder zu Häupten durfte keinem fehlen. Die Leiche lag entweder über der Bodenfläche oder unter der-

selben, ohne besonderen Sarg, unmittelbar überschüttet von der Hügelerde, oder in einem Behältniß. Dasselbe war bald ein Baum, bald eine Steinkiste, bald ein Ausstich in dem Boden, dessen Wände ohne Verschalung standen oder mit Wandsteinen geschützt waren. Holzsärge waren selten. Häufig wurden mehrere Leichen in einem Hügel bestattet. Auf bestimmtem Wege, den die Ueberlieferung heiligte als den Helweg oder Todtenweg, fuhr der Rinderwagen die Leiche zur Stätte. Sollte sie verbrannt werden, so schichtete man den Scheiterhaufen aus dem Holz, das der Wald bot, besonders gern aus Eichenstämmen. Bei Vornehmeren holte man oft kostbare Hölzer aus weiter Ferne herbei. Waffen und Kleider zierten den Stoß; auch wohlriechendes Holz ward auf die Leiche gelegt. Der Todte war gewaschen und gekämmt. Dem Reichen wurden auch wohl Kämme und Rasirmesser beigegeben, wie das noch bis in die neuere Zeit in manchen Gegenden Sitte geblieben ist. Dann ward sein Roß getödtet, sein Habicht, auch wohl der Singvogel, der ihm besonders lieb gewesen war. Endlich tödtete sich auch die Frau, die dem Gatten folgen wollte, und der Diener. Brunhild ließ dreizehn Dienerinnen und einen Diener mit sich sterben, wie das oben erwähnte Grab acht Knechte bei dem Herrn zeigt. Es war das keine Grausamkeit, und nicht mit Zittern starben die Knechte. Es war eine Ehre und die höchste Belohnung für lang bewährte Treue; denn kein Knecht ging zu Odin ein, außer wenn er im Geleit seines Herrn kam.

In Westgothland war es Sitte, daß der Greis sein müdes Alter durch den Sprung vom aetternisstapi oder Stammesfels endete; dann nahm er seinen liebsten Knecht mit, und gern wagte dieser mit dem Herrn den Sprung, der ihn unmittelbar zu der Seligkeit führen sollte, die ihm sonst verschlossen war.

Die Reste der verbrannten Leichen blieben entweder so, wie sie zusammenfielen, und der Hügel deckte sie ohne Ordnung, oder sie wurden in Urnen gesammelt oder in einer Steinkiste, die bald rund, bald viereckig war, einzeln auch in einem Holzsarg. Es wiederholen sich hier alle Formen, welche die Beisetzung der unverbrannten Leiche zeigt. Die Urnen wurden dann entweder unmittelbar mit der Hügelerde überschüttet oder durch eine Umwallung, eine Art Kammer von Steinen oder Holz geschützt, oder endlich in einer Steinkiste zusammengestellt. Seltener ward der Hügel selbst aus Steinen gehäuft, statt aus Erde geschüttet.

Die Hünengräber, Teufelsbetten, Cromlechs, Grottes aux

Fées, oder wie sie sonst heißen, die aus mehreren, bald im Viereck, bald rund gestellten Tragsteinen bestehen, über denen ein oder mehrere, oft bis drei- und vierhundert Centner schwere Decksteine liegen, sind nicht von den Deutschen erbaut.

Sie finden sich nicht nur im germanischen Gebiet, sondern auch in Frankreich und auf der pyrenäischen Halbinsel und werden wohl mit Recht den Iberern zugeschrieben, die in unbekannter Vorzeit aus diesen Gebieten den Kelten und den Germanen weichen mußten. Auch in diesen Gräbern sind die Leichen theils verbrannt, theils unverbrannt beigesetzt. Die Beigaben sind Urnen, Waffen und Geräth aus Stein und Bein, nie aus Metall. Sie gehören der Steinzeit an, während alle germanischen Gräber Metalle zeigen.

In allen Theilen des häuslichen Lebens traten durch den Verkehr mit den Römern Veränderungen ein. Am Rhein und an der Donau wurde Haus und Hausgeräth reicher und zierlicher, und das vollständige Unterkleid, das zu Tacitus' Zeit nur die Vornehmen trugen, ward auch bei der Masse üblich.

Gar Viele kannten römische Cultur und reicheres Leben aus eigener Erfahrung, hatten lange Jahre als Soldaten oder Sclaven in den prächtigen Städten Galliens, Italiens, Kleinasiens zugebracht oder sie doch auf einem flüchtigen Raubzuge staunend bewundert und gekostet. Manches Stück römischer Industrie, manche schöne Waffe und reicher Schmuck kamen in die einfachen Hütten und Zelte dieser Waldbauern. Aber im Ganzen blieb doch der alte Zustand; alle jene Dinge blieben vereinzelter Erwerb und bildeten einen Gegensatz zu der sonstigen Rohheit.

Man denke sich den Hildesheimer Silberschatz, diese feinen Schalen, diese sprechenden Bilder auf rohem Holztisch. Mit der Steinaxt war er zugehauen oder dem ehernen Kelt und stand in der düngerbedeckten, kellerartigen Winterstube. Thierfelle lagen davor auf Holzbänken, Stierhörner standen darauf und rohe Thongefäße, aus denen die nackten Buben und halbnackten Männer ihre Milch oder ihr Bier schlürften, ohne Sorge, ob Bank oder Boden die Spuren zeigten.

Der wichtigste Fortschritt war die Vermehrung des Vorraths an Metallwerkzeugen und Metallwaffen.

Eisen hatten die Germanen zwar schon, als sie zum ersten Male mit den Römern zusammenstießen, und mit aller Art Geräthe aus Erz hatten die Cherusker schon mehrere Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Nachrichten den ganzen Norden versorgt. Auch die

Völker der Pfahlbauten haben Eisen und Erz neben Stein und Horn gebraucht, die erst nach dem Volke, das die Hünengräber baute, hier gelebt zu haben scheinen, aber vor den Germanen, wenn auch ein Theil der Pfahlbauten bis in die römische Zeit hinein benutzt worden ist. Die Masse der Werkzeuge und Waffen bestand freilich auch bei den Germanen und noch zu Tacitus' Zeit aus Stein, Holz und Horn, daneben etwas Eisen und etwas mehr Erz. Im Laufe der vier ersten Jahrhunderte nach Christo wurde dieser Vorrath stark vermehrt, ohne doch die Steinaxt, die Holzkeule, den mit spitzem Knochen versehenen Pfeil zu verdrängen. Es hob sich auch die Kunst, Metalle zu behandeln. Die Häuptlinge brachten Goldschmiede und Waffenschmiede von ihren Raubzügen mit und hielten sie als besonders geschätzte Knechte. Von ihnen lernte dann der heimische Schmied. Das Eisen am Pflug und die Schneide am Speer wußte übrigens jeder tüchtige Mann selbst zu schmieden, wie noch jetzt der Bauer in manchen Landstrichen nicht erst zur Schmiede fährt, wenn Rad oder Pflug gebessert werden muß.

Als Waffe gebrauchten die Germanen vorzugsweise die Framea, eine Lanze mit kurzer, schmaler Eisenspitze. Sie hatte nur kurzen Schaft und diente zum Stoß wie zum Wurf; daneben besaßen sie auch Lanzen mit ungeheuer langem Schaft, deren Eisenspitze aber ebenfalls nur kurz war.

Die Reiter hatten regelmäßig nur eine Lanze. Sie schleuderten sie nicht, sie stießen nur. Die Fußgänger hatten mehrere, um auch werfen zu können. Bogen und Pfeil führten die Germanen auf der Jagd mit großer Geschicklichkeit, aber im Kriege verschmähten sie diese Waffe. Nur ausnahmsweise ist sie angewendet. Sie verlangten nach dem Nahkampf, denn das Dreinschlagen war ihre Lust und Leidenschaft. Schwerter waren zu Tacitus' Zeit nicht häufig, und noch im siebenten Jahrhundert ward bei den ripuarischen Franken ein Schwert mit Scheide gleich sieben Kühen geschätzt, Schild mit Lanze dagegen nur zu zwei Kühen oder zu einem Ochsen.

Doch sind mehrere Völker nach dem Schwerte genannt: die Sachsen, die Suardonen, die Cherusker. Die Schwerter der Sachsen waren kurz, messerartig. Die Gothen führten neben den gewöhnlichen Waffen eine große hölzerne Wurfkeule, die Franken eine Streitaxt. Als Schutzwaffe diente ein Schild aus grell bemalten Brettern oder aus Flechtwerk, das mit Fellen geschützt war.

Indeß galt als besonders rühmlich, ohne Schild zu kämpfen, und beim Angriff, wenn das Kriegsgeschrei ertönte, hoben sie wohl den Schild in die Höhe, dem Feinde zur Verachtung und sich selbst zu wildem Genuß. Wunden und Tod waren ihnen der Reiz des Lebens, und von einem gewaltigen Hiebe konnten sie lange singen und sagen. Den slac solte got selbe haben gesehen, heißt es noch in einem späten Liede.

Das Haupt schützten sie durch Thierfelle, oft so, daß der aufgesperrte Rachen des Wolfes, des Bären auf ihrem Kopfe zu liegen kam. Noch riesenhafter erschienen dann die mächtigen Gestalten.

Die meisten Stämme kämpften zu Fuß und hatten nur kleinere Reiterschaaren. Ihre Pferde waren klein und häßlich, aber ausdauernd, und die Reiter von einer Uebung, die Gallier wie Römer in Erstaunen setzte. Ihnen dankte Cäsar seine Siege über die gallischen Reitermassen. Verächtlich blickten sie auf alle, die einen Sattel gebrauchten. Glaubten sie dem Gegner zu Fuß besser beikommen zu können, so sprangen sie mitten im Kampfe herab, eilten dann wieder zurück und sprangen wieder auf den Rücken des Thieres, das trotz des Lärmes ringsum ruhig stehen zu bleiben gewöhnt war. So durchbohrten sie gern die Pferde der feindlichen Reiter von unten her. Eigenthümlich war ihnen auch, rasche Jünglinge zwischen die Reiter zu mischen, welche die Mähne der Pferde ergriffen und so im Laufe mit ihnen Schritt hielten. Jeder Reiter hatte seinen Genossen. Sie bildeten die Reserve, wenn die Reiter allein im wilden Sturm losbrachen, sie halfen den Verwundeten, sie traten ein, sobald die Verhältnisse für den Kampf zu Fuß günstiger waren.

Im vierten und fünften Jahrhundert waren manche Stämme, wie Gothen und Vandalen, ganz und gar Reitervölker; aber das waren sie wohl erst in den Steppen an der Donau und dem Dnjester geworden.

In den Kriegen mit Galliern und Römern gewannen Viele bessere Waffen — so waren schon die 15,000 Reiter der Cimbern in der Schlacht bei Vercellae vollständig gerüstet — aber die Masse behielt doch ihre kunstlosen Waffen. Der römische Kaiser und das römische Reich erschienen ihnen deshalb als der Sitz unbegreiflicher Herrlichkeit, wenn sie plötzlich einmal eine größere Heeresabtheilung im vollen Waffenglanze erblickten.

So ging es den Alamannenkönigen Macrianus und Hariobaudes, als sie Julian in seinem Lager besuchten, das er 359 im Osten der

Alamannen aufschlug, da wo ihre Grenzsteine gegen die Burgunden aufgerichtet waren. Sie waren ganz starr vor Erstaunen. Ihr Nachbar Vadomar, der am Feldberge gebot und im Thale der Wiese, blieb ruhiger und sagte belehrend, er habe das alles seit seiner Jugend schon öfter gesehen. Aber sein Herz hing doch auch an diesen herrlichen Waffen, und später hat er sie im Kampfe gegen die Perser mit Ehren getragen und sich einen Namen gemacht durch die Kunst, wie er mit den Belagerungsmaschinen die Mauern der Städte des Orients zu brechen verstand.

Die Römer haben diese Wirkung geschickt zu benutzen gewußt. Als Aurelian die Gesandten der Juthungen empfing, saß er im Purpurgewande auf hohem Throne, das Heer hinter ihm in weitem Halbkreise aufgestellt. Die Officiere hielten zu Pferde neben ihm, und hinter dem Throne glänzten die Feldzeichen des Heeres, die goldenen Adler, die Kaiserbilder, die goldgeschriebenen Verzeichnisse der Truppen, alle auf silbernen Stangen erhöht. Da versagte den Gesandten vor Bewunderung die Sprache, und es dauerte lange, bis sie sich sammeln konnten.

Wie mit den Waffen, so war es auch mit den Wohnungen der Germanen. Hier und da erstand ein besseres Haus, mit mehreren Zimmern, gutem Unterbau, Fenstern und Schornstein — aber im Ganzen blieb der alte Zustand auch hier.

Die Westgothen wohnten um die Mitte des vierten Jahrhunderts, obwohl sie das Gebiet nördlich der Donau bereits seit 80 Jahren in ruhigem Besitz hatten, zum Theil noch in Zelten. Auch die Kirchen der gothischen Christen waren Zelte, oder doch vielfach Zelte. Hartnäckig bewahrten die Germanen auch während der ganzen Periode den Widerwillen gegen ummauerte Städte, den Tacitus an ihnen hervorhebt. Im vierten Jahrhundert bezeichneten die Alamannen dieselben als „Todtenhöfe", die von Jägernetzen umgeben seien, und noch bezeichnender ist ein ähnliches Urtheil von den Gothen der Krim im sechsten Jahrhundert. Ueber 200 Jahre waren sie Christen und hatten alle die Zeit in friedlichen und nahen Beziehungen zu Constantinopel gestanden, unberührt von den Kämpfen und Wanderungen der Stammgenossen. Und trotzdem hielten sie fest an diesem Widerwillen. Es ist ein Zeichen, daß er nicht nur in dem Mangel besserer Wohnung wurzelte, in der Unfähigkeit, Städte zu bauen, sondern in der gesammten ethischen Natur der Germanen.

Als die Gothen im Jahre 375 über die Donau zogen, zeigten sich

unter ihnen einige in einem seltsamen Aufzuge. Sie trugen einzelne Stücke des christlichen Priestergewandes, aber daneben den Eidring des heidnischen Godi — Priesters — und anderes Barbarische.

Ein Alamannenkönig hatte als Geisel in Gallien den Serapisdienst kennen gelernt und nannte später seinen Sohn Agenarich „Serapion".

Das sind Bilder, in denen sich die Zustände überhaupt spiegeln. Es erweiterte sich der Gesichtskreis der Germanen; ihr geistiges Leben wurde bereichert und vertieft, aber nicht selten auch verwirrt und der alten Stützen beraubt.

Zehntes Capitel.

Poesie. Runen. Religion. Charakter.

Poesie und Religion waren die Gebiete, auf denen sich der Geist der Germanen über das Alltägliche erhob.

Ihre Lieder erzählten die Wunder der Götter und die Thaten der Helden, wie Thor die Riesen bekämpfte, und Armin die Römer erschlug auf dem Walfelde im Walde.

Der Charakter der Poesie war theils Stammessage, theils Heldensage. Die Stammessage bewahrte eine reiche Fülle geschichtlicher Erinnerungen, die Heldensage so gut wie gar keine. Jene vertrat den Germanen die Geschichte, diese bildete neben den Göttermythen den Hauptstock ihrer Poesie.

Die Heldensage war Gemeingut aller Zweige der germanischen Völkerfamilie. Zu altüberliefertem Besitz war von verschiedenen Stämmen Zuwachs gekommen, bis sich die Stammesverschiedenheiten seit Chlodwig und noch mehr seit Karl dem Großen zu Völkergegensätzen ausbildeten. Fortan zählten die Deutschen mit den romanischen Völkern zu einer Gruppe, die in ähnlicher Weise ein Ganzes ausmachte wie die Germanen der Urzeit. In ihr entwickelte sich wiederum eine Heldensage, deren Mittelpunkt Karl der Große ist, die aber für diese älteste Periode der deutschen Geschichte nicht in Betracht kommt.

Man hat gesagt, die Heldensage sei der poetische Niederschlag der Völkerwanderung. Das ist falsch, wenn man darunter versteht, daß die Hauptgegensätze, welche die Zeit bewegten, und die wichtigsten Ergebnisse ihrer Kämpfe in der Sage wiederkehrten. Wäre dem so, dann müßte die Zerstörung des römischen Reiches in ähnlicher Weise

Mittelpunkt der Sage sein, wie die Zerstörung Trojas es für einen Theil der griechischen ist. Aber davon findet sich keine Spur. Der Römer ist der deutschen Heldensage sogar ganz fremd.

Aehnlich ist es mit dem andern großen Feinde der Germanen, mit den Hunnen. Die Sage kennt sie zwar, und ihr König Etzel ist eine Hauptfigur der Sage; aber er steht nicht im Gegensatz zu den deutschen Helden, sondern er ist einer von ihnen. Auch Etzels Söhne gleichen ganz den jungen deutschen Recken, den Wölfingen und Harlungen, den Wittich und Dietleib. Umgekehrt werden Siegfried und Dietrich zu hunnischen Helden, und Deutschland wird Hunnaland. Und gleich wie die Heldensage den Gegensatz von Germanen und Nicht-Germanen verwischt, der in der Stammessage sehr scharf betont wird, so ist ihr auch der Gegensatz der Stämme fremd. Die Nibelungen sind bald Burgunden, bald Franken; daß Dietrich ein Gothe war, wird in den Nibelungen und in Ecken Ausfahrt gar nicht erwähnt, und welchem Stamme Siegfried angehört, das wissen nur die Interpreten. Es ist das der Sage unwesentlich und wird nur zufällig erhalten.

Daher sind die Thaten und Leiden der Helden auch nicht als ein Spiegelbild der Schicksale der Völker anzusehen. Wenn Ermanrich die Swanhilde heirathet, so bezeichnet das nicht den Bund der Gothen mit einem nordischen Volk, und wenn Dietrich die Nibelungen besiegt, so bezeichnet das nicht einen Sieg der Gothen über Burgunden oder Franken.

Fremd ist der Heldensage endlich auch der große Kampf von Heidenthum und Christenthum.

In Ecken Ausfahrt siegt Dietrich zwar, weil er Gott vertraut und Ecke von göttlicher Hülfe nichts wissen will; aber das ist nur der Gegensatz von frommem Mannesmuthe und unbändigem Riesentrotz, der sich innerhalb jeder Religion vollziehen kann und bei den Griechen z. B. in der Sage von Ajax wiederkehrt.

Von den Ereignissen der Völkerwanderung bewahrt die Heldensage kaum eine verlorene Erinnerung und von den Helden nicht mehr als einige Namen, die aber mit den entsprechenden Helden kaum etwas zu thun haben. Nicht der Ostgothenkönig Theodorich lebt in der Dietrichsage: sein Glück und Unglück, seine Verbrechen wie seine wunderwürdigen Thaten sind vergessen. Der Dietrich der Sage ist nicht der kluge und feine Geist, der die Cultur Roms mit der Kraft und Frische germanischen Wesens bewußt zu vereinigen strebte, dem es gelang,

länger als dreißig Jahre ein weites Gebiet zu beherrschen und zu mehren. In der Sage wird er aus seinem Reiche vertrieben und lebt zweiunddreißig Jahre als Flüchtling von der Gnade eines fremden Königs, des Etzel, dem er dafür als Mann dient mit seinem Gefolge. Als Etzels Söhne auf einem Kriegszuge unter Dietrichs Leitung erschlagen werden, bietet Dietrich seinem Herrn das eigene Haupt zur Sühne. Und dieser Etzel oder Atli hat von dem Attila der Geschichte gleicher Weise nur den Namen. Er spielt eine ähnliche Rolle wie der Gothe Ermanrich; er ist der reiche, mächtige König, der nicht selbst in den Krieg zieht, sondern wie der Kaiser von Rom in ruhiger Majestät thront, während andere Könige und Fürsten in seinem Dienste kämpfen. Von der Gottesgeißel, unter deren Schlägen die Völker zergingen, ist im Attila der Heldensage nichts zu finden. Ermanrich aus dem vierten, Attila aus dem fünften und Theoderich aus dem sechsten Jahrhundert macht die Sage zu Zeitgenossen, und oft wechseln ihre Helden geradezu die Rollen. Siegfrieds Drachenkampf hat in einer anderen Sage sein Vater Siegmund bestanden, in einer dritten Dietrich von Bern. Noch bezeichnender ist, daß selbst die Charaktere der Helden wechseln. Wittich, das Urbild der Treue und Tapferkeit, ist in der Rabenschlacht und Dietrichs Flucht von seinem Fürsten Dietrich abgefallen, flieht dann im Kampfe feig vor ihm und läßt seinen Gefährten und Schwestersohn Rienalt im Stich. Für den Charakter und die Eigenschaften geschichtlicher Personen ist also die Heldensage keine Quelle; nur der Umstand selbst, daß sie in die Heldensage aufgenommen wurden, ist ein Zeugniß für ihre Größe. Doch waltet auch hier der Zufall. Chlodwig ist nicht aufgenommen, auch nicht Genserich, und von den Westgothen keiner der großen Könige.

Die geschichtlichen Namen bilden endlich nur eine Gruppe in dem Heldensaal der Sage; andere stammen aus dem Göttersaal oder aus Jötunheim und den Höhlen der Zwerge. Dorther stammen auch die Rosse und Waffen der Helden und mit gewiß seltenen Ausnahmen die bedeutenderen Frauen. Nicht undenkbar wäre es zwar, daß die fränkische Brunhild die Erinnerung an die Walkyrie verstärkte, aber kein Zug in dem Bilde von Gunthers Gattin ist der gewaltigen Königin entlehnt. Brunhild und Swanhild, die Ahnfrau Wielands wie die Jungfrauen auf dem Drachenstein sind mythische, d. h. göttliche Wesen.

Es ist erklärlich, daß die Helden ihren geschichtlichen Charakter

verloren, als sie in diese Genossenschaft aufgenommen wurden. Sie wurden Halbgötter oder Vertreter der Götter. Dagegen ist die Heldensage insofern der poetische Niederschlag der Völkerwanderung, als sie die sittliche und religiöse Weltanschauung der Germanen verkörperte. In ihr hat das Volk die Träger seiner Ideale geschaffen, an denen es sich erhob in großen Stunden, und mit denen es sich tröstete im Leid, deren Beispiel warnte oder ermunterte.

Als Sigurd erschlagen ist und Gudrun starr und unbeweglich neben der Leiche sitzt, da kommen die Frauen und erzählen ihr zum Troste all das Schwerste, das sie erlitten. Das leistete im Großen die Sage. Und wie viele Könige sind in jenen Tagen vertrieben wie der Berner, wie manche edle Frau harrte in der Knechtschaft wie Gudrun! Selbst noch am Ende des neunten Jahrhunderts ermahnte der Bischof Fulco den König Arnulf zur Treue gegen Karl den Einfältigen, indem er an die Sage von Ermanrich erinnerte, der, von dem bösen Sibich verführt, sein ganzes Geschlecht vertilgte.

Die Form der Poesie war der Stabreim, d. h. der Vers zerfiel in zwei Abtheilungen, und in jeder derselben begann ein für den Gedanken wichtiges und durch Betonung hervorgehobenes Wort mit dem gleichen Anlaut. In der ersten Abtheilung standen oft auch zwei Wörter dieses Anlautes. Diese Wörter hießen Runen, das ist Stäbe, und der Name zeigt, daß diese Poesie unmittelbar zusammenhing mit der Runenkunde.

Die Poesie war nicht möglich ohne den Stab, und aller Wahrscheinlichkeit nach war auch die Rune oder der Stab nicht möglich ohne die Poesie.

Denn die Runen waren keine Buchstaben, sondern Zeichen, welche als Sinnbild für den Gott oder die Sache dienten, deren Namen die Rune trug. In dem Zeichen ruhte das Wesen der Sache, und es ward lebendig und wirksam, wenn der Name der Rune gesprochen ward. Dies geschah aber regelmäßig nicht allein, sondern in dem Zauberspruche, dessen entscheidende Worte mit der Rune durch Allitteration gebunden waren.

Scharf drückt dies der Mythus von der Erfindung der Runen durch Odin aus:

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baume
Neun lange Nächte
Vom Speer verwundet.
. . . .

Da neigt' ich mich nieder,
Auf Runen sinnend, lernte sie seufzend;
Endlich fiel ich zur Erde.
Hauptlieder neun lernt' ich . . .

Die Erfindung der Runen ist also die Erfindung des Zaubers, der Odin befreit, und die Erfindung geschieht im Lied.

Die Runen dienten als Zauber auf dem Trinkhorn, dem Speer, dem Schmuck u. s. w., vor allem aber bei der heiligen Kunst der Seher. Auf ein weißes Tuch streute der Hausvater oder der Priester die mit den Runen bezeichneten Stäbe und hob dann unbesehen nacheinander drei davon auf. Aus ihnen deutete der Kundige den Willen der Götter und verkündete ihn in einem Spruch, in dem die Runenstäbe zu Versstäben wurden. Sie bildeten die Hauptstäbe des dreizeiligen Spruches, denen die anderen betonten Worte oder Stäbe durch Allitteration verbunden waren.

Entweder ist von dieser Gattung der Poesie der Name Stab auf die allitterirenden Worte in aller Poesie übertragen, oder es wurden ursprünglich nur die Runennamen zu Hauptstäben gebraucht. Wie dem aber auch sei, jedenfalls stand die älteste Poesie und die Mantik der Germanen in unmittelbarem Zusammenhange mit den Runen, und diese können nicht jünger sein als jene. Dem entspricht es, daß sich Runen bei allen germanischen Stämmen fanden, ehe die Römer zu ihnen kamen.

Dagegen haben die Germanen die Kunst, ein Wort in seine Laute aufzulösen, erst von den Römern gelernt. Nur einen ersten, vorbereitenden Schritt hatten sie selbständig dazu gethan, indem ihr Stabreim auf den Anlaut achten lehrte und ihn in gewisser Weise von dem Worte loslöste.

Aber völlig geschah dies erst, als sie bei den Römern die Kunst des Schreibens und das Geheimniß der Buchstaben kennen lernten. Da bildeten sie den Gebrauch der Runen nach dem Vorbilde der römischen Buchstaben weiter aus und verliehen ihnen den Buchstabenwerth ihres Anlautes.

Seitdem hatten die Runen eine doppelte Bedeutung. Erstens waren sie das zauberkräftige Zeichen für die Sache und zweitens Buchstaben. Allein auch jetzt überwog noch immer die erste Bedeutung. Wollte man schreiben, so benutzte man regelmäßig die lateinischen Buchstaben, die Runen nur bei feierlichen Gelegenheiten, zu kurzen Inschriften, zu Kalendern u. dergl.

Auch erhielt die Rune niemals festen Lautwerth, sondern wenn sich im Laufe der Sprachentwickelung der Anlaut des Namens der Rune änderte, so änderte sich auch der Buchstabenwerth der Rune. Die Rune „Jahr" hat deshalb bei Gothen und Angelsachsen den Buchstabenwerth j, im altnordischen Alphabet den Werth a; denn dort heißt sie jêr und geâr, hier âr.

So tragen die Runen gewissermaßen den urkundlichen Beweis mit sich, daß sie ursprünglich keinen Buchstabenwerth hatten, sondern ihn nur nachträglich gewannen.

Bei dieser Fortbildung der Runen ist die Form derjenigen, welche sich zum zusammenhängenden Schreiben nicht eigneten, nach dem Muster der entsprechenden Buchstaben geändert. Und da uns nur Runen dieser jüngeren Zeit erhalten sind, so hat diese Aehnlichkeit der Form zu der irrigen Annahme verleitet, daß die Germanen ihre Runen überhaupt erst aus dem römischen Alphabet entwickelt hätten.

Poesie und Runen haben uns schon mitten in das religiöse Leben der Germanen geführt.

Wie die Griechen nicht die zwölf Götter verehrten, die in den Handbüchern der Mythologie verzeichnet werden, sondern jede Stadt eine kleine Gruppe von Gottheiten, die sich bildete aus den Göttern und Heroen der Stämme, aus denen sich die Bewohner der Stadt zusammensetzten, so war es auch bei den Germanen. Jeder Stamm verehrte eine besondere Gruppe von göttlichen Wesen, daneben aber einige Götter anderer Stämme, mit denen sie sich viel berührten oder gemischt hatten. Auch darin endlich glichen die Cultusverhältnisse den griechischen, daß mehrere Völkerschaften durch gemeinsame religiöse Feste verbunden waren.

Die Suebenstaaten schickten alljährlich zu bestimmter Zeit Gesandte zu dem heiligen Hain, der im Lande der Semnonen lag. Sie betraten den Hain mit gefesselten Gliedern, und wer hinstürzte, durfte sich nicht wieder erheben, er mußte sich am Boden fortwälzen. Der Mensch sollte bekennen, daß er nichts sei vor dem Gotte, der hier verehrt ward als letzter Ursprung des Volkes und Lenker des Weltalls. Die Opfer, die ihm gebracht wurden, begannen mit einem Menschenopfer. Eine andere Völkergruppe, die an der Ostsee saß, in Schleswig-Holstein und östlich davon, verehrte die Nerthus, die Mutter Erde. Auf einer Insel lag dort ein heiliger Hain, und in demselben stand ein heiliger Wagen, den nur Ein Priester berühren durfte. Nun

glaubten die Völker, daß die Göttin sich zu gewissen Zeiten auf diesen Wagen niederlasse und die Menschen besuche. Wenn der Priester merkte, daß die Göttin im Heiligthum sei, so bespannte er den Wagen mit zwei Kühen und führte ihn durch das Land. In freudigem Zuge folgte die Menge dem Wagen, und wohin er kam, da ruhte alle Arbeit und aller Streit: die Waffen waren verschlossen, die Herzen waren geöffnet, es war Feiertag.

War die Göttin von dem Verkehr mit den Menschen gesättigt, so führte er den Wagen in den Tempel zurück, und dann wurde der Wagen und die Gewänder, ja die Göttin selbst, wie sich das Volk ehrfurchtsvoll zuraunte, in einem verborgenen See abgewaschen und von dem Erdenstaube wieder gereinigt. Hierbei mußten dem Priester Diener helfen, die aber gleich darauf in dem See ertränkt wurden. Daher umhüllte den See ein geheimnißvoller Schauer, und es blieb in ein heiliges Dunkel gehüllt, was es sei, das nur diejenigen schauen durften, die dem Tode geweiht waren.

Solcher Amphiktionien oder Cultgenossenschaften gab es noch mehrere, aber keine, die alle Germanen vereinigt hätte, wie Olympia und Delphi die Griechen einte, und die Priestergenossenschaft der Druiden alle Kelten.

Wohl aber sind einige Gottheiten allmählich allen Stämmen bekannt geworden, namentlich Thor und Wodan. Man möchte oft glauben, als sei Wodan für alle Germanen der höchste Gott gewesen wie Zeus für die Griechen; aber das war er ursprünglich nur für Sachsen und Dänen, selbst bei den Schweden und Norwegern dagegen nur in Folge einer gewissen theologischen Entwickelung und nicht vollständig — Landesgott von Norwegen blieb Thor —, und bei einigen Stämmen gewann seine Verehrung nie größere Bedeutung. Daher ist auch z. B. der vierte Wochentag, der in England, Westfalen, Friesland und Skandinavien der Wodanstag heißt, bei den Alamannen götterlos, und nur selten findet sich bei ihnen ein Wodansberg.

Bei einigen Stämmen wurde der alte Hauptgott verdrängt durch einen anderen. Dazu gab es vielfachen Anlaß: bisweilen verschaffte sich der höher entwickelte Cultus eines anderen Stammes allmählich friedlichen Eingang, oder es entsagte der Theil des Stammes, der die Heimat verließ, auch den Göttern der Heimat und diente fortan dem Gotte des Landes, in dem er zu einem selbständigen Volke erwuchs und meist mit den alten Bewohnern verschmolz. So sind die Sueben — Chatten aus Verehrern des Ziu Verehrer Odins

geworden. Bisweilen gab auch wohl schweres Unglück den Gedanken ein, der alte Gott sei nicht stark genug. Von solchen Veränderungen sehen wir nur noch verlorene Spuren, und über keine einzige haben sich Nachrichten erhalten, die den Vorgang anschaulich machten, auch nicht über analoge Vorgänge bei den Griechen. So mag es ein Beispiel aus der neueren Geschichte verdeutlichen.

Als Spanien unter König Philipp IV. in großer Noth war, da ernannte ein Beschluß der Cortes, „um der besonderen Begünstigung willen, die sie durch eine solche Fürbitte von Gott zu erlangen hoffen, die glorreiche und erlauchte Jungfrau Santa Teresa de Jesus zur Patronin ihrer Reiche," während eine Minderheit an dem bisherigen Patron S. Jago festhalten wollte, „unter dessen Schutze sie die Welt zu ihren Füßen und das Land mit Wissenschaften und Kunst geschmückt gesehen." Denn so wurden die Götter der Germanen angesehen, wie etwa in Rußland oder Italien und Spanien die Heiligen.

Die Kräfte der Natur standen in ihrem Dienst: sie fuhren im Sturm daher und schmetterten im Blitze nieder, sie verliehen Sieg und heilten bösen Schaden; aber sie waren nicht allgewaltig, sie beschränkten sich gegenseitig und waren beschränkt durch die geheimnißvolle Macht der vaurd oder des Schicksals. Es gab eine Zeit, da waren sie noch nicht, und es wird eine Zeit kommen, da werden sie untergehen im fürchterlichen Weltenbrande, im Kampfe mit den Mächten der Finsterniß, denen sie in der Urzeit die Erde und den Himmel abgewonnen haben. Dann zerreißt der alte Wolf die Bande, dann beginnt der Kampf, dann fällt die Sonne vom Himmel, dann siegen die Götter über die bösen Mächte; zugleich aber erliegen sie vor ihrem Gift und Geifer. Aus dem Chaos erhebt sich danach ein neuer Himmel und eine neue Erde, wo selige Götter selige Menschen regieren, die nicht verlangen nach Gold und sich nicht morden aus Gier: denn

„Morgenthau ist all ihr Mahl."

Tiefe Inbrunst erfüllte das Herz der Germanen, und das stolze Vertrauen, daß sie selbst göttlichen Geschlechtes seien. Der Tod hatte keine Schrecken für sie, nur der Strohtod, der Tod auf dem Siechbette. Wer im Kampfe fiel, wer im Feuer verging, von den Wogen verschlungen ward, oder auch im Kerker vermoderte nach tapferem Kampfe, der starb lachend. Ihn riefen die Walkyrien, luden ihn ein zu Odins Saale, wo in langen Reihen die Helden der Vorzeit auf Bänken saßen und unendliches Bier tranken aus mächtigen Hörnern.

Tempel hatten die Germanen nur selten; meist verehrten sie die Götter in heiligen Hainen oder auf ragenden Bergen. Eine mächtige Eiche, oder sonst ein Wald- oder Fruchtbaum, oder eine Quelle galt daselbst wohl als Sitz des Gottes, oder ein heiliges Symbol: ein Holz, ein Schwert, ein Stein. Bilder hatten sie nicht, sie verstanden auch nicht sie zu machen.

Im Ganzen betrachtet, waren die Götter wie das Volk mehr hart und rauh als zart. Wohl gehörte auch zu ihrem Dienste die fröhliche Festfeier; so, wenn der stroh- und moosbekleidete Winter ausgetrieben ward im lustigen Kampfspiel von dem laubgeschmückten Sommerhelden, oder wenn in der Neujahrsnacht eine neckische Schaar Umzug hielt durch das Dorf — aber er war auch nicht frei von den Schrecken des Aberglaubens. Selbst Menschen wurden geopfert und zwar nicht bloß in der ältesten Zeit, sondern bis zum Siege des Christenthums. Im achten Jahrhundert ist es vorgekommen, daß schon bekehrte Germanen ihre Knechte an heidnische Nachbarn als Opferthiere verkauften.

Solche Opfer wurden vor der Schlacht gebracht oder nach dem Siege oder sonst in feierlicher Stunde. Regelmäßig nahm man Gefangene dazu oder Knechte; in großer Noth ist aber auch wohl der Königssohn geopfert oder der König selbst. Meist waren es einzelne Männer, doch bisweilen auch eine größere Anzahl. „Vor der Zeit," heißt es in dem Gesetzbuche der Insel Gothland, „und noch lange nachher glaubten die Leute an Haine, an hohe Schutzorte und gehegte Plätze, und dem Heidengott opferten sie ihre Söhne und Töchter und Vieh nebst Speisen und Getränk."

Ebenso sind nach dem Siege der Cimbern im Rhonethale und nach der Varusschlacht zahlreiche Menschenopfer gebracht, und im fünften Jahrhundert opferten die Sachsen, welche an Galliens Küste landeten und ähnlich wie später die Normannen Raubzüge ins Innere machten, regelmäßig den zehnten Mann von den Gefangenen, ehe sie wieder zu Schiffe gingen.

Bei den Cimbern pflegten auch vor der Schlacht mehrere Gefangene geopfert zu werden. Greise Priesterinnen vollzogen das Opfer. In weißen Gewändern, die ein eherner Gürtel zusammenhielt, darüber einen Mantel aus feinem Linnen und mit einer Spange befestigt, unbeschuht und in der Hand das Messer — so gingen sie den Gefangenen entgegen, bekränzten sie und führten sie an einen ungeheueren Metallkessel, der mehr als sieben Eimer faßte und als

das größte Heiligthum des Volkes galt. Dann trat eine von den Priesterinnen auf einen Schemel, das Opfer ward in die Höhe gehoben, sie bog den Kopf über den Rand des Kessels und zerschnitt ihm die Kehle, um aus dem rinnenden Blute das Schicksal der Zukunft zu lesen. Die anderen öffneten dann den Körper und weissagten aus den Eingeweiden. So folgte ein Opfer dem anderen.

Nicht anders war das Gemüthsleben, der Charakter des Volkes. Sie hatten die Tugenden eines frischen hochbegabten Stammes, aber auch die Schwächen und Laster der Barbaren.

Der zarteste Zug ihres Gemüthes war der Sinn für Keuschheit und demnächst ihre Verehrung der Frauen. Doch bedarf es bei diesem schönen Lobe starker Einschränkungen.

Wohl sahen sie in der klugen Alten, in der prophetischen Jungfrau fast göttliche Wesen, und in dem hohen Wergeld, in der grausamen Bestrafung des Frevlers an der weiblichen Ehre und in manchem ähnlichen Zuge ist das gesammte Geschlecht geehrt; aber das hinderte doch nicht, daß sie der Frau die ganze Arbeit aufbürdeten, daß der Mörder des Vaters die Tochter zwang, sein Weib zu werden und an fröhlicher Tafel aus dem Schädel des Vaters zu trinken, daß der Mann sein Weib hart schlug und in der Noth verkaufte.

Rücksichtslose Härte war der Grundzug ihres Charakters. Wer sie nicht bewährte, der war kein Mann. Bewähren mußte er sie gegen Freund und Feind, bewähren mußte er sie auch gegen sich selbst. Kein Zaudern, keine Ueberlegung galt, wo der nächste Schritt über Tod und Sieg entschied. Wer das that, der hieß ein Feigling. Wie ein Sturmwind ging der Held durch das Leben, er stürmte von Sieg zu Sieg, bis er in den Tod hineinstürmte. Das war es, was die Römer mit Entsetzen erfüllte, aber auch mit Bewunderung. Alles sah auf, wenn der Franke Arbogastes, der Gothe Fravitta durch die Halle des Kaisers schritten. Seiner Freunde und Güter, seiner Kinder und seines Landes durfte der Mann nicht gedenken, wenn es seine Ehre galt, wenn der Sieg über den verhaßten Gegner oder die Rache davon abhing. Der Vater mußte die Tochter lebendig begraben oder mit Ruthen in die Wildniß peitschen, wenn die Sitte es gebot; der Mann mußte trotzig lachen, wenn er zum Tode geführt ward, oder der Würfel ihn in die Knechtschaft schleuderte. Schmachvoll wäre es gewesen zu klagen.

So hart sie waren, so stolz waren sie auch. Keinem wollten sie nachstehen an Ehre und Ansehen. Zur Zeit des Nero kamen zwei

friesische Häuptlinge, Malorix und Verritus, als Gesandte nach Rom, um den Kaiser zu bitten, ihnen einen wüsten Strich des Grenzlandes zur Besiedelung zu überlassen. Nero konnte sie nicht gleich empfangen, und so wurden sie als des Kaisers Gäste in der großen Stadt zu den Sehenswürdigkeiten und Wunderdingen geführt. So brachte man sie auch in das Theater des Pompejus. Man gab ihnen Plätze minderen Ranges: es waren ja nur Barbaren, Häuptlinge eines kleinen Volkes. Aber die Männer ließen sich nicht blenden von dem Glanze und der Menge; sie schauten umher und fragten nach Ehre und Bedeutung der Sitze und Personen, und als sie nun fremdgekleidete Leute unter den Senatoren sitzen sahen, da schöpften sie Verdacht, daß man anderen Gesandten einen Ehrenplatz gegeben habe. Ihre Begleiter suchten ihnen die Sache zu erklären: das Volk jener Gesandten sei besonders geehrt wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit und Treue gegen Rom. Da sprangen die Friesen auf, und unter dem Rufe: „Kein Mensch übertrifft die Germanen an Tapferkeit und Treue," stiegen sie von der Gallerie herab, mitten durch das riesige Theater und ließen sich auf dem ersten Range unter den Senatoren nieder, wo jene anderen Gesandten saßen.

Auch den weltbeherrschenden Römern gegenüber bewahrten sie diesen Stolz. Er lebt in Ariovists trotziger Antwort, da ihn Cäsar zu sich beschied, wie in dem Gothen Athanarich, der sich weigerte, zum Abschluß des Friedens auf römischen Boden zu kommen, und den Kaiser Valens zwang, ihm bis in die Mitte der Donau und damit bis an die Grenze des Reiches entgegenzufahren und so vom Schiffe aus zu unterhandeln. In ähnlicher Weise mußte der stolze Valentinian bei Mainz über den Rhein fahren, während die Alamannen auf ihrem Ufer blieben.

Trotzig heulten sie den Schlachtgesang, und der König Macrian gab durch jede Bewegung und jede Miene zu erkennen, in seiner Hand liege es, Rom den Frieden zu schenken oder zu weigern.

Aber dieser Stolz war der Stolz der Barbaren; im Glück wurde er zum Uebermuth und im Unglück leicht ganz gebrochen. Auf stolzem Roß, in glänzender Rüstung und mit prahlerischer Geberde führte Chnodomar die Alamannen bei Straßburg in die Schlacht — mit gekrümmtem Rücken betrat er als Gefangener Julians Zelt; dann warf er sich zu Boden und flehte um Gnade (primo curvatus deinde humi suppliciter fusus). Ebenso warfen sich die Gesandten der Franken vor Julian auf den Boden, und in ähnlicher

Weise baten die übrigen Alamannen und die Quaden um Frieden. Es war kein Unterschied zwischen ihrem Auftreten und dem der Sarmaten.

Gern preisen wir die Treue als echte Nationaltugend; aber damals war sie es nur in den persönlichen Beziehungen.

Auch die Sittlichkeit der Menschen wird erst, die Fähigkeit dazu, bedarf erst des Raumes und der Gelegenheit, sich zu entfalten. Nun waren die Familie, das Geschlecht, die Markgenossen, die Ehe, das Gericht, die Freundschaft, die Gefolgschaft anerkannte, geheiligte Mächte, welche von Jugend auf den Mann beherrschten und zum Gehorsam erzogen. Namentlich das Rechtsleben legte in seiner uns Modernen ganz fremdartigen, die Billigkeit vollständig ausschließenden Unerbittlichkeit die schwersten Pflichten auf. Wer die Treue verletzte, wer den Glauben und die Hülfe der Genossen verlor, der konnte seinen Acker nicht bebauen, sein Holz nicht nutzen, seinen Proceß nicht verfechten. Ueberall war der Mann auf die Mitwirkung der Genossen angewiesen — nicht einmal die Wohlthat des Gesetzes ward ihm zu Theil, wenn er allein stand: der Richter sprach ihm nicht Recht, wenn er nicht Eidhelfer fand, die seinen Eid bekräftigten. Die germanische Gerichtsverfassung kannte kein anderes Beweismittel als den Eid. Als diese Ordnung auf die verwickelten Verhältnisse der germano-romanischen Reiche übertragen ward, da ist der Eid so entsetzlich mißbraucht, daß schleunig auf Abänderung des Verfahrens gedacht werden mußte. Aber das war nur eine Folge des Widerspruchs zwischen den neuen Zuständen und der alten, in einfachen Verhältnissen erwachsenen Einrichtung. In den voraufgehenden Jahrhunderten hatte sie sich bewährt, und das ist ein Beweis, daß da auch die Eide sich bewährten. Das gegebene Wort durfte der Mann nicht brechen, auch wenn sein ganzes Herz sich gegen die Verpflichtung empörte.

Der Gepidenkönig hatte den Langobarden Alboin als Gast am Tisch, der ihm kurz zuvor seinen tapferen Sohn im Kampfe erschlagen hatte. Während des Trinkens begann ein Necken und Streiten der Genossen, und höhnisch erwähnten die Langobarden zuletzt jenes Sieges. Da sprangen die Gepiden auf, und Alboin wäre mit seinen Genossen erschlagen; aber der alte König schützte ihn. Er war am schmerzlichsten verletzt — doch das achtete er nicht. Mit ruhiger Gewalt bändigte er den Tumult, damit das Gastrecht nicht verletzt werde.

Ein englischer Mönch, der den Dänen sonst alle Gräuel nach-

sagt und alle Laster andichtet, muß doch bekennen: das einmal verpfändete Wort brechen sie nicht.

Rühmlich war es, den Feind zu erschlagen, der das Recht verweigerte, den Frevler, den man beim Verbrechen ergriff; aber offen mußte es geschehen, nicht bei Nacht, nicht an heimlicher Stelle. Dem nächsten Manne, der ihm begegnete, mußte er es künden oder in dem nächsten Hause, an das er kam. Sonst galt er als Niding, als echter „Mordwolf". Vor den Augen des Königs, der mit seinen Gefolgsgenossen Abends in der Halle beim Mahle saß, erschlug Asbjörn einen Beamten desselben.

Die Genossen sprangen auf, ergriffen den Thäter und führten ihn hinaus. Nach einiger Zeit hörte der König, daß sie ihn noch nicht getödtet hätten, und fragte danach. Da antwortete ihm einer: „Herr, nennt ihr das nicht Mordwerk, Leute bei Nacht zu erschlagen?" So wartete man bis zum Morgen.

Dietrich und Egge hatten wüthend aufeinander losgeschlagen, bis die Sonne sank; da machte Dietrich den Vorschlag, für die Nacht aufzuhören. Und nun legte sich erst Egge schlafen, während Dietrich wachte; dann schlief Dietrich, und Egge beschützte ihn. Sie schliefen ohne Furcht. Keinem der Helden kam auch nur der Gedanke, daß es Gefahr bringen könnte, sich so dem Gegner zu überliefern, der bei Sonnenaufgang auf Tod und Leben mit ihm kämpfen sollte.

Dagegen war im politischen Leben von solcher Treue nichts zu spüren.

Die den Römern geschworenen Eide brachen die Germanen ohne jede Scheu; einstimmig wurden sie von den Zeitgenossen schlechthin das treulose Volk genannt, die gens perfida. Man kann das entschuldigen durch die Erwägung, daß sie von den Römern als rechtlos behandelt wurden; aber das ändert die Thatsache der Treulosigkeit nicht. Und dem eigenen Volke bewahrten sie die Treue nicht besser. Vaterland und Volk waren ihnen fast fremde Gedanken. Wie Segest es mit Rom hielt gegen Armin, wie Labeo gegen Civilis focht, so traten auch im vierten und fünften Jahrhundert viele der tüchtigsten Männer aller Stämme in Roms Dienst und kämpften gegen ihr Volk. Fritigern führte römische Truppen über die Donau, seinen Nebenbuhler Athanarich zu vertreiben, und hundert Jahre später erbot sich der Ostgothe Theodorich, seine Landsleute in Thracien zu vernichten, wenn der Kaiser nur seine Forderungen erfüllen wollte. Der Frankenhäuptling Charietto hatte erst manches Jahr mitgeraubt; dann änderte

er das Geschäft, ließ sich in Trier nieder und diente den Römern als freiwillige Polizei gegen seine alten Genossen. Allein schlich er sich in die Nähe der Raubschaaren, und wenn sie Nachts, trunken von Wein, in tiefem Schlafe lagen, so schnitt er ihnen die Köpfe ab und brachte sie triumphirend in die Stadt. Später diente er im Heere Julians.

Es galt den Germanen nicht für eine Schande, Rom zu dienen, und mit gleicher Lust kämpfte man mit dem Landsmann wie mit dem Fremden, wenn man nur tapfer focht, wenn es nur hart herging. Gleich nach einer Niederlage traten oftmals Schaaren von denen, die eben gegen Rom gefochten hatten, in römischen Dienst.

Wohl murrten die germanischen Cohorten im römischen Heere einmal, wenn einem hochstehenden Landsmanne Gewalt drohte, und dem Bataver Civilis rettete dies im Jahre 69 das Leben; aber ein geschickter Mann konnte sie mit kleinen Mitteln beruhigen und lenken. Die Kaiser wurden von den Legionen ernannt, und die Germanen bildeten einen mächtigen Bestandtheil der römischen Heere; aber die beiden Germanen Magnentius und Silvanus, welche den Purpur nahmen, sind gerade von ihren Landsleuten verrathen oder doch im Stich gelassen.

Umgekehrt haben auch die zahlreichen Germanen, die als Minister und Feldherren das römische Reich regierten, auf ihre Landsleute keine besondere Rücksicht genommen. Nur die Gegner und Neider verleumdeten den stolzen Fravitta, er habe den Gaina entkommen lassen, und bald darauf den Stilicho, er habe Rom den Germanen verrathen. Stilicho, Fravitta, Modares, Silvanus, Gento und die zahllosen Anderen dienten Rom und sich selbst — eine Pflicht gegen ihr Volk kannten sie nicht.

Leider aber ist es damit noch nicht genug: es sind auch gar manche Thaten gemeinen Verrathes überliefert.

Als Audoin König der Langobarden wurde, floh Hildegisel, ein Nachkomme des früheren Königs, zu den Gepiden, und umgekehrt hatte um dieselbe Zeit ein Nachkomme des früheren Gepidenkönigs bei Audoin Schutz gesucht vor Thorisind, der ebenfalls aus neuem Geschlecht zum Könige gewählt war und die alte Familie fürchtete. Die Könige forderten von einander die Auslieferung der Flüchtlinge, und da die Großen eine solche Verletzung des Gastrechts nicht duldeten, so beredeten sie sich, dieselben heimlich zu ermorden.

Um sich selbst zu retten, führte ein gefangener Alamanne die Römer auf Schleichwegen in die Dörfer seiner Heimat. Widerstandslos wurde da alles verbrannt, und der König Hortarius mußte sich harten Bedingungen unterwerfen. Viel schändlicher noch handelte dieser König selbst, als Julian im Jahre darauf (359) eine Brücke über den Rhein zu schlagen versuchte und zahlreiche Könige der Alamannen mit ihren Kriegern am Ufer versammelt waren, das Werk zu hindern. Da ließ sich Hortarius von Julian bewegen, ihm seine Bundesgenossen, die Könige und Führer des ganzen Heeres in die Hände zu liefern. Er lud sie zu einem Gelage, das bis in die Nacht fortgesetzt wurde, während Julian 300 auserlesene Krieger in leichten Kähnen im Dunkel der Nacht an dem verabredeten Orte über den Rhein setzte. Dort warteten sie, und arglos ritten die Könige und die anderen hervorragenden Führer in den Hinterhalt. Es war ein langer Zug, die Fürsten und Herren alle zu Roß, begleitet von einem großen Schwarm von Dienern zu Fuß.

Plötzlich drangen die Römer auf sie ein. Die Könige konnten entfliehen, da sie beritten waren, und nur der Troß wurde niedergehauen; aber der Zweck war doch erreicht. Denn die Alamannen glaubten, der Uebergang sei bewirkt.

Das staatliche Leben der Germanen war noch zu unentwickelt, als daß es politische Sittlichkeit hätte erzeugen können. Die Formen waren vorhanden; aber zu lose war das Band, das die Mark- und Gerichtsgemeinden zu Staaten verknüpfte: ohne Schande mochte sich ein Glied daraus lösen und zu dem Feinde übergehen. Freund, Genosse, Verwandte waren die Begriffe, welche ihren moralischen Gesichtskreis beherrschten — vor allem aber der eigene Vortheil und der eigene Ruhm. Das Leben war so rauh, so oft stand alles auf des Schwertes Schneide, daß nur die größte Rücksichtslosigkeit sich zu behaupten vermochte.

Die Schicksale folgten einander in raschem Wechsel, viel rascher noch als in unserer schnelllebigen Zeit. Denn tausend Mittel stehen uns zu Gebote, die Güter, welche eine reiche Stunde gewährt, aufzuspeichern für dürre Jahre.

Nicht so damals: heut' im Ueberfluß reicher Beute, bedient von römischen Adeligen, die aus ihren üppigen Villen in das ärmliche Zelt geschleppt waren — morgen flüchtig vor dem rächenden Römerheer. Zahllos wuchs die Jugend heran; aber ebenso zahllose Opfer forderte der beständige Kampf. Auf allen Seiten nahte der Tod,

man war ihm vertraut und wußte nicht anders, als daß er mit Jauchzen und Kampfgeschrei zu empfangen sei, und zögerte er zu lange, so suchte man ihn, um dem müden Alter nicht langsam zu erliegen.

Darum wollte man sich aber auch nicht engen und zwängen lassen. Die Leidenschaft sollte ihr Recht haben — all das Recht, das ihr der Väter Sitte gewährte.

Die Lüsternheit mußte man bekämpfen, das forderte die Sitte; aber die Wuth, die Grausamkeit, die Gier durften ungescheut wüthen. Ein Fortschritt war nicht zu erwarten, ehe nicht der Staat größere Kreise des Stammes in dauernden Formen zusammenfaßte und den Einzelnen strenger zwang, dem Ganzen zu dienen.

Aber trotz dieser Barbarei und trotz dieser geringen Ausbildung staatlicher Ordnung darf man die Germanen nicht schlechthin mit irgend einem wilden Stamme vergleichen. Gewiß, ihre Kämpfe mit Rom gleichen denen der Tscherkessen mit den Russen, der Afridis und der anderen Bergstämme des Himalaya und des afghanischen Alpenlandes mit den Engländern, oder der Rothhäute mit den Truppen der Union; aber ein Unterschied zeigt sich sofort. Aus diesen Barbaren ist im Laufe des dritten, vierten und fünften Jahrhunderts eine ganze Reihe von Männern hervorgegangen, die in dem ihnen an Cultur so unendlich überlegenen Römervolke die einflußreichsten Aemter bekleideten. Sie pflegten emporzukommen im Heere, wo Muth und kriegerischer Scharfblick die Entscheidung gaben; sie sind dann aber auch in die Civilverwaltung übergetreten und haben auch hier mit Auszeichnung gewaltet. Und in den folgenden Jahrhunderten bewährten sie eine staatbildende Kraft, die da beweist, daß auch in den unentwickelten Verhältnissen der Vorzeit der Staat nicht fehlte, daß Tacitus' Schilderung auf Wahrheit beruht.

Anmerkungen zum zweiten Buche.

Erstes Capitel.

Ueber den Stamm der Sueben.

Am schroffsten zeigt sich die Verwirrung der Meinungen über die Stämme der Germanen bei dem Stamme der Sueben. Je nachdem man Cäsar oder Tacitus oder Strabo oder Ptolemäus folgt, erhält man ein ganz verschiedenes Bild. Ptolemäus ist ohne gewaltsame Conjecturen nicht zu vereinigen mit dem, was zuverlässig bekannt ist, wie sie denn Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme 94 f., auch vornimmt.

Strabo hat aus Cäsar die Vorstellung von einem ungeheueren Suebenvolke zwischen Rhein und Elbe beibehalten, obwohl er die Sueben Cäsars schon unter dem Namen Chatten aufführt und das Land zwischen Rhein und Elbe so vertheilt hat, daß für jenes ungeheuere Volk, neben welchem Chatten und Cherusker unbedeutend sein sollen, kein Raum bleibt. Strabo kam über diese Schwierigkeit leicht hinweg; denn es fehlte ihm trotz des Reichthums an einzelnen Nachrichten so sehr an geographischer Anschauung über Germanien, daß er die Lippe dem Rhein parallel fließen läßt.

Tacitus begreift gar alle Völker jenseit der Elbe mit dem Stammesnamen Sueben und unter ihnen auch solche Völkerschaften, die entschieden nicht zu den Germanen gehören.

Schon daraus folgt, daß er den Begriff zu weit ausdehnt.

Aber auch die wirklich germanischen Stämme östlich der Elbe waren nicht eines Stammes. Es sind darunter die Vorfahren der hochdeutschen Alamannen und Baiern, der niederdeutschen Sachsen und Angeln und der nordischen Germanen. Wir sind nun zwar nicht im Stande, festzustellen, wie weit die späteren Unterschiede der Stämme in Sprache, Recht, Sitte und Religion damals schon ausgebildet waren — aber das ist sicher, daß die östlich von der Elbe wohnenden Vertreter der später von einander unterschiedenen drei Hauptstämme, hochdeutsche, niederdeutsche, nordische Germanen, damals nicht in einem gemeinsamen Gegensatz zu den westlich wohnenden Vertretern derselben können gestanden haben. Gerade die echten Sueben gehörten sprachlich zu den Westgermanen.

Als Hauptvolk der Sueben bezeichnet Tacitus die Semnonen, und auf sie und die ihnen verwandten Stämme ist der Name Sueben ohne Zweifel zu beschränken.

Nicht genau festzustellen ist, welche Stämme ihnen verwandt waren; sicher aber ist, daß die niederdeutschen Stämme an der Küste und die nordischen Germanen nicht dazu gehörten und wohl auch die gothisch-vandalischen Stämme nicht. Tacitus hatte von den Gegenden östlich der Elbe weniger genaue Vorstellungen als von dem westlichen Deutschland. Nennt er doch östlich der Elbe keinen Fluß mehr, nicht einmal die Oder. So kam es, daß er die durch Cäsar verbreitete Vorstellung von der ungeheueren Ausdehnung des Suebenvolkes, für welche er westlich der Elbe keinen Platz hatte, auf den Osten übertrug.

Dieser Irrthum hat Anlaß gegeben, daß moderne Forscher die Verfassung und die Geschichte der Urzeit auf den Gegensatz von Sueben und Nicht-Sueben zu gründen versucht haben. Die Sueben sollen z. B. regelmäßig Könige haben, die anderen nicht.

Tacitus weiß davon nichts. Das Einzige, was seine Sueben gemeinsam gehabt haben sollen, ist die Haartracht, und auch diese Angabe ist wahrscheinlich falsch. Im Uebrigen erwähnt er unter ihnen die schroffsten Gegensätze in Sitte und Verfassung, so schroff, wie sie unter Völkern der gleichen Culturstufe nur gedacht werden können. Die Stelle Cap. 43: „es ist die charakteristische Eigenthümlichkeit aller dieser Völker, daß sie runde Schilde und kurze Schwerter führen und daß sie Königen gehorchen" — bezieht sich auf die zuletzt genannten Völker, nicht auf alle Sueben; von ihnen giebt Germania 38 ausdrücklich nur das eine unterscheidende Merkmal an, wie sie das Haar schräg zurückstreichen und mit einem Knoten unterbinden.

Uebrigens bleibt auch nach jener Einschränkung noch eine große Schwierigkeit: der Widerspruch zwischen Cäsar und Tacitus. Cäsars Sueben wohnen westlich, die des Tacitus östlich der Elbe.

Cäsar nennt diejenige Völkerschaft Sueben, welche östlich von den Ubiern und westlich von den Cheruskern wohnte, also in demselben Gebiete an Lahn, Sieg und Edder, in welchem Tacitus die Chatten nennt, während er die Sueben östlich von den Cheruskern und östlich der Elbe wohnen läßt.

Es ist auch nicht so zu helfen, daß man die Sueben östlich wandern und Chatten in ihre Sitze einziehen läßt. Tacitus' Schilderung nach waren die Chatten nicht neu in ihren Sitzen, und von den Sueben-Semnonen sagt er ausdrücklich, daß sie seit Urzeiten östlich der Elbe wohnten.

Man hat nun gesagt: Sueben bezeichnet die Schweifenden und war kein Stammesname, sondern ein Beiname, der jedem Volke beigelegt werden konnte, das keine festen Sitze hatte. Allein diese Erklärung würde zu den Semnonen wenig passen, die unzweifelhaft das Hauptvolk des Suebenstammes waren, und auch bei Cäsar war Suebi der Name einer ganz bestimmten Völkerschaft, nicht jedes schweifenden Bruchtheiles jeder beliebigen Völkerschaft. Die Germanen des Ariovist waren „Schweifende" und kamen von den in der helvetischen Wüste „Schweifenden"; aber nur eine Schaar trug den Namen Suebi. Sie trug ihn als Stammesnamen, als Theil von dem Stamme der Suebi, wie auch die sechs anderen Abtheilungen jenes Heeres nach ihrem Volksnamen genannt wurden.

Ebenso war Suebi im dritten und vierten Jahrhundert nicht ein Beiname der Alamannen, sondern der Volksname, und zwar der vom Volke vorzugsweise gebrauchte. War Suebi aber ein Stammesname, so werden auch die Völkerschaften, die ihn trugen, einander verwandt gewesen sein: es waren also die Sueben-Semnonen den Sueben-Chatten verwandt. Wie die Bataver von den Chatten, so werden die Chatten von den Semnonen ausgegangen sein. Mit diesem Ergebniß verbindet sich auf das glücklichste die sonderbare Uebereinstimmung, daß die Sueben-Chatten des Cäsar ebenso wie die Sueben-Semnonen des Tacitus in je 100 Gaue zerfielen.

So halte ich denn die Sueben Cäsars für einen großen Semnonenschwarm, der die alte Heimat verließ und in den Landen an der Lahn und Edder zu einem neuen Volke erwuchs mit neuem Namen.

Während dieses Processes mögen sich die Bataver, die Chattuarier, die Sueben der helvetischen Wüste u. a. Bruchtheile von ihnen abgelöst haben, die uns theils als Verwandte der Chatten, theils als Suebi bezeichnet werden.

In Cäsars Tagen war diese Entwicklung der Sueben zu Chatten noch nicht abgeschlossen; sie wurden noch nach der alten Heimat benannt und bewahrten auch noch eine eigenthümlich kriegerische Ordnung, welche an die Wanderung erinnert und welche sie zu Tacitus' Zeit nicht mehr hatten. Wie aus den Samniten wiederholt große Schwärme auszogen und in Unteritalien zu verschiedenen Völkern erwuchsen, so bildeten die Semnonen das Muttervolk für mehrere germanische Völkerschaften, außer den erwähnten vielleicht noch für die Markomannen und Hermunduren; zweifelhaft dagegen scheinen die Angaben über die Angeln und Langobarden.

Einige dieser Völkerschaften blieben mit dem Muttervolk in Cultgenossenschaft und beschickten alljährlich das große Opferfest im Hain der Semnonen; andere lösten auch dies Band. Die Chatten hörten sogar auf, den Ziu zu verehren, und beteten zu Odin, dessen Cultus sie wohl in ihrer neuen Heimat vorfanden.

Siebentes Capitel.

Ein Sühnevertrag oder eine „liebliche Richtung" zwischen den Sippen des Todtschlägers und des Getödteten, aufgerichtet im Jahre 1587 zu Appenzell.

Hans Nef von Appenzell, der den Lorenz Schlipf daselbst getödtet hatte, mußte sich verpflichten: 1) allen seinen Geschwisterkindern, Schwägern und näheren Verwandten auf Stegen und Wegen, in Holz und Feld, in Städten, Dörfern und auch Marktplätzen auszuweichen; ohne ihre Bewilligung in kein Schiff oder Wirthshaus, in keine Bad- oder Scheerstube zu treten, wo sie sich befänden; wäre er aber zuerst da, so sei er nicht schuldig, sich zu entfernen. 2) Er mußte mit dem Tödtungsgewehr in der einen und einer Kerze in der anderen Hand in Procession um die Kirche auf das Grab des Getödteten ziehen, daselbst nieder-

knien und ihn dreimal um Gottes und der lieben Frauen willen um Verzeihung bitten, ferner 200 Kerzen anschaffen, ihm ein Meßopfer selbst an den Altar bringen und ein Kreuz setzen. 3) Er durfte in der Kirche seinen Sitz nur auf der kleinen Emporkirche einnehmen, auf dem Kirchwege sich nirgends aufhalten, keinen anderen Weg einschlagen als den der Straße nach über Schlatt und längs dem Weißwasser, nie über das Lehn gehen und sich nirgends nahe an einer Landstraße niederlassen. 4) Er hatte der hinterlassenen Frau und den Kindern als Kosten und Schadenersatz 140 Pfund Pfennige in guten Zeddeln und 12 Gulden baar zu zahlen. Diese Richtung wurde von beiden Parteien eidlich beschworen und vom Landamman mit seinem Siegel bekräftigt. Osenbrüggen, Deutsche Rechtsalterthümer aus der Schweiz 1858, S. 21. In ganz ähnlicher Weise wurden zur Zeit des Ueberganges aus dem Heidenthum in das Christenthum in Dänemark und auf Gothland die Sühneverträge aufgerichtet. Die Uebereinstimmung geht bis in das Einzelne hinein. Es ist deshalb kein Zweifel, daß auch die Sühneverträge der Urzeit diesem Muster entsprachen.

Auch sonst bewahrte die Schweiz überraschende Zeugnisse für das Fortleben der Blutrache.

Noch im 16. und 17. Jahrhundert bat in Glarus der Weibel den „armen Menschen" (den Verurtheilten), ihm zu verzeihen: denn was er gethan, sei aus keiner Ungunst, sondern auf Gebot des Richters und Gerichts und auf Befehl gemeiner Landleute geschehen. In einem anderen Canton schloß das Gericht selbst mit der feierlichen Drohung, daß, ob dann jemand wäre, der jetzt oder hernach des armen Menschen Tod achtete, äfferte oder zu rächen unterstände, haßte oder schmähte mit Worten oder mit Werken — daß der oder die solches thäten, in des armen Menschen Fußtapfen erkennt sein sollen und gleicher Gestalt über sie gerichtet werden solle, damit das Recht geschirmt und geschützt werde.

Um dieselbe Zeit ward in der Schweiz der Leib des flüchtigen Mörders den Verwandten des Ermordeten gerichtlich zuertheilt, „Und so in des entlypten fründschafft in der Landgrafschaft — dem Gerichtsbezirke — uff wasser oder land betreten, das sy in mit oder one Recht vom Leben zum Tod bringen mögind." Die Verwandten und Freunde, „die ihn von Sibschaft wegen zu rächen haben", ließen sich hierüber vom Gericht eine Urkunde ausstellen.

Zehntes Capitel.

Die Runen und das lateinische Alphabet.

Diejenigen, welche die Runen aus den lateinischen Buchstaben ableiten, lassen dies im ersten Jahrhundert n. Chr. geschehen. Vorher waren allerdings auch die Beziehungen der Germanen zu den Römern zu vorübergehend, um ihre Schrift anzunehmen, und die zwischenwohnenden Kelten benützten das griechische Alphabet. Allein schon Cäsar fand das Runenorakel bei den Germanen, und Tacitus beschreibt es genau, ohne daß weder der eine noch der andere im Entferntesten daran gedacht hätte, diese Zeichen aus den römischen Buchstaben abzuleiten.

Dem widerspricht auch alle sonstige Erfahrung in der Ueberlieferung der Schreibkunst. Ein Volk, das von einem anderen Volke die Buchstaben empfängt, steht ihnen mit Ehrfurcht gegenüber und nimmt sie so, wie sie ihm gegeben werden; nur das wird geändert, was das Bedürfniß der Sprache fordert.

Die Kunst, das vom Winde verwehte Wort auf ferne Zukunft zu bewahren, erscheint dem Menschen zunächst als ein Zauber. Es fehlt ihm die Freiheit des Geistes, an diesem geheimnißvollen Schatze seine Willkür zu üben.

Wären die Runen aus dem lateinischen Alphabet entwickelt wie das lateinische aus dem griechischen, so müßten sich die Runen auch wenigstens annähernd so zu dem lateinischen Alphabet verhalten, wie sich dies zu dem griechischen verhält. Und nun vergleiche man die Runen mit den lateinischen Buchstaben.

1) Nur einige Runen ähneln den lateinischen Buchstaben; andere haben ganz abweichende Formen.

2) Das wahrscheinlich älteste, allen germanischen Stämmen gemeinsame Runenfuthark oder Alphabet besteht aus fünfzehn oder sechzehn Zeichen, die in drei Reihen folgendermaßen geordnet sind

fé, úr, thurs, óss, reid, kaun
hagall, naud, íss, ár, sól
tyr, bjarkan, lögr, madr (ýr).

Hier fehlen mehrere Zeichen für Laute, die das lateinische Alphabet bezeichnete, und welche auch die deutsche Sprache so wenig entbehren konnte, daß in späterer Zeit aus jenen Runen durch beigesetzte Punkte Zeichen für die fehlenden Laute gebildet sind.

Aus welchem Grunde sollte man sie erst weggeworfen und so das vollständige Alphabet zu einem fast unbrauchbaren verstümmelt haben? Das Fehlen dieser Zeichen und ihr späterer Ersatz durch die Punktirung der alten Runen macht es unmöglich, die Runen aus dem lateinischen Alphabet abzuleiten.

Neuerdings ist von dem um die Runenkunde hochverdienten Wimmer in Runeskriftens oprindelse og udvikling i Norden. Købenbavn 1874 — Separatabdruck aus den Årböger for nordisk oldkyndighed og historie 1874 — die Behauptung aufgestellt, daß das sogenannte Vadstena futbark von vierundzwanzig Zeichen älter sei als das von fünfzehn oder sechzehn Zeichen. Allein der Nachweis ist nicht geglückt, und wenn Wimmer Recht hätte, und wenn man also bei der Frage nach der Ableitung der Runen aus den lateinischen Buchstaben von dem Vadstena futhark auszugehen hätte, so würden die Schwierigkeiten nicht geringer sein. In der Zahl der Zeichen steht es dem lateinischen Alphabet allerdings gleich — aber das ist zufällig. Mehrere Zeichen des lateinischen Alphabets fehlen ihm, dagegen hat es andere, complicirte, aus seinem eigenen, ursprünglich kleineren Bestande entwickelte Zeichen, von denen das lateinische Alphabet nichts weiß.

3) Die Runen haben völlig andere Namen und stehen in völlig anderer Ordnung. Diese Ordnung ist ausgezeichnet durch eine Eintheilung in drei Reihen, für welche das lateinische Alphabet kein Analogie bietet, und welche so fest und so wesentlich ist, daß darauf eine besondere Art, sie zu schreiben, begründet wird. Außer durch das ihr eigenthümliche Zeichen kann jede Rune als Baum geschrieben

werden, indem die Zahl der Zweige zur Linken die Reihe bezeichnet, in welche sie gehört, und die Zahl der Zweige zur Rechten ihren Platz in der Reihe.

4) Abweichend ist ferner die Richtung der Schrift.

Die Römer schrieben, wie wir heute schreiben, von links nach rechts. Die Runen wurden dagegen bald so, bald umgekehrt, bald im Kreise, bald in Schlangenlinien nebeneinander gestellt.

5) Endlich — und das ist ein unübersteigliches Hinderniß für die Ableitung der Runen aus dem römischen Alphabet, sind die Runen dem Wesen nach verschieden von den Buchstaben.

Sie bezeichneten ursprünglich nicht einen Laut, sondern eine Sache und gewannen nur im Laufe einer späteren Entwicklung daneben auch einen Buchstabenwerth.

So schroff und so zahlreich sind die Gegensätze zwischen den Runen und dem lateinischen Alphabet.

Wenn sie aus den lateinischen Buchstaben abgeleitet wären, so hätte dazu ein wahrhaft schöpferischer Act gehört, der ohne Beispiel wäre in der Geschichte der Schrift. Unbegreiflich bliebe ferner, wie diese moderne Erfindung so rasch zu allen Stämmen gelangte und für Poesie und Mantik, für alles Heimliche und Tiefe des germanischen Lebens grundlegende Bedeutung gewann.

Und das alles sollte man übersehen und dazu die Zeugnisse von Tacitus und Cäsar, und aus keinem anderen Grunde übersehen, als weil ein Theil der Runen den römischen Buchstaben gleicht?

Vielfach hat sich die Form der Runen geändert, von mehreren giebt es sehr abweichende Formen: ist es da nicht erklärlich, daß ein Theil sich nach dem Muster der römischen Buchstaben umformte, als sie nach deren Vorbilde zu ihrem alten Sachwerth den Buchstabenwerth erhielten?

Drittes Buch.

Die Zeit des Ueberganges.
Die Westgothen von 375 bis 419.

Erstes Capitel.

Das geistige Leben des vierten Jahrhunderts.

Das vierte Jahrhundert ist die Zeit der Rhetoren Libanius und Themistius, der Kaiser Constantius und Julianus, der Theologen Athanasius, Arius und der großen Cappadocier. Um den Unterschied unbegreiflicher Begriffe stritt der Pöbel mit dem Knüttel auf den Straßen und in den Kirchen, stritten die Bischöfe in zahllosen Concilien, Audienzen, Gerichtsversammlungen.

Die Rhetoren werden mit Fug zuerst genannt; denn sie gaben der Zeit den Charakter. Julian war der Rhetor auf dem Throne, und der Streit der Bischöfe war eine Fortsetzung des Streites der Rhetoren.

Wohl lebte in dem kaiserlichen Helden und in dem Stolze der Bischöfe noch etwas anderes; aber nie hätten sie diese Wege eingeschlagen, wären sie nicht von der Rhetorenschule her gewohnt gewesen, Alles mit ihren Worten zu meistern.

Es gab nichts, das man auf sich beruhen ließ, das man einfach anerkannte — weder ein Recht der Menschen oder eine Einrichtung der Väter noch ein Geheimniß des Herzens. Mit Allem spielte die kecke Zunge oder die allmächtige Hand, mochte sie nun geleitet sein von ehrlicher Ueberzeugung oder von Laune und Leidenschaft. Es stand nichts fest. Der Mensch war das Maß aller Dinge. So verschieden die Ziele sind, denen die Einzelnen nachgehen — darin erweisen sie sich doch alle als Kinder derselben Zeit, und der Eindruck ist selten erhebend: auch gut angelegte Naturen erscheinen in widerlicher Mischung.

Constantius, der Mann der Pflicht, der am schwelgerischen Hofe mäßig lebte, den Schlaf jederzeit der Arbeit opferte und selbst auf

die kleinen Behaglichkeiten des Leben verzichtete, um der Würde seiner Stellung nichts zu vergeben — dieser Mann der Pflicht ward zum scheußlichen Despoten. Er mordete seine Verwandten und jeden Andern, der seinen Verdacht erregte, und knechtete die Gewissen auf die unerhörteste Weise.

Er wollte das Beste der Kirche, der Streit sollte aufhören, die Wahrheit an den Tag kommen — aber er endete mit willkürlicher Anordnung. Gerade je schroffer er auftrat, je mehr ward er zum Werkzeuge Anderer und erntete nur den Spott, daß er die kaiserliche Post ruinirt habe durch die ewigen Reisen der Bischöfe von einem Concil zum anderen.

Sein Nachfolger Julian, 360 bis Juni 363, war in der ganzen Erscheinung das Gegentheil von ihm. Constantius ging glatt rasirt, Julian mit langem, struppigem Bart. Jener war steif, dieser voll Lebhaftigkeit, jener ängstlich seiner Würde etwas zu vergeben, dieser setzte sie absichtlich hintenan. Constantius verachtete das Urtheil des Volkes, Julian haschte nach Popularität.

Constantius war ein mittelmäßig begabter Mensch, der aber in seiner Bildung fertig war, Julian eine geniale Natur, aber voll jugendlicher Unruhe und kleinlicher Schwäche. Constantius endlich war eifriger Christ und Julian ein eifriger Heide. Trotzdem zeigte gerade ihre Stellung zur Religion eine auffallende Aehnlichkeit, und bei dem sonstigen Gegensatz der Personen tritt darin die Gewalt der die Zeit beherrschenden Richtung um so stärker hervor.

Beide hatten ein starkes religiöses Bedürfniß, und beide glaubten berufen zu sein, die religiöse Wahrheit durch ihren Willen festzustellen: nur daß Constantius an den christlichen Dogmen herumformte und Julian an den heidnischen Mythen. Dem einen wie dem anderen fehlte die ruhige Ergebung, die einfache Frömmigkeit: die Religion war ihnen nichts Gegebenes, sondern sie suchten darnach, Constantius auf den neugebahnten Wegen, Julian in den verfallenen Schachten, aus denen die Alten einst Gold gewonnen hatten.

Julian war nicht bloß der Begabtere, er war auch der Empfänglichere; in ihm spiegelt sich die Zeit deutlicher, von ihm muß deshalb ausführlicher gehandelt werden.

Sechs Jahre war Julian alt, als Constantin starb und wenige Monate später, im September 337, die drei Söhne das Testament ihres Vaters umstießen und alle ihre männlichen Verwandten ermorden ließen, um allein zu herrschen. Von der großen Familie blieben nur zwei Knaben, Julian und sein zwölfjähriger Bruder Gallus, am

Leben. Aber ihr Dasein war trostlos und beständig bedroht von dem Mißtrauen ihres Vetters Constantius. Gallus ward auch wirklich getödtet, und Julian entging dem Tode nur durch die Fürbitte der Kaiserin. Seine Erziehung war in der Hand der Hoftheologen. Sie zwangen den Knaben, ascetische Uebungen mitzumachen, die befohlene Formel nachzubeten und die verfluchten zu verfluchen. Deren waren gar viele. Die Synode von Ancyra 358 hat allein achtzehn verschiedene Ansichten über das Verhältniß von Gott Vater und Gott Sohn verflucht, und das waren noch nicht alle.

Julian kannte den Hof und die Hoftheologen; er sah, wie oft die Begeisterung für die Wahrheit nur Geschäft, wie der feierliche Ernst nur Maske war. Zum Spötter geboren, mußte er die Schwächen der verhaßten Peiniger durchschauen und mußte sich ihnen dennoch gehorsam beugen. Das Christenthum zeigte sich ihm von der verächtlichsten Seite. Im Gegensatz dazu erschienen ihm die hohen Alten im idealen Lichte, und mit schwärmerischer Begeisterung wandte er sich ihnen zu. In dieser Stimmung ward ihm gestattet, in Athen zu studiren, wo damals der Neuplatoniker Maximus, der die Mythen der Alten und ihre philosophischen Ideen zu einer Art Religion vermengte, der berühmteste Lehrer war. Sein Einfluß war um so größer, weil er zugleich als Prophet erschien. Sein Geist ward bewundert und sein Gebet verehrt; man zweifelte nicht, daß er auch Wunder thun könne. Julian ward sein Schüler. Er fastete und betete, ließ den Bart wachsen, ging im schmutzigen Philosophenmantel und verachtete die Schätze und die Freuden dieser Welt. Da rief ihn ein Befehl des Constantius nach Mailand. Er ward rasirt, in den Purpur gesteckt und den Soldaten als Cäsar vorgestellt, d. i. als der Gehülfe und einstige Nachfolger des Kaisers.

Die Brüder des Constantius waren todt; Constantin ward schon 340 von Constans erschlagen, und Constans fiel 350 durch die Empörung des Germanen Magnentius. Constantius hatte darauf im September 351 in der fürchterlichen Schlacht von Mursa — Essegg an der Drau — über Magnentius gesiegt und seinen Thron gerettet; aber in Gallien behauptete sich der Usurpator, bis Constantius die Alamannen gegen ihn aufrief. Magnentius ward geschlagen und tödtete sich selbst 353; aber nun ließen sich die Geister nicht wieder bannen, die man beschworen hatte. Gallien blieb den Plünderungen der siegreichen Alamannen preisgegeben, und ein acht Meilen breiter Strich am linken Rheinufer war ganz in ihrem Besitz.

Das war es, was den Constantius bewog, den Julian zum Cäsar zu ernennen. Er that es voll Mißtrauen, und er hoffte vielleicht nicht viel weniger auf seinen Untergang wie auf seinen Sieg.

Julian kam ohne Heer; es war ein Wunder, daß er mit seiner kleinen Begleitung den Feinden entging. Das Heer in Gallien war entmuthigt und zersplittert; die höchsten Officiere kannten sein Verhältniß zu dem Kaiser und weigerten ihm Gehorsam oder suchten seine Pläne zu vereiteln. Aber Julian überwand alle Hindernisse. Er schlug die Alamannen bei Straßburg 357, ging wiederholt über den Rhein, befreite 20,000 Römer aus der Gefangenschaft und ersetzte seine Verluste durch germanische Söldner. Das Heer war begeistert von seinem Führer, und der Ruhm seiner Thaten erfüllte die ganze römische Welt. Da begann Constantius vor ihm zu zittern und suchte ihn wehrlos zu machen, indem er ihm befahl, einen großen Theil seiner germanischen Kerntruppen an das zum Kampfe gegen die Perser bestimmte Heer abzugeben. Die Soldaten fühlten, um was es sich handelte; dazu kam, daß die germanischen Söldner sich theilweise unter der Bedingung hatten werben lassen, daß sie nicht über die Alpen geführt würden, und daß die aus den an der Grenze sitzenden Militärcolonien Ausgehobenen wenigstens den dringenden Wunsch hegten, in Gallien zu bleiben. Wurde das Heer geschwächt, so wurden ihre Weiber und Kinder, ihre Häuser und Aecker den ohne Zweifel sofort wieder einbrechenden Alamannen preisgegeben. Julian gewährte ihnen, ihre Familien mitzunehmen; aber die Unruhe ward dadurch nicht gestillt. Das Murren steigerte sich, und in Paris, wo Julian sich aufhielt, kam es zum offenen Aufruhr. Mit lautem Geschrei forderten sie, daß Julian als Augustus auftrete. Julian sträubte sich anfangs; dann gab er nach und sandte an Constantius Bericht über den Hergang und bat unter bescheidenen Bedingungen um Anerkennung. Constantius verwarf jede Verhandlung und zog gegen ihn — doch er starb auf dem Marsche 3. August 361, und Julian war Alleinherrscher.

Diese wunderbaren Schicksale bestärkten ihn in der Ueberzeugung, daß er ein auserlesenes Werkzeug der Götter sei, und er eilte, ihren Dienst wiederherzustellen. Doch beschränkte er die Christen nicht in der Ausübung ihres Cultus, und diese Freiheit ward von zahlreichen Fanatikern mißbraucht, den Kaiser zu verfluchen und zu verhöhnen. Julian antwortete. Er hielt es für unpassend, in einem Kampfe der Geister die Polizei zu Hülfe zu rufen, und seine Eitelkeit schmeichelte

ihm, er werde den „Gottlosen“ überlegen sein. So begann er den literarischen Kampf; aber seine Spottschriften, seine „Cäsares“ und sein „Misopogon“ sind fade. Alle Künste der Rhetorenschule konnten es nicht verdecken, daß er eine verlorene Sache vertrat. Die Christen waren begeistert für ihre Religion, und die Heiden waren gleichgültig gegen den reformirten Götterdienst der Hofphilosophen. Als Julian nach Antiochien kam, um das Fest der großen Sonne zu begehen, fand er von der großen, reichen und zu einem nicht unbedeutenden Theile noch heidnischen Stadt Niemanden in dem Tempel, der Opfer brachte, als nur einen Priester, der eine Gans zuführte. „Und jedes Geschlecht hätte doch einen Ochsen bringen müssen,“ klagte der Kaiser, „oder wenigstens hätte die Stadt einen Ochsen bringen müssen.“ Das war kurz vor seinem Ende, es war der unwidersprechliche Beweis, daß seine Bemühungen eitel gewesen waren.

Von einem geistreichen Manne ist Julian der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren genannt, und auf dem Gebiete der Religion war Julian das auch. Unzufrieden mit der Gegenwart, sucht der Romantiker ein fernes Land oder eine ferne Zeit, in der Alles viel schöner war. Es ist gleich, ob er sein Ideal in dem Mittelalter der christlichen oder in der Blüthezeit der alten Welt zu finden glaubt. Immer bleibt er der Täuschung unterworfen, die mit solchem Versuche verbunden ist, die Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuschrauben. Die Vorstellungen darüber, wie Gott die Welt regiert, sind nothwendig abhängig von den Vorstellungen, die man über die Welt hat. Mit der Auffassung von den Dingen um uns wechseln auch die Vorstellungen von dem Gott über uns. Versucht man die Vorstellungen einer vergangenen Periode festzuhalten, so legt man den Worten bewußt oder unbewußt andere Begriffe unter. Julians Zeus hatte mit dem Zeus Homers oder auch Sophokles' wenig mehr gemein als den Namen. Der Polytheismus war in Julians Religion, genau genommen, aufgehoben, ganz wie bei Symmachus, Libanius und den anderen Rhetoren der Zeit. Seine Religion war ein Gemenge aus den verschiedensten griechischen und orientalischen Religionen und Philosophien mit christlichen Vorstellungen und Einrichtungen. Ein Gott regiert nach ihr die Welt. Julian nennt ihn oft Helios oder Apollo; in seiner Vorstellung schmolz ihm aber zusammen, was irgendwo als höchster Gott verehrt ward, Zeus, Hades, Serapis und die Weltordnung der Philosophen. Die anderen Götter stehen zu diesem höchsten Wesen wie der Sohn der Arianer zu dem Vater. Aber dieser höchsten Gottheit wie ihren Dienern

oder Emanationen klebte viel heidnische Schwäche an. Wie sie der Opfer bedurften, so trotzte man ihnen auch. Hineingezogen in den kleinlichen Kampf der menschlichen Verhältnisse, unterlagen sie auch den Bedingungen derselben. Hielt Julian ein Unternehmen für nothwendig und verkündeten die Opferschauer, daß die Zeichen ungünstig seien, so wurde weiter geopfert, bis sich die Zeichen besserten. Diese Religion konnte aufregen, dem Hoffenden eine fast sinnliche Gewißheit, dem Fürchtenden abergläubische Angst bereiten; aber sie konnte nicht innerlich befreien.

Julian hatte daneben noch allerlei philosophische Ueberzeugungen und mit ihnen verbunden eine Sittenlehre, welche dem Menschen hohe Ziele steckte und ihn über den letzten Ausgang ruhig sein ließ. Diese Ethik kleidete er in allerlei mythische Erzählungen von Apollo, Attis, Cybele u. s. w., die er selbst zum guten Theil für Märchen hielt und nur „des Volkes wegen" zur Einkleidung benutzte. Es ist jedoch schwer zu sagen, wo seine mystische Versenkung aufhörte, und sein Rationalismus anfing; aber wenn er auch keineswegs des Wunderglaubens entbehrte, so stand er zu seinen Mythen doch ganz anders als die Bischöfe zu den Erzählungen der Bibel.

In Julian lebte noch immer jene aristokratische Verachtung der Masse, die trotz der demokratischen Staatsform der Republik und trotz des nivellirenden Despotismus der Kaiserzeit die Gesellschaft des Alterthums beherrschte. Das Christenthum brach hiermit völlig. Daß die „geistig Armen" Gott nicht ferner stehen als die Vornehmen und Gebildeten, sondern vielfach näher, daß sie über Gott und die letzten, entscheidendsten Fragen des Lebens gleich tief und gleich richtig zu urtheilen vermögen, das war die ungeheure Neuerung. Menschliche Weisheit und menschliche Hoheit erschienen hier gar klein und nichtig gegenüber der Kraft und Frische, die ein glaubenerfülltes und liebefähiges Gemüth birgt.

So sehr dieser ursprüngliche Zug des Christenthums durch die Thorheit und Begehrlichkeit der einzelnen Christen entstellt ward, er war doch vorhanden, und in dem Körper der Kirche pulsirte ein gewaltiges Leben.

Julian verschloß sich dieser Thatsache nicht, trotz seines Hasses, und er entnahm dem Christenthum die wesentlichsten Einrichtungen und Vorschriften, um seine heidnische Kirche zu verjüngen und zu heben. Durch Reinheit und Heiligkeit des Lebens, schrieb er vor, soll der Mensch sich Gott nähern und durch gute Werke, namentlich durch

Pflege der Armen und Kranken und der Fremden. Vor allen Anderen sollen sich hierin die Priester auszeichnen. Sie sollen kein Theater besuchen, keine schmutzigen Bücher lesen, nicht in den Wirthshäusern liegen. Seelsorge, Predigt, Erziehung seien ihre Aufgabe.

Es gab zahlreiche Priester mit reichen Tempelgütern; es gab auch für einen Theil derselben eine Oberaufsicht des Priesters der Hauptstadt über die Priester der Provinz; aber im Ganzen betrachtet standen doch die verschiedenen Culte und ihre Tempel als selbständige Corporationen nebeneinander, überwacht und unterhalten von den verschiedenen Ländern und Städten des buntgemischten Reiches; denn die Römer ließen den Völkern, die sie unterwarfen, sowohl ihren Glauben als auch die Sorge für denselben.

Es gab nicht eine heidnische Kirche in dem Sinne, wie es eine christliche gab. Julian wollte eine solche Einheit herstellen, eine heidnische Hierarchie, entsprechend der bischöflichen: die Priester sollten durch strenge Zucht in Ordnung gehalten werden, wie sie wiederum mit Kirchenzucht und Excommunication ihre Gemeinden leiten sollten.

Diese Aenderung der Verwaltung war gleich schroff wie seine Aenderungen der Lehre, und da sie gerade den Priestern sehr unbequem war, so mag sie nicht wenig dazu beigetragen haben, daß Julians Versuche so völlig verloren waren, fast nichts als Spott und Hohn ernteten.

Allein Julian war trotz alledem auch auf religiösem Gebiete nicht bloß ein romantischer Träumer. Er war zugleich der Mund, durch den das Heidenthum noch einmal zu Worte kam, ehe es unterlag. Was in dieser Beziehung nach ihm geschah von Dichtern und Philosophen, waren nur Seufzer: er führte dagegen noch einen wirklichen Kampf mit dem siegenden Christenthum, und trotz der verfehlten Streitschriften einen sehr geschickten Kampf.

Er hütete sich, eine Verfolgung zu beginnen und Märtyrer zu schaffen, obgleich die Christen ihn auf das Heftigste reizten. Selbst den Bischof Marcus verbot er hinzurichten, der einen prächtigen Tempel zerstört hatte und so dem bürgerlichen Gesetze verfallen war. Er wollte es den Christen überlassen, sich selbst zu vernichten: er kannte den fanatischen Haß ihrer Parteien.

So gewährte er denn Religionsfreiheit. Die um ihres Glaubens willen Verbannten durften zurückkehren, und das gab den kirchlichen Kämpfen eine neue Wendung und zugleich neue Nahrung. In Afrika kehrten die Donatisten, im Orient kehrten die Orthodoxen zurück und

nahmen die Kirchen wieder ein, die ihnen einige Jahre zuvor entrissen waren.

Die Gegner wehrten sich und erhoben ein lautes Wuthgeschrei: „Schämt ihr euch nicht, demjenigen die Freiheit zu verdanken, der Christum haßt?"

Mit Behagen sah Julian diesem Treiben zu, und noch größere Genugthuung gewährte ihm ein Sühneversuch.

Er versammelte die Häupter der verschiedenen Seiten in seinem Palaste und ermahnte sie, sich gegenseitig zu dulden. Er habe ihnen ja das Beispiel der Toleranz gegeben. Aber da begann ein wilder Wortkampf: die einen verfluchten die anderen. Julian wollte die Ruhe wiederherstellen und donnerte sie an: „Hört mich, die Franken und die Alamannen haben mich gehört." Allein die Bischöfe tobten wilder als die Barbaren und hörten ihn nicht.

Gerechter Spott liegt in dem Gesetze, durch welches er den Christen die Stellen von Rhetoren und Grammatikern zu bekleiden verbot. Nach der Lehre der heiligen Eiferer gehörte das Heidenthum den bösen Geistern, waren streng genommen auch Homer und Sophokles Diener des Teufels: die Frommen mußten also eigentlich dem Julian dankbar sein, daß er den Christen verbot, aus ihrer Erläuterung einen Lebensberuf zu machen. Aber die Kirche konnte auch wieder die Bildung nicht entbehren, die bis dahin allein in den Rhetorenschulen zu gewinnen war. Sie hätten ohne das alle Fühlung verloren mit den höheren Schichten der Gesellschaft.

Das Edict war völlig berechtigt, trug durchaus nicht den Charakter einer Verfolgung der Christen und war doch sehr wirksam gegen sie.

Julian war in mancher Beziehung nicht zum Regenten geschaffen; er war von Hause aus eine zu weiche und reizbare Natur, und konnte seine Gefühle oft nur schwer beherrschen. Bei der Ankunft seines verehrten Lehrers Maximus sprang er in voller Gerichtssitzung von seinem Sitze auf und küßte ihn. Gregor von Nazianz verhöhnte ihn, daß er Nachts aufgestanden sei, um ein Urtheil umzustoßen, das er am Tage vorher gefällt hatte. Man darf daraus nicht schließen, daß es Julian an der nöthigen Entschlossenheit gefehlt habe, dem Gesetze seinen Lauf zu lassen; Ammian, der seinen Liebling scharf controlirt und manches an ihm sogar ohne Grund tadelt, lobt gerade die Rechtspflege Julians. Liegt der Erzählung Gregors überhaupt irgend ein Vorgang zu Grunde, so war er sicher der Art, daß Gregor

ihn bei einem orthodoxen Kaiser zum Beweise der unermüdlichen Sorgfalt benutzt und den Fürsten mit allen Blumen überschüttet haben würde, welche ihm die classischen Autoren und die Sprache der Bibel nur zu liefern vermochten.

Diese ängstliche Sorgfalt und reizbare Empfänglichkeit mußten dem jungen Kaiser vielfach schwere Kämpfe bereiten; aber nur um so höher ist es anzuschlagen, daß er sich in allem Wesentlichen fest zeigte. Er schenkte gern, aus Gutherzigkeit wie aus Eitelkeit; aber er war doch sparsam mit Steuernachlässen. Er bestand darauf, daß geleistet werde, was vorgeschrieben sei; nur die Bedrückung suchte er zu hemmen, die übermäßigen Forderungen setzte er herab. Eine sparsame Verwaltung sollte den Ausfall decken, und bei dem Throne selbst anfangend, säuberte er den Hof von einem endlosen Beamtentroß. Auf diesem Gebiete verdient er ungetheilte Bewunderung. Die Grundsteuer Galliens setzte er von 25 auf 7 vom Tausend herab, und mit diesen beschränkten Mitteln führte er seine glänzenden Feldzüge und reorganisirte die Verwaltung der lange Jahre von den Feinden zerrissenen Provinz. Aehnlich verfuhr er im übrigen Reiche. Noch größer war er als Feldherr. Der kühnste Entschluß war ihm recht, und nie war er verlegen um das, was zunächst zu thun sei. Auch hier waren die gelehrten Erinnerungen an Alexander und an Cäsar nicht ohne Einfluß auf ihn, auch hier war er nicht frei von Eitelkeit; aber er war der Held, der sein Heer begeisterte und von Sieg zu Siege führte. Zwar sein letzter Feldzug misglückte, aber der schmähliche Friede, der nach seinem Tode mit den Persern geschlossen ward, fällt ihm nicht zur Last: er würde allem Anschein nach das Heer ohne wesentlichen Verlust zurückgeführt haben.

Er starb auf der Höhe seines Ruhmes; nicht bloß die Rhetoren weinten ihm nach — die wilden Bataver zerrissen den Boten, der ihnen seinen Tod meldete.

Hätte er länger regiert, hätte er oftmals so kummervolle Scenen erleben müssen wie in Antiochia, wo er seine eifrigsten Bemühungen, die Noth des Volkes zu lindern, durch die Betrügerei der Großen vereitelt sah, er würde vielleicht mehr und mehr zum gewöhnlichen Despoten ausgeartet sein. Jetzt liegen die Schwächen seines Charakters, das Schiefe seiner Stellung vor Aller Augen, aber auch das ehrliche Streben, die geniale Kraft; und sein Tod war der eines Weisen.

Er hatte den Feldzug gegen die Perser mit den glänzendsten Erfolgen begonnen. Starke Festungen waren erstürmt, der von den

Persern durch Felsblöcke gesperrte Canal zwischen Euphrat und Tigris fahrbar gemacht, die Flotte hindurchgeführt, und dann der reißende Tigris im Angesicht des feindlichen Heeres überschritten. Es war eine bewunderungswerthe That. Die erste Abtheilung seiner Schiffe, die eine auserlesene Schaar im Dunkel der Nacht hinüberführen sollte, ward von den Persern in Brand geschossen.

Die Soldaten sahen erschreckt den Feuerschein herüberleuchten; da rief Julian: „die Landung ist geglückt, das ist das verabredete Zeichen; wohlan, in die Schiffe!"

Die Täuschung gelang, das Heer fand seinen Muth wieder, setzte über den Strom und besiegte dann am linken Ufer den tapferen und übermächtigen Feind. Aber die Ausdehnung des Landes ward das Verderben des Heeres. Die Perser wichen beständig weiter zurück, die Städte wurden verbrannt, die Felder verwüstet, und das römische Heer fand nirgends Nahrung und nirgends Schutz vor dem furchtbaren Sonnenbrand dieser Gegenden, in denen selbst wohlverwahrte Wohnungen nicht unter 24—30° R. zu haben pflegen.

Zuletzt mußte man zurück, den weiten Weg zurück, umschwärmt und bedrängt von den gepanzerten Reitern, den Bogenschützen und den Elephanten der Perser. Aber auch das schien zu gelingen; denn Julian blieb sich gleich. Die Noth weckte in ihm nur immer neue Kräfte. Er war nicht gebrochen durch den Wechsel des Glückes. Er theilte jede Beschwerde der Soldaten, aß nichts anderes als ihren armseligen Mehlbrei und würzte ihnen denselben durch sein Beispiel. Schon schien das Schlimmste überwunden; da fiel Julian.

Die Nacht hatte er gearbeitet, und früh am Morgen brach das Heer auf. Julian war bei den vorderen Schaaren, um den Weg zu erkunden; da ward der Nachtrab angegriffen.

Der Kaiser ergriff einen Speer und schwang sich so, wie er war, ohne Helm und ohne Harnisch auf ein Pferd. Er sprengte nach allen Richtungen und ordnete die Schaaren; dann stürmte er an der Spitze der Leibwache auf den schon siegenden Feind. Er war allen weit voraus, im dichten Getümmel. Da traf ihn ein Wurfspeer in die Leber. Er sank zusammen. Aber die Soldaten warfen sich nun in leidenschaftlichem Zorn auf den Feind. Den Tod ihres Helden rächten sie an Tausenden, und den Persern ward der Sieg wieder entrissen. Sie wandten sich zur Flucht.

Julian ward in sein Zelt gebracht. Er empfing noch die Nachricht von dem Siege, beweinte das Loos eines gefallenen Freundes

und sammelte dann seine Gedanken zum Sterben. Klagend umstanden die Getreuen sein Lager; er aber tröstete sie. „Der Tod ist keine Vernichtung," sagte er, „im Tode löst sich die gottgeborene Seele von dem niedrigen Körper. Der Tod ist eine Erlösung und Befreiung. Ich empfinde keine Reue über das, was ich gethan. Ich habe gehandelt in der ehrlichen Ueberzeugung, daß es so recht sei, und danke den unsterblichen Göttern, daß sie mir den schönen Tod des Kriegers gewährt haben."

War Julian der letzte Heide — so hat das Heidenthum noch in seinem letzten Vertreter bewiesen, daß auch auf seinen Wegen Gottes Trost finden kann, wer ihn aufrichtig sucht. Aber eine Kirche konnte Julian nicht gründen, den Anderen keinen Frieden geben. Auf diesem Gebiete waren ihm die verhaßten Bischöfe überlegen. Die Mythen, in welche sich der Glaube der Griechen kleidete, oder welche ihre Ceremonien rechtfertigten, waren seit vielen hundert Jahren in allen Tonarten und mit jeder Rücksichtslosigkeit gedeutet, geändert, verspottet. Und ihre Vorschriften für Buße und Heiligung waren theils geschaffen für einfachere Zeiten und nicht geeignet für ein so räsonnirendes Geschlecht, theils wenigstens wie die Dogmen verbraucht. Das Christenthum bot der Welt dagegen einen Inhalt, der Gelehrte wie Ungelehrte tief erregte, und seine Geschichte und Sage waren noch frisch, durch heilige Ehrfurcht noch geschützt.

Sie waren deshalb unendlich viel geeigneter, dem religiösen Bedürfniß Befriedigung zu bieten, der religiösen Erhebung als Leiter zu dienen. Daher der weite Unterschied zwischen den großen Kirchenlehrern und den großen Rhetoren der Zeit. Jene waren in ganz anderer Weise überzeugt von der Wahrheit und Wichtigkeit ihrer Predigt als diese. Eine begeisterte Gemeinde lebte in diesem Glauben, und so viele ihn auch verzerren mochten, immer aufs neue erschlossen sich seine herrlichen Blüthen unter Alt und Jung. Jene waren Riesen, diese waren Schatten. Vor jenen beugten sich die Kaiser, diese zitterten vor dem Statthalter; jene gründeten ein Reich, diese verschönten die Tage des Despotismus mit bunten Bildern und wirkten an dem Gewebe der Zukunft fast ausschließlich durch den Einfluß, den sie auf die feindlichen Theologen ausübten. „Ihr bittet die Kaiser um Frieden für euere Götter, wir erbitten für die Kaiser selbst Frieden von Christus." Dies Wort des heiligen Ambrosius ist unedel; denn er sagte es in einem literarischen Kampfe gegen die vom Staate verfolgten Heiden; aber es charakterisirt die Parteien

doch richtig. Das Christenthum veränderte die Welt. Die Menschen waren geknechtet. In allen Fragen von öffentlichem Interesse hatten sie die Entscheidung des kaiserlichen Herrn zu erwarten. Bei einer gewissen Cultur ist es aber einem Volke unmöglich, sich ausschließlich mit seinen persönlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, und das römische Volk wandte deshalb seine leidenschaftliche Theilnahme auf Spielereien, und die Masse vor Allem auf die Circusspiele. Ob die Wagen der blauen oder der grünen Partei zuerst das Ziel erreichten, das beschäftigte die Köpfe und die Herzen, dafür wagte man Aufstand, ertrug Verfolgung, Kerker, Folter und Tod. So war es unter Nero, so war es unter Justinian. Im Jahre 532 kamen in Constantinopel 30,000 Menschen bei einem solchen Aufstande um. Aber solche Kämpfe können den Menschen nicht erheben. Sie sind nur ein Zeugniß für das Elend der Zeit, in welcher der edelste Trieb des Herzens sich so weit verirren mußte, um Befriedigung zu finden.

Diesem Zustande machte das Christenthum ein Ende. Jetzt gab es wieder eine große Sache, die von Allen geliebt, vertheidigt, gefördert werden konnte, die es werth war, daß man für sie litt, sich für sie opferte. Es begann ein wirkliches Parteileben in dem geknechteten Reiche. Tausende von kräftigen Geistern, die sich in kleinlichem oder thörichtem Treiben erschöpft hätten, fanden Gelegenheit ihre Gaben zu gebrauchen und zu steigern. Das Blut rollte wieder in dem erstarrenden Staatskörper. Und sofort ward auch aller Orten der Bann durchbrochen, der die Geister niederhielt. Zwar bemächtigten sich die Kaiser der Leitung der Kirche. Was orthodox sei oder Ketzerei, ward in letzter Instanz von dem Kaiser entschieden. Aber er hatte sich dabei den führenden Geistern, der stärkeren Strömung anzubequemen. Von muthigen Männern hatten sie immer aufs neue den Ruf des Donatus zu hören: „Was hat der Kaiser mit der Kirche zu schaffen?"

Dem gewaltigen und in seinen Zornesausbrüchen ängstlich gefürchteten Theodosius schrieb Ambrosius von Mailand: „Es ist nicht kaiserlich, die Freiheit der Rede zu beschränken, und es ist nicht priesterlich, seine Meinung nicht zu sagen. Das bringt dem Priester vor Gott die höchste Gefahr und vor den Menschen die größte Schande, wenn er nicht frei heraus sagt, was er denkt." Hosius von Cordova entwickelte dem Kaiser Constantius eine förmliche Theorie von der Freiheit der Kirche.

„Ich bin Confessor geworden, als dein Großvater Maximian

die Kirche verfolgte. Wenn auch Du mich verfolgst, so bin ich auch jetzt bereit, eher Alles zu erdulden, als unschuldiges Blut zu vergießen und die Wahrheit zu verrathen. Ich kann Dich nicht loben, wenn Du dergleichen schreibst und drohest. Höre auf, so zu schreiben, stimme nicht mit Arius überein . . . . Höre auf, ich bitte Dich; erinnere Dich, daß Du ein sterblicher Mensch bist. Fürchte den Tag des Gerichtes, bewahre Dich rein auf denselben hin. Mische Dich nicht in kirchliche Angelegenheiten, gieb uns hierin keine Befehle; lerne vielmehr in dieser Beziehung von uns. Dir hat Gott das Reich übergeben, uns die Kirche anvertraut. Wie derjenige, der Dir Dein Reich nimmt, der Ordnung Gottes widerspricht, so befürchte auch, indem Du das Kirchliche an Dich reißest, daß Du großer Schuld Dich theilhaft machest. Es steht geschrieben: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Wie uns Priestern im Bürgerlichen keine Gewalt zusteht, so hast Du, Kaiser, kein Recht zu opfern . . . . . Höre auf; ich bitte Dich, Constantius, folge mir. So zu schreiben steht mir zu, Dir, was ich geschrieben, zu beherzigen."

Auch die Kaiser selbst haben anerkannt, daß sie die Kirche zu schützen hätten, nicht aber ihr zu befehlen. „Ich bin ein Laie," sagt Valentinian Sozomenus VI, 7, „mir kommt es nicht zu, mich damit zu befassen." Es ändert daran nichts, daß sie doch oft genug Befehle in Glaubenssachen ergehen ließen. Das sind Inconsequenzen, wie sie das Leben immer mit sich bringt.

Immerhin hatte der Glaubensmuth der Christen inmitten des römischen Despotismus ein Feld erobert, auf dem Freiheit und Gewissen, wenn nicht herrschten, so doch herrschen sollten. Und das Feld war nicht klein, nicht verborgen. Schon ward der Satz gewagt, daß die Kirche mehr sei als der Staat. Augustin, der die Periode abschloß, stellte die Kirche als Gottesstaat dem Teufelsstaate gegenüber, d. i. dem Staate, welcher nur staatliche Zwecke verfolgt und nicht den Schutz der wahren Gottesverehrung zu seinem Hauptzwecke macht. Solche Staaten nannte er magna latrocinia, also große Räuberbanden. Der heilige Martinus ließ es sich — um 390 — gefallen, daß man ihm an der kaiserlichen Tafel den Becher vor dem Kaiser reichte; ja, er gab ihn dann zunächst seinem Presbyter und rechtfertigte dies, als sich die Hofleute entsetzten. Ein Bischof von Tyrus, der zu der Kaiserin Eusebia gerufen ward, forderte, daß sie sich erst dann setze, wenn er Platz genommen und ihr das Zeichen gegeben habe, sich

niederzulassen. So artete der Muth bisweilen in Stolz und Frechheit aus — aber wer will das schelten, wenn solcher Hochmuth den Despotismus bricht und den Menschen die Würde zurückerobert?

Allein es ist nur wenig Auserwählten verliehen, sich ganz mit einer großen Idee zu erfüllen, ganz neu zu werden. Gerade dem Höchsten gegenüber zeigt sich der Mensch in seiner Schwäche. Das Christenthum wirkte auf das Zeitalter im Ganzen wie ein kräftiger Sauerteig und brachte es in heilsame Gährung; den Einzelnen aber brachte es nur einzelne Gaben, erneuerte nur einen Theil ihres Wesens. Im Uebrigen blieben sie Menschen des vierten Jahrhunderts, ein räsonnirendes und spielendes Geschlecht.

In der Rhetorenschule hatten sie ihre Bildung gewonnen, mit den Rhetoren unterhielten sie auch nach ihrem Eintritt in die Kirche lebhaften Verkehr, und in manchen Personen gingen Rhetor und Bischof ganz ineinander über. Synesius von Cyrene glaubte aufrichtig, seine heidnische Philosophie auch als Bischof bewahren zu können. Ganz offen zeigt sich dieser Einfluß in den philosophischen Gedanken, mit denen die Väter der Kirche das Dogmensystem ausbildeten, in den Formen ihres literarischen Verkehrs, in ihrer Schreibweise und in ihrer Predigt. Sie haschten nach Effect und spielten mit dem Wort. Ein Prediger sagte: „Gott der Sohn ist fromm; aber Gott der Vater ist nicht fromm." Die Antithese hatte volle Wirkung, die Gemeinde stutzte und begann zu murren. „Was wollt ihr?" fuhr er fort, „Gott der Sohn verhält sich zum Vater fromm; aber Gott der Vater hat Niemanden, zu dem er sich so verhalten kann." Die Gemeinde verstand sofort das schamlos geschickte Spiel mit dem Begriffe „fromm" und lachte Beifall.

Der gefeierte Gregor von Nyssa mischte die heidnische Vorstellung von Neide der Götter in die Leichenrede, die er vor dem versammelten Concil von Constantinopel auf den während desselben gestorbenen Bischof Meletius hielt.

Aber alles das wäre leicht zu ertragen — wenn nur nicht das Leben dieser Heiligen oft all den kleinlichen Neid, alle die groben und feinen Leidenschaften der Zeit offenbarte. Und das mischt sich nun mit dem Glaubenseifer, dem feierlichen Ernst, dem Anspruch auf Heiligkeit: es ist ein widerlicher Anblick.

Oder ist es nicht widerlich, wenn man sich als den Bewahrer des Heiligthums gerirt und die grausigsten Verwünschungen herabbeschwört auf den, der das nicht anerkennen will, und dann Scenen

aufführt wie Gassenbuben, Intriguen spielt, Documente fälscht und um Gesinnungen marktet? „Ach dieses Wahnsinns!" schrieb der Kaiser Constantin an die Kirche von Alexandrien beim Beginn des arianischen Streits, „Wie viel Elend bereitet täglich der aufgehäufte Haß! Das Volk Gottes ist mit Schande bedeckt . . . Ist gar kein sittliches Gefühl mehr vorhanden? Nicht einmal mehr das natürliche! Denn von evangelischem Sinne kann keine Rede mehr sein."

Julians Eitelkeit und Heftigkeit erscheinen unschuldig gegenüber diesen herrschsüchtigen Heiligen, denen oft kein Mittel zu schlecht war, um zum Zweck zu gelangen. Namentlich die Verleumdung kannte kein Maß noch Ziel.

Gregor von Nazianz war ein Mitschüler des Julian. In Athen hatten sie auf denselben Bänken, vor denselben Lehrern gesessen. Er kannte ihn, seine Eitelkeit, seine Reizbarkeit, aber auch seine Hingebung, sein Suchen nach Wahrheit und seine Strenge gegen sich selbst. Es war notorisch, daß Julian in der Enthaltsamkeit mit alle den Heiligen wetteifern konnte. Aber die Menschlichkeit des sonst großen Bischofs geht unter in dem Haß des Gegners und in der Manier des Rhetors. Er kennt keine Gerechtigkeit und keine Wahrheit mehr. Er wiederholt von der Kanzel herab die gemeinen Verläumdungen des christlichen Pöbels, der dem Julian nächtliche Orgien andichtete, und um sein Gewissen zu salviren, setzt er ein „sagt man" hinzu. Das salvirt ihn nicht, das richtet ihn.

Aber darin besteht ja die Kunst, das Kleine groß und das Große klein zu machen. Was einmal angegriffen wird, muß auch als ganz nichtig, als ganz verabscheuenswürdig dargestellt werden, vor Allem der dogmatische Gegner. Um den Athanasius zu verderben, bewogen seine Gegner ihren Genossen Arsenius, sich zu verstecken, und erhoben dann die Anklage, er sei von Athanasius ermordet. Arsenius ward aber in seinem Versteck aufgefunden, und die Verleumdung kam an den Tag. Zwei Jahre später erneuerte sich das Spiel. Die Synode von Tyrus erhob eine falsche Anklage gegen Athanasius und schickte eigens eine Commission nach Aegypten ab, um falsche Zeugen zu gewinnen.

Kein Wort ist zu schmutzig, das nicht die Häretiker den Orthodoxen, die Orthodoxen den Häretikern entgegenwarfen. Man bekämpfte nicht bloß die Sache, sondern auch die Personen, und nicht bloß die Motive für die Parteinahme, auch das ganze übrige Leben zog man in den Schmutz. Diese Heiligen, die jede natürliche Begier

in sich unterdrücken wollen, scheinen sich hier schadlos zu halten. Sie fröhnen ihrer Lüsternheit, indem sie dem Gegner Ausschweifungen anlügen.

Die orthodoxe Synode von Sardica 343 hatte zwei Bischöfe beauftragt, ihre Beschlüsse dem Kaiser Constantius zu überbringen. Sie trafen ihn in Antiochia und waren in einem Gasthause abgestiegen. Da ließ der arianisch gesinnte Bischof der Stadt durch seinen Presbyter, einen leichtsinnigen Burschen anstiften, für die Nacht eine Dirne in das Gasthaus zu bestellen. Das Mädchen kam, und der Mensch wies sie in das Zimmer des alten Bischofs Euphratas. Dieser glaubte, es sei ein Gespenst, und rief den Namen Christi an. Das Mädchen hatte einen anderen Empfang erwartet und begann nun ebenfalls zu schreien. Jener Bursche hatte sich mit dem Presbyter und mehreren Anderen in der Nähe gehalten, und nun stürzte die Schaar in das Zimmer, um das Mädchen in der Kammer des Bischofs zu finden und durch die Schande des Gesandten die in Sardica siegreiche Partei zu stürzen. Sie stellten sich entrüstet, der Lärm ward groß, die Polizei kam herbei und führte die ganze Gesellschaft in Gewahrsam. Die Untersuchung brachte die gemeine Intrigue an den Tag, und der Bischof von Antiochia ward abgesetzt.

Noch roher ist die häßliche Schadenfreude beim Unglück der Gegner. Auch der Tod versöhnt sie nicht, sondern giebt ihnen nur Gelegenheit, den lieben Gott als ganz speciellen Diener ihrer Partei nachzuweisen.

Beim Tode Julians hat Gregor von Nazianz wahre Schandreden geführt, und als Arius am Tage vor dem feierlichen Acte, durch den er wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden sollte, unter allen Anzeichen der Vergiftung plötzlich starb, da hat die fromme Wuth dies Ereigniß, das eher nach einem Verbrechen aussieht, als ein Wunder ausgebeutet. Sie hatten die Tage zuvor Gott angefleht, mit einem Wunder einzutreten, und nun riefen sie: „Das ist der Finger Gottes: er hat unser Gebet erhört, er wollte seine Kirche nicht beflecken lassen mit diesem Scheusal."

Und keineswegs begingen sie dergleichen Verbrechen und Gemeinheiten nur aus Glaubenswuth.

Rom war von 355—384 der Schauplatz der erbittertsten Kämpfe zweier und dann dreier Parteien innerhalb der orthodoxen Kirche und noch dazu vor den Augen der zahlreichen und durch ihren Reichthum

wie durch ihre Bildung mächtigen und zur Vorsicht mahnenden Heiden. Hauptanlaß war der Streit des Damasus und Ursinus um das Bisthum. In denselben mischte sich aber noch vieles andere. Auf den Straßen und in den Kirchen wurde gekämpft. Mord und Meineid, falsche Anklagen und falsches Zeugniß warf man sich gegenseitig vor und erhob die Genossen der eigenen Coterie zu Heiligen und Märtyrern. Es ist nicht möglich, zu entscheiden, wem die größere Schuld zuzuschreiben ist; es ist auch gleichgültig, denn groß war die Schuld der einen wie der andern; aber entsetzlich ist, daß so etwas geschehen konnte, und in Rom geschehen konnte, und gerade zu der Zeit geschehen konnte, wo Rom anfing, den Vorrang vor den übrigen Kirchen zu gewinnen. Aehnliche Kämpfe und Intriguen spielten in Karthago während des ganzen vierten Jahrhunderts, wo eine ebenso reiche wie intriguante Wittwe 311 eine Doppelwahl herbeiführte, in Constantinopel, und um 380 in Antiochien, obgleich die Orthodoxen damals lange Zeit die unterdrückte Partei gewesen waren und durch das Feuer der Trübsal und durch den Hinblick auf die Noth ihrer Kirche sich hätten sollen läutern und zügeln lassen. Sehr bezeichnend ist auch ein Zug aus dem Leben des sonst so gewaltigen Basilius des Großen.

Beim Tode seines Bischofs 370 war Basilius Presbyter und trachtete danach, das Bisthum zu gewinnen; denn Cäsarea war damals einer der wichtigsten Sitze des Orients. Er hatte großen Anhang, aber auch viele Gegner, und wünschte für den Wahlkampf den Rath und Beistand seines Freundes Gregor von Nazianz. Aber dergleichen Agitationen waren nicht nur regelmäßig sehr ärgerlich und aufregend, sondern auch für den Ruf eines angehenden Heiligen bedenklich. Basilius kannte Gregor genau genug, um zu wissen, daß er nicht kommen werde, wenn er ihm schreibe, um was es sich handele, und so schrieb er ihm, er sei todtkrank und bitte ihn zu kommen, damit er ihn vor seinem Ende noch einmal sehe. Gregor rüstete sich in seiner Sorge alsbald zu der Reise und überlegte schon alle möglichen Themata und schöne Wendungen für die Leichenrede; da hörte er, der Bischof von Cäsarea sei todt, und die Bischöfe der Provinz strömten nach Cäsarea zur Wahl. Alsbald durchschaute er die Intrigue des „heiligen" Basilius, blieb zu Hause und schrieb ihm einen strafenden Brief (ep. 21). Nichtsdestoweniger unterstützte er mit seinem Vater zusammen die Partei des Basilius auf das Kräftigste, und sein Vater reiste zuletzt trotz Schwäche und Krankheit noch selbst nach Cäsarea, die Wahl zu entscheiden. Der Vorgang

hat ein doppeltes Interesse. Einmal muß der heilige Basilius dergleichen Feinheiten schon öfter begangen haben, da ihn Gregor gleich durchschaute, sobald er nur von der Wahl hörte, und sodann: der heilige Gregor hat die Wahrhaftigkeit nicht als eine unentbehrliche Eigenschaft für einen Bischof angesehen.

Uebrigens war Gregors Spürsinn auch noch durch eine besondere Beimischung verschärft, durch eine Regung von Rivalität, die freilich sehr natürlich war.

Basilius und Gregor waren Jugendfreunde und Studiengenossen, hatten sich beide vor den übrigen ausgezeichnet durch hervorragende Begabung und suchten nun auf demselben Felde und mit denselben Mitteln, durch Beredtsamkeit und Heiligkeit, zu wirken und zu glänzen. So waren sie trotz aller Freundschaft zugleich Rivalen, und Gregor hielt es für eine starke Zumuthung, daß er ohne Weiteres sich selbst von der Wahl ausschließen und für Basilius wirken sollte. „Du hättest auch bedenken müssen, daß wir in allem gleich sind und dieselben Ansprüche haben," schreibt er ihm in jenem Strafbriefe. Die Entrüstung über die Unwahrheit konnte dieses persönliche Interesse nicht zurückdrängen.

Indeß sah Gregor doch ein, daß hier die Verhältnisse für Basilius ungleich günstiger lagen, und daß er nicht in Frage komme, und da auch sein Vater energisch für Basilius war, so wurde jene Regung überwunden, aber nur, um kurz darauf um so leidenschaftlicher hervorzubrechen.

Basilius ward zum kirchlichen Haupt der ganzen Provinz erwählt; Gregor aber blieb „der interessante junge Mann" von großer Begabung, der jedoch trotz seiner 40 Jahre ohne Amt und Würde in seines alten Vaters Hause saß und ihn hier und da in seinen bischöflichen Functionen vertrat. Der Vater forderte, er sollte ein kirchliches Amt übernehmen, und mit ihm drängte Basilius als Freund und — als Gebieter. Gregor mußte nachgeben, und da weihte ihn Basilius zum Chorbischof von Sasima 372. Gregor kam hin und war außer sich, als er das Nest sah, in welchem seine glänzenden Gaben vergraben werden sollten. Noch viele Jahre später, da er vor der auserlesenen Gesellschaft der Hauptstadt die Triumphe erlebt hatte, nach denen seine Seele dürstete, begann ihm das Blut zu wallen, als er in dem Gedichte „über sein Leben" an diesen Abschnitt kam.

„Das ist keine Stadt, das ist nur eine große Poststation. Kein

Freigeborener hält sich hier auf in diesem Staub und diesem Wagengerassel. Keinerlei Anregung ist hier für einen gebildeten Menschen; hier giebt es nur Postknechte und Steuerexecutoren, nur Peitschenhiebe und Jammergeschrei.

Hat mich dazu Athen erzogen, um hier den Staubwolken zu predigen und dem verständnißlosen Pöbel? Fünfzig Chorbischöfe hast Du zu ernennen, und da suchst Du mir dieses Loch aus! Wir sind in unserem Bildungsgang und in unseren Leistungen immer gleich gewesen, und früher wenigstens hast Du Dich auch nie zu überheben gewagt; hättest Du es aber gewagt, so wärest Du von jedem Unparteiischen zurückgewiesen."

Das sind die Gedanken, welche das spätere Gedicht wie die gleichzeitigen Briefe Gregors erfüllen.

Es erschien ihm als eine Verrätherei, als eine Böswilligkeit des falschen Freundes, der den Rivalen aus der Welt schaffen wollte.

Gregor ertrug dies nicht lange; er empfand plötzlich ein unwiderstehliches Verlangen, fern von der Welt in mönchischer Uebung zu leben, und verließ den verwünschten Ort. Basilius bezeichnete dies als Verrath an Glauben und Kirche; er wußte ganz genau, daß diese Sehnsucht nach der Einsamkeit nur verletzte Eitelkeit war. Gregor antwortete im Tone der beleidigten Unschuld, und dabei merkt man in jeder Zeile, wie unerträglich es ihm war, den alten Jugendfreund und Studiengenossen als Vorgesetzten auftreten zu sehen.

„Wie ausgelassen und wild geberdest Du Dich in Deinem Briefe gleich einem jungen Füllen! Doch freilich, es ist nicht zu verwundern. Du bist ja kürzlich zu hohen Ehren gekommen und nun spreizest Du Dich auf Deinem Throne . . . . Ich soll den Glauben und die Kirche schädigen durch mein Verhalten? Ich trage still die mir widerfahrene Beleidigung, und wenn Alle meinem Beispiele folgen würden, dann würde der Glaube nicht geschädigt durch diesen Streit; allein es ist ja gewöhnlich, daß der Glaube mißbraucht wird als Waffe in Privathändeln."

Im Zorne ist da dem heiligen Gregor ein Wort entfahren, wie es gegen alle diese ehrsüchtigen Bischöfe, ihn selbst eingeschlossen, nicht schärfer und treffender gesagt werden kann. Sie stritten um die Herrschaft in der Kirche, die sie erst gründen sollten, die noch mit allen Wurzeln in den heidnischen Vorstellungen und in der heidnischen Gesellschaft steckte. Denn noch gar mancher Christ suchte Heilung und leistete Gelübde bei einem heidnischen Gotte oder in

einer jüdischen Synagoge, und die Volksfeste bewahrten die heidnischen Gebräuche noch in fast unversehrter Fülle.

Basilius und Gregor waren aber im Grunde aufrichtige Männer und neben Ambrosius, Johannes Chrysostomus und ihrem Freunde Gregor von Nyssa die hervorragendsten Führer der Partei; Gregor führt geradezu den Beinamen der Theolog. Wenn von ihnen dergleichen geschah, was hat man dann von der Masse der Geistlichen zu erwarten? Ihr Glaubenseifer, ihr großartiger Idealismus erneuerte die Welt, aber sie krankten doch stark an den Schwächen der Zeit. Das Treiben des Clerus in Rom hat uns Hieronymus geschildert, der Erasmus des vierten Jahrhunderts. Wohlfrisirt und parfümirt fahren sie frühmorgens schon aus zu den vornehmen Damen ihrer Kundschaft. Da werden Neuigkeiten ausgetauscht, Witze gemacht, hier und da ein feierliches Wort, ein Augenaufschlagen als Würze der leichten Unterhaltung. Von einer Dame geht es zur andern. Man ist immer willkommen, denn man hört viel und kann mit Cornelia über Paula plaudern und mit Paula über Cornelia. Das geistliche Amt ist der Schlüssel zur Vertraulichkeit.

Hieronymus ist ein Spötter; aber hier hat er nicht zu viel gesagt: das Bild, das sich aus einigen Acten der Zeit ergiebt, ist noch schwärzer. Das Concil von Sardica 343 sah sich genöthigt, eine gegenseitige Controle der Bischöfe anzuordnen, um das gewissenlose Streberthum und Antichambriren am kaiserlichen Hofe auszurotten, und Kaiser Valentinian, welcher der Kirche sehr ergeben war, verordnete, daß Geistliche und Mönche die Häuser von Wittwen oder verwaisten Mädchen nicht betreten und keine Vermächtnisse annehmen dürften (Codex Theodosianus XVI, 2, 20).

So verbreitet war der Verdacht der Liederlichkeit, und so arg war es mit der Erbschleicherei.

Hieronymus erwähnt das Gesetz und setzt hinzu: „Ich klage nicht darüber, daß es gegeben ward, aber ich klage darüber, daß es nöthig war." Hier ist Hieronymus der Sittenrichter; aber er war nicht besser als die Anderen: er war das echte Kind seiner Zeit. Fünf Jahre hat er in der Wüste gelebt, hat sich kasteit, hat sich gequält und geängstigt um seiner Seelen Seligkeit. Auch die übrige Lebenszeit hat er meist in Rom und Bethlehem in mönchischer Weise in einem auserlesenen Kreise von heiligen Männern und heiligen vornehmen Damen zugebracht. Wenn das einen Anspruch auf Heiligkeit giebt, so verdient er seinen Namen; aber alle Möncherei, aller Eifer

für das Heilige konnten das kleinliche Herz nicht erheben. Noch hatte er die Wüste nicht verlassen, so benahm er sich wie ein schwankendes Rohr. In seine dogmatischen und exegetischen Untersuchungen mischt sich die bare Sophistik, das leidige Wortverdrehen, und dabei fehlt auch nicht die Wendung: „Was ich hier schreibe, habe ich in einer einzigen Nacht dictirt, denn der Bote hatte Eile!“ Die Fertigkeit war ihm die Hauptsache, und der Ruhm der Geschicklichkeit wichtiger als der Sieg der Wahrheit. Es ist ein kleinliches, zanksüchtiges und, wenn seine reizbare Eitelkeit erwachte, geradezu bösartiges Wesen, das ihm eigen war. Man lese seine Streitschriften gegen Vigilantius und Helvidius, gegen Rufinus und gegen Augustinus. Er ist der Journalist, der gern als Heiliger, der Professor, der gern als Apostel gelten möchte — und dabei hat er keine Tiefe und keine Wahrheit. Er war ein großer Gelehrter, aber ein kleiner Mensch; er war ein eifriger Christ und eine Autorität in Glaubenssachen; aber er blieb der Rhetor.

In dem Briefe an eine Mutter, welche ihre Tochter dem Kloster übergeben hatte, witzelt er: „Du bist eine Schwiegermutter Gottes geworden“, und von der Ehe wagt er das frevelhafte Wort: „Ich preise die Ehe, weil sie uns Jungfrauen schafft.“

Ueber die Verachtung der Ehe will ich mit dem Mönche nicht rechten. Ueber dieses heilige Institut, welches die Grundlage bildet aller staatlichen und menschlichen Ordnung, alles dauerhaften Glückes und alles Großen und Tiefen, das Menschen erreicht und gefühlt haben, — war es in seinem Kreise Mode geringschätzig zu schwatzen. Aber die Begriffe Jungfrau und Braut Christi waren ihm doch heilig — wenigstens führt er gern feierliche und erhabene Reden darüber — allein hier sind sie ihm gerade gut genug zu einem Wortwitz, wie ihn die rhetorische Manier der Zeit liebte.

Jener Brief des Hieronymus gehört zu den Schriften, durch welche er für die Verbreitung der orientalischen Askese im Abendlande wirkte. Er war einer der einflußreichsten unter den Männern, welche dafür thätig waren.

Man hat ihn deshalb überschwänglich gepriesen — und es ist auch viel Segen von den Klöstern ausgegangen. Im Mittelalter waren sie Schulen, Lazarethe, wirthschaftliche Musteranstalten, kurz Culturträger in jeder Beziehung, und in diesen Jahrhunderten des sinkenden Kaiserreiches bildeten sie die Pflanzgärten des Christenthums, die festen Burgen, in denen bedrängte Wahrheit Zuflucht und Pflege

fand. Stillere Gemüther, welche sich abgestoßen fühlten von dem tosenden Treiben, in welchem eine Welt verging und eine neue geboren wurde, genossen hier Sicherheit, und unter der Zucht der Regel erwuchsen großartige Charaktere. Die Schriften Cassians, der das Mönchthum in Gallien verbreitete, erfüllen noch heute den Leser mit Frieden und Freude, wenn er nur frei genug ist, keinen Anstoß zu nehmen an dem, was der Zeit angehört.

Aber dieser Segen bildet nur die eine Seite der Sache. Die Klöster waren auch die Brutstätten eines rohen Fanatismus. In solcher Askese wurden die Banden wüster Gesellen und noch wüsterer Weiber gezüchtet, welche als Circumcellionen Jahrzehnte lang Afrika in Aufruhr hielten, welche in den Parteikämpfen der Kirchenhäupter in den Straßen von Rom, Constantinopel, Antiochien u. s. w. die Schlachten schlugen, welche die von den Besten ihrer Zeit geschätzte Hypatia, den letzten Stern der Universität Alexandria, aus dem Wagen rissen, zu Tode quälten, den Leichnam in eine Kirche schleppten und mit Austernschalen in kleine Fetzen zerstückten.

Es fehlte nicht an warnenden Stimmen aus der Mitte der Asketen selbst.

Einen Mönch umlauert eine Legion von Teufeln, einen Einsiedler zehn Legionen. Es ist einerlei, ob man mit schmutzigem Gewande prahlt oder mit glänzendem. Uebermäßiges Fasten und Beten nährt vielfach nur den geistlichen Hochmuth. So lehrten und predigten die Besten, und ein alter Abt prügelte einen Knaben, weil er gewürdigt gewesen war, ein Wunder zu verrichten: leicht werde solche Gnade zu einem Fallstrick. Aber alles Warnen und Mühen konnte nicht helfen. Die Masse sank immer wieder in Aeußerlichkeit und Nichtswürdigkeit, so oft sie auch durch ideale Gestalten gehoben wurde. Es ist eben nur auserwählten Geistern gegeben, einen so außerordentlichen Weg zu wandeln, ohne sich ganz in die Irre zu verlieren.

Die Klöster, die sich vor groben Verirrungen am meisten wahrten und am meisten leisteten, hielten sich fern von unnatürlicher Askese, waren Corporationen in der Welt, in denen man die reizvollsten Aufgaben menschlicher Thätigkeit ebenso und zum Theil weit besser erfüllen konnte, als im Laienstande.

Um aber die Bedeutung dieser Richtung für die damalige Gesellschaft zu erfassen, genügt es nicht, gegeneinander abzuwägen, was an Segen und was an Unheil aus ihr hervorging.

Es kommt vor Allem darauf an, was jene Männer bewog, sich dieser Askese hinzugeben. Und das war nicht der Gedanke, der Welt zu nützen, ihre Schäden zu heilen, sondern die Absicht, aus der Welt zu flüchten, sich ihren Versuchungen, aber auch ihren Verpflichtungen und Aufgaben zu entziehen. Man weiß, warum Gregor von Nazianz in die Einsamkeit ging.

Es war eine ungesunde Strömung, und sie hatte überdies nur theilweise im christlichen Wesen ihren Ursprung. Zum andern Theile wurzelte sie in Vorstellungen, die auch bei den Heiden im Schwange waren — der Heide Julian wollte ebenfalls durch Möncherei den Himmel erwerben. Und mehr als diese Vorstellungen trieb dazu das Elend, die geistige und wirthschaftliche Rathlosigkeit, der Widerspruch zwischen der hohen Cultur und dem rohen, nur durch stets wiederholte Gewaltsamkeiten sich erhaltenden Staatswesen. Es ist begreiflich, daß man den ganzen Plunder bei Seite warf und sich lieber von Kräutern nährte wie das Thier des Feldes, aber begreiflich auch, daß nur Wenige den Frieden fanden, den sie suchten. Das Wort des heiligen Augustin: „Unser Herz ist unruhig, bis es in Dir, o Herr, ruhet," ist meist nur so anzuwenden, daß an die letzte Ruhe gedacht wird.

Im Orient war es damals Sitte, wenigstens eine Zeitlang, in die Wüste zu gehen. Zu Tausenden strömten sie in die Klöster und Einsiedeleien; in Aegypten gab es fast so viel Mönche wie Stadtbürger. Langsam drang diese Sitte um 400 in das Abendland, das in seiner christlichen Entwickelung in den ersten drei Jahrhunderten vom Orient beherrscht war. Hieronymus war dabei einer der einflußreichsten Vermittler, und diese schweren, die ganze Gesellschaft erschütternden Lehren und Ermahnungen hat er in jenem spielenden Tone und spielenden Geiste verhandelt, aus dem die oben angeführten Wendungen geboren sind.

Das ist die Gesellschaft, das sind die Männer, welche als Vertreter der Kirche die Hierarchie begründeten und die Dogmen feststellten.

Das Bild ist schwarz und ließe sich leicht noch schwärzer malen, aber um so gewaltiger erprobte sich die Kraft, welche der Glaube erweckte. Trotz aller Schwächen und Verbrechen erhielt sich in dem Volke eine Theilnahme und Hingebung für die idealen Güter des Glaubens, die uns noch heute mit Rührung ergreift, und seine Führer waren trotz der schwersten Irrungen in vieler Beziehung bedeutende, zum Theil

wirklich große Männer. So tief sie in einzelnen Fällen untersanken in Schmutz und Schuld, so gemeine Züge ihr Charakterbild verunstalten, so haben sie zuletzt doch nicht bloß das Ihre gesucht, sondern, getragen von göttlicher Begeisterung, die Welt in neue Bahnen geführt. Denn das ist das Eigenthümliche der Kirchengeschichte, daß sie die hellsten Lichter neben den tiefsten Schatten zeigt; mehr als in jedem anderen Gebiete des Lebens ist in der Kirche das Herz betheiligt, dies trotzige und verzagte Ding, das den Menschen fortreißt, lächelnden Angesichts auf das Schaffot zu steigen für die große Sache, und ihn gleichzeitig noch achten läßt auf den Faltenwurf seines Kleides.

So konnte es denn auch nicht verborgen bleiben, wie sehr die großen Kirchenväter der Zeit ihren Tribut zahlten. Gerade ihre bedenklichsten Schwächen mußten sich verrathen, und sie kamen um so stärker zur Ausbildung, weil die Hauptkraft der Zeit auf die arianischen Streitigkeiten verwendet wurde.

Für das kirchliche Leben war die Streitfrage ohne Bedeutung. Es handelte sich nicht etwa darum, für den Stifter der Religion die göttliche Natur zu retten. Die Auffassungen des modernen Liberalismus lagen den Arianern ebenso fern wie den Orthodoxen. Es handelte sich nur um die begriffliche Bestimmung dieser göttlichen Natur, um ihren Vergleich mit der Natur der anderen Personen der Trinität.

Es war also ein Streit über die Grenze zwischen Begriffen, von denen sich keiner fest umgrenzen läßt. Oder wer will das Wesen Gottes begreifen?

Der Führer der orthodoxen Partei, der große Athanasius, bewegt sich in Folge dessen selbst in Widersprüchen. Er spricht bald so, daß man Gott Vater und Gott Sohn und Gott Geist als drei Produkte eines zu Grunde liegenden Urwesens fassen muß, aus dem sowohl der Vater, wie der Sohn und der Geist hervorgegangen sind, bald so, daß der Sohn als ein Theil des Vaters erscheint. Er nennt ihn die Weisheit und die Vernunft Gottes: ohne den Sohn sei Gott Vater ἄλογος und ἄσοφος, unvernünftig und unweise. Halten ihn die Gegner bei dieser Vorstellung, so entweicht er durch eine schroffe Verneinung der nächsten und unabweislichen Consequenz.

Kurz, Athanasius kann mit Klarheit nur sagen, was er verwirft, aber nicht, was er aufstellt. Und dasselbe gilt von Augustin, dem großen Theologen, der die Periode abschließt. Seinen Glauben mag

man verehren; aber sein Versuch, das verzweifelte Exempel von 3 = 1 und 1 = 3 nach den Regeln menschlichen Verstandes als richtig zu erweisen, ist nur ein trauriges Beispiel von der hülflosen Begrenztheit auch der gewaltigsten Geister. Wir ringen eine Zeit um die Erkenntniß, und dann fangen wir uns in unseren eigenen Worten. Augustin faßt die Trinität als drei Personen, die sich weder qualitativ noch quantitativ unterscheiden, und legt dann doch der einen diese, der anderen jene Qualität in besonderer Weise bei.

Constantin der Große hatte in diesem Gefühl zu Beginn des Streites an Arius und seinen Bischoff geschrieben, sie sollten den Streit um diese überflüssigen Fragen unterlassen. Der menschliche Geist sei zu schwach, dergleichen Räthsel zu lösen, und deshalb sei es müßig, darüber zu streiten. In Nebendingen seien auch oft die Philosophen einer Schule verschiedener Meinung: das müsse man dulden; es sei kindisch und eines Priesters unwürdig, dergleichen Streitigkeiten unter das Volk zu bringen.

So richtig der Grundgedanke des Kaisers ist, so war es doch nicht möglich, ihm zu folgen. Nicht die Willkür oder Eitelkeit des einen und des anderen Mannes hat den Streit entzündet. Der wissenschaftliche Geist und die Schulgewandtheit des Zeitalters forderten für Alles eine begriffliche Construktion und so auch für die Idee der Gottessohnschaft Christi.

Alle Schichten der Bevölkerung theilten das Interesse, ereiferten sich in dem Streite. „Alles in der Stadt," sagt Gregor von Nazianz über Constantinopel, „dogmatisirt über die unbegreiflichen Geheimnisse. Auf den Straßen und auf den Märkten, bei den Trödlern, bei den Wechslern, bei den Händlern, überall das gleiche Thema. Sage ich: Wechsle mir dies Silberstück, so belehrt mich der Mann über den Unterschied von Vater und Sohn. Fragt man nach dem Preise des Brodes, so antwortet der Bäcker, daß der Sohn geringer sei, als der Vater. Will ich wissen, ob das Bad geheizt ist, so erklärt der Diener, daß der Sohn aus nichts geschaffen worden." Und die so spotteten, waren die eifrigsten Kämpfer. Ihre Predigten, ihre Gedichte weckten das Interesse in den Massen immer aufs Neue.

Aber wo immer ein bestimmter Begriff aufgestellt ward, da erregte er den Widerspruch der Naturen, welche fühlten, daß der begriffene Gott ein begrenzter sei. Der Zeitgeist nöthigte sie, einen Begriff von Gott aufzustellen, und ihr religiöser Sinn protestirte gegen jeden: so stellten die Orthodoxen oder besser die Athanasianer

einen unklaren Begriff auf, dessen Form das wissenschaftliche Bedürfniß abfand, und dessen Unklarheit dem religiösen Gefühle die Befriedigung ließ, daß hier doch mehr sei als irdisch Begrenztes. Der Arianismus verlangte dagegen eine klare Formel für das Verhältniß. „Christus ist für uns Gott; aber der Vater ist auch für ihn Gott: er ist der Delegirte Gottes, der Untergott, der Statthalter u. s. w." So kamen zum Arianismus diejenigen, in denen das wissenschaftliche Bedürfniß das religiöse überwog. Doch gilt dies natürlich nur von der Richtung im Ganzen und nur von den Decennien der Entstehung, nicht von jedem Einzelnen, der sich für die eine oder die andere Partei entschied, und nicht für die zweite und dritte Generation, die darin geboren wurden. Der Einzelne ward bestimmt durch die tausend Einflüsse, die seine Entwickelung beherrschten, und durch die persönlichen Gegensätze, die sich alsbald mit dem dogmatischen Streite vermischten. Diesem unkirchlichen Ursprunge entspricht der unkirchliche Verlauf des Kampfes.

Um 320 kam der Streit in Alexandrien vor das große Publikum, als der Presbyter Arius von dem Bischof Alexander durch Beschluß einer Provinzialsynode aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen ward, weil er in Schriften, Liedern und Vorträgen den Satz predigte, daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern von dem Vater erschaffen, wenn auch vor aller übrigen Creatur.

Arius wandte sich darauf an Eusebius von Nikomedien und Eusebius von Cäsarea sowie an zahlreiche andere Bischöfe und fand einen großen Anhang; aber es wuchs auch der Eifer seiner Feinde, und im Jahre 324 hatte der Streit eine solche Ausdehnung gewonnen, daß Constantin den Bischof Hosius von Cordova nach Alexandrien sandte, um die Gemüther zu beruhigen. Er überbrachte auch den oben erwähnten Brief des Kaisers, der die Geistlichen bewegen sollte, den Streit über die unlösbare Frage ruhen zu lassen. Es war vergebens, und nun sollte die Synode von Nicäa darüber entscheiden. Sie gilt als die erste allgemeine Synode der Christenheit, obgleich nur etwa ein Sechstel der Bischöfe zugegen war, und diese fast sämmtlich aus dem Orient stammten.

Ihre Geschichte liegt im Dunklen. Von ihren Acten sind nur Bruchstücke erhalten, und diese sind schon im fünften Jahrhundert durch Fälschung entstellt. Wir wissen deshalb wenig mehr, als was Eusebius von Cäsarea in seiner Kirchengeschichte erzählt, und das ist nicht nur wenig, sondern in dem Wenigen hat trotz unserer dürftigen

Kenntniß noch eine grobe Entstellung nachgewiesen werden können. So hatte die Sage freies Spiel, und sie hat die Synode mit einem Glorienschein umgeben. Aber den hatte sie am wenigsten verdient. Es war keine Berathung, es waren leidenschaftliche Ergüsse und Tumulte, und die Entscheidung kam durch den Kaiser. Anfangs hatte Constantin den ganzen Streit für gleichgültig erklärt; jetzt schickte er diejenigen in das Exil, welche sich nicht für die Ansicht entscheiden wollten, für welche er sich entschieden hatte. Das unbiblische und von den Einzelnen ganz verschieden aufgefaßte Wort Homousios, gleichen Wesens, sollte in das Symbolum des Glaubens aufgenommen werden. Zuletzt unterschrieben alle, selbst Eusebius von Nikomedien, der Führer der Arianer: nur Arius nicht und zwei ägyptische Bischöfe nebst einigen Presbytern. Diese Hartnäckigen wurden verflucht und nach Illyrien in das Exil geschickt. Nun schämten sich aber doch Eusebius von Nikomedien und Theognis von Nicäa, ihren Freund zu verfluchen, und gingen auch in das Exil. Das war im Jahre 325.

Nach drei Jahren schon erfolgte der Umschwung, erst in der Meinung des Kaisers und alsbald in dem Gesetze der Kirche. Was in Nicäa verflucht war, hieß nun rechtgläubig; die Verbannten wurden zurückgerufen, und für Athanasius und seine Freunde begann eine Reihe von Verfolgungen. Auf dem Concil von Tyrus 335 und dann auf dem von Constantinopel ward Athanasius abgesetzt, und Arius sollte feierlich wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden: nur durch seinen plötzlichen Tod ward es verhindert.

Bald darauf 337, starb auch Constantin, und seine Söhne stellten sich verschieden zu dem Streit: da war orthodox in der einen Provinz, was in der anderen Ketzerei hieß.

Constans, der das Abendland regierte, begünstigte den Athanasius, Constantius dagegen, der im Osten gebot, die Arianer. Constans war der mächtigere. — hatte er doch im Jahre 340 das Gebiet des dritten Bruders mit dem seinen vereinigt — und solange er lebte, mußte Constantius dem Athanasius starke Concessionen machen. Aber mit dem Tode des Constans (350) begann die Herrschaft der Arianer oder richtiger der Gegner des Athanasius und der in Nicäa siegreichen Formel. Denn unter sich waren sie keinesweges einig, noch weniger als die Anhänger des Homousios in der Auffassung dieses Schlagwortes. Es war die Zeit der zahllosen Synoden, der Gesandtschaften, die zwischen Hof und Synode vermittelten, der Intriguen und Kämpfe.

Constantius starb 361. Ihm folgte die Zeit der Religionsfreiheit unter Julian und Jovian († 364). Danach wiederholte sich die Zeit des Constans und Constantius.

Im Abendlande herrschte nämlich Valentinian von (364—375) und nach ihm sein Sohn Gratian. Beide begünstigten die Orthodoxen, doch mit dem Unterschiede, daß Valentinian Religionsfreiheit verkündete, sich jeder Verfolgung der Arianer wie der Heiden enthielt und sie in der Ausübung ihres Cultus gegen Gewaltthätigkeiten der Orthodoxen schützte, während Gratian zwar das Heidenthum noch eine Zeitlang gewähren ließ, aber den Arianismus sofort mit Gewalt vernichtete.

Wenige Monate nach dem Tode seines bei aller Härte und Rücksichtslosigkeit hierin doch schonenderen Vaters erließ der leutselige, mildherzige und noch von den flüchtigen Jugendidealen erfüllte Gratian das Edict, daß den Häretikern alle Kirchen entrissen und den Orthodoxen überliefert werden sollten. Und wenn sie irgendwo Altäre errichteten in einem Hause oder auf einem Grundstücke, oder sonst gottesdienstliche Versammlungen vornähmen, so sollte das Grundstück dem Fiscus verfallen.

Gratian war ein Zögling des heiligen Ambrosius, dessen eifrige Härte keine Erwägung der Milde und Billigkeit aufkommen ließ. Im Gegensatz dazu war Valens, der Bruder Valentinians und durch ihn zum Kaiser des Ostens erhoben, ein Freund der Arianer. Anfangs mußte er auch Religionsfreiheit verkünden, denn sein Bruder hatte noch eine gewisse Autorität über ihn; thatsächlich mußte er wenigstens die berühmten Häupter der Orthodoxen schonen; aber seine Unterstützung der Arianer artete doch hier und da in Verfolgung der Orthodoxen aus, und gegen das Ende seiner Regierung wurde sie heftiger. Nie aber hat er sich zu einem Edict fortreißen lassen wie das Gratians. Die prächtigen Kirchen Constantinopels waren zwar in den Händen der Arianer; aber die Orthodoxen durften sich den berühmten Redner Gregor von Nazianz kommen lassen und unter seiner Leitung ihre Conventikel halten und zur Gemeinde ausbilden. Dem Valens folgte im Jahre 379 Theodosius, und dieser erließ bald nach seiner Thronbesteigung Edicte, die den Arianismus im Orient ebenso ausrotteten, wie ihn Gratian im Abendlande ausgerottet hatte.

Persönlich war Theodosius kein Fanatiker; er war nicht einmal ein überzeugter Parteimann wie Valentinian; aber er war wohl zu

dieser rücksichtslosen Härte von Gratian verpflichtet, der ihn aus seinem entlegenen spanischen Landgute zu sich berief und erst an die Spitze des Heeres, bald danach auf den Thron erhob.

Im Jahre 381 schien Theodosius freilich wieder zu schwanken: die Aufregung der arianischen Massen und die persönliche Bedeutung einiger Führer derselben machten Eindruck auf ihn; zudem war er der Vormundschaft Gratians jetzt entwachsen. Aber zuletzt siegten die orthodoxen Einflüsse, und nun ward der Arianismus unaufhaltsam und ohne jede Schonung verfolgt. Nur eine Ausnahme fand statt: den Germanen ward die Uebung ihres Cultus gelassen, wenn sie auch nicht überall Kirchen haben durften.

Die Bemühungen der Kaiser waren erfolgreich: der Arianismus ist wirklich ausgerottet in der römischen Welt.

Die arianischen Schriften sind nicht auf uns gekommen, wenigstens nur in einigen dürftigen Bruchstücken und so ist es nicht möglich, die Geschichte dieser Verfolgung zu schreiben; aber so viel sieht man, daß der Widerstand der Arianer nicht so zähe war, wie der Widerstand der Orthodoxen unter der freilich viel weniger energischen Verfolgung des Valens. Die arianischen Bischöfe gingen in das Exil, orthodoxe wurden an ihre Stelle gesetzt, und zuletzt fand sich auch die Mehrzahl der Gemeindeglieder zu ihnen.

Dieser Zersetzungsprozeß zog sich bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts hinein, aber ohne lautes Kampfgeschrei: die römische Welt hatte ihr Interesse an dem unfruchtbaren Streite erschöpft.

Zweites Capitel.

Ulfila und die Bekehrung der Gothen.

Das ist die Welt, in welche nun die Germanen eintraten; das sind die Personen, die ihnen mit dem Christenthum eine höhere Cultur mittheilen sollten; das sind die Interessen, welche sie vorzugsweise bewegten. Der Vermittler wurde der Gothe Ulfila. Schon durch seine Geburt wurde er darauf hingewiesen. Er war sowohl Gothe wie Römer.

Ulfila ward 311 geboren in einem Zelt oder einer Hütte im Lande der Westgothen im Norden der unteren Donau, in den Landen, welche der Sereth und der Pruth durchströmen.

Aber seine Vorfahren waren keine Gothen, sondern Cappadocier. Also hat dies merkwürdige Land auch an Ulfila Theil. Zu beiden Seiten des Antitaurus im äußersten Winkel von Kleinasien dehnt es sich aus, reich an Weiden, ärmer an Ackerland, und in allen Jahrhunderten berühmter durch die Schönheit seiner Rosse und die Wunder seiner Höhlen als durch die Thaten seiner Bewohner, aber im vierten Jahrhundert die Mutter des relativ größten Theils der geistigen Führer der Zeit. Im Jahre 276 hatten die Gothen ihre Raubzüge bis in das Innere Kleinasiens erstreckt und unter den Schaaren von Gefangenen auch eine Familie aus Sadalgothina bei Parnassus fortgeschleppt, aus der dann etwa fünfzig Jahre später Ulfila hervorging. Es werden seine Großeltern gewesen sein. Vielleicht aber war Ulfila gemischter Abstammung. Die Gefangenen haben sich vielfach mit den Gothen verheirathet, unter denen sie leben mußten, und der gothische Name Ulfila legt diese Vermuthung nahe, wenn er sie auch nicht beweist.

Wie dem auch sei: Ulfila ist im Gothenlande geboren, ist mit der gothischen Jugend aufgewachsen unter Zelten und Wagen, bei Jagd und Krieg und halbnomadischem Leben. Seinen Ohren und Augen blieben die Sorge und die Klage über den Druck der Steuer und die ungerechten Gerichte der Statthalter fern. Die Männer und Jünglinge, zu denen der Knabe hinaufsah, drückten und bückten sich nicht um Würden und Ehren; sie lebten lässig dahin, nahmen den Tag, wie er kam, waren rauh und roh, aber stark und stolz. Vor allem, er blieb frei von dem öden Treiben und kleinlichen Wesen der Rhetorenschulen; denn dergleichen gab es nicht im Gothenlande.

Ulfila war trotzdem später ein gelehrter Mann, gelehrter als die meisten Römer. In drei Sprachen hat er zahlreiche Abhandlungen geschrieben: griechisch, gothisch und lateinisch, während die römischen Gelehrten meist nur die eigene Sprache verstanden, selten zwei. Griechisch und gothisch redete Ulfila als Muttersprachen, und seine sonstige Bildung wird er einem Priester danken, der ihn als seinen künftigen Gehülfen erzog sowie er später den Auxentius. Dieser Unterricht war naturgemäß überwiegend kirchlich. Versprengte Gemeinden sind immer sorgsam in der Pflege ihres Glaubens, und die Cappadocier genossen damals zwar Glaubensfreiheit bei den Gothen, aber sie bildeten doch eine Diaspora unter den Heiden und werden auch den stärkenden Einfluß solcher Nothlage nicht entbehrt haben. Sie bildeten Gemeinden, verordneten sich Prediger, bekehrten manche Gothen und unterhielten trotz aller Schwierigkeiten die Verbindung mit der cappadocischen Heimat. Sie betrachteten sich als ein nur äußerlich abgetrenntes Glied der Kirche derselben. Einen Bischof hatten sie nicht; um 380 wurden sie zur Diöcese Tomi gerechnet. Seit etwa 330 predigte neben ihnen die Secte der Audianer.

Audian war ein syrischer Priester von streng asketischem Lebenswandel. Er hatte das freie Leben der Bischöfe Syriens sehr scharf angegriffen und war von den erzürnten Priestern deshalb aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen. Er floh mit einer Schaar seiner Anhänger zu den Gothen, unter denen sie in klösterlichen Vereinigungen lebten und kleine Gemeinden gründeten. Ihre Vorsteher hießen Bischöfe und waren zum Theil Gothen. Sie waren orthodox, aber doch schroff getrennt von der übrigen Kirche, und mit der Zeit entwickelten sie auch einige Verschiedenheiten im Dogma und im Cultus.

So standen die wenigen Christen des Gothenlandes in zwei feindlichen Secten einander gegenüber. Der Kern derselben bestand

aus Fremden: die einen waren als Gefangene dorthin gekommen, die anderen als Flüchtlinge. Sie haben zwar auch Gothen bekehrt und zu Geistlichen ausgebildet — aber auf die Nation im Ganzen hatten sie keinen Einfluß. Diesen gewann erst die dritte Kirche, die Gemeinde des Ulfila. Sie war eine Tochter der cappadocischen Gemeinde, aber eine verstoßene. Ulfila's Predigt und sein Erfolg waren der alten Gemeinde ein Gräuel.

Der arianische Streit erfüllte auch die Winkel der Cultur, und als die Bischöfe in Nicäa miteinander stritten, trennten sich auch die Christen im Gothenlande in zwei Parteien.

Die Eltern und Lehrer des Ulfila zählten zu den Arianern; denn Ulfila sagt in seinem Testament ausdrücklich, er sei stets Arianer gewesen, und zur Zeit des Concils von Nicäa war er noch zu jung, um sich selbständig zu entscheiden. Sein Arianismus beweist für den Arianismus derjenigen, welche ihn erzogen. Vielleicht zerriß auch der Streit seine Familie; vielleicht erfuhr er schon als Knabe die ganze Bitterkeit des Streites, der ihn bis an seinen Tod begleitet hat; doch wie dem auch sei, so viel bleibt gewiß, daß er in arianischer Lehre erwachsen ist.

Die Gothen hatten mit dem Kaiser Licinius gegen Constantin gekämpft und schwere Niederlagen erlitten; dann machten sie Frieden mit ihm und traten als Foederate in sein Heer. In diesen Angelegenheiten gingen mehrfach gothische Gesandte an den Hof, und einer solchen Gesandtschaft, etwa um 330, ward auch der junge Ulfila beigegeben, der als Dolmetscher dienen konnte. So trat er früh in unmittelbare Berührung mit der römischen Welt und ohne Zweifel vor allen mit den Häuptern des Arianismus, denen er Kunde brachte von der kleinen Kirche im Gothenlande. Diese Verbindung ist dann immer enger geworden. Als Jüngling schon trat er in den Dienst der Kirche und ward Lector, wahrscheinlich bei einer arianischen Gemeinde seiner Heimat. In dieser Eigenschaft begab er sich 341 nach Antiochien und ward hier auf einer Versammlung der Arianer von Eusebius von Nikomedien zum Bischof geweiht. Er war damals dreißig Jahre alt. Als Diöcese ward ihm das Volk der Gothen bestimmt. Es war eine Mission, ein Apostolat, nicht die Bestellung für einen fertigen Sitz; nur wenige Gothen waren bis dahin bekehrt; die Gemeinde sollte er erst schaffen, die Kirche erst gründen. Aber die Predigt der Cappadocier und die der Audianer hatten ihm vorgearbeitet, so feindlich sie ihm waren. Er kam zur Zeit der Ernte, und e[illegible]

kam als der rechte Mann. Seine Erfolge waren so groß, daß sie den Zorn der Gothenfürsten erregten. Sie hatten das Christenthum geduldet, solange nichts von ihm zu fürchten war. Aber Ulfila gewann Tausende, und er lehrte sie nicht nur, er wandelte auch ihr Leben. Ruhm und Sieg nannte er eitle Dinge: von dem Kampfe mit den Feinden wies er sie auf den Kampf mit den unsichtbaren Mächten, von der römischen Beute auf das ewige Leben. Und er sagte das alles so, daß es Eindruck machte. „Die Gothen hingen an seinem Worte, sie thaten alles, was er sagte, sie konnten nicht denken, daß etwas unrecht sei, was er empfahl.“ So schildern ihn seine orthodoxen Gegner, und seine Freunde vergötterten ihn. Der Kaiser Constantius nannte ihn den Moses seiner Zeit. Aber was sollte werden, wenn er die Masse des Volkes gewann? Wo blieb die kriegerische Kraft des Stammes? Wie weit dergleichen allgemeine Erwägungen, wie weit der persönliche Gegensatz eines hervorragenden Führers die Entscheidung gab, läßt sich nicht untersuchen; wir sehen nur, daß die Anhänger Ulfila's von 341—48 von gothischen Häuptlingen verfolgt wurden.

Ulfila selbst bestand tausend Gefahren, und viele seiner Gothen starben für den Glauben. Sieben Jahre hielt Ulfila aus; dann zog er 348 über die Donau, wo ihm der Kaiser Constantius die Berglandschaften Mösiens angewiesen hatte, die Thäler und Hügel um Nikopolis und Plewna. So ward die Gemeinde zu einem Staat. Ulfila war ihr Bischof und ihr Fürst zugleich. Sie waren Unterthanen Roms, regierten sich aber selbst und lebten nach ihren Sitten und Gesetzen. Viehzucht war ihr Geschäft, und die Religion beherrschte ihre Gedanken. Das kriegerische Leben war abgethan, und nicht bloß so lange Ulfila lebte. Noch um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, also nach 200 Jahren, saßen sie in ihren Bergen als ein friedliches Hirtenvolk. Still lebten sie, während Westgothen, Ostgothen und andere verwandte Stämme in furchtbaren Haufen an ihnen vorbeizogen, die Halbinsel beherrschten, und unermeßliche Beute machten.

Diese Umwandlung des kriegerischen Volkes ist ein redendes Zeugniß für die Macht der Persönlichkeit Ulfila's, aber auch ein Beweis für die Nothwendigkeit seiner Vertreibung aus dem Gothenland. Das Volk hätte sich selbst aufgeben müssen, wenn es Ulfila folgen wollte.

Dreiunddreißig Jahre hat er in Mösien regiert und gepredigt.

Es war die glücklichste Zeit des Arianismus. Ulfila starb gerade als die Verfolgung begann. Theodosius hatte den arianischen Bischof von Constantinopel bereits abgesetzt, aber gegen den alten Gothenbischof verfuhr er noch rücksichtsvoll. Politische und persönliche Gründe forderten dies. Im December 380 entbot er ihn mit einigen anderen Bischöfen nach Constantinopel, um die Secte des „Zuckerbäckers" zu beruhigen, welcher eine neue Distinction in dem Dogma vom Wesen des Sohnes aufgebracht hatte und viele Anhänger unter den Gothen zählte.

Aber wenige Tage nach seiner Ankunft in Constantinopel erkrankte Ulfila und starb.

Eine große Anzahl von Bischöfen gab ihm das Geleit und noch nach seinem Tode ehrten ihn die Arianer als ihren Führer. In der feierlichen Audienz, in welcher die arianischen Bischöfe damals den Kaiser Theodosius für sich zu gewinnen suchten, bildete eine Schrift des Bischofs Auxentius, eines Schülers des Ulfila, über den Verstorbenen und seine Lehre den Mittelpunkt, um den sich die Erklärungen der Bischöfe über ihr Dogma gruppirten. Auch im Tode sollte er noch ihr Haupt und Fürsprech sein und das Verderben abwenden. Allein es war vergebens. Die orthodoxe Partei verstand es, den schwankenden Kaiser festzuhalten, und mit jedem Jahre steigerte sich jetzt die Strenge, mit der die Arianer verfolgt wurden.

Seiner Gemeinde war Ulfila alles; aber er beschränkte seinen Einfluß nicht auf sie allein. Auf den Concilien und in seinen zahlreichen Schriften in gothischer, griechischer und lateinischer Sprache stritt er mit der ganzen Leidenschaft einer großen Seele für die Lehre des Arius. Alle diese Schriften sind verloren, aber selbst noch aus jener Schrift seines Schülers Auxentius über ihn spüren wir etwas von dem gewaltigen Flügelschlage seines Geistes.

Den Auxentius hatte Ulfila als Kind von den Eltern empfangen, hatte ihn erzogen und unterrichtet, hatte ihn dann erwählt zum Genossen in der Arbeit und sterbend geweiht zum Fortsetzer seines Werkes. Auxentius war Bischof von Dorostorum-Silistria, also einer der Bischöfe des römischen Reiches. Ob er Römer von Geburt war oder Gothe, das wissen wir nicht. Der Name entscheidet nicht; oft nahmen die Germanen römische Namen an: aber er lebte in den Gedanken und in den Interessen, welche die christlichen Römer erfüllten. Und so hat auch Ulfila gestanden.

Für ihn gab es nicht Völker und Staaten, für ihn gab es nu

die Kirche, und da es nur Einen Hirten und Eine Heerde geben sollte, so konnte es auch nur Eine Kirche geben. Und diese war damals eng verwachsen, deckte sich in ihrer Erscheinung mit dem römischen Staate.

Seinem Volke war er entfremdet. Schild und Schwert rosteten, und der Streit im Hub- und Haingericht war ihm Nebensache; aber das Wort Homousios trieb ihm das Blut in das Herz. Bald mit griechischer Feinheit, bald mit lateinischem Schwall, bald mit dem prächtigen Strome gothischer Rede warnte, lehrte und strafte er, wo immer jemand den Sohn dem Vater gleich oder ähnlich nannte. Nur der Vater ist ungeboren, der Sohn ist eingeboren; der Sohn hat die Welt geschaffen, aber den Sohn hat der Vater erschaffen. Nur wer die Dreieinigkeit auflöst, nur wer einzig den Vater als Gott, Christus aber als den Mittler, den heiligen Geist als den Diener begreift, nur der ist Christ, nur der ist fromm, nur der verbleibt in der Gemeinschaft. Irrige Lehre ist schlimmer als Sünde und Verbrechen. Wenigstens in der Lehre von der Dreieinigkeit duldete Ulfila keinerlei Abweichung. Er maß alle mit gleichem Maaße. Wer irgendwie falsch lehrt, ist ihm ein Sendling und Werkzeug des Teufels, will die heilige Kirche zerstören, die Kinder aus der Gemeinschaft des Vaters reißen.

So stand Ulfila mitten in den dogmatischen Kämpfen, die von der Rhetorenschule auf die Kirche vererbt waren und in Rhetorenweise geführt wurden. Aber diese römische Welt wirkte nicht allein auf ihn. Den Mittelpunkt seiner Thätigkeit bildete die Gothengemeinde, wo ihn alles an seine Jugend erinnerte, wo ihn ungekünstelte Natur und rohe Einfachheit wieder erfrischten, wenn er etwa ermattet war in dem überbildeten Getriebe der römischen Welt.

Unter den lateinischen Kirchenvätern kam im vierten und fünften Jahrhundert das Schlagwort auf: sie wollten rerum, non verborum amatores sein, d. h. sie wollten nicht in Worten kramen, sondern allein die Sache ins Auge fassen. Mit diesem Grundsatz wollten sie sich losreißen von ihrer Vergangenheit, von den eitlen Phrasen der Rhetorenschule; aber es gelang nur Wenigen und auch ihnen nicht ganz. Ulfila war dies dagegen natürlich. Schwächer berührte ihn die herrschende Manier. Das war die Mitgift, die ihm die barbarische Heimat mitgegeben hatte, als er unter die Römer ging. Es war dieselbe Einfachheit und Frische, dasselbe fröhliche Vertrauen zu den Mächten des Lebens und zu sich selbst, das einen Fravitta, einen Stilicho und

so viele andere Barbaren befähigte, den hochgeborenen und in den Geschäften aufgewachsenen Römern den Rang abzulaufen und trotz ihres verachteten Barbarenthums an die Spitze der wichtigsten Verwaltungszweige des stolzen Culturvolkes berufen zu werden.

Ulfila hatte sich den idealen Mächten der Religion rückhaltlos hingegeben und war zu schroff, um von Anderen weniger zu fordern: so brachte er seinem Volke mit dem Segen zugleich Gefahr. Aber mit seiner Trennung schwand die Gefahr, und der Segen blieb. Die von ihm gelegten Keime eines höheren geistigen Lebens wurden auch unter den Zurückbleibenden nicht erstickt. Die gothische Kirche am gegenüberliegenden Donauufer, die gothischen Prediger und vor allem die gothischen Schriften Ulfila's sicherten sie.

Ulfila schenkte seinem Volke die Schrift und zugleich die Anfänge einer Literatur. Es ist das sein größtes Werk. Damit zerbrach er den Bann der Barbarei. Es ist nicht zufällig, daß die Gothen ein Menschenalter später den Gedanken faßten, einen Staat zu gründen, der sich dem römischen vergleichen ließe. Die reinere Religion, die Erhebung der Sprache zur Schriftsprache und die festere Regelung des Staates sind drei engverbundene Schritte auf dem Wege zu einer höheren Cultur. Man kann nicht sagen, welcher dem anderen mehr verdankt.

Bis auf Ulfila war die gothische Sprache niemals geschrieben. Wohl hatten die Gothen seit uralter Zeit Runen; aber die Runen waren keine Buchstaben, und die Kunst des Schreibens haben alle Germanen erst von den Römern erlernt. Die anderen Stämme haben dazu einfach die lateinische Schrift genommen und haben in den ersten Jahrhunderten auch nur oder fast nur in lateinischer Sprache geschrieben. Selbst die Volksrechte des sechsten und siebenten Jahrhunderts sind fast alle in lateinischer Sprache niedergeschrieben. Den Gothen gab Ulfila ein Alphabet, das ihrer Sprache gerecht ward. Er stellte es her aus dem griechischen Alphabet, indem er diejenigen Zeichen änderte, deren Werthe sich nicht mit den gothischen Lauten deckten. Bei diesen Aenderungen benutzte er die Runen, von denen er auch die Namen für seine Zeichen entlehnte und wohl auch die Reihenfolge.

Durch diese Anlehnung an die alte symbolische Zeichenschrift machte er seinen Gothen die Buchstabenschrift von vornherein vertrauter, und — was seinem Verdienst die Krone aufsetzt — er begann mit diesem Alphabet die gothische Sprache gleich in großem

Umfange zu schreiben. Ohne diesen zweiten Schritt wäre der erste ein kühner Versuch gewesen, ein kecker Griff: zusammen aber bildeten sie einen ungeheueren Fortschritt, führten sie die Gothen auf eine ungeahnte Höhe. Er wagte das schwere Werk einer Bibelübersetzung, das alte wie das neue Testament übersetzte er aus dem griechischen Texte. Nur ließ er aus dem alten Testament die Bücher der Könige weg, weil sie zu viel von Schlacht und Krieg erzählten. Er fürchtete, die Kriegswuth seiner Gothen dadurch noch mehr zu entflammen, die er auf jede Weise zu besänftigen suchte, damit sie sich sammeln lernten in beschaulicher Andacht.

Diese Uebersetzung und die ohne Zweifel sämmtlich oder doch fast sämmtlich theologischen Abhandlungen Ulfila's bildeten das feste Fundament für den Arianismus der Gothen und der verwandten Stämme und die Quelle, aus welcher sie ihre Religion und mit ihr den besten Theil tieferer geistiger Anregung gewannen.

Auch politische Ereignisse haben mitgewirkt bei der Bekehrung der Gothen.

So soll Fritigern, einer der bedeutendsten Häuptlinge, Christ geworden sein, als er im Kampfe gegen seinen Rivalen Athanarich beim Kaiser Valens Hülfe fand.

Athanarich verfolgte die Christen, die Katholiken sowohl wie die Arianer. Er fuhr mit einem Götzenbilde durch die Dörfer und zwang die Bewohner, ihm zu opfern und an dem Opferschmause theilzunehmen. Wer sich weigerte, ward mißhandelt und getödtet. So verbrannte er mehrere Priester der Arianer mit einer frommen Schaar in ihrer Zeltkirche, und den heiligen Saba, einen muthigen Gothen der katholischen Gemeinde, ließ er nach mancherlei Marter in die Donau werfen. Dies Auftreten des Athanarich wird seinen Nebenbuhler Fritigern veranlaßt haben, das Christenthum zu schützen. Noch mehr wurde die Bekehrung der Gothen durch den Uebergang über die Donau 376 gefördert, denn sie kamen dadurch in ganz christliche Lande; aber eine Sage ist es, daß sie damals sich verpflichtet hätten, Arianer zu werden, daß also nicht Ulfilas Predigt sondern der Befehl des Kaiser Valens sie dem Arianismus zugeführt und von der orthodoxen Lehre abgewendet habe. Es gehört diese Sage zu dem Kreise frommer Fälschungen, welche dem Arianismus die Ehre zu schmälern suchten, die Germanen bekehrt zu haben.

Beim Uebergang über die Donau 376 war die Masse der Gothen noch heidnisch; zwanzig bis dreißig Jahre später war die

Zahl der Christen unter ihnen schon überwiegend: die Gothen des Alarich waren der Masse nach ein christliches Volk.

Diese Bekehrung erfolgte auf römischem Boden, aber nicht durch die Römer, sondern durch die Schriften und Schüler des Ulfila; denn die Gothen wurden Arianer inmitten der orthodoxen Römerwelt, unter der Regierung und im Dienste des den Arianismus ausrottenden Kaisers Theodosius.

Von den Westgothen kam der Arianismus zu den Ostgothen, den Burgunden, den Vandalen und zu den Langobarden; also zu allen germanischen Stämmen, welche im fünften Jahrhundert hervorragende Bedeutung hatten, welche die ersten germanischen Culturstaaten gründeten.

Dieser kirchliche Gegensatz hat wesentlich dazu beigetragen, die Germanen von Rom geistig zu befreien. Es ward ihnen von vornherein sehr schwer, den Gedanken zu fassen, daß ihre Staaten neben dem Kaiserreiche selbständige Bedeutung haben, nicht mehr Theile desselben sein sollten. Der religiöse Gegensatz hob jeden Zweifel, lehrte die Nothwendigkeit. Andererseits hat dieser religiöse Gegensatz die Aufgabe dieser Staaten bedeutend erschwert.

Römer und Germanen — das übercultivirte und das uncultivirte Volk — in einem Staate als mehr oder weniger gleichberechtigte Genossen zu vereinigen, war an sich schon ein verzweifeltes Unternehmen; durch diesen religiösen Gegensatz wurde es vollends unmöglich. Am deutlichsten zeigt sich dieser Einfluß in den Staaten der Westgothen und Burgunden, die am längsten bestanden und die Vereinigung von Römern und Germanen am ernsthaftesten versuchten. Beide Staaten sind durch diesen Gegensatz dem Untergang entgegengeführt, und beide Völker sind zuletzt zum Katholicismus übergetreten: auf dem Gebiete des literarischen Kampfes und der theologischen Debatte mußten sie den Römern zuletzt unterliegen. Aber sie hätten nicht so lange Widerstand leisten können, wenn sie nicht in Ulfila's Bibel und Schriften eine nationale Grundlage ihres Glaubens besessen hätten.

Da sich der Einfluß dieses Kampfes auf die Entwicklung und das jeweilige Leben der Völker nicht im Einzelnen nachweisen läßt, so wird das Urtheil darüber, ob es heilsam war, daß sich der Kampf so lange hinzog, von der Gesammtauffassung bestimmt werden, die man von dem Werthe der katholischen Kirchengemeinschaft mitbringt, oder etwa von der einen Thatsache, daß der Kampf diese Staaten

schwächte und zerstören half. Aber es wäre voreilig, aus dieser einen Thatsache das Urtheil abzuleiten: das Reich der Burgunden wäre allem Anschein nach auch ohne dies in das fränkische aufgegangen, und bei den Westgothen ist der Einfluß des religiösen Gegensatzes mit so vielem anderen verknüpft, daß man ihm nicht allein den Untergang aufbürden und nicht vergessen darf, daß ohne diesen Gegensatz auch viele Kräfte nicht geweckt wären, die sich in diesen Staaten entfalteten. Oder ist es nicht bewundernswerth, wenn ein burgundischer König des fünften Jahrhunderts mit Eifer zu forschen beginnt, um das große Räthsel zu lösen, wenn er mitten in dem Getöse der Waffen Zeit zu gewinnen weiß, um mit dem gelehrtesten Römer seines Staates das Für und Wider zu erwägen und seinem Volke auch in diesem geistigen Kampfe der echte Herzog zu sein, dessen äußere Angelegenheiten er mit starker Hand regierte?

Der Gegensatz trieb diese Völker zu energischer Versenkung in große geistige Probleme und schützte sie zugleich vor einer haltlosen Hingabe an die in der Handhabung der geistigen Waffen überlegenen Römer. Doch wie man auch über den Segen oder Unsegen denken mag, der den Germanen aus dem Arianismus erwuchs, die Thatsache bleibt dieselbe, daß Ulfila bis auf so ferne Zeiten hin die Bahn bestimmt hat, in welcher das geistige Leben der Germanen sich bewegen sollte.

Er gehört nicht bloß der gothischen Geschichte an und nicht bloß dem vierten Jahrhundert, sondern der Weltgeschichte.

Auch die Zeitgenossen haben seine Bedeutung erkannt, und die orthodoxe Kirchengeschichte hat es nicht dulden mögen, daß ein solcher Mann die Reihen der Arianer ziere. Ganz allmählich ward sein Arianismus erst verdunkelt oder verdächtigt und zuletzt geleugnet. Nach Sokrates und Sozomenus, die um 440 schrieben, war Ulfila ursprünglich Katholik und ließ sich erst später durch zwingende Noth bestimmen, mit den Arianern in Gemeinschaft zu treten. Bei Theodoret wird er zum betrogenen Betrüger, der sich durch Geld und kluge Worte von einem Arianer bewegen läßt, den Gothen einzureden, der Streit sei nur ein Streit um Worte. Und in dem Leben des heiligen Nicetas wird Ulfila endlich ganz und gar für einen Katholiken ausgegeben.

Diese letzten Formen der Sage sind so grob und mit so zweifellosen Irrthümern verknüpft, daß sie leicht erkannt werden; aber die Darstellung des Sokrates würde uns beherrschen, wenn nicht jene

Schrift seines Schülers Auxentius erhalten wäre, welche den Schleier der Mythe zerreißt mit dem unzweideutigen Worte des Ulfila: „Ich war von jeher Arianer."

In ähnlicher Weise hat die orthodoxe Legende auch die arianischen Märtyrer katholisirt, welche Athanarich in ihrer Kirche verbrannte.

Die orthodoxen Gothen müssen nicht sehr zahlreich gewesen sein oder müssen sich von dem Volke getrennt haben, als es mit dem Donauübergange und dann zwanzig Jahre später mit der Erhebung des Alarich eine große geschichtliche Laufbahn betrat. Von katholischen Gothen ist im fünften Jahrhundert keine Rede mehr. Sie waren alle Arianer.

Drittes Capitel.

Die Germanen im römischen Reiche und das Eingreifen der Hunnen.

Seit den Niederlagen der Cimbern und Teutonen hatte jeder glücklich beendete Krieg Tausende von Germanen unter die Sklavenherden der Römer geführt, und im vierten Jahrhundert bildeten sie in den Provinzen Gallien, Italien, Balkanhalbinsel vielleicht den größten Theil der Sklaven. Ebenso zahlreich waren die Germanen unter den Colonen, den hörigen Bauern des Reiches. Rechtlich stand der Colone über dem Sklaven. Hatte er auch nur wenig bürgerliche Rechte, so hatte er desto mehr bürgerliche Pflichten. Aber thatsächlich war er nicht viel besser daran. Der Staat überlastete ihn mit Grund- und Kopfsteuer, der Grundherr mit Abgaben und Frohnden jeder Art. Die Leistungen waren geregelt; aber wehe dem Armen, der sich weigerte, alles zu leisten, was der Herr sonst noch forderte! Dann bog sich sein Rücken unter grausamen Geißelhieben, und schien das noch nicht genug, so kostete es dem Herrn nur ein Wort, und der gefällige Gouverneur ließ den Bauer in das Gefängniß werfen. Da mochte er liegen, solange es dem Herrn gefiel, und die Frau mußte unterdeß die Kinder ernähren und für die laufenden Dienste, Abgaben und Steuern aufkommen. Aus den Colonen wählte ferner der Grundherr auch die Rekruten aus, wenn sein Grundstück die Lieferung traf.

Ein großer Theil des ehemals besitzenden Bauernstandes war in dieser Stellung, und die Dichter und Redner werden nicht müde, das Elend der Armen zu schildern. Wenn man von ihren Schilderungen auch ein gut Theil abzieht, wenn man nur das gelten läßt, was aus den Gesetzen erschlossen werden kann, so bleibt noch des Elends

genug; und der hohe Stand der Cultur machte die Römer doppelt empfindlich gegen derartige Lasten. Es gilt dies von allen Schichten der Bevölkerung; denn wenigstens an den gesteigerten Bedürfnissen der Cultur hatte auch der gemeine Mann Antheil. Die schwere Arbeit, die grobe Kost, der endlose Zwang des Dienstes in der Legion brachten ihn zur Verzweiflung. Er zitterte bei dem Gedanken an die zwanzig oder gar fünfundzwanzig Jahre mühseliger Märsche und Kämpfe, und Viele verstümmelten sich, um diesem Loose zu entgehen.

Leicht fanden sich dagegen die Germanen in dies Leben. Wohl mußte sich ihr Freiheitssinn sträuben gegen den Zwang, und Schläge ertrugen sie nicht; aber es war so vieles anders an der Loire und der Yonne als am Neckar, da ließ man auch Strafen über sich ergehen, die man zu Hause nicht geduldet hätte. Das sonstige Leben eines Colonen war aber wenigstens in einigen wichtigen Beziehungen leichter, als sie es gewohnt waren. In den cultivirten und sonnigen Landen war die schlechte Colonenhütte immer noch wohnlicher als das Waldhaus im Gebirge oder die Torfhütte auf dem Dwarf, und die Speise mannigfaltiger und schmackhafter. Auf der Bärenhaut konnten sie freilich nicht liegen; aber das verlangten sie auch nicht. Zu Hause hatten sie umhergelungert, denn sie hatten nichts zu thun; jetzt arbeiteten sie. Es ist dies einer der Züge, in denen sich ihre Culturfähigkeit offenbart. Der Indianer geht zu Grunde, wenn er aus seinen Jagdgründen unter die allvertheilten Aecker der Weißen versetzt wird; der Germane hatte den Muth der Arbeit. Leichten Herzens traten sie endlich auch in die Legionen ein; zahlreich kamen sie sogar als Freiwillige.

Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts wurden die Grenzlande in kurzen Zwischenräumen durch Kriege verwüstet und jedesmal eines Theils der Bevölkerung beraubt. Zum Ersatz führte zuerst Marc Aurel, dann die folgenden Kaiser in immer steigendem Maßstabe Germanen in das Land. Unter Constantin dem Großen zählten sie nach Hunderttausenden. Hier und da mißglückte der Versuch, die Kriegslust erwachte wieder mit unwiderstehlicher Kraft, und das Colonendorf wandelte sich in ein Raubnest. Meist aber war es die Habsucht der römischen Beamten, welche sie dazu trieb, das Ackergut im Stich zu lassen und wieder vom Raube zu leben. „Weshalb habt ihr euch empört?“ fragte Tiberius den Führer der aufständischen Pannonier. „Ihr selbst habt uns dazu getrieben,“ war

die Antwort. „Ihr habt nicht Hunde und Hirten über uns gesetzt, sondern reißende Wölfe.“ An dergleichen Klagen fehlte es im dritten und vierten Jahrhundert noch viel weniger; aber im Ganzen hatte Rom an diesen germanischen Colonen einen Ersatz für seinen verlorenen Bauernstand; sie pflügten die Felder und füllten die Legionen, und auch sie selbst befanden sich wohl dabei.

Besser noch standen diejenigen Germanen, die auf der Militärgrenze angesiedelt wurden, mit der die Römer ihre Provinzen gegen die Germanen schützten, wie in neuerer Zeit die Oesterreicher gegen die Türken. Ursprünglich waren hier römische Veteranen angesiedelt; im dritten und vierten Jahrhundert wurden jedoch große Strecken dieser Gebiete an germanische und sarmatische Haufen überlassen, die den Namen Läten führten. Wie der Name entstand und was er bedeutet, darüber hat man viel gestritten — aber die Sache ist klar. Es waren Militärcolonien; die Läten waren Barbaren, die im römischen Unterthanenverbande standen wie die Colonen, aber keine anderen Verpflichtungen hatten als den Kriegsdienst. Sie hatten keinerlei Steuer und keinerlei Pacht zu zahlen und hatten keinen Herrn über sich als den Kaiser. Ihm gehörte auch das Gut, das sie bebauten; sie durften es nicht verkaufen und auch nicht verlassen. Die Nutzung des Gutes war ihr Sold. Dafür hatten sie die Grenze zu schirmen und ihre gesammte Jugend, soviel der Feldherr davon gebrauchen konnte, dem Heere zu stellen. Wie die Söhne der Veteranen, so waren auch die Söhne der Läten geborene Soldaten. Regelmäßig bildeten sie besondere Haufen; aber wenn es dem Gouverneur der Provinz beliebte, so schickte er auch einen Theil der Läten in andere Regimenter, auserlesene Leute gern in die kaiserliche Leibgarde [1]).

Von jeher, schon seit Cäsar, sind endlich ganze Völkerschaften auf den römischen Boden verpflanzt. Es geschah das unter den mannigfaltigsten Bedingungen. Einige wurden Unterthanen des römischen Reiches, nur daß sie in ihrer Gemeindeverfassung manches

[1]) „Ein aus dem Heere ausgewähltes Heer, alle jung, alle schlank, mit prächtigem, blondem Haare, duftend nach Salben und leuchtenden Angesichts.“ So schildert Synesius von Cyrene diese Garde in der Schrift, welche den Kaiser aufforderte, das Reich von den Barbaren zu reinigen. Aber wenn er ihnen auch das Verderben wünschte, so konnte er doch nicht umhin, sich an ihrer Frische und Kraft zu freuen. Umgekehrt aber begreift man, daß es einem Germanen schwer wurde, so glänzenden Dienst aufzugeben und wieder die rohe Framea zu führen und den Schild von Flechtwerk.

vom alten Herkommen bewahrten; andere erkannten wohl den Kaiser als ihren Herrn an, lebten aber sonst wie in der Heimat und galten als besonderes Volk. Diese letzteren führten den Namen Foederate; denn sie waren auf Grund eines Foedus, eines bestimmten Vertrages, über die Grenze gekommen. Die Bestimmungen dieser Verträge waren so verschieden wie die Verhältnisse, unter denen dieselben geschlossen wurden. Einige leisteten Abgaben, andere erhielten Lieferungen und Geschenke. Alle stellten Zuzug zum Heer oder versprachen es wenigstens. Die Leistung war nicht regelmäßig, fiel oft ganz weg. Im vierten Jahrhundert nahm die Zahl der Einwanderer gewaltig überhand. Namentlich das linke Rheinufer und die Donaulande füllten sich mit solchen Schaaren, die sich gegen Rom vielfach ebenso ungeberdig und ungehorsam benahmen, wie diejenigen Germanen, welche rechts und links neben ihnen mit Gewalt Platz genommen hatten.

Alle Germanen nun, die in den ersten drei Jahrhunderten auf römischen Boden kamen, sind in den Provinzialen aufgegangen. So verschieden die Bedingungen waren, unter denen sie kamen, der überlegenen Cultur und Macht des Reiches konnten sie nicht widerstehen. Die Ubier, die von Tiberius auf das linke Rheinufer verpflanzten Sigambrer, die Bataver wurden im dritten Jahrhundert ebenso zu den Römern gerechnet wie die Gallier. Was aber im vierten und fünften Jahrhundert die Grenze überschritt, davon blieben ansehnliche Massen nicht bloß in Sitte und Tracht, sondern auch in ihrem Bewußtsein Barbaren, und sie bildeten eine Macht im Reiche. Der Ackerbau wie das Heer ruhten zum großen Theil auf ihnen. Auch wirkten sie keineswegs bloß durch die Masse. Die feinen Herren der Hauptstadt rümpften zwar die Nase über die Tölpel, die ihre Haare mit ranziger Butter fetteten, und die Versifexe freuten sich des geistreichen Einfalls, daß sie keine sechsfüßigen Hexameter machen könnten, wenn siebenfüßige Riesen sie umdrängten; aber bald hatten diese Tölpel und Riesen einen großen Theil der Offiziersstellen inne, und auch in der bürgerlichen Verwaltung und der diplomatischen Carriere erwarben sie glänzenden Ruhm. Die viel gepriesene Routine der sogenannten Gebildeten eigneten sie sich bald an, und dann bewährten sie soviel gesunden Verstand und soviel Kraft, daß die Spötter neidisch hinter ihnen zurücktreten mußten. Auch die technische oder wissenschaftliche Seite ihres Berufes wußten sie ohne Schwierigkeit zu bemeistern. — War doch der Alamannenkönig Wadomar gerade im Geniedienst ein hervorragender Offizier. Zahlreich sind die germanischen

Namen unter den hohen Beamten, und auch die römischen Namen bergen viele Germanen, wie Magnentius und Silvanus. Der Hof des Kaisers Constans zu Trier bestand fast ganz aus Germanen, ähnlich der des Constantius in Mailand, des Gratian und Valentinian II.

Aber so zahlreich sie auch waren, — bis in die Mitte des vierten Jahrhunderts lag doch der Gedanke fern, daß die Germanen jemals ein Uebergewicht im Reiche gewinnen oder das Reich zerstören könnten. Man nutzte sie, gewann ihre besten Kräfte für den Dienst des Reiches; aber man beherrschte sie. Rom war und blieb den Menschen der einzige Culturstaat; die Germanen galten als Barbaren. Das änderte sich, als die Westgothen im Jahre 376 die Donau überschritten, und es waren zwei Ursachen, die dieser Zuwanderung eine höhere Bedeutung gaben. Einmal erfuhr die schon vorhandene Masse der Germanen durch die 4—500,000 Gothen eine so starke Vermehrung auf der Balkanhalbinsel und damit im Herzen des Reiches, daß die Absorptionsfähigkeit des römischen Elements erschöpft ward. Noch wichtiger aber war, daß diese Germanen im Begriff standen, ein Culturvolk zu werden. Durch Ulfila hatten sie Antheil gewonnen an derjenigen geistigen Bewegung, welche damals weitaus am lebenskräftigsten war unter all den stolzen Culturmächten des römischen Reiches. Zunächst kamen sie freilich, wie all die früheren Hunderttausende gekommen waren. Sie wußten nicht, daß sie die Träger einer neuen Entwickelung waren — aber sie waren es.

Der Anstoß zu dieser Bewegung kam durch die Hunnen. Nicht freiwillig, nicht im Raubzug überschritten die Gothen den Strom, sie mußten ihre alten Sitze verlassen, wenn sie nicht den Hunnen dienen wollten. Fast hundert Jahre hindurch haben diese Mongolen auf die Entwickelung der Germanen und ihre Beziehungen zu dem römischen Reich einen sehr großen Einfluß geübt, einen viel größeren, als sich im Einzelnen nachweisen läßt. Gar manche Völkerlawine, welche das römische Volk überschüttete, war durch ihren Sturm losgelöst worden. Man muß deshalb den Verlauf der hunnischen Geschichte gegenwärtig haben, um die Geschichte der Gothen und Römer zu verstehen.

Nördlich von dem Kwen-lun, das wie eine gewaltige Mauer Central-Asien durchzieht, und südlich von den Alpenländern des Tien-schan und des Altai breiten sich die weiten Flächen des Han-hai, d. i. des „trockenen Meeres“, aus. Es ist eine Steppe und zwar

eine abflußlose Steppe. Das Wasser, das von den Bergen herabströmt oder als Regen und Schnee niederfällt, fließt nicht in ein Meer, sondern verdunstet an der Sonne. Die Salze, die es gelöst hatte, bleiben zurück und decken den Boden mit einer Kruste, die nur eine geringe Vegetation zuläßt. Andere Strecken deckt Sand oder Stein, andere magerer Graswuchs. Heute wie vor 1000 Jahren ziehen Hirtenvölker dort umher. Nur wenige Pforten öffnen das ringsum-schlossene Becken, und durch diese sind dann von Zeit zu Zeit ungeheuere Massen der Nomaden über die fruchtbaren, von seßhaften Ackerbauern bewohnten Länder hereingebrochen, welche sich im Südosten und im Westen vorlagern. Nach Westen zogen sie durch das Thal des Irtisch oder durch das Thal des Ili. Dann breiteten sie sich aus in den Ebenen am Aralsee und am kaspischen Meere, und die mächtigsten Wellen dieser Völkerfluthen drangen weiter an das schwarze Meer und die Donau. Diese Schaaren haben die europäische Cultur wiederholt erschüttert, die des Morgenlands zuletzt begraben; aber sie haben keinen dauernden Staat gegründet.

Zu diesen Völkern gehörten auch die Hunnen, die sich um 372 auf die am Don und an der Wolga wohnenden Alanen stürzten und dann zusammen mit den Alanen auf die Ostgothen. Die Hunnen waren abscheulich roh — weit roher als die Germanen. Die Gothen erzählten, ihr König Filimer habe einst eine Anzahl Alraunen, d. h. Hexen, aus dem Volke verstoßen und in die Wüste gejagt. Dort hätten sich unsaubere Geister mit ihnen verbunden und die Hunnen erzeugt. Andere Schreckenserzählungen gingen bei den Römern um, und auch das Bild, das der nüchterne Soldat Ammianus Marcellinus von ihnen entwirft, ist furchtbar.

Die Alten kannten das Volk der Hunnen kaum; „es wohnt jenseit der mäotischen Sümpfe am eisigen Meere und überschreitet an Wildheit jedes Maß. Den kleinen Kindern durchfurchen sie schon mit eisernen Instrumenten die Wangen, damit auf der narbenzerrissenen Haut nicht einst der Bart sprosse. So werden sie bartlos alt und häßlich wie die Verschnittenen. Ihre Glieder sind gedrungen und stark, ihr Nacken ist fett, ihre Gestalt ist ungeheuerlich und krummgebogen. Man möchte sie für zweibeinige Thiere halten oder für rohe Holzfiguren, wie sie auf den Brückengeländern stehen. So scheußlich ihr Aussehen, so roh ist ihre Lebensweise. Sie kochen ihre Speise nicht und würzen sie nicht; sie nähren sich von Wurzeln und von dem halbrohen Fleische aller beliebigen Thiere. Sie erwärmen

es nur eben, indem sie beim Reiten darauf sitzen. Niemals treten sie in ein Haus; denn ein Haus dünkt sie ein Grab. Nicht einmal Hütten haben sie mit einem Rohrdach. Immer schweifen sie durch Berg und Wald. Kälte, Hunger und Durst lernen sie von Kindesbeinen an ertragen. Sie kleiden sich in Leinenzeug und in Mäntel aus den Fellen der Feldmäuse. Sie haben nur ein Gewand, gleichviel ob Festzeit ist. Und das schmutzige Kleid legen sie nie ab und wechseln es auch nicht, bis es ihnen in Lumpen vom Leibe fällt. Den Kopf bedecken sie mit einer Kappe aus Fellen und die haarigen Beine mit Bockshäuten. Ihre Schuhe sind roh und den Füßen so wenig angepaßt, daß sie kaum gehen können. Sie eignen sich deshalb schlecht zu einem Kampfe zu Fuß. Ihren häßlichen, aber zähen Pferden sind sie dagegen wie angewachsen. Selbst ihre natürlichen Bedürfnisse verrichten sie bisweilen von ihnen herab, indem sie sich nach Weiberart setzen. Nacht und Tag leben sie auf den Pferden, dort kaufen und verkaufen sie, dort essen und trinken, dort schlafen und träumen sie, indem sie sich auf den schmalen Hals der Thiere beugen. Auch die Berathung der Volksversammlung halten sie zu Pferde. Das straffe Regiment eines Königs ist ihnen fremd; in ungeordneten Haufen, voran einen ihrer Vornehmen, stürzen sie sich auf den Feind. Regelmäßig beginnen sie den Angriff, nur selten warten sie ihn ab; aber in jedem Falle erheben die Haufen beim Kampf ein wildes Kriegsgeschrei. Sie sind schnell wie der Wind und sind da, ehe man an sie denkt. Absichtlich fliehen sie bisweilen zerstreut auseinander; aber plötzlich wiederholen sie den Angriff mit neuer Kraft und richten an allen Enden des Schlachtfeldes ein ungeheueres Blutbad an. Eine Verschanzung greifen sie nicht an, ein Lager plündern sie nicht. Wie der Sturmwind fegen sie vorüber. Sie sind die gefährlichsten Krieger, gleich furchtbar im Nahkampf wie im Fernkampf. Ihre Pfeile sind zwar nur mit Knochenspitzen versehen, aber mit wunderbarer Kunst und Berechnung gearbeitet. Im Handgemenge gebrauchen sie das Schwert mit rücksichtsloser Verwegenheit, und während der Gegner ihre Hiebe parirt, werfen sie ihm mit der anderen Hand ein Netz über, so daß er weder gehen noch reiten kann. Niemand berührt bei ihnen den Pflug. Ohne festen Sitz, ohne des Hauses Regel und Recht schweifen sie umher wie Flüchtlinge. Ihre Wagen sind ihre Wohnung. Dort weben ihnen die Weiber die schmutzigen Gewänder, dort verbinden sie sich mit ihnen, gebären die Kinder und ziehen sie auf, bis sie erwachsen sind. Keiner kann sagen, wo er geboren ist.

An einem anderen Orte ward er empfangen, an einem anderen ward er geboren, an einem anderen erzogen. Während eines Waffenstillstandes kann man ihnen nicht trauen. Sobald sich eine Gelegenheit zeigt, so brechen sie los; ganz und gar stehen sie in der Gewalt des Augenblicks. Wie die Thiere haben sie von gut und böse keine Vorstellung. Sie sind voller Lügen und ohne jede Religion. Die Gier nach Gold beherrscht sie allein. Ohne jeden Grund fallen sie bisweilen von ihren Bundesgenossen ab, um sich dann noch an demselben Tage wieder mit ihnen zu versöhnen, ohne daß irgendwer vermittelte. So beweglich sind sie, so ganz ohne Festigkeit."

Ammian war ein nüchterner Beobachter, aber nicht frei von der Rhetorik seiner Zeit. Auch in diesem Bilde ist mancher Zug ohne Zweifel stärker als billig ausgeprägt. Die Hunnen werden die langen Winternächte nicht auf ihren Rossen sondern in den Wagen geschlafen haben. Thatsächlich behandelten denn auch weder die Römer noch die Germanen die Hunnen als unmenschliche Wesen, gegen die alle anderen zusammenstehen müßten. Römer wie Germanen sind mit ihnen vielfach in Verbindung getreten. Eine römische Prinzessin hat sich dem Hunnenkönige als Weib angetragen; zahlreiche Römer lebten an Attila's Hofe, und die Gothen haben allmählich sehr nahe Beziehungen zu den Hunnen gewonnen, unter denen sie lebten. Viele Gothen nahmen hunnische Namen an. Die Hunnen waren die rohesten von all den Barbaren, die damals die Grenzen des römischen Reiches bedrängten, aber sie standen doch nicht völlig außerhalb der Reihe der anderen.

Als sie aus Asien nach Europa vordrangen, stießen sie zuerst auf die Alanen, welche die Ebene am Fuße des Kaukasus bewohnten und auch wohl einen Theil des Gebirges. Diese waren ebenfalls Nomaden und ebenfalls ein Reitervolk, aber nicht so roh wie die Hunnen. Sie glichen den Germanen, und falls sie nicht zu ihnen gehören sollten, so waren sie ihnen doch nahe verwandt. Blonde Haare, stolze Gestalt, feurige Augen zeichneten sie aus. Der Krieg war ihre Lust, ihre einzige Furcht ein Tod auf dem Siechbette. Die Scalpe der erschlagenen Feinde waren der Schmuck ihrer flinken Rosse. Sie wurden von den Hunnen besiegt und mußten ihnen Zuzug leisten im Kampfe gegen die Gothen. Ein Theil des Volkes ist in diesen Kämpfen von der Heimat losgerissen und mit den Hunnen nach dem Westen geführt. Die Masse des Volkes blieb dagegen zurück und saß noch im sechsten Jahrhundert am Kaukasus. Ihre

Nachkommen sollen die heutigen Osseten sein. Der Theil des Volkes, der nach Westen gerissen wurde, ist nicht zusammengeblieben und, bald im Dienste der Römer bald mit Hunnen und Germanen verbündet, lange Zeit ruhelos umhergetrieben. Der Rest hat sich zuletzt mit den Vandalen vereinigt, und die Vandalenkönige nannten sich deshalb Könige der Vandalen und Alanen. Nach den Alanen erlag das große Reich des Königs Ermanrich dem Angriffe der Hunnen. Ermanrich starb während des Kampfes, und da unterwarf sich ein Theil der Ostgothen dem Hunnenkönige Balamber. Ein anderer Theil setzte dagegen den Kampf fort, unterstützt von einigen Horden der Hunnen, die ebenso leicht unter sich selbst wie gegen andere Völker kämpften. Zuletzt aber mußten diese Ostgothen aus der Heimat weichen, und nun drängten die Hunnen mit den Alanen und den anderen Ostgothen auf die Westgothen.

Die Westgothen zählten vielleicht eine Million Köpfe; aber sie waren über das weite Gebiet vom Dnjestr bis zu den Pusten zwischen Theiß und Donau zerstreut und standen in einem nur sehr losen politischen Verbande. Unter den Häuptlingen ragte Athanarich hervor. Er übernahm auch die Vertheidigung der Grenze. In einer festen Stellung, gedeckt durch die Sümpfe des Dnjestr, hoffte er den Andrang der Feinde aufzuhalten. Vorgeschobene Abtheilungen sollten den Feind erkunden und einen plötzlichen Ueberfall verhindern. Aber in mondheller Nacht durchritten die Hunnen eine Furth des Dnjestr und stürmten auf Athanarich los, ehe er es vermuthete. Er leistete indes tapferen Widerstand und ward auch nicht geschlagen, aber doch zum Rückzuge gezwungen. Da die Hunnen mit Beute beladen waren und deshalb weniger heftig verfolgten, so kam er glücklich an die Abhänge des karpathischen Waldgebirges und verschanzte sich hier in fester Stellung. In Bessarabien und der Moldau breiteten sich die Hunnen mit den Alanen und Ostgothen aus.

Die Westgothen flüchteten oder unterwarfen sich dem Sieger. Die Fliehenden drängten sich an der Donau zusammen. Sie waren verloren, wenn die Hunnen jetzt mit gesammter Hand angriffen; denn die Burgen und Besatzungen der Römer wehrten den Uebergang. Aber es trat eine Pause ein. Während derselben leerte sich auch das Lager des Athanarich. Es fehlte dort an Lebensmitteln. Nur Rom konnte helfen. Das war die Ueberzeugung der Masse, und da Athanarich von Unterhandlungen mit Rom nichts wissen wollte, so wandten sie sich anderen Führern zu, die dann auch mit dem Kaiser

Valens einen Vertrag abschlossen und das Volk über die Donau führten. Zwar blieben nicht unbedeutende Abtheilungen der Westgothen am nördlichen Donauufer zurück, und die Ostgothen, welche mit den Hunnen kamen, verstärkten das germanische Element wieder; — aber die Hunnen waren trotzdem jetzt das herrschende Volk in dem ganzen Gebiete, das die Römer bisher als Gothia bezeichneten. Für die Römer machte sich dieser Wechsel in den ersten fünfzig Jahren nicht sehr fühlbar. Die Hunnen wurden ihnen nicht eben lästiger, als es die Germanen gewesen waren, und ließen sich mit denselben Mitteln behandeln und benutzen. Man mußte ihnen wohl zeitweise Tribut zahlen, dem man den schöneren Namen Geschenke gab, auch wohl Geiseln stellen; aber sie lieferten auch wieder höchst brauchbare Söldnerschaaren. Da nun in jener Zeit die Germanen sich vorbereiteten, eigene Staaten zu gründen, so mußte es Rom willkommen sein, rohere Barbaren in der Nähe zu haben, die sich noch ohne solche Gefahr als Material für das Reich verbrauchen ließen.

So blieb es, bis Attila unter ihnen aufstand, die Gottesgeißel. Seine Machtstellung war vorbereitet durch Ruga, den Bruder seines Vaters Mundzuk. Dieser hatte einen großen Theil der Hunnen unter seinem Scepter vereinigt, und als er 434 starb, da hinterließ er seinen Neffen Attila und Bleda eine Macht, die in den Landen zwischen Donau, Theiß und Dnjestr ohne Widerspruch gebot. Zehn Jahre herrschten Attila und Bleda zusammen, dann ermordete Attila den Bruder. Er hatte ihn schon immer überragt, er war eigentlich schon vorher Alleinherrscher gewesen; aber er konnte keinerlei Beschränkung ertragen, er war eine rücksichtslose Herrschernatur. Bei seinem Namen erbebten die Völker vom Kaukasus bis zur Loire, von der Ostsee bis zu den Gestaden des Mittelmeeres. Der Kaiser träumte von ihm in seinem Palast zu Constantinopel, und die Völker raunten sich zu, daß er das Schwert des Kriegsgottes führe. Lange war es verloren gewesen, da fand es ein Hirt, der brachte es dem Attila, und nun konnte ihm Niemand widerstehen. So ging die Sage durch die Lande. Alle Schrecken der Völkerwanderung sind in Attila Person geworden. Was von den entsetzlichen Schilderungen hunnischer Barbarei in den Erinnerungen der Völker haftet, was diese Horden irgendwo Schreckliches gethan haben, oder was ihnen auch nur die Uebertreibung angedichtet hat, alles das knüpft sich an seinen Namen. „Die Geißel Gottes“ hat ihn die Sage genannt, und als solche lebt er noch heute in den Vorstellungen der Menschen. Lange Züge von

Völkern, die aus ihrer Heimat aufgescheucht sind, suchen nach neuen Sitzen, hinter ihnen drängt der gewaltige Verwüster. Er schreitet über Haufen von Leichen; die Schaaren der Gefangenen zittern, sowie er naht; die Angst erstickt ihr Seufzen. So denkt man sich den Attila, und im Grunde hat diese gemeine Meinung Recht. Er war der gewaltigste unter allen Kriegsfürsten der Völkerwanderung, und er hat nichts gegründet, das Dauer hatte oder als Aussaat für die Zukunft gelten könnte. Sein Thun war Zerstörung. In ihm gipfelten die Fluthen der Barbarei, welche sich verwüstend über die alte Culturwelt ergossen.

Aber auch nur in diesem Hauptpunkte hat die gemeine Vorstellung Recht. Den Schmutz und die Gemeinheit des alten Hunnen hatte Attila abgelegt. Nur der Typus der Race, der große Kopf mit den kleinen Augen, die aufgestülpte Nase und der dünne Bart verriethen seine Herkunft. Im Auftreten bewahrte er große Würde und hielt auf ehrfurchtsvolle Etikette. Beim Einzug in das Dorf, wo er residirte, empfingen ihn lange Reihen von jungen Mädchen, die unter zeltartig ausgespannten Leintüchern einherschritten, mit feierlichen Gesängen. Er wohnte in einem sorgfältig gebauten Hause; bei Tafel war sein Sitz erhöht; sein Sohn, der neben ihm saß, wagte nicht, zu ihm aufzuschauen. Nach jedem Gange mußten sich die Gäste erheben und einen Becher auf das Wohl des Königs leeren. Bei alle dem verfiel er doch nicht in Prunksucht, sondern blieb einfach und mäßig. Nicht einmal an seinen Waffen und seinem Sattelzeuge duldete er einen Zierrath von edeln Steinen, wie ihn die anderen Häuptlinge der Hunnen gern trugen. Bei Tafel ließ er den Gästen goldene Becher reichen; er selbst trank aus dem Holzbecher wie seine Ahnen. Auch in der Kost bewahrte er die alte Sitte. Er genoß nur Fleisch, während er den Gästen von römischen Köchen ausgesuchte Speisen bereiten ließ. Merkwürdig war sein eheliches Leben geordnet. Er hatte zahlreiche Frauen, aber sie wohnten in verschiedenen Orten. Hier hielten sie Hof, umgeben von einer Schaar von Dienerinnen, die aus allen Völkern stammten und die Fertigkeiten kunstvoller Handarbeit miteinander austauschten. In seinen Diensten standen auch viele Römer und Griechen; namentlich bildeten sie eine regelmäßig arbeitende Kanzlei. Sie führten sogar Listen über die Flüchtlinge und Ueberläufer, die über die römische Grenze entkommen waren.

Allein trotz aller dieser Anfänge und Formen eines gebildeten Lebens, die er theils von den Gothen, theils von den Römern über-

nommen hatte, war Attila doch ein Barbar, und er fühlte, daß er es war. So höhnisch er Rom behandelte, im Geheimen gestand er ihm einen unendlichen Vorrang zu; aber er beugte sich nicht vor dieser Cultur wie die großen Germanenfürsten des Jahrhunderts: sie erbitterte ihn eher. Konnte er sich mit seinem Volke nicht zu ihrer Höhe erheben, so sollten die Römer um so härter seine Gewalt fühlen. Sein Stolz und Uebermuth kannten so wenig eine Grenze wie seine unruhige Thatensucht. Sonst verstand er seine Leidenschaften zu beherrschen: so stark sie waren, so durften sie seine Pläne doch nicht stören; allein der wahnwitzige Gedanke einer Weltherrschaft narrte auch diesen in politischen Dingen sonst so nüchternen Geist. Zwei Staaten sah er noch ebenbürtig neben sich, Persien und Rom, und unablässig beschäftigte ihn der Gedanke, wie er sie niederwerfen könnte. Wäre es ihm aber auch geglückt, so würde seine Herrschsucht doch nicht befriedigt worden sein, und seine Unruhe würde sich nur noch gesteigert haben. Auch in seinem Reiche duldete er keinen Widerspruch. Für gewöhnlich lebte freilich jeder, wie er wollte, wenn er nur dem Aufgebot folgte; aber sobald es Attila beliebte, verlangte er ungemessene Dienste jeder Art und verfügte nach Laune über Leib und Leben, über die Güter und über die Kinder seiner Unterthanen. Er allein war Herr, die anderen alle Knechte.

Seine großen Pläne scheiterten in der Schlacht auf den catalaunischen Feldern; aber auch nach dieser Niederlage war Attila noch sehr mächtig. Er ergänzte den Verlust im Heere und brach dann im folgenden Jahre in Italien ein. Er verwüstete Oberitalien; aber gegen Rom ist er nicht gezogen, vielleicht deshalb nicht, weil seit Alarichs Tode die Sage neue Kraft gewonnen hatte, daß keiner am Leben bleibe, der sich an „der Stadt“ vergreife. So nahm er die Friedensbedingungen an, die ihm eine Gesandtschaft bot, an deren Spitze der Bischof von Rom stand.

Bald darauf starb er in den Winterquartieren von Istrien eines plötzlichen Todes. Zu seinen vielen Frauen hatte er wieder eine neue hinzugenommen, ein gothisches Mädchen Namens Ildico, und feierte die Vermählung mit einem großen Feste, bei dem er übermäßig trank. In der Nacht bekam er einen Anfall von Nasenbluten, woran er häufig litt, und dies trat so gewaltsam auf, daß das Blut ihn erstickte. Als die Hunnen ihn am Morgen todt in seinem Zelte fanden, da schoren sie sich einen Theil des Kopfes kahl und zerfleischten ihre Backen mit Messern; denn einem so gewaltigen Krieger zu Ehren

durften keine Thränen fließen sondern nur Blut. Dann stellten sie den Leichnam in einer weiten Ebene unter einem seidenen Zelte auf, und die vornehmsten Hunnen ehrten ihn durch ein feierliches Todtenrennen, wobei sie seine Thaten in folgendem Gesange priesen: „Das ist Attila, Mundzuks Sohn, der große König, der gewaltige Herr der tapfersten Völker. Scythen und Germanen hat er unterjocht, und das oströmische wie das weströmische Reich zitterten vor ihm. Er zerstörte ihre Städte, und nur durch ihre demüthigen Bitten ließ er sich so weit besänftigen, daß er sie nicht ganz zertrat. Dafür mußten sie ihm aber jährlich Tribut zahlen. Er hat eine Macht besessen, wie nie ein Mensch zuvor, und inmitten dieses Glückes ist er schmerzlos vom Tode hinweggenommen, nicht durch das Schwert seiner Feinde, auch nicht durch den Dolch eines von den Seinen."

So sangen sie, und dann hielten sie ein großes Leichenmahl. Als es Abend geworden war, da legten sie die Leiche von dem Paradebette in einen goldenen Sarg, diesen in einen silbernen und diesen in einen eisernen. Den senkten sie dann in eine tiefe Grube und warfen dabei eine große Menge von kostbaren Waffen und Schmucksachen von allen möglichen Völkern mit hinein. Die Arbeiter, welche das Grab ausgeworfen hatten, wurden alsbald getödtet, damit sie die Stelle nicht verriethen, wo der große König ruhte.

Mit seinem Tode zerfiel sein Reich. Die Gepiden schlugen den ältesten Sohn Attila's, der die Herrschaft des Vaters behaupten wollte; und als sich dann auch andere germanische Stämme erhoben, da zog sich der größte Theil der Hunnen an den Dnjestr und Dnjepr zurück, sodaß die Lande an der Donau wieder vorzugsweise von germanischen Völkern erfüllt werden konnten. Nur einzelne Abtheilungen von Hunnen blieben unter ihnen zurück.

Viertes Capitel.

Die Westgothen und das römische Reich bis zur Schlacht bei Adrianopel 378, 9. August.

Auf und ab wogten am linken Donauufer die vor den Hunnen fliehenden Westgothen, während ihre Führer mit den römischen Behörden über die Erlaubniß unterhandelten, auf das römische Ufer hinüberſetzen zu dürfen. Die Unterhandlungen zogen ſich in die Länge, und mit jedem Tage wurde es ſchwieriger, die Verpflegung zu beſchaffen. Täglich änderte ſich auch die Maſſe. Einige Schwärme zogen wieder fort, weil ſie die Hoffnung aufgaben, hier Rettung zu finden, und neue Haufen ſtießen hinzu, die ſich bisher noch in der alten Heimat gehalten hatten. Dann drängten ſich die anderen um ſie und fragten, wie weit die Hunnen ſchon gekommen ſeien, wie es mit Athanarich ſtehe, wer ſich unterworfen habe und wer noch Widerſtand leiſte. Enger wurde der Raum, auf dem ſie ſich bewegten, und mancher tollkühne Mann forderte, daß man den Uebergang über den Strom mit Gewalt erzwinge. Aber das feſte Siliſtria drohte am jenſeitigen Ufer, und die Donauflotte fuhr jeden Einbaum nieder, der ſich weiter in den Strom wagte.

Der Befehlshaber der römiſchen Grenztruppen konnte in ſo wichtiger Angelegenheit nicht entſcheiden, und der Kaiſer war im Orient. Die gothiſchen Häuptlinge, welche als Unterhändler kamen, wurden deshalb mit der kaiſerlichen Poſt nach Conſtantinopel geführt und dann über Kleinaſien nach Syrien, wo Kaiſer Valens durch die armeniſchen Verhältniſſe in Anſpruch genommen war, die ihn jeden Augenblick in einen Krieg mit den Perſern zu verwickeln drohten. Gleichzeitig beſchäftigte ihn der Kampf gegen die Orthodoxen. Endlich

hoffte er den Arianismus in seinem Reiche zum Siege zu führen. Es wäre ihm deshalb sehr peinlich gewesen, irgend eine Hülfe von seinem Neffen Gratian zu fordern, welcher das Abendland regierte und dort die Arianer noch eifriger verfolgte, als Valens die Orthodoxen im Orient. Nun war er hier vor die Wahl gestellt, sich in den Gothen entweder einen gefährlichen Gegner zu erwecken oder einen Foederaten zu gewinnen, der ihm ungezählte Mengen von Rekruten versprach. Auch war es ja nichts Unerhörtes, was gefordert ward. Die großen Kaiser Diocletian und Constantin hatten ähnliche Massen über die Grenze gelassen und dann mit den Truppen, die sie ihnen stellten, ihre gefeierten Siege erfochten. Wenn er die Gothen zurückwies, so unterwarfen sie sich vielleicht den Hunnen und suchten dann mit ihnen vereint den Uebergang zu erzwingen. Niemand konnte sagen, ob die Grenzbefestigungen diesem Anprall widerstehen würden. Jedenfalls hätte das selbst gefährdete Asien von Truppen entblößt werden müssen, um die Donauarmee zu verstärken. Dagegen war Hoffnung vorhanden, daß die Hunnen von einem Angriffe auf die Donau abstehen würden, wenn sie hörten, daß die Donauarmee durch die Kriegshaufen der Gothen verstärkt sei, die ihnen eben noch allein mannhaften Widerstand geleistet hatten. Zu diesen politischen Erwägungen kam dann noch die religiöse Stellung der Gothen. Zwar die Masse des Volkes war noch heidnisch — aber schon zählte der arianische Glaube eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern, und es war Aussicht, daß er an diesem Volke bald eine dauerhafte Stütze gewinnen werde.

Das waren die bedeutendsten Gesichtspunkte, unter denen sich Valens die Bitte der Gothen darstellte. Dazu traten dann vielleicht noch allerlei große und kleine Gründe, die aus seiner augenblicklichen Lage, Stimmung und Umgebung hervorgingen, und so kam er endlich zu dem folgenschweren Entschlusse, die Gothen als Foederate in das Reich aufzunehmen. Als Pfand der Treue übergaben sie eine große Anzahl von heranwachsenden Jünglingen aus den vornehmsten Familien, die dann nach Kleinasien hinübergeführt und, als die Gothen den Krieg begannen, wirklich getödtet worden sind. Die näheren Bedingungen des Vertrages sind in den leidenschaftlichen Declamationen verwirrt und verloren, welche die römischen Schriftsteller aller Parteien gegen Valens erhoben, als die Maßregel zum Unheil ausschlug, und es ist unmöglich zu beurtheilen, ob Valens wirklich nicht alles gethan hat, was er unter den gegebenen Umständen thun konnte. Gefährlich war

die Maßregel; daß sie aber dem Reiche gar keinen Nutzen brachte und nichts als jahrelange Verwüstung, daran waren nicht die Bedingungen schuld, die Valens den Gothen bewilligte, sondern die Nichtswürdigkeit der Beamten, welche mit der Ausführung des Vertrages betraut waren.

Die politische Ordnung der Westgothen war so gut wie ganz gelöst. Es war ein sehr lockeres Band, das die Masse unter den beiden Herzogen Fritigern und Alaviv zusammenhielt. Innerhalb dieses losen Haufens gab es eine Anzahl kleinerer, etwas mehr geschlossener Abtheilungen, die Reste der Theilstaaten, die jenseit der Donau bestanden hatten. Seit die feste Dingstatt und die eifersüchtig gehütete Grenze gegen den benachbarten Theilstaat die Völkerschaften nicht mehr zusammenhielt, war freilich das stärkste Band ihrer staatlichen Ordnung gelöst; aber die Leute schaarten sich doch noch um den alten Häuptling und die alten Heiligthümer. Auf Wagen [1]) führten sie dieselben mit sich, Priester und Priesterinnen begleiteten sie. Auch christliche Priester und Mönche zeigten sich in dem Zuge; sie wurden geflissentlich in den Vordergrund geschoben, um das Mitgefühl der mächtigen Kirche wachzurufen. Manche dieser Priester hatten vom Christenthume jedoch nur einige Gebräuche und Formeln. Den Eidring des heidnischen Godi am Arme schlugen sie das Kreuz.

Der Uebergang über die Donau erfolgte sehr schnell. Nicht einmal eine Zählung ward vorgenommen. Der Strom bedeckte sich mit Fahrzeugen aller Art. Flöße und Einbäume neben den kunstreichen Schiffen der römischen Donauflotte führten die Massen und ihr Geräth über den Strom. Kaum verbreitete sich diese Kunde unter den übrigen Barbaren, die von den Hunnen bedrängt waren, so näherten sich neue Schwärme der Donau mit der gleichen Hoffnung, in dem römischen Reiche Zuflucht zu finden. Das war der Theil der Ostgothen, der nach Ermanrichs Tode den Kampf fortgesetzt hatte, und Athanarich mit dem ihm treugebliebenen Reste der Westgothen. Zuerst kamen die Ostgothen. Sie standen unter dem Befehle zweier Häuptlinge, Alatheus und Saphrax, welche Witherich, den kleinen Sohn ihres gefallenen Königs, zum König erhoben hatten und bis zu seiner Mündigkeit für ihn regierten. Eine Schaar Taifalen unter ihrem Häuptling Farnobius hatte sich ihnen angeschlossen. Der Kaiser

[1]) Diese Schilderung des Eunapius ist eine der wenigen Stellen, welche eine Vorstellung von einem solchen Wanderzuge geben.

wies ihre Gesandten zurück; deshalb hielt es auch Athanarich für zweifellos, daß er abschlägig beschieden werde, und machte nun den Versuch, in dem ringsumschlossenen Berglande Siebenbürgen Schutz zu finden vor den Hunnen und seinen sonstigen Feinden. Es gelang ihm auch wirklich, die Sarmaten zu vertreiben, die es besetzt hielten, und für einige Jahre fand er hier mit seiner Schaar Ruhe.

Wochenlang hielten die römischen Beamten die Westgothen an dem Ufer zurück, statt sie in die ihnen bestimmten Quartiere zu führen. Vor den Hunnen waren sie jetzt freilich sicher; aber ihre Vorräthe waren zu Ende, plündern durften sie nicht, und bald war ihre Lage schlimmer, als sie am linken Ufer gewesen war. So wollten es die hohen Herren, welche Valens beauftragt hatte, ihnen Land anzuweisen und, bis sie davon ernten konnten, sie einzuquartieren oder durch Lieferungen zu verpflegen. Lupicinus hieß der eine, Maximus der andere. „Ein böser Dämon hatte den Kaiser geblendet," klagt ein Zeitgenosse, „als er diese Schurken wählte." Die Gothen baten und brachten ihnen Geschenke — ihnen und dem Heere der kleinen Räuber, die ihr Gefolge bildeten. An Sachen hatten sie nicht viel zu bieten; das Feinste war weißes Leinenzeug und an beiden Seiten mit Troddeln gezierte Decken, die ihre Frauen zierlich zu weben verstanden. Den Gothen erschienen sie als Kunstwerke, aber bei den verwöhnten Römern hatten sie nur geringen Werth, und groß war der Vorrath daran auch nicht. So mußten sie ihre Sklaven weggeben und, wenn sie keine mehr hatten, ihr Kinder und Frauen. Wohl kannten sie deren Schicksal: nicht bloß die Knechtschaft, auch schmähliche Entehrung wartete ihrer bei den lüsternen Römern. Aber sie hatten keine Wahl; selbst vornehme Familien waren dazu gezwungen. Bald gingen sie als Geschenke an einen einflußreichen Mann, bald als Zahlung für ein wenig Brod oder Mehl. Die Noth stieg höher und höher und mit der Noth die Gährung. Lupicin sah ein, daß er nicht weiter gehen dürfe, und befahl den Abmarsch. Schon mußte er aber fürchten, daß die hungernden Gothen den Gehorsam versagten und zu plündern begannen: deshalb zog er die Truppen aus den Uferfestungen zusammen, um das Volk zu begleiten und vorwärts zu treiben. Kaum erspähten dies die Ostgothen, welche seit der abschlägigen Antwort noch immer am linken Ufer streiften, um einen unbewachten Augenblick zu benutzen, so hieben sie rasch eine Menge Bäume nieder, fügten sie zu formlosen Flößen zusammen und kamen glücklich an das römische Ufer.

Die Kunde von diesem Einbruch veranlaßte Fritigern den Marsch zu verzögern, um den Lupicinus durch die Nähe der Feinde gefügiger zu machen; aber an Abfall dachte er noch nicht, und ohne ernstere Störung kam der Zug bis in die Nähe von Marcianopel, westlich von dem heutigen Varna. Die Gothen forderten Einlaß in die Stadt, um Lebensmittel zu kaufen. Sie beriefen sich auf ihren Vertrag, sie seien des Kaisers Unterthanen. Aber Lupicin, der selbst in der Stadt war, stellte Wachen vor den Thoren auf und ließ die hungrigen Käufer zurückstoßen. Ihre Herzoge Fritigern und Alaviv lud er dagegen in seinen Palast zur Tafel. Sie kamen mit stattlichem Gefolge, aus dem die Angesehensten mit zur Tafel gezogen wurden, während die Uebrigen im Hofe des Palastes zurückblieben. Mit der Zeit drängten jedoch immer größere Massen der Gothen gegen die Thore, es kam zum Streite, und bald waren die Wachen niedergemacht und ihre Leichen geplündert. Ein Bote brachte die Nachricht dem Lupicin, der schon halb berauscht war, und ohne sich weiter stören zu lassen gab er leise Befehl, zur Rache das Gefolge der Herzoge zu tödten, das im Hofe wartete.

Hatte man die Männer auf die Mauer geführt und vor den Augen ihres Volkes umgebracht, oder hatte man ihre Köpfe über die Mauer geworfen — genug, die Gothen die draußen waren, erfuhren, was geschah, und stürmten mit lautem Schlachtgeschrei gegen die Stadt. Jetzt konnte die Sache nicht mehr verheimlicht werden; auch Fritigern erfuhr davon, und er fürchtete, daß man ihn und die anderen Führer als Geisel zurückbehalten werde. Da es unmöglich war, sich mit Gewalt zu befreien, so rief er dem Lupicin zu, es stehe ein Unglück bevor, wenn er nicht selbst die aufgeregten Massen beruhige. Das Toben der Gothen habe nur darin seinen Grund, daß sie glaubten, das Gastmahl sei ein Vorwand gewesen, ihre Fürsten zu ermorden. Nur sein Erscheinen sei im Stande, die Aufgeregten zu beruhigen. Lupicin wagte nicht zu widersprechen und ließ Fritigern mit den wenigen Genossen, die ihm noch geblieben waren, unbehelligt durch die Straßen der Stadt und die Thore der Festung. Lauter Jubel empfing sie, und alsbald jagten die Fürsten nach allen Seiten, das Volk zur Versammlung zu rufen. Da war kein Widerspruch — alle waren einig, daß der Vertrag zerrissen sei, daß man an den treulosen Römern Rache nehmen müsse. Nach alter Sitte wurden die kleinen Fähnlein aufgesteckt, die Männer schaarten sich dahinter, die Weiber und Kinder wurden ausgesondert, und damit hatte sich der Wanderzug in ein schlagfertiges

Heer umgewandelt. Doch blieb es nicht zusammen. Die langgezogenen Töne der Schlachthörner riefen hier und dort die Abtheilungen zum Raubzuge. In weitem Umkreise leuchteten die Dörfer und Villen in Feuer auf. Lupicin zog aus, um ihnen Einhalt zu thun; aber etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt ward er angegriffen und völlig geschlagen. Lupicin selbst rettete sich in die Stadt; aber fast alle Officiere und fast die ganze Mannschaft waren erschlagen — auch die Feldzeichen wurden verloren. Dieser Sieg gab den Gothen ganz Thracien preis und zugleich einen Vorrath an guten Waffen. Es war dies sehr wichtig; denn die meisten Gothen waren schlechtgerüstet, da die Ausfuhr von Eisen zu den Barbaren streng verboten war.

Bald darauf erhielt Fritigern eine ansehnliche Verstärkung. Einzelne Gaue der Westgothen oder Theile von Gauen waren schon vor dem Jahre 376 über die Donau gegangen und als Foederate in den Dienst des Kaisers getreten. Zwei derselben lagerten damals bei Adrianopel; der Fürst des einen Schwarmes hieß Colias, der des anderen Sueridus. Sie hatten kein Land zur Ansiedelung erhalten; sie wurden bald dahin, bald dorthin commandirt und aus den kaiserlichen Magazinen verpflegt. Dabei hatten sie jedoch ihre schlechten heimischen Waffen und führten ihre Weiber und Kinder mit sich herum. Sie hielten gute Ordnung; aber trotzdem mußte es leicht Klagen geben, wo sie lagerten, und die Bürger begrüßten es als eine Erlösung, daß Valens die wilden Gäste nach Asien berief. Die Gothen hatten vorher den Befehl erhalten, bei Adrianopel die Winterquartiere zu beziehen, und sie mußten überrascht sein durch diesen Marschbefehl; aber sie waren bereit, zu gehorchen; nur forderten sie Sold, Verpflegung und einen Aufschub von zwei Tagen. Der Magistrat von Adrianopel, der ihnen den Befehl zu übermitteln hatte, bestand jedoch auf sofortigem Abmarsche, und um seinen Worten Nachdruck zu geben, ließ er die zahlreichen Arbeiter der kaiserlichen Fabriken bewaffnen und rückte mit ihnen an die Wagen der Gothen heran. Diese ertrugen die Schmähungen und Drohungen ruhig, in denen der bewaffnete Pöbel seine Tapferkeit übte; als aber einzelne Arbeiter zu schießen begannen, da brachen sie vor. Die ungeordneten Haufen der Arbeiter stoben entsetzt auseinander, warfen die Waffen weg und flohen, so rasch sie konnten. Die Gothen verfolgten sie nicht weiter, sondern sammelten erfreut die schönen Waffen auf und zogen dem Fritigern zu, der in der Nähe stand. Die Verstärkung durch diese

ortskundigen Leute ließ Fritigern hoffen, die wichtige Stadt einzu-
nehmen; aber die Mauern waren zu stark, und die großen Wurf-
geschütze der Römer wirkten zu furchtbar. Da sammelte Fritigern
das Volk und hob die Belagerung auf. „Mit Mauern kämpfe ich
nicht," sagte er, und dies glückliche Wort schlug bei der Berathung
alle die aus dem Felde, welche aus Begierde nach den in der Stadt
aufgehäuften Schätzen es für feig und unrühmlich erklären wollten
von der Stadt abzuziehen. Es wurde das Schlagwort des Krieges
an den festen Plätzen zogen die Gothen vorbei; aber das flache Land
ward weit und breit verheert. Dabei hielt Fritigern jedoch seine
Leute vorsichtig soweit zusammen, daß er einem Angriffe begegnen
konnte; denn er wußte, daß jetzt aus Osten und Westen Truppen
herbeigezogen wurden. Auch sein Heer wuchs unterdessen. Namentlich
strömten ihm große Schaaren von Gefangenen und Sklaven zu, unter
ihnen viele, die in der Noth der letzten Wochen verkauft waren.
Selbst Römer kamen herbei, verzweifelte Männer, deren es damals
zu Tausenden gab, die den Druck der Steuern und Lasten oder die
Willkür der Beamten nicht länger ertragen konnten. Besonders
zahlreich kamen die Bergleute des Balkan, und sie leisteten die werth-
vollste Hülfe. Diese Flüchtlinge kannten jeden Weg und jedes ge-
heime Versteck, und was nicht in den festen Städten geborgen ward,
das war verloren. Die Gothen waren in diesem Kriege sehr roh
und gewaltthätig, sie kannten keine Schonung; die Wuth, die in den
Wochen der Noth angehäuft war, mußte sich austoben, und was si
am Leben ließen, das ward gefesselt mitgeschleppt. (Anfang de
Jahres 377.)

Auf die Kunde von diesen Schrecknissen sandte Valens eine
Bevollmächtigten an die Perser, um den dorther drohenden Kri
abzuwenden; doch wagte er nicht, Asien zu verlassen, bis hier d
Friede gesichert sei, und schickte vorläufig nur die armenischen Legion
nach Thracien. Da aber diese allein nicht stark genug waren, so mu
er sich dazu verstehen, seinen Neffen Gratian um Hülfe zu bitt
Gratian war gleich dazu bereit und gab Befehl, daß Theile der pan
nischen Truppen und der Rheinarmee nach Thracien marschiren sollt
Ehe sie ankamen, hatten die Legionen des Valens die Gothen sch
über den Balkan gedrängt und weiter bis in den nördlichsten Wi
der Dobrudscha. Nahe der Donau hatten sie eine feste Wagenbu
um sich geschlagen und lebten hinter derselben ganz behaglich von de
zusammengeraubten Vorräthen. Kleine Streifschaaren zogen von hie

aus blitzschnell durch das Land, und wenn die Gegend nichts mehr bot, so schoben sie das Lager einige Tagemärsche weiter.

Die weströmischen Truppen führte Richomer, und er übernahm auch das Commando über das vereinigte Heer, da er im Range der Erste war. Er war ein Germane, wahrscheinlich ein Franke, und war wie später Stilicho ganz und gar in des Kaisers Dienst getreten. Er durchlief nicht nur alle Stufen der militärischen und der bürgerlichen Ehren, sondern auch in der Gesellschaft genoß er hohes Ansehen. Die ausgezeichnetsten Schriftsteller lateinischer und griechischer Zunge priesen ihn als hohen Gönner und rühmten sich seiner Correspondenz. Möglich wäre es trotzdem, daß seine schwertgewohnte Hand die Fertigkeit des Schreibens nicht gelernt hatte; aber jedenfalls war er ein höchst gebildeter und überlegener Mann.

Er hatte den Plan, die Gothen anzugreifen, wenn sie wieder ihr Lager wechselten; aber die Gothen durchschauten dies und hielten sich ruhig in ihrer Stellung, nicht weit von der Stadt Ad Salices. In Runenstäbchen [1]) sendete der Kriegsrath den ausschwärmenden Abtheilungen den Befehl zu, in das Lager zurückzukehren, da die Schlacht bevorstehe. Eilig kamen sie herbei; aber die Entscheidung zog sich hin, es ward sogar ein kurzer Waffenstillstand abgeschlossen. Erst als die Ruhe dem zahlreichen Volke unerträglich wurde, und besonders die kürzlich von den lustigen Streifzügen zurückgerufenen Schaaren zu murren begannen, da hielten die Häuptlinge Kriegsrath und beschlossen, am folgenden Tage anzugreifen. Die Nacht hindurch kam Niemand zur Ruhe. Die Römer bemerkten die Bewegung im feindlichen Lager und blieben ebenfalls ohne Schlaf, des Angriffs gewärtig. Mit Anbruch des Tages riefen in beiden Heeren die Signale zum Kampfe. Die Gothen ergriffen die Waffen und traten nach ihrer Gewohnheit zum feierlichen Schwur zusammen, treu beieinander auszuhalten und nicht zu fliehen. Dann stürmten sie vor, um einige Hügel zu besetzen, welche vor der römischen Linie lagen. Aber die Haltung der Römer nöthigte sie bald zur Vorsicht, und im langsamen Schritt rückten nun beide Schlachtreihen vor, bis sie das Weiße im Auge des Feindes sahen. Dann machten sie Halt, und die Römer erhoben den Schild an den Mund und begannen den Barritus, das Schlachtgeschrei, das sie von den Germanen angenommen hatten. Es hob leise an, hier und dort, ward dann stärker und immer

[1]) tessera gentili, Ammian 31, 7.

stärker, bis endlich die ganze ungeheuere Linie mit voller Kraft unter den hohlen Schilden zum Feinde hinüberheulte. Die Germanen sangen Heldenlieder, formlos und ohne Leitung, hier so, dort anders [1]). Dann erhoben auch sie den Barritus. Während so die Lungen miteinander kämpften, erhitzten sich die Leidenschaften; unvermerkt kam man näher aneinander, und der Kampf begann. Er war hart. Die Masse der Gothen kämpfte hier wie die Römer zu Fuß [2]); große im Feuer gehärtete Keulen, gleich geschickt zum Schlage wie zum Wurfe, und kurze, dolchartige Schwerter bildeten ihre hauptsächlichsten Waffen. Den linken Flügel der Römer brachten sie zum Weichen; aber die Reserve eilte rechtzeitig zur Hülfe und stellte den Kampf wieder her. Bis zum Abend wurde gefochten, — keiner wollte nachgeben, und beide erlitten ungeheuere Verluste. Am anderen Tage zogen sich die Römer nach Marcianopel zurück, das etwa zwei Tagemärsche südlich vom Schlachtfelde lag; die Gothen blieben in ihrem alten Lager. Aber sie fühlten sich nicht als Sieger. Zu Tode erschöpft und schwer erschüttert hielten sie sich sieben Tage lang hinter ihrer Wagenburg. Unterdeß schloß Richomer andere Haufen von Gothen, die unabhängig von Fritigern plünderten, durch Schanzen und Dämme in den Thälern des Balkan ein und besetzte alle Päſſe, die aus Mösien, dem heutigen Bulgarien, über das Gebirge führten, um die Gothen in dem verwüsteten Mösien einzuschließen und durch Hunger zu vernichten. Dann begab er sich zu Gratian, um neue Truppen herbeizuführen. (Anfang Herbst 377.)

Fritigern kam bald in große Noth. Im Norden war er durch die Donau und die Hunnen, auf den anderen Seiten durch die Römer eingeschlossen, und vergebens bestürmte er ihre Postenkette. Die Stellungen waren zu fest. Schon hofften die Römer, die gefürchteten Massen dem Hunger erliegen zu sehen, da gelang es Fritigern durch große Versprechungen so ansehnliche Schaaren von Hunnen und Alanen über die Donau herbeizuziehen, daß der römische General sich entschloß, einige schwächere Punkte aufzugeben und rückwärts festere

---

[1]) Romani quidem voce undique Martia concinentes a minore solita ad majorem protolli, quam gentilitate appellant barritum, vires validas erigebant. Barbari vero majorum laudes clamoribus stridebant. Diese Angabe des Ammianus ist von dem höchsten Interesse; daß die Germanen auch den Barritus erhoben, ist von ihm nicht erwähnt, aber selbstverständlich.

[2]) Nur unter dieser Annahme scheint mir Ammians Schilderung verständlich zu sein.

Stellung zu nehmen. Aber kaum bemerkten die Germanen diese Lockerung der feindlichen Aufstellung, so stürzten sie sich auf diesen Punkt, brachen durch, schlugen eine Abtheilung bei Dibaltus südlich von Varna und durchzogen plündernd alle Theile Thraciens.

So ging das Jahr 377 zu Ende. Anfang 378 wollte Gratian mit der übrigen Rheinarmee dem Osten zu Hülfe kommen; da ward er durch einen Einfall der Alamannen aufgehalten. Im Februar überschritten etwa 40,000 Mann[1]) den gefrorenen Rhein oberhalb Basel und drangen verwüstend bis in die Gegend von Colmar. Dort schlug sie Gratian, verfolgte sie bis in ihre Berge und zwang sie zu Bedingungen, die wenigstens für die nächste Zeit diesen Theil der Rheingrenze sicher stellten. Aber in diesen Kämpfen gingen kostbare Tage und Wochen verloren, und Gratian kam in Folge davon auf dem östlichen Kriegsschauplatze erst an, als die Entscheidung bereits gefallen war. Er zog von Arbor Felix am Bodensee nach Lorch an der Donau (bei Linz), dann zur Drau und weiter bis Sirmium an der Sau. Von da ging es zu Schiff bis in die Donau und auf derselben bis zur Mündung des Isker. Dessen Thal führte dann über den Paß auf die Straße von Adrianopel.

Ende Mai 378 war Valens in Konstantinopel angekommen und von dem Volke mit Murren empfangen worden. Die orthodoxe Partei regte sich. Valens hatte ihr den kirchlichen Frieden zerstört, und nun konnte er auch den äußeren Frieden nicht schützen. Dagegen strahlte der orthodoxe Kaiser des Westens im herrlichsten Ruhme. Valens hatte deshalb den Wunsch, die Gothen womöglich noch vor der Ankunft des Gratian zu vernichten. Nur wenige Tage blieb er in Konstantinopel und eilte in das Lager, um den Geist der Truppen zu beleben. Bald darauf schob er es bis Adrianopel vor, da der von ihm neuernannte Feldherr Sebastianus durch einen glücklichen Ueberfall die Gothen von dort vertrieben hatte. Jubelnd füllten sich die Straßen und Plätze von Adrianopel mit den beutebeladenen Wagen, die den Räubern abgenommen waren, und unter dem Eindruck dieses Erfolges empfing Valens den General Richomer, den Gratian vorausgesandt hatte, um

[1]) Ein Alamanne, der in Gratians Heere diente, war im Januar oder Februar 378 auf einige Tage in die Heimat beurlaubt. Als er nun erzählte, daß ein Theil der Rheinarmee bereits im Osten stehe, und andere Abtheilungen in den nächsten Tagen folgen würden, da konnten die Lentienses — die vom Linzgau — der Versuchung nicht widerstehen. Erst machte eine kleinere Schaar einen Raubzug, dann setzten sich alle Gaue (oder Hundertschaften) in Bewegung.

zu melden, daß er mit den Legionen des Abendlandes bereits bei Castra Martis einige Meilen westlich von Plewna stände. Es war demnach möglich, die Gothen, welche etwa drei Meilen von Adrianopel lagerten, in etwa vierzehn Tagen von zwei Seiten einzuschließen und zu vernichten; — aber nach langer Debatte im Kriegsrathe entschied Valens für den sofortigen Angriff, ohne auf Gratian zu warten. Es mußte ihm viel daran liegen, sein Reich allein zu befreien, und die eben errungenen Erfolge hatten die Hoffnung dazu erweckt. Den letzten Zweifel beseitigte eine Meldung der Patrouillen, daß Fritigern nicht sein ganzes Heer, sondern nur 10,000 Mann bei sich habe. Schon war der Entschluß gefaßt, da kam ein unerwarteter Zwischenfall, der Richomer hoffen ließ, die Besonnenheit werde siegen. Im Lager erschien eine gothische Gesandtschaft, deren Sprecher ein christlicher Priester war, und bot Frieden an auf Grund des alten Vertrages. Die Gothen seien aus ihrem Lande vertrieben und müßten neue Wohnsitze haben. Wolle ihnen der Kaiser Thracien überlassen mit dem Vieh und dem Getreide, das sich darin befinde, so wolle sich Fritigern zu ewigem Frieden verpflichten. Der Name Thracien ward damals in einem engeren und in einem weiteren Sinne gebraucht: er bezeichnete die Diöcese Thracien und dann eine der sechs Provinzen, in welche dieselbe zerfiel. In diesem kleineren Thracien mit den Städten Beroea und Philippopel standen damals die Gothen, und dies wollten sie jetzt auch vertragsmäßig erwerben. Der Priester hatte außerdem noch ein geheimes Schreiben Fritigerns zu übergeben. In demselben forderte der Gothenfürst, daß der Kaiser mit seinem Heere in die Nähe des gothischen Lagers ziehe. Ohne eine solche drohende Haltung des Kaisers würde er, Fritigern, seine Gothen nicht dazu bringen können, sich mit diesen Bedingungen zu begnügen. Diese Art der Verhandlung schien verdächtig; die Gesandten wurden zurückgeschickt, und am folgenden Morgen brach das Heer mit der Sonne auf, dem Feinde entgegen. Es war der 9. August.

Das Heer ließ seinen Troß in der Festung zurück; aber doch war der Marsch ermüdend. Die Gegend ist gebirgig, die Wege waren ruinirt, und die Sonne brannte glühend heiß. Denn es wurde Mittag, bis man nach einem Marsche von $1^1/_2$ Meilen die runde Wagenburg der Gothen erblickte. Die Gothen standen schon in Schlachtordnung und empfingen die Römer mit wildem Kriegsgeschrei. Valens ließ deshalb die Truppen sowie sie kamen in Schlachtordnung einrücken. Der rechte Flügel war voran, der linke noch weit zurück.

So rasch als möglich hasteten die Truppen nach, und es gelang auch, sie ungehindert aufzustellen; denn Fritigern hatte seine Macht nicht völlig zur Hand; er wartete noch auf die Ostgothen unter Alatheus und Saphrax und die mit ihnen verbundenen Alanen. Deshalb griff er nicht an und suchte auch den Angriff der Römer zu verzögern. Zu dem Zwecke schickte er wiederum Gesandte, welche um Frieden baten. Er hatte Leute ohne höheren Rang dazu ausgewählt, und Valens nahm sie nicht an, sondern ließ sagen, Fritigern solle hervorragende Männer absenden, wenn er unterhandeln wolle. Fritigern freute sich des Aufschubs: jede Stunde brachte Gewinn. Unterdessen standen die römischen Soldaten unter ihren schweren Waffen in der brennenden Sonnenhitze. Die Gothen sahen ihre Ermüdung und steigerten sie noch durch zahllose Feuer, welche ringsumher das dürre Gras und Buschwerk verzehrten und die Luft mit Rauch und Staub erfüllten.

Die Verhandlungen wurden fortgesetzt, und eben wollte sich Richomer als Geisel in das gothische Lager begeben, als die leichten Truppen der Römer ohne Befehl den Kampf begannen. Sie wurden geschlagen, und in diesem Augenblick der Verwirrung kamen die langerwarteten Ostgothen und Alanen an. Im Sturme brausten sie daher und ritten alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Aber die Römer sammelten sich wieder, und die Reiterei ihres linken Flügels drang siegreich bis zur Wagenburg der Feinde. Hätte sie jetzt die nöthige Unterstützung gefunden, so hätte sie den Sieg erringen mögen; allein die Hülfe kam nicht, und so sah sich die muthige Schaar bald umringt und wurde von den Massen erdrückt. Alsbald ergossen sich die siegreichen Schwärme über die Legionen und drängten sie zusammen. Zuletzt vermochten die Männer kaum noch das Schwert zu zücken oder den Arm wieder zurückzuziehen. Dazu waren sie ganz in Staub und Rauch gehüllt, so daß sie nicht einmal den Himmel sehen konnten, und das Commandowort verhallte in dem Wuthgeheul der Barbaren. In diesen wehrlosen Knäuel schleuderten die Gothen einen Hagel von Keulen und Wurfspeeren, die nicht fehlgehen konnten. Da bewährte sich die eiserne Disciplin. In ruhiger Entschlossenheit brachen die Legionen mit dem Schwert in die Massen ein, die sie umtobten, und nun begann ein entsetzliches Handgemenge, das bis zum Abend währte. Bald fühlten die Römer, daß sie verloren seien; aber das erschütterte sie nicht, sie wollten ihr Leben theuer verkaufen. Römische Bürger bildeten zwar nur einen Theil des Heeres, und in Italien waren

sicher nur sehr wenige von diesen Männern geboren, die meisten waren Germanen und andere mehr oder weniger romanisirte Barbaren; aber sie waren geschult durch römische Disciplin, und ihr tapferer Widerstand ist deshalb doch einzustellen in die lange Reihe glänzender Ruhmesthaten der römischen Legionen. Konnten sie das Unglück auch nicht wenden, so sind sie doch mit Ehren gestorben. Gegen Abend war ihr Widerstand gebrochen; was noch lebte, suchte sich zu retten. Es war eine furchtbare Niederlage. Die Armee war nicht geschlagen, sie war vernichtet.

Der Kaiser hatte bis zuletzt tapfer mitgekämpft; dann ward er von der Flucht mit fortgerissen, und in ihren Schrecken ist er umgekommen. Eine ungewisse Sage behauptete, er habe sich in ein Haus geflüchtet und sei dann mit demselben von einem Gothenhaufen verbrannt. Diese Sage beherrschte die Ueberlieferung leicht; denn immer glauben die Menschen gern das Auffallende, und dann gab sie den orthodoxen Schriftstellern Gelegenheit, den Finger Gottes zu entdecken, der die Gerechtigkeit ihrer Sache offenbaren wollte. „Gott ließ Valens in irdischem Feuer verbrennen," triumphirten sie, „weil er Schuld trug, daß so viele Tausende den falschen Glauben annahmen und deshalb dereinst im ewigen Feuer brennen müssen."

Valens war kein großer Mann; auch entbehrte er der feineren Bildung des Geistes wie des Herzens. Heftig aufbrausend, rücksichtslos, nicht frei von kleinlichem Neid und kleinlichem Begehren, bot er seinen Feinden manche Blößen. Auch seine äußere Erscheinung hatte nichts Gewinnendes. Er war von mittlerer Größe und gedrungenem Gliederbau, aber ohne rechte Haltung. Ein vorstehender Unterleib und eingebogene Beine gaben ihm etwas Plumpes. Es lag keine Frische und Elasticität in ihm. Aber er war doch im Ganzen ein wackerer Fürst. Nach seiner besten Ueberzeugung hat er mit unermüdlicher Thätigkeit die Barbaren an der Grenze und die habsüchtigen Beamten im Innern überwacht und mit scharfen Schlägen gezüchtigt. Unter keinem Kaiser des Orients wurden ungetreue Beamte rücksichtsloser gestraft. Auch seinen Verwandten gestattete er kein Vorrecht. Fünfzig Jahre war er alt, als er starb; vierzehn Jahre hatte er regiert, anfangs beschränkt durch den vorwaltenden Einfluß seines Bruders Valentinian, der ihn zum Kaiser erhoben hatte und eine weit gewaltigere Persönlichkeit war. Bis zu der letzten Katastrophe hatte er den Frieden des Reiches glücklich geschützt vor den Gothen sowohl wie vor den Persern, die seit dem Tode

Julians im Orient ein Uebergewicht behaupteten. Valens gab nicht auf, was Rom hier zustand, aber den offenen Krieg suchte er möglichst lange zu vermeiden, und als er sich dazu entschließen wollte, da ward er auf den gothischen Kriegsschauplatz berufen.

Am Morgen nach der Schlacht erschienen die Gothen vor Adrianopel. Sie wußten, daß die höchsten Würdenträger des Reiches sich dort mit den Schätzen und Kassen geborgen hatten, und in ihrem Siegestaumel vergaßen sie die Lehre der vorigen Belagerung. Schon vor den Thoren fanden sie Widerstand. Den großen Schwarm der Flüchtlinge hatte der Commandant nicht in die Festung aufgenommen, sie schienen ihm die Kraft der Vertheidigung zu lähmen; und da hatten sich nun viele Tausende in den Gärten und Villen vor der Mauer festgesetzt und hielten hier, unterstützt von den Geschützen des Walles, fünf Stunden lang die Angriffe der Gothen aus, bis ein furchtbares Gewitter losbrach und die Kämpfenden trennte. Den Rest des Tages füllten Unterhandlungen aus, die aber zu keinem Ziele führten. Unterdes verrammelten die Römer die Thore, brachten neue Wurfmaschinen auf die Wälle und vertheilten große Gefäße mit Wasser, um die Kämpfer zu erfrischen, die bei dem letzten Kampfe schwer vom Durst gelitten hatten. Da meldete sich eine Anzahl Ueberläufer. Sie hatten früher in der kaiserlichen Garde gedient, waren aber am gestrigen Tage zu den Gothen abgefallen und kamen nun scheinbar reuig zurück. Allein ihre Aussagen erregten Verdacht, und als sie deshalb gefoltert wurden, da gestanden sie, daß sie im Auftrage der Gothen zurückgekehrt seien, um die Stadt in Brand zu stecken, damit dann in der dadurch entstehenden Verwirrung dem Fritigern der Sturm gelinge. Den Leuten ward der Kopf abgeschlagen, und so war der Anschlag vereitelt.

Fritigern wollte nun die nutzlose Belagerung aufgeben, aber die Häuptlinge widersetzten sich. Die Gier nach dem Golde machte sie blind, und um Mitternacht begannen sie den Sturm. Die Gothen erlitten entsetzliche Verluste; denn die Römer warfen von oben herab, und ihre Geschosse waren denen der Gothen weit überlegen. Da suchten sich diese zu helfen, indem sie die Wurfspeere aufsuchten, welche die Römer auf sie verschossen hatten. Aber nun zerschnitten die Römer die Bänder, welche die eiserne Spitze an dem Holzschaft befestigten. Das Eisen saß dann noch fest genug für einen Wurf; aber wenn es sich irgendwo einbohrte, so brach der Schaft ab. Plötzlich schleuderte eine große Wurfmaschine, ein sogenannter Waldesel,

einen ungeheueren Stein unter die Sturmhaufen. Sie fuhren auseinander, und der Stein fiel unschädlich auf den Boden. Aber der moralische Eindruck war darum nicht geringer. Entsetzt wichen die Gothen weit zurück. Allein die Häuptlinge ließen wieder zum Sturm blasen und gingen selbst voran. Tollkühn lehnten sie Leitern an die noch dichtbesetzte Mauer und wurden dann unter den herabgeschleuderten Steinmassen begraben. So ging es bis zum Abend; da zogen sie sich gebrochen in ihr Lager zurück und gestanden, daß Fritigern Recht gehabt habe mit seiner Forderung.

Am anderen Morgen hielten sie Kriegsrath und beschlossen, sich gegen Perinth zu wenden, eine Hafenstadt an der Propontis, in der viel Schätze geborgen sein sollten. In langsamen Märschen zogen sie dorthin, verstärkt durch bedeutende Schaaren von Hunnen und Alanen, alles auf ihrem Wege verwüstend; denn kein römischer Soldat zeigte sich außerhalb der festen Orte. Von einer Belagerung standen sie ab; sie schlugen ein Lager auf [1]) und sendeten von dort Streifschaaren in die Umgegend. Eine derselben drang bis nahe an die Mauern von Konstantinopel. Da brach ein Haufe Saracenen aus dem Thore, die unglaublich roh, aber vortrefflich beritten waren. Der Kampf blieb ohne Entscheidung, bis einer von diesen nackten, nur mit einem Gürtel versehenen Kerlen mitten in den Haufen der Gothen eindrang. Einen heiseren Schrei ausstoßend, durchbohrte er einem derselben mit dem Dolche die Kehle und sog ihm das Blut aus. Der Anblick dieses langhaarigen Ungeheuers entsetzte die Gothen. Hier war ihre Wildheit weit überboten, und da sie auch sonst in dieser Gegend stärkeren Widerstand fanden, so zogen sie sich für die nächste Zeit über den Balkan zurück. Der Norden der Halbinsel war schon stärker gebrochen, und ihn durchstreiften sie in der ganzen Breite von der Donau bis nach Istrien.

Gratian hinderte sie nicht. Auf die Nachricht von der Vernichtung des oströmischen Heeres hatte er sich nach Sirmium zurückgezogen. Er fühlte sich nicht stark genug, den ungeheueren Schaaren allein entgegenzutreten, und durfte auch erwarten, daß sich bald Gelegenheit finden werde, die einen gegen die anderen zu benutzen. Unterdes gingen die Plünderungen der Barbaren fort. Mit Ausnahme der

[1]) Fritigern scheint hier große Vorbereitungen zu einem bedeutenden Unternehmen getroffen zu haben; aber was er plante, ist nicht klar, da er zu früh gezwungen wurde, die Gegend wieder zu verlassen. Ammian: 31, 16, disjectis bellorum officinis, quas parabant.

festen Städte war ihnen alles preisgegeben; auch über den Balkan stiegen sie wieder; selbst Macedonien und Griechenland wurden geplündert. Und die Zahl der Banden mehrte sich noch. Die Donau bildete keine Grenze weiter; abgesehen von den festen Plätzen war das Ufer nicht mehr geschützt, und die Flotte barg sich in den Häfen. Vielfach kamen Sarmaten, Alanen, Hunnen und verschiedene germanische Stämme über den Strom und betheiligten sich an den Raubzügen. Andere gingen auch wieder zurück, je nachdem es ihre Interessen oder Neigungen geboten.

In dieser Noth erinnerte sich der Jüngling, der auf dem Throne saß, eines Mannes, dem er drei Jahre zuvor durch einen Justizmord den Vater entrissen hatte. Es war Theodosius, der Sohn des durch seine Thaten gefeierten und im Jahre 376 durch eine Hofintrigue zum Tode verurtheilten älteren Theodosius. Auch damals schon hatte er einen Namen unter den Feldherren des Reiches gehabt, aber er war in den Sturz des Vaters verwickelt und lebte seither auf seinen Gütern in Spanien in einer Art Verbannung. Er war ein Mann in seiner vollen Kraft, vierunddreißig Jahre alt, und er erfüllte auch die Erwartungen, welche Gratian auf ihn setzte. Bald nachdem er an die Spitze des Heeres gestellt war, erfocht er an der Donau einen Sieg über die Sarmaten und ward darauf am 19. Januar 379 zum Mitregenten ernannt.

Fünftes Capitel.

Die Zeit des Theodosius und die Westgothen.

An Valens' Stelle sollte Theodosius den Osten regieren; aber drei Jahre sind darüber hingegangen, bis er in dem Hauptlande seines Reiches wieder Herr war. Der Sieg über die Sarmaten hatte die Balkanhalbinsel noch nicht befreit: es war nur ein bescheidener Anfang wiederkehrenden Glückes; aber es war doch ein Anfang. Die römischen Fahnen hatten wieder über ein siegreiches Schlachtfeld geweht; es gab Avancement im Heer und Beute. Geschäftig kamen die Händler und handelten mit den Soldaten um Sklaven und Sklavinnen, um Wagen und um Rosse. Die Hoffnung belebte wieder die Kräfte, die in der Verzweiflung erlahmt waren. Erfolgreich rührte Theodosius nun die Werbetrommel, und namentlich suchte er unter den Gothen selbst Rekruten zu finden. Er gestattete diesen sogar, auf Urlaub wieder zu ihren Stämmen zu gehen, wenn sie nur vorher einen Stellvertreter schafften. Sie kamen schaarenweise, sowohl gemeine Gothen wie adelige, und einer von ihnen mit Namen Modares, der aus königlichem Geschlecht war, erhielt in Kurzem ein selbständiges Commando und führte in demselben einen erfolgreichen Ueberfall aus. Sein Heer war zu schwach, um im offenen Kampfe den Gothen zu begegnen, und Modares hielt sich deshalb auf den Höhen, während die Gothen in der Ebene plünderten. So lag er einst mit einer auserlesenen Schaar auf einem langgezogenen Bergrücken. Die Mulden des Bodens und das hohe Gras verbargen dieselbe. Die Barbaren ahnten nichts von der Gefahr. Den Tag über schleppten sie zusammen, was ihnen in die Hände fiel, und am Abend überließen sie sich endlosen Gelagen. Durch Schlaf und Trunken-

heit gebändigt, lagen sie umher ohne Wachen und Posten. Da stieg Modares herab; die schwere Rüstung hatte er ablegen lassen, nur den Schild und das kurze Schwert führten die Krieger. Ohne Widerstand zu finden hieben sie die Männer zusammen und führten dann ihre 4000 Wagen als Beute mit fort, vollgepackt mit den gefangenen Weibern und Kindern. Dieser Schlag befreite Thracien für einige Zeit, und am Ende des Jahres wurde Konstantinopel durch eine ganze Reihe ähnlicher Siegesnachrichten erfreut. Aber diese Siege waren nicht entscheidend. Sein Hauptquartier hatte Theodosius in Thessalonich, und schon die Lage dieses Ortes ist ein Beweis, daß der größte Theil der Halbinsel widerstandslos den Barbaren preisgegeben war. Die Noth steigerte sich, als Theodosius im Jahre 380 gefährlich erkrankte, und dem unglücklichen Lande auf längere Zeit die leitende und entscheidende Hand fehlte. Zwar kam jetzt von Gratian Hülfe; aber sie war nicht ausreichend, und um die Ungeduld der hauptstädtischen Menge zu beschwichtigen, eilte Theodosius, sobald er genesen war, nach Konstantinopel und führte hier eine sonderbare Komödie mit dem alten Gothenhäuptling Athanarich auf.

Seit den Ereignissen von 376 hielt sich derselbe in Siebenbürgen; seine Macht war nicht groß, aber doch bedeutend genug, daß Fritigern nicht wagte, tiefer nach Süden vorzudringen, solange der alte Rival dort in seinem Rücken stand. Ehe er deshalb 380 den Zug nach Griechenland unternahm, überschritt er die Donau und zersprengte das Volk des Athanarich [1]. Athanarich entkam; aber er war ein Flüchtling, und nur sein Gefolge von zwei-, dreihundert Mann umgab ihn noch. Allein unvergessen war sein Ruhm aus früheren Tagen, unvergessen vornehmlich in der oströmischen Hauptstadt. Er hatte 366 den Prätendenten Procopius unterstützt und dann nach dessen Tode noch drei Jahre den Kampf gegen Valens fortgesetzt. Die Hauptstadt war voll von Anekdoten über seinen Muth und seinen Stolz. Der gefeierte Redner Themistius hatte in einer seiner Prunkreden, die jeder kennen mußte, der irgendwie zu den Gebildeten rechnen wollte, eine sehr wirkungsvolle Schilderung von ihm gegeben. Er galt in Konstantinopel als der König der Gothen. Dies benutzte Theodosius, als Athanarich sich jetzt hülfesuchend an ihn wendete. Er empfing ihn wie einen gewaltigen König. Er ritt ihm selbst

[1] Die Rechtfertigung dieser Darstellung giebt meine Untersuchung in den Forschungen zur deutschen Geschichte 12, 411—38.

entgegen, er, der Herr des Erdkreises, dem „fellbekleideten Barbaren“; und als dieser wenige Jahre darauf starb (25. Januar 381), da ließ er ihm ein Begräbniß ausrichten, von dessen Glanz und Pracht zu erzählen die Römer nicht müde wurden. Konstantinopel sollte glauben, daß sich wirklich der König der Gothen ergeben habe, daß nur noch zerstreute Schaaren den Krieg fortsetzten.

Aber es dauerte noch mehr als ein Jahr, bis dies Ziel erreicht war, und erst am 3. Oktober 382 konnte mit Wahrheit die Freudenbotschaft verkündet werden, daß „das gesammte Volk der Gothen Frieden und Bündniß mit Rom geschlossen habe.“ Einzelne Haufen, die sich etwa nicht fügten, wurden zusammengehauen, und als vier Jahre später eine ungeheuere Schaar von Ostgothen, verstärkt durch verschiedene, zum Theil weitab im Norden wohnende Barbaren, unter dem König Odotheus [1]) über die Donau einbrechen wollte, da fand sie die Posten schon wieder besetzt. Der Commandeur der Grenztruppen fuhr mit den großen Schiffen der Donauflotte die kleinen Kähne der Barbaren in den Grund und richtete so fast ohne Kampf eine furchtbare Niederlage unter ihnen an. Die Gefangenen entließ Theodosius jedoch ohne Lösegeld und reich beschenkt in die Heimat um für ihn Rekruten zu werben unter ihren Landsleuten. Je mehr Barbaren er für seinen Dienst gewann, desto lieber war es ihm.

Die Westgothen erhielten durch jenen Vertrag nicht einen zusammenhängenden Landstrich zur Ansiedelung, sondern entweder wurden sie in kleineren Abtheilungen hier und da mit Grundstücken versorgt, oder sie erhielten überhaupt kein Land und wurden direct aus den kaiserlichen Magazinen verpflegt. Das waren weitaus die meisten und anfangs wohl alle. Wohin der Kaiser sie sandte, da stritten sie für ihn. Sie standen nach wie vor unter ihren Häuptlingen; aber von des Kaisers Entscheidung hing es ab, wer die aus den kleinen Schaaren gebildeten größeren Abtheilungen befehligen sollte. Diese höheren Anführer glichen äußerlich den alten Herzogen, aber ihre Stellung war doch wesentlich anders. Nicht durch die Wahl der Genossen, sondern durch den Befehl des Kaisers wurden sie an diese Stelle erhoben. Nicht der Kriegsrath der Häuptlinge, sondern der Kriegsplan des kaiserlichen Oberfeldherrn bestimmte ihre Operationen. Im Dienste des Kaisers am höchsten zu stehen, das war jetzt das Ziel,

---

[1]) Ganz ähnlich dem bekannteren Haufen des Rhadagais, der zwanzig Jahre später in Italien erschien.

um welches die hervorragenden Männer miteinander rangen. Aber die Verhältnisse lagen nicht so, daß die Gothen nun einfach in dieser Stellung hätten verharren können. Auch wenn sie sich selbst damit begnügt hätten, so mußten doch die Zustände des römischen Reichs sie bald aufs neue in gewaltsame Bahnen treiben.

Wenn man den Namen Theodosius des Großen nennt, so steigt das Bild eines gewaltigen Kaisers auf, der dem Erdkreise die Ruhe wiedergab und auf eine Reihe von Jahren sicherte, so etwa, wie Ranke das Bild Karls des Großen zeichnet. Vor ihm und nach ihm große Unruhe und Auflösung, unter ihm Friede und Sicherheit. Aber dies Bild entsteht nur durch den Vergleich der grenzenlosen und hoffnungslosen Verwirrung, die nach seinem Tode anhob. Frieden und Ruhe sah das Reich auch unter Theodosius wenig und in den kurzen Friedensjahren wenig Glück. Es war eine große Zeit: denn es wurden viele alte Ruinen abgebrochen, und vieles ward geordnet, was für Jahrhunderte maßgebend war; aber es gab wenig Festes, worauf der Mensch die Hütte seines Glückes hätte bauen mögen.

Schon das war schlimm, daß die Kriege kein Ende nahmen, und zwar Kriege, die im Herzen des Reiches ausgefochten wurden. Bis Ende 382 durchzogen die Gothen die Balkanhalbinsel, und schon im folgenden Jahre kam die Schreckenskunde, daß der Kaiser Gratian durch den Usurpator Maximus gestürzt sei. Im Westen herrschten dem Namen nach die beiden Söhne des großen Valentinian: Gratian und Valentinian II.; aber der letztere war noch ein Knabe, und thatsächlich war Gratian Kaiser des Westens. Er ist sehr verherrlicht, weil er in dem heiligen Ambrosius seinen geistlichen Vater ehrte und die Gegner der orthodoxen Lehre mit rücksichtsloser Strenge verfolgte: aber er war kein großer Fürst. Er hatte mittelmäßige Gaben und wenig Eifer. In dem Alamannenkriege war er als muthiger Jüngling seinen Soldaten vorangestürmt, und auch später zeigte er Sinn für soldatisches Treiben: aber es war mehr Spiel und Laune, es fehlte ihm an Kraft und Klarheit. So besaß er auch im Heere keine tiefere Sympathie. Dies verlockte den Ehrgeiz eines an und für sich gar nicht bedeutenden Menschen mit Namen Maximus, den Versuch zu machen, ihm den Thron zu entreißen. Mit einer kleinen Schaar verließ er Britannien, wo er ein Commando hatte, und als er in Gallien landete, da hatte er Zulauf von allen Seiten. Bei Paris traf er auf Gratian. Fünf Tage lang standen sich die Heere gegen-

über, da gewann Maximus die Offiziere des Gegners, und Gratian mußte mit der kleinen Schaar, die ihm treu geblieben war, eilig entfliehen. Glücklich kam er bis Lyon und ward hier von dem Gouverneur der Provinz unter Versicherungen der Treue und Ergebenheit in die Festung aufgenommen und mit einer festlichen Tafel geehrt. Aber als er sich nach dem Essen erhob, da ward er niedergestoßen. In Mailand, wo Valentinian residirte, war man hülflos. Die besten Truppen hatte Gratian nach Gallien geführt, — womit sollte man noch widerstehen, nachdem sie abgefallen waren? Dazu kam ein heftiger Streit im Innern. Die Kaiserin-Mutter Justina war eifrig arianisch gesinnt, und der Sohn folgte ihr darin. Ebenso waren die hervorragendsten Generale und Minister Arianer; aber der heilige Ambrosius wollte ihnen auch nicht eine einzige Kirche in Mailand zur Uebung ihres Cultus überlassen. Es ward dies um so härter empfunden, als noch vor wenigen Jahren ein Arianer Bischof von Mailand gewesen war, und alle Kirchen ihnen gehört hatten. Ueber diese Frage war es zu erbitterten Kämpfen gekommen; aber in der Noth versöhnte man sich, und Ambrosius ging als Gesandter des Knaben Valentinian zu Maximus. Er traf ihn in Trier. In den langwierigen Verhandlungen trat er bald mit dem ganzen Priesterstolze auf, bald gab er klug nach, und so erreichte er, daß ein Friede geschlossen ward, dem auch Theodosius beitrat. Es war das für Theodosius freilich eine starke Zumuthung. Dem Gratian verdankte er den Thron, er war sein geborener Rächer, und nun sollte er den Mörder desselben als Mitkaiser begrüßen, sollte die Bildsäulen desselben neben den eigenen in den Städten zur Verehrung aufrichten lassen! Aber die Großen der Erde werden immer am schwersten gedemüthigt und am häufigsten. Theodosius hatte kaum eine Wahl. Ein Theil seiner Truppen kämpfte damals in Asien gegen Saracenen und weiße Hunnen, und mit dem Perserkönige schwebten Verhandlungen, von denen man nicht wußte, ob sie nicht mit einem Kriege endigen würden. Dazu kamen noch starke kirchliche Aufregungen in allen Theilen des Reiches. So nahm er denn die Schmach auf sich und nannte den Maximus Kaiser.

Der Friede war jedoch nur ein Waffenstillstand und nicht einmal ein ehrlich gehaltener; aber bis 387 verzögerte sich doch der Ausbruch des offenen Krieges. Als er dann begann, da setzte er alle Kräfte des Reiches in Bewegung. Die Entscheidung fiel durch zwei Schlachten am Zusammenflusse von Kulpa und Save und nördlich

davon. Das Heer des Maximus wurde besiegt, und darauf ergab sich eine Festung nach der anderen, selbst Aquileja. Maximus ward ergriffen und enthauptet. Schwere Kämpfe fanden gleichzeitig in Gallien statt. Während sich Roms beste Kraft im Bürgerkriege verzehrte, brachen die drei fränkischen Hauptleute Marcomer, Sunno und Genobaud über den Rhein und bestürmten das feste Cöln. Die von Maximus zurückgelassenen Truppen concentrirten sich zum Entsatz der wichtigen Stadt. Sie hatten auch Erfolg, aber unterdes konnten die Streifschaaren der Franken weite Gebiete Galliens ungestört ausplündern und ihre Beute in Sicherheit bringen. Nur eine Abtheilung blieb zurück und ward im Kohlenwalde an der belgisch-französischen Grenze schwer geschlagen. Als nun aber die siegreiche römische Abtheilung bei Neuß über den Rhein ging, da ließen sie die Franken zwar erst zwei Tage lang ungestört vordringen und die Häuser am Wege verbrennen. Am Mittag des dritten Tages stießen die Truppen aber auf einen starken Verhau, von dem aus die Franken mit vergifteten Pfeilen schossen. Da wichen die Römer mit großem Verluste zurück und wurden in einen Sumpf gedrängt, in welchem die Reiter hülflos versanken und auch die Fußsoldaten sich kaum halten konnten, so daß sie von den nun auf allen Seiten hervorbrechenden Franken fast sämmtlich vernichtet wurden. Bald darnach erschien ein Heer des Theodosius in Gallien unter Führung des Arbogast, eines Franken von ausgezeichneten Gaben, den Theodosius zum magister militum erhoben hatte, was etwa unserem Feldmarschall entspricht. Die Truppen des Maximus leisteten keinen Widerstand; sie lieferten den jungen Sohn des Maximus zum Tode aus und schwuren wieder dem Theodosius und Valentinian den Fahneneid. Arbogast züchtigte die Franken und ordnete die Grenzvertheidigung aufs neue. Die Ruhe war wiederhergestellt; Rom herrschte wieder bis an den Rhein.

Unterdes war Theodosius in Italien mit sehr verwickelten Angelegenheiten beschäftigt, und erst im Spätsommer 391 glaubte er den Westen seinem Schützling überlassen zu können. In Arbogast gab er ihm eine kräftige Stütze zur Seite und kehrte nach Constantinopel zurück. Allein schon ein halbes Jahr darauf kam die Schreckenskunde, daß Valentinian ermordet sei, und daß Arbogast einen vornehmen Mann Namens Eugenius zum Kaiser proclamirt habe. Die Sache war ganz einfach zugegangen, man möchte sagen, ganz gesetzmäßig. Und eben dies machte sie so furchtbar. Denn was ist das für eine Monarchie, wo selbst der Mord des Herrschers ohne

Erregung vorübergeht? Arbogast war der eigentliche Regent gewesen, andere hatten ihn verdrängen wollen und hatten deshalb den kaum zwanzigjährigen Valentinian aufgereizt, sich dieser Vormundschaft zu entledigen. Der Knabe versuchte es. In voller Rathssitzung, von seinem goldenen Stuhle herab überreichte er dem Arbogast das Decret seiner Entlassung. Doch der war weit entfernt, sich den Kämmerlingen zu unterwerfen, die das veranlaßt hatten. „Du hast mir die Würde nicht gegeben, und Du kannst sie mir auch nicht nehmen", — mit diesen Worten verließ er den Saal und hielt den Kaiser eine Zeit lang wie einen Gefangenen; dann ließ er ihn erdrosseln. Das geschah in Vienne. Das Heer und die Beamten Galliens blieben ganz ruhig, es war, als sei nichts geschehen; und als Arbogast dann den Römer Eugenius zum Kaiser erhob, da nannte man diesen zwar Kaiser und errichtete ihm Bildsäulen, aber man gehorchte nach wie vor dem Arbogast. Auch Italien fiel ihm ohne viel Widerstand zu, vor allem die Hauptstadt Rom. In den vornehmen Kreisen herrschte hier das Heidenthum noch vor, und man war deshalb auf Theodosius schwer erbittert, der während seines Aufenthaltes in Italien alle Tempel geschlossen und alle Opfer verboten hatte. Eugenius war Christ, aber Arbogast Heide, und nach einigem Zaudern mußte sich Eugenius entschließen, Religionsfreiheit zu verkünden. Alsbald erhoben sich die Heiden Roms in leidenschaftlichem Eifer. Es war ein letztes, kurzes Aufflackern dieses erlöschenden Feuers, das so lange Zeit Menschenherzen erwärmt und erfreut hatte. Unmöglich war es nicht, daß Theodosius den Usurpator anerkannte; hatte er doch selbst den Maximus anerkannt, den Mörder Gratians. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich, und das Schwert mußte entscheiden. Die beiden Gegner kannten einander, und Theodosius fürchtete in Arbogast einen der ausgezeichnetsten seiner Feldherren. So wurden denn die Rüstungen mit aller Sorgfalt betrieben, und beide rekrutirten sich vorzugsweise aus den Barbaren, Theodosius aus den Gothen, Hunnen und Alanen, Arbogast aus den Franken und Alamannen.

Darüber war dann der Winter 393 hingegangen und der Sommer 394; erst am 6. September trafen sich die Heere an dem Flüßchen Frigidus (Wippach), nicht weit von Aquileja. Die Entscheidung kam durch eine Abtheilung Germanen, welche den Theodosius aus einem Hinterhalt überfallen und tödten sollte, aber zu ihm überging. Auch ward das Heer des Eugenius in seinen Bewegungen durch einen jener fürchterlichen Stürme gehemmt, welche auf diesem Kalkplateau

unter dem Namen Bora gefürchtet sind. Eugenius ward ergriffen und sofort enthauptet. Sein Kopf wurde auf eine Stange gesteckt, um den Abtheilungen, welche noch Widerstand leisteten, den Muth zu nehmen. Arbogast entkam, tödtete sich aber wenige Tage darnach auf der Flucht selbst. Dem Heere des Tyrannen ward ohne Umstände Verzeihung gewährt: wo hätte man endigen sollen, wenn man in dieser Zeit jeden tödten wollte, der einem Tyrannen huldigte? Durch diesen Sieg ward Theodosius Alleinherrscher; aber schon vier Monate später, am 17. Januar 395, starb er, noch ehe sich das Reich von den Zuckungen des Bürgerkrieges beruhigen konnte.

Was bleibt da noch von „dem Glück der Zeiten", von dem „goldenen Zeitalter", das die Dichter und Redner unter Theodosius herrschen ließen? Kein Jahr ohne Bürgerkrieg oder ohne die Erwartung seines Ausbruches, ganz abgesehen davon, daß auch die Verhandlungen mit den Persern und die unruhigen Barbaren beständig als drohende Wolken an dem politischen Himmel hingen. Diese Kriegsnoth war aber noch nicht das Schlimmste. Schlimmer als die Kriege selbst war die traurige Thatsache, daß sie alle mit Verrath begonnen oder beendet waren. Die römischen Truppen haben sich dessen schuldig gemacht und ebenso die germanischen, und die Verhältnisse lagen so, daß man beinahe kein Recht hat, sie deshalb zu tadeln. Man wußte kaum noch, wer Kaiser war, so rasch und leicht ward aus einem Usurpator ein legitimer Herrscher, und wenn man heute an dem bedrohten Kaiser festhielt, so konnte man morgen von dem dann legitimen Kaiser als Rebell und Aufrührer geköpft werden. Hatte doch Theodosius selbst den Maximus anerkannt, und der heilige Ambrosius schrieb an den Usurpator Eugenius mit den feierlichen Titeln der kaiserlichen Majestät. Dazu kam noch ein anderes Moment. Der Verrath oder die Treue der Heerestheile hingen fast ganz ab von der Haltung ihrer Generale. Die Kaiser wechselten rasch, häufig wurden Kinder zu dieser Würde erhoben, und oft waren vier und fünf legitime Kaiser neben einander zu verehren. Da mußte das Verhältnis der Truppen zum Kaiser zurücktreten, der General allein war maßgebend für das Corps. Diese Generale hatten aber einen vollen Einblick in das Chaos von Intriguen, das den Hof beherrschte. Sollten sie weichen, wenn die Kämmerlinge und Eunuchen den Kaiser überredeten, sie zu verbannen oder zu tödten? Es war natürlich, daß sie sich leicht mit Gewalt dagegen setzten.

Damit ist zugleich die schlimmste Wunde des Reiches berührt. Nicht der Kaiser regierte, sondern in jedem einzelnen Falle hing die Entscheidung von demjenigen ab, der gerade das Ohr des Kaisers hatte. Das mußte so sein in einem Reiche, welches sich von dem Euphrat bis an den Rhein ausdehnte. Mit unseren Eisenbahnen und Telegraphen, Druckereien und Dampfschiffen und all den tausend Mitteln, die uns sonst zu Gebote stehen, überspringen wir heute große Räume und bringen uns wie im Fluge das Bild der Ferne nahe: damals ward nur spät und unter selten günstigen Bedingungen ein Angstschrei in Constantinopel oder Mailand vernommen, den ein unschuldig Gemordeter, eine gequälte Landschaft in Syrien oder Britannien ausstießen. Auch bei gesunden wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen und bei einem guten Zustande von Verwaltung und Gericht hätten sehr oft arge Dinge vorkommen müssen. Nun aber krankte die Gesellschaft an den schwersten Gebrechen, und die Verwaltung und das Gericht waren einfach eine Paschawirthschaft.

Die Zeit des römischen Kaiserreiches war im Ganzen die Zeit eines großartigen Fortschritts auf allen Gebieten der Cultur; aber in diesen letzten Jahrhunderten waren die Zustände sehr traurig. Zwar ehrte und pflegte der Staat Wissenschaft und Kunst; doch dieser schöne Schleier kann die unendliche Rohheit des Regiments nicht verhüllen. Jede Rede des Libanius und jedes Gesetz der Kaiser geben die Beweise. Die Statthalter unterhielten gelehrte Briefwechsel und disputirten mit dem Professor der Moral über die Pflichten des Regenten: aber das hielt sie nicht ab, die Bäcker durchzupeitschen, wenn das Brod theurer ward, oder die Rathsherren in einem abscheulichen Gefängnisse dem Tode entgegenschmachten zu lassen, wenn der Pöbel einige Stunden lang tumultuirt hatte, oder das Recht zu verkaufen an den besten Zahler. Dazu kam der Fluch der Naturalwirthschaft, der in diesem Reiche noch viel, viel schlimmer war, als in Frankreich vor der Revolution von 1789. Die Steuerordnung des Reiches war ein Labyrinth von Privilegien und Reallasten, die sich beständig kreuzten und aufhoben. Gruppenweise waren die Menschen zu verschiedenen Leistungen verpflichtet und genossen dafür wieder Befreiung von anderen Leistungen. Weil der Staat aber so ungeheuer viel gebrauchte, so wurde jeder überlastet, der zu irgend einer Leistung herangezogen ward. Da zeigte sich dann bald diese, bald jene Gruppe von Verpflichteten überbürdet, oder richtiger, bald drang von dieser, bald von jener Gruppe der Nothschrei zum Kaiser. Dann wollte er

helfen, aber selten konnte er es. Die Lieferung war nicht zu entbehren, und was hier etwa abgenommen wurde, das wurde dort mehr aufgelegt.

Kein Engel und kein Held hätten sich aus dem Gewebe von Klagen und Verklagen losmachen können, dessen Fäden von allen Städten und Posten des Reiches zum Palaste des Herrn liefen, unerreichbar und unverfolgbar. Freilich merkten tüchtige Kaiser wie Theodosius nachträglich oft, wie sie hintergangen waren; aber dann war es zu spät, und die Erkenntniß diente nur dazu, sie zu erbittern und schließlich abzustumpfen. Gegen all das sollte die rücksichtslose Strenge helfen, mit der auch die höchsten Beamten abgesetzt und getödtet wurden. Confiscation der Güter, Verbannung, Todesstrafe, selbst Feuertod und ähnliche Schrecknisse wurden schon bei kleinen Vergehungen angedroht. Aber wer ward bestraft? Selten die, welche es verdienten, meist die, welche am schamlosesten verleumdet wurden. Es war das nicht anders möglich, es mußten viele Unschuldige leiden, sollten die Schuldigen nicht immer sich entziehen — aber das Gefühl für Recht und Gesetz mußte dabei mit jedem Jahre stärker schwinden.

Allein der Mensch findet sich in Alles, und auch in dies Elend hatte man sich gefunden. So gut es ging, suchte man sich zu schützen oder zu rächen, ein jeder mit seinen Waffen. Die Gebildeten fanden sich mit einigen Phrasen ab, wenn sie Unrecht Recht nannten, und ihr durch die Kenntniß der großen Alten wachgehaltenes Bedürfniß nach politischer Ehre und vaterländischem Stolze befriedigten sie durch eine krankhaft gesteigerte Bewunderung der Vorzeit und deren spielende Vertauschung mit der Gegenwart. Der Pöbel, und es war ein sehr verwöhnter Pöbel, machte sich Luft, indem er durch sein Beifallgeschrei oder sein Zischen den Statthalter oder den Kaiser selbst beeinflußte. In Antiochien war er zu dem Zweck förmlich organisirt, hatte anerkannte Führer, die das Zeichen gaben, ob gezischt werden sollte, wenn der Vertreter der Regierung im Theater erschien. Von Zeit zu Zeit empfand der Pöbel das Bedürfniß einer etwas stärkeren politischen Aufregung, und dann prügelte er die kaiserlichen Beamten, zerstörte ihren Palast, zündete ein paar Häuser an oder tumultuirte sonstwie. Nach einigen Stunden war jedoch meist Alles wieder ruhig. Solche Aufstände waren auch unter Theodosius nicht selten — und einer davon erlangte eine traurige Berühmtheit.

Der Commandant von Thessalonich, ein Germane Namens Botherich, hatte einen beliebten Wagenlenker gefangen gesetzt. Beim

nächsten Rennen verlangte das im Circus versammelte Volk stürmisch seine Freilassung von dem Commandanten. Botherich blieb aber fest, reizte vielleicht auch den Pöbel noch, oder einige Demagogen entflammten den Haß, den die Römer auf alle Barbaren hatten, welche so stolz und mächtig über sie dahinschritten: genug, plötzlich erhob sich die Masse im Aufstande und erschlug den Botherich nebst mehreren anderen hohen Beamten. Theodosius war außer sich vor Zorn. Dem heiligen Ambrosius gelang es zwar, ihn zu beschwichtigen; aber bald darauf gewann der Zorn wieder die Oberhand und riß ihn fort zu einer That, die nicht bloß ihn selbst für alle Zeiten brandmarkt, sondern auch die fluchwürdige Rohheit dieses ganzen Regiments aufdeckt. An die Behörde erging der Befehl, das Volk zu einem Wagenrennen in den Circus zu rufen, in dem Botherich erschlagen war. Das Volk glaubte, der Kaiser habe gnädig verziehen, und der Circus füllte sich; auch aus der Umgegend strömte es herbei. Als nun aber Alt und Jung sich auf den Sitzen drängte, da erschienen statt der Rosse und Wagen Schaaren von Soldaten und begannen ein schonungsloses Gemetzel. Niemand konnte entrinnen; die Ausgänge waren besetzt. Drei Stunden währte das Morden; nach der geringsten Angabe sollen sieben Tausend erschlagen sein. Die Welt war in stummem Entsetzen gefesselt. Wer sollte es wagen, den fürchterlichen Herrn zur Rechenschaft zu ziehen? Da sich der Kaiser in Mailand aufhielt, so zweifelte Ambrosius nicht, daß es *seine* Pflicht sei, es zu thun, und er verfuhr dabei mit Klugheit und unerschütterlicher Festigkeit. Er vermied es zunächst, ihn zu sehen, und schrieb ihm einen mahnenden Brief. Er erinnerte an Davids Sünde und an Davids Buße. Kein Engel, kein Erzengel vermag eine Sünde zu vergeben; nur denen vergibt der Herr, die Buße thun. Als dann Theodosius zur Zeit des Gottesdienstes ganz wie gewöhnlich die Kirche besuchen wollte, da trat ihm Ambrosius in der Vorhalle entgegen und wies ihn zurück. „Es scheint, o Kaiser," sprach er, „daß du die ungeheuere Größe des Mordes, den du verübt hast, selbst jetzt noch nicht erkennst, nachdem deine Leidenschaft sich gelegt hat. Der Glanz deiner Krone blendet wohl dein Auge und verdunkelt deine Vernunft. Aber bedenke, daß der Mensch gebrechlich ist und gar bald dahingeht. Aus Staub sind wir gemacht, und zu Staub werden wir wieder werden. Du bist davon nicht ausgenommen. Du bist nichts anderes als die Menschen, die du gemordet hast. Wir sind alle Mitknechte *eines* Meisters und Königs. Kannst du die Augen aufschlagen zum Tempel dieses

dir und ihnen und uns allen gemeinschaftlichen Herrn? Wie willst du die Hände aufheben zum Gebete, die da triefen vom Blute der unschuldig Gemordeten? Willst du mit diesen Händen den hochheiligen Leib des Herrn empfangen? Willst du so sein kostbares Blut in deinen Mund nehmen? Entferne dich von hier und vermiß dich nicht, Frevel auf Frevel zu häufen. Thue Buße, um die Gnade wieder zu erlangen." Acht Monate lang blieb Theodosius in dem Banne; dann that er in der Kirche vor versammelter Gemeinde öffentliche Buße. Unter Thränen und Seufzern flehte er um Gottes Vergebung und gehorchte dem Ambrosius, der ihn ermahnte, ein Gesetz zu erlassen: daß Todesurtheile erst 30 Tage nach dem Ausspruch rechtskräftig und vollziehbar sein sollten.

Dieses Ende wirkt versöhnend. Es ist ja herrlich, daß sich ein Mann fand, der den Muth hatte, einen solchen Kaiser zur Buße zu zwingen; aber was ist das für ein Staat, in welchem ein tüchtiger Kaiser solche Gewaltthat begehen konnte! Denn ein tüchtiger Kaiser war Theodosius trotz alledem, zwar leidenschaftlich im Zorn, aber im Grunde mild, eine hervorragende Persönlichkeit voll Eifer und Kraft. Sein besonderer Ruhm aber ist, daß er in der für die Fortdauer des Reiches entscheidenden Frage über die Stellung zu den Germanen mit Klarheit seine Entscheidung nahm und sie unerschütterlich festhielt. Er wußte ihre Angriffe abzuwehren und ihre Kraft, die sich sonst gegen das Reich gerichtet hätte, demselben dienstbar zu machen. Im Heere wie in der bürgerlichen Verwaltung verwendete er sie zu Tausenden und vertraute ihnen die höchsten Stellen. Es ward ihm nicht leicht gemacht, an diesem Entschlusse festzuhalten. Die öffentliche Meinung empörte sich dagegen, und diese war schon damals eine Macht, namentlich in Fragen, welche die Sitte und Mode, den Glauben und das Gefühl betrafen. In allen möglichen Formen kam diese Stimmung zum Ausdruck. Der Dichter ließ die Göttin Roma Klagen erheben über die Macht dieser Barbaren, der Militär schrieb ein neues Lehrbuch über die Kriegskunst, und ein junger Philosoph, der spätere Bischof Synesius, setzte vor dem Kaiser Arcadius in glänzender Rede auseinander, wie schmachvoll und gefährlich dies Verhältniß sei. „Gleichwie der Körper alle fremden Stoffe ausscheiden muß, wenn er gesunden will, so geht auch das Reich zu Grunde, wenn es die Barbaren nicht ausscheidet. An Männern fehlt es Rom nicht, — wozu also diesen Fremden die Waffen leihen, die sie in jedem Augenblick gegen uns kehren können? Ist es nicht eine Schande, die

curulischen Aemter diesen Pelzträgern zu geben? Manche ziehen ja freilich die Toga an, wenn sie amtliche Handlungen vornehmen; aber zu Hause werfen sie dieselbe ab und höhnen, daß man das Schwert nicht führen könne in solchem Gewande." Diese Rede ist ein schönes Zeugniß für den idealen Schwung, der den an den Schriften der Alten genährten Jüngling über die Misere der Gegenwart hinweghob und ihn vergessen ließ, wo und zu wem er sprach. — Aber damit ist auch schon gesagt, daß die Rede nichts helfen konnte. Zu wem sprach er die schönen Worte? Zu dem Schwächling Arcadius, der im besten Falle sich einen Augenblick angeregt fand, um im nächsten Momente seine Günstlinge weiter wirthschaften zu lassen. Und hätte er sie auch zu einem Helden gesprochen, wäre er auch selbst ein Staatsmann gewesen, die Thatsache hätte sich doch nicht ändern lassen, daß die römische Gesellschaft nicht mehr im Stande war, ein Heer zu schaffen, wie es der römische Staat nöthig hatte. Aber eben weil die Thatsache unabänderlich war, so krampfte sich das Herz leidenschaftlich zusammen, und die hoffnungslose Verzweiflung erging sich bald im heftigsten Schelten auf die treulosen Geten, die man doch nicht entbehren konnte, bald zauberte sie sich glänzende Bilder von Roms Größe vor. Meist blieb dies Schwärmen freilich im höfischen Tone und mischte sich mit der Schmeichelei gegen den Kaiser oder einen seiner Gewaltigen; aber bisweilen sprengten der Schmerz und die Sehnsucht die Fesseln der Phrasen, so daß selbst das faltenschwere Gewand der hergebrachten Rhetorik das glühende Herz nicht verhüllen kann. „Höre mich, Königin, du, die Schönste der Welt, die dein Eigen, Roma, ins selige Reich himmlischer Sphären versetzt! Hebe den Lorbeer empor deiner Stirn im Schmucke der Jugend, Zeige, von Locken umwallt, Roma, das heilige Haupt. Was da dem Untergang nicht ist geweiht, es hebet aus Tiefen Bergender Wasser empor sich mit gedoppelter Kraft. Wie zur Erde geneigt die Fackel verdoppelt die Flamme, Strebst zu höherem Glanz du nach Verdunklung hinan." So sang Rutilius Namatianus nach der Plünderung der heiligen Stadt, und Claudian hat ähnliche Stellen. Mit solchen Hoffnungen mochte der Dichter sich hinwegheben über die Noth der Zeit und sich dann dem Zorn überlassen gegen das „treulos freche Volk der Geten". Theodosius empfand wohl ähnlich; aber er wußte, daß ein König nicht nach seinem Gefallen handeln darf: er ließ sich weder von dem Haß noch von der Liebe das Auge blenden. Er hatte eingesehen, daß er die Barbaren nicht entbehren konnte, und er han-

delte darnach. Es war nicht jene jugendliche Freude an den wilden Gesellen, welche den Gratian zu ihnen zog; Theodosius hielt sich an sie aus bitterer Nothwendigkeit.

Die Gothen wußten, was die Römer von ihnen dachten, und sie zahlten ihnen ihre hochmüthige Verachtung mit Zinsen zurück. „Es ekelt mich, diese Memmen niederzuhauen," sagte ein gothischer Häuptling, und in den Quartieren traten sie nicht selten auf wie die Herren. Bald wollten sie die Lieferungen nicht nehmen, bald ohne Geld kaufen. Eine Abtheilung, die vor Tomi lagerte, trieb es so arg, daß zuletzt der energische Commandant der Stadt einen Angriff auf sie machte und einen Theil derselben zusammenhieb. Aber statt der Auszeichnung empfing er Tadel. Die Römer sollten sich fügen, sagte Theodosius, solange nicht Verrath drohe; duldete doch der Kaiser, daß an seiner Tafel ein Häuptling den anderen niederstieß. Auf die Dauer konnte das freilich nicht so fortgehen, weder die Römer noch die Gothen konnten in dieser halben Stellung verharren, und je länger die Gothen diesen Einfluß im Reiche genossen, um so furchtbarer mußte die Katastrophe werden, wenn sie sich gegen dasselbe erhoben. Den Theodosius trifft deshalb kein Vorwurf. Der Arzt muß die dringende Gefahr beseitigen, selbst wenn das Mittel auch das schleichende Uebel steigern sollte. Ob Theodosius ein Gefühl davon hatte? Wenn es der Fall war, so hatte er doch keine Zeit, sich diesem Gefühle hinzugeben. Inmitten der großen Gefahren gingen die laufenden Geschäfte ruhig fort, und die Befehlmaschine des Cabinets verarbeitete wie im tiefsten Frieden Großes und Kleines. Was gerade einen Vertreter fand, das ward untersucht und gab Anlaß zu einer Verfügung. „Wenn eine Legion an einem Flusse lagert, so darf Niemand den gemeinsamen Becher beschmutzen oder das Pferd da in die Schwemme reiten, wo sein schmutziger, nackter Körper die keuschen Augen der Kameraden beleidigt (publicos oculos incestet); fern von den Blicken aller und unterhalb des Lagers soll es geschehen." So verfügte Theodosius 391, kurz bevor er Italien verließ. Inmitten der krachenden Ruinen des zusammenbrechenden Reiches, inmitten der tausend Gewaltthätigkeiten und Meutereien der Soldaten beschäftigte sich die kaiserliche Allmacht mit einem Gebot, das der gute Offizier und die gute Truppe nicht nöthig hat, und das die ungehorsame nicht bessert. Man möchte darüber spotten, aber man soll es nicht. Diese mechanische Arbeit hatte auch ihren Segen, einen Segen, den man gerade in solchen Convulsionen nicht entbehren kann. Sie half hinweg über die

Verzweiflung, sie erweckte wenigstens die Täuschung, als leistete man etwas.

Aber alle diese Dinge bildeten erst die eine Hälfte der Sorgen und Mühen des Kaisers, ähnlich schwere Aufgaben stellten ihm die kirchlichen Angelegenheiten. In allen Theilen des Reichs, namentlich in den großen Städten, bekämpften sich die kirchlichen Parteien auf das Heftigste. Vielfach entsprang der Streit in letzter Quelle nur aus einer elenden Personenfrage, nur aus der Erbitterung und Wuth unter den Anhängern zweier Prätendenten auf ein Bisthum. Die Bisthümer waren zu stolz geworden, gar zu reich und zu begehrenswerth. „Die Hyparchen und Toparchen," sagt Chrysostomus, „genießen keine solche Ehre wie die Häupter der Kirche. Wer ist der Erste, wenn er an den Hof, wer, wenn er in den Zirkel der Frauen, wer, wenn er in den Kreis der Vornehmen kommt? Keiner geht ihm an Rang vor." In den wüthenden Kämpfen zwischen Damasus und Ursinus, welche beide der orthodoxen Partei angehörten und doch zwanzig Jahre lang mit Lüge und Gewalt um das römische Bisthum stritten, bewahrte allein der damalige Präfect von Rom den Ruhm der Mäßigung, und der war ein Heide. Spottend sagte er: „Macht mich zum Bischof von Rom, dann werde ich auch Christ." Aehnliche Kämpfe erfüllten Antiochia, Ephesus, Constantinopel und noch andere Städte. Zahlreiche Menschen verloren dabei ihr Leben oder doch ihre Ehre und ihre Freiheit, und den Kaisern bereiteten sie unsägliche Mühen und Verlegenheiten. Ihre Minister und Generale wurden in denselben verbraucht und durch dieselben gestürzt. Aber damit waren die Ansprüche noch nicht erschöpft, welche die Kirche an die Zeit und die Kraft der Kaiser stellte. Auch den eigentlichen Glaubenskampf sollten diese entscheiden. Sie waren dabei in einer Lage, die ihnen das Blut in die Wangen treiben mußte, wenn sie einmal zum Bewußtsein derselben kamen. Sie waren das Werkzeug der Priester. Wollte ein Kirchenfürst den schonenden, zaudernden Kaiser antreiben, daß er die Ketzer vernichte, ihre Kirchen schließe, ihre Güter einziehe — dann rief er ihm zu: „Was zauderst Du? Bist Du nicht der Herr? Gab Dir Gott nicht die Gewalt, sie zu gebrauchen?" Sollte ihm aber eine Kirche genommen und einer anderen Partei gegeben werden, dann rief er „Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Das Gebiet des Kaisers ist der Palast, das Gebiet des Priesters ist die Kirche. Dir ist Recht über die weltlichen Dinge verliehen, nicht

über die heiligen". Aber schließlich lag die Entscheidung doch bei dem Kaiser, und in diesen Jahren haben die Kaiser Gratian, Theodosius und Maximus durch ihren Befehl und ihre Soldaten entschieden: daß die Kirche und ihre Pfründen der Partei des Ambrosius zugehören sollten, daß alle abweichenden Lehren Ketzerei seien, und daß Ketzer und Heiden ihren Gottesdienst fürder nicht mehr pflegen dürften. Durch diese Erlasse wurden die Grundlagen gelegt zu der allmächtigen Kirche, welche die germano-romanischen Staaten der folgenden Periode nach langem Kampfe in ihre Bahnen zwang und die Idee des römischen Weltreiches in das Mittelalter hinüberrettete. Aber die Durchführung jener Erlasse kostete den Kaisern schwere Opfer und verwickelte das Reich in vielerlei Gefahren.

Bis 379 saßen im Orient die Arianer in den wichtigsten und reichsten Stellen — in Gallien und Spanien verbreitete sich die Sekte der Priscillianisten und zwar gerade unter der herrschenden Klasse der Reichen und Gelehrten, und in Rom war die vornehme Gesellschaft zu einem bedeutenden Theile noch heidnisch. Als Theodosius im November 380 gleich nach seinem Einzug in Constantinopel den arianischen Bischof der Hauptstadt entsetzte und Gregor von Nazianz zum Bischof erhob, da war die Hauptstadt fast ganz arianisch, und die Orthodoxen bildeten nur ein kleines Häuflein. So entstand denn eine furchtbare Aufregung. Soldaten mußten die Kirche besetzen, Soldaten den Bischof umgeben, als er eingeführt werden sollte; der Kaiser selbst leitete ihn. Gregor hat die Scene nie vergessen. Alle Straßen und Plätze waren von einer wüthenden Menge angefüllt, die Häuser bis ins dritte Stock hinauf von Zuschauern besetzt. Die einen fluchten dem frechen Priester, der sich der andersgläubigen Gemeinde aufdringen wolle, die anderen flehten den Kaiser an, ihnen den Glauben nicht zu nehmen. In der Kirche standen die Soldaten dem Volke gegenüber — aber es kam nicht zum Kampfe. Theodosius war fürchterlich in seinem Zorn, und seine Truppen waren zahlreich. So löste sich denn die Wuth in Thränen auf — es war, als wäre man in einer eroberten Stadt. Und das wagte Theodosius, während der gothische Krieg noch in hellen Flammen durch die Halbinsel tobte. Es war ein gefährliches Spiel, und sogar nach zwanzig Jahren hatte sich die Spannung noch nicht gelegt. Wohl ging die Masse jetzt in die orthodoxen Kirchen, aber die kräftigsten Seelen unter den Arianern harrten aus. Oft hörte man Nachts ihre feierlichen Gesänge durch die Straßen schallen. Ihr religiöses Leben blühte unter

dem Drucke nur um so reicher, und als in dem Kriege gegen Maximus sich einmal das Gerücht verbreitete, Theodosius sei erschlagen, da erhoben sich alsbald die Arianer im Aufstande. Am gefährlichsten aber war die Unzufriedenheit der Gothen. In Constantinopel hatten sie eine Kirche und an manchen anderen Orten ebenfalls; das Gesetz konnte nicht ausgeführt werden, wo sie in Menge waren; — aber ihr Glaube war doch geächtet, und im Falle eines Aufstandes der Arianer waren diese christlichen Gothen eine zweifelhafte Stütze des Kaisers.

Ebensowenig wich das Heidenthum ohne Widerstand. In Alexandrien kam es zu einem leidenschaftlichen Kampfe, und in Rom waren sehr einflußreiche Kreise auf das tiefste verletzt und erbittert, als Gratian und Theodosius die seit Julian genossene Religionsfreiheit wieder aufhoben. Widerstand wagte man freilich nicht. Man legte sich aufs Bitten. Alle hohen und stolzen Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schatten derer, die einst hier unter der Götter Schutze herrliche Thaten vollbrachten, wurden beschworen, um die Kaiser zu erweichen. Die Aufregung schien dann zwar sanft verklingen zu wollen in den schöngeformten Worten des Symmachus, der im Namen des Senates für die Erhaltung des Altars der Victoria bat, aber im Stillen blieb der Groll, und zehn Jahre nach jenem Edicte des Gratian, das diesen Altar zerbrach, erhob sich Rom für den Usurpator Eugenius, der den Heiden Religionsfreiheit gewährte.

Allein obgleich dem Reiche so viele Gefahren daraus erwuchsen, so war es doch die rechte Zeit zur Aufrichtung der Alleinherrschaft der Lehre von Nicäa, die dann nach dem Siege den Namen der orthodoxen behauptete. Gratian und Theodosius thaten, was die Zeit erforderte, als sie das Heidenthum und den Arianismus vernichteten. Glaubensfreiheit war unmöglich, eine Entscheidung mußte getroffen werden, und jede andere hätte noch größere Gefahren heraufbeschworen. Theodosius hatte einige Male geschwankt. Der ehrwürdige Ulfila, der gewandte Eunomius und andere hervorragende Vertreter des Arianismus machten Eindruck auf ihn; aber zuletzt ward er doch bei dem Bekenntniß des Athanasius festgehalten, und da that er denn mit der ihm eigenen Energie das, wofür er sich entschieden hatte. Der Führer in diesem Kampfe war der heilige Ambrosius. Gratian stand zu ihm wie ein Sohn zu dem Vater, und Theodosius sagte, nur einen kenne er unter allen Bischöfen, der des Bisthums würdig sei, und das sei Ambrosius. Ambrosius hatte mancherlei und sehr bedeutende Gaben; aber keine unter allen war größer als das Fein-

gefühl des Staatsmannes für das, was möglich, was durchführbar war. In den Mitteln war er nicht wählerisch. Als Gratian 378 in den Orient zog, um Valens von den Gothen zu befreien, da bat er den Ambrosius um eine Auseinandersetzung über den Glauben. Während derselbe an der Arbeit war, erfolgte die Katastrophe von Adrianopel; aber Ambrosius trauerte nicht lange. Der Geschäftsmann der Kirche nutzte die Conjunctur aus. War doch das Haupt der Arianer erschlagen. Mit harter Theologenlogik setzte er dem jungen Kaiser auseinander, daß das Unglück ganz allein eine Strafe für die arianische Irrlehre des Valens sei. Nie werde Italien von den Barbaren so zerrissen werden, denn Jesus schütze das rechtgläubige Land. Armseliger Prophet! Wenige Jahre noch, und Italien wurde von demselben Feinde ebenso wehrlos plündernd durchzogen. Hätte es Ambrosius jedoch erlebt, so würde er sich seiner Prophezeiung trotzdem nicht geschämt haben, er hätte eine Erklärung bereit gehabt. Denn so war sein Wesen. Er war keine zarte, reflectirende, er war eine praktische Natur, er war stets überzeugt, das Rechte gethan zu haben. Das aber lieh ihm eine so unwiderstehliche Kraft, daß er mit dieser praktischen Zuversicht und Kühle eine aufrichtige, tiefe Empfindung im innersten Herzen verband. In die Aufgaben des Tages durfte sich dieses Empfinden nicht mischen, wenigstens nicht störend, aber es bildete den Jungbrunnen, in dem er sich für die Kämpfe des Lebens erneute. Er konnte sogar schmeicheln wie nur ein Höfling; selbst die heiligen Dinge waren ihm nicht heilig genug, um sie dazu nicht zu mißbrauchen, wenn es der Augenblick forderte. So verknüpfte er jene frevelhaften Betrachtungen über den todten Kaiser mit gar reichlichen Schmeicheleien an den lebenden. „Die Königin des Ostens kam zu Salomon, um Weisheit zu hören, so bist Du zu mir gekommen. Aber ich bin kein Salomon, und Du bist kein gewöhnlicher König über ein einziges Volk, sondern der Herr des Erdkreises. Du kommst auch nicht, um zu lernen, sondern um zu prüfen; denn was könntest Du, erhabener Kaiser, noch lernen über den Glauben, dem Du von Jugend an mit inniger Liebe zugethan bist?“ In diesem Tone geht es fort, und so schrieb Ambrosius an den Jüngling, dem ein guter Pfeilschuß ein Ereigniß war, und der über den Reiterkünsten seiner Alanen und über den wilden Thieren in seinem Garten oft genug Land und Regiment vergaß. Auch war das keine vereinzelte Verirrung: in den Grabreden auf Gratian und Valentinian kommen noch schlimmere Dinge vor. Man muß das nicht verhüllen durch Betrachtungen über den höfischen

Stil der Zeit; es charakterisirt den Mann, daß er ein so vollendeter Höfling sein konnte. Alle diese Mängel und Schwächen treten aber zurück, wenn man den Mann im Ganzen betrachtet. Da erscheint er als der Bannerträger einer siegreich vordringenden Macht, voll gläubigen Vertrauens auf den Sieg seiner Sache. Er sucht nicht sich und seinen Ruhm — es ist ihm gleich, ob er heute oder morgen auf diesem Felde dahinsinkt. Er fällt auf seine Fahne, und der Geist, der ihn treibt, wird in einen anderen fahren, und der wird die Fahne weiter tragen — weiter bis ans Ziel.

In der gesammten Kirche war dies Gefühl der Vollendung, oft freilich nicht ohne Beschämung darüber, wie wenig doch diese Kirche dem Bilde entsprach, das die sehnende Erwartung der Gläubigen einst geschaut hatte in den Tagen der Verfolgung. Es ging ihnen, wie es uns heute ergeht, da uns die Hoffnung unseres Lebens erfüllt und Deutschland zu einem großen Staate geeinigt ist. „Gleich einer Wittwe ist die Kirche," klagte Chrysostomus, „die ehemals reich war und nun die Laden aufzieht und die Kasten, die einst voll lagen von Schmuck, und siehe, sie sind alle leer." Aber überwiegend war in der Kirche doch das Gefühl der Sicherheit. Und nun richtete man sich ein und eroberte nach und nach alle die verschiedenen Gebiete des Lebens und machte sie sich dienstbar. Denn bis dahin waren einflußreiche Schichten der Gesellschaft noch heidnisch und ebenso die Formen des öffentlichen Lebens zu einem großen Theile. Die Kaiser führten noch bis auf Gratian Titel und Abzeichen des heidnischen Oberpriesters; im Senat ward noch geopfert auf dem Altar der Victoria, zahlreiche hohe Beamten waren noch Heiden, die Circusspiele und die anderen Volksbelustigungen hatten heidnisches Ceremoniell, beim Gelage trank man zu Ehren der Götter, und die Literatur bewegte sich in heidnischen Bildern und Vorstellungen. Auf allen diesen Gebieten machte die Kirche gewaltige Fortschritte, und am bedeutsamsten war es, daß sie auch auf dem Gebiete der schönen Literatur eine überlegene Kraft entfaltete.

Freilich die christlichen Vergile und Homere, die damals wie Pilze aus der Erde schossen, waren selten genießbar; aber daneben erstand auch eine christliche Volkspoesie, in welcher das neue Leben, das die Christen erfüllte, einen reinen und kräftigen Ausdruck fand. Es ist bezeichnend, daß auch hier Ambrosius der Führer war. Mit dem heiligen Hilarius von Poitiers war er für die altlateinische Kirche, was Luther für den Protestantismus wurde. Er traf den Ton s-

sehr, daß man diese ganze Hymnenpoesie ambrosianische Hymnen zu nennen sich gewöhnt hat. „Es ist nichts weniger, als ein neuer Gedanke, der uns hier rührt, dort mächtig erschüttert; Gedanken sind in diesen Hymnen überhaupt sparsam. Manche sind nur feierliche Recitationen einer bekannten Geschichte, oder sie sind bekannte Bitten und Gebete. Fast kommt der Inhalt aller in allen wieder. Selten sind es auch überraschend feine und neue Empfindungen, mit denen sie uns etwa durchströmen; auf das Neue und Feine ist in den Hymnen gar nicht gerechnet. Was ist es denn, was uns rührt? Einfalt und Wahrheit. Hier tönt die Sprache eines allgemeinen Bekenntnisses, Eines Herzens und Glaubens. Die meisten sind eingerichtet, daß sie alle Tage gesungen werden können und sollen, oder sie sind an Feste der Jahreszeiten gebunden. Wie diese wiederkommen, kommt in ewiger Umwälzung auch ihr christliches Bekenntniß wieder. Zu fein ist in den Hymnen keine Empfindung, keine Pflicht, kein Trost gegriffen; es herrscht in ihnen allen ein allgemeiner populärer Inhalt in großen Accenten." (Herder.)

O selig Licht, Dreifaltigkeit,
O Einheit du vor aller Zeit,
Nun uns der Sonne Glanz gebricht,
Gieb du in unser Herz dein Licht.

Lob sei dir, wenn die Sonne steigt,
Lob sei dir, wenn der Tag sich neigt,
Lob bring in Demuth unser Sinn
Dir dar durch alle Zeiten hin [1]).

Welch ein Schwung bei aller Einfachheit, welch eine Innigkeit trotz der Sprödigkeit des dogmatischen Stoffes! Diese Lieder übten auf die Gemeinde eine ungeheure Wirkung aus; mit diesen Liedern wehrte Ambrosius den Soldaten Valentinians den Eingang in die Kirche; sie trugen die Begeisterung der Führer in die Herzen

[1]) O lux beata, trinitas
Et principalis unitas,
Jam sol recedit igneus
Infunde lumen cordibus,

Te mane laudum carmine
Te deprecemur vesperi.
Te nostra supplex gloria
Per cuncta laudet saecula.

der Menge, und in ihnen fanden die erschöpften und erstorbenen Gemüther der vornehmen römischen Kreise neues Leben, in ihnen freilich auch der Fanatismus seine gefährlichste Waffe. Unter dem Gesange dieser Lieder rannten die Parteien aufeinander im nächtlichen Straßenkampf, und rüsteten sie sich zum Intriguengefecht der Concilien.

Dieser Ausbau der katholischen Kirche und die Behandlung der Germanen bildeten die beiden wichtigsten Aufgaben der Zeit des Theodosius, jede von ihnen schwer genug, die Kraft eines Mannes für sich allein zu erfordern. Da war es für Theodosius ein großer Gewinn, daß Ambrosius mit unerschütterlicher Kraft und Klarheit in der kirchlichen Frage alle Zweifel beseitigte und die Wege wies. Um so mehr Kraft konnte er selbst nun der politischen Aufgabe widmen — aber freilich auch so konnte er die bevorstehende Auflösung des Staates nur verzögern, nicht verhindern. Mit seinem Tode begann der letzte Act der großen Tragödie.

Sechstes Capitel.

Alarich und Stilicho.

„O, wie selig entfuhr zum Olymp Dein Vater in Ruhe,
Weil ihm Du hier folgst! Wie schaut er heiter im Aether,
Wie Du ihn durch Thaten erhebst! —"

So sang Claudian im festlichen Liede, als nach jahrelanger, oft verzweifelter Noth und Angst Stilicho Italien und Rom einen Augenblick der Ruhe verschafft hatte. Und um die Freude Roms vollzumachen, kam der junge Kaiser Honorius selbst zur heiligen Stadt, die längst aufgehört hatte, der Sitz der Kaiser zu sein. Zwanzig Jahre war Honorius alt; seit zehn Jahren führte er den Titel „Kaiser", und seit acht Jahren regierte er nun die Westhälfte des Reiches, die ihm sein Vater 395 sterbend übergeben hatte. Zum sechsten Male sollte er das Consulat bekleiden. Im Triumph zog er in die Stadt ein als Sieger über die Gothen. Seit hundert Jahren hatte Rom dies Schauspiel nicht gesehen — alle Erinnerungen wurden wachgerufen, aller Glanz wurde entfaltet. Der Strom der Festfreude schwemmte die Sorge und die Erinnerung an die Tage der Angst hinweg, und der Dichter tauchte seinen Pinsel hinein in all den Glanz und Schein und schrieb jene Verse, die dem nüchternen Leser wie Hohn, wie beißende Satyre klingen müssen: „O, wie selig entfuhr zum Olymp Dein Vater!" — Todesmüde legte Theodosius sein Haupt zum Schlafe nieder; aber solange ihm Bewußtsein blieb, mußte er in Verzweiflung ringen mit dem Tode, daß er ihn doch nicht schon jetzt hinwegreiße, wo die beiden Nachfolger noch Knaben waren von achtzehn und von zwölf Jahren und doch das Reich in diesem traurigen Zustande übernehmen sollten [1]).

[1]) An einer anderen Stelle XV, 293 schildert Claudian den Zustand, wie er wirklich war.

So mild Theodosius auch die geschlagene Partei behandeln mochte — Aufregung und Wuth erfüllten noch immer die Herzen. Auch ein Kampf war noch zu bestehen. Seit 386 hatte Theodosius dem Maurenkönige Gildo die Verwaltung Afrika's übertragen; er führte den Titel eines magister militum, er war einer der hohen Würdenträger des Reiches, aber er war doch zugleich Fürst eines Barbarenvolkes. Nicht bloß die Truppen von Afrika standen unter seinem Befehl, sondern auch die bürgerliche Verwaltung: er war dem Namen nach ein Beamter, der Sache nach ein Vicekönig. Doppelt wichtig war diese Stellung, weil die Verpflegung Roms auf die Getreidelieferungen Afrika's angewiesen war. Ehe Constantinopel erstand, sorgten auch die Lieferungen Aegyptens für Rom; aber seitdem waren diese für die neue Hauptstadt bestimmt, und Rom mit seinen Hunderttausenden dem Hunger preisgegeben, wenn der Statthalter von Afrika die Getreideschiffe im Hafen von Carthago zurückhielt. In den ersten Jahren blieb Gildo treu; aber als Theodosius den Krieg gegen Eugenius rüstete, da weigerte er sowohl Schiffe wie Mannschaft. Theodosius hatte es hingehen lassen müssen, und auch nach dem Siege am Frigidus fehlte ihm Zeit und Kraft, den Rebellen zu züchtigen. Er mußte zufrieden sein, daß derselbe die Lieferungen nicht zurückhielt. Aber was war von ihm zu erwarten, wenn die Knaben regierten? Diese Gefahr, dann die Parteien in der Kirche, die trostlosen Zustände des Heeres, das sich gewöhnt hatte, einen Herrn nach dem anderen zu verrathen, und endlich die unvermeidliche Rivalität der hervorragenden Männer des Hofes, die jetzt, da die Stelle eines allmächtigen Majordomus der Preis des Spieles war, in hellen Flammen auflodern mußte: diese Gedanken bedrückten ihn schwer.

Das Ostreich sollte Arcadius regieren, den Westen Honorius. Schon seit einem Jahrhundert war es üblich, das Reich zu theilen, und die Gründung von Constantinopel, dem neuen Rom, wie man gern sagte, gab dieser Sitte den schärfsten Ausdruck. Der griechische Osten ward dem lateinischen Westen entgegengestellt. Aber die Einheit des Reiches ward dabei nicht aufgegeben. Es sollte eine Theilung der Regierung sein, nicht eine Theilung des Staates. Die Consuln waren gemeinsam, und die Gesetze der einzelnen Kaiser gaben sich formell als gemeinsame Erlasse der zwei oder mehr Kaiser. So haben es auch die Brüder Arcadius und Honorius gehalten und ebenso deren Nachfolger. Allein trotzdem pflegt man mit dem Tode des Theodosius die Einheit des römischen Reiches als beendet zu betrachten;

denn von da ab begann eine ganz entgegengesetzte Entwicklung der beiden Theile. Der Osten blieb in den alten Formen, und noch mehr als tausend Jahre residirten in Constantinopel römische Kaiser. Das Westreich zerfiel schon nach wenigen Decennien. Diese theilweise Zerstörung des Reiches war nicht abzuwenden. Die Angriffe der Germanen, welche es auf allen Seiten bedrängten, fanden kein Ende, bis sie ein hinreichend großes Gebiet eingenommen hatten. Es wiederholte sich die Zeit Aurelians, wo auch erst die Ueberlassung von Dacien an die Gothen dem übrigen Reiche den Frieden sicherte. Zweifelhaft war dagegen, welcher Theil des Reiches geopfert werden müsse. Anfangs hatte es den Anschein, als sollte die Balkanhalbinsel germanisirt werden; — da aber führte der Gang des Krieges die Schaaren der Gothen von der Donau an den Po und weiter an den Rhone und den Ebro. Die Plünderung von Italien und die Eroberung von Gallien und Spanien befreiten das Ostreich. Nicht das Schwert seines Kaisers hat diesen Theil des Reiches gerettet, sondern die glückliche Ablenkung der feindlichen Ströme. Diese Zeit der Auflösung, die mit dem Tode des Theodosius begann, zerfällt in zwei Abschnitte. In dem ersten stand Stilicho im Mittelpunkte der Ereignisse und hielt die Ueberlegenheit Roms über die Barbaren aufrecht, im zweiten Abschnitte Alarich, der diese Ueberlegenheit, wenn auch gegen seinen Willen, zerstörte. Dieser zweite Abschnitt reicht über den Tod Alarichs hinaus: vom Standpunkte der römischen Geschichte endet er erst 476, vom Standpunkte der Entwickelung der Germanen endet er 419, mit der Gründung des ersten germanischen Culturstaates.

Stilicho war der Sohn eines Vandalen, der unter dem Kaiser Valens († 378) eine Abtheilung germanischer Reiter befehligte. Geboren um 360 wuchs er in überwiegend römischer Umgebung auf, ohne sich dem germanischen Wesen ganz zu entfremden. Seine Feinde unter den Römern schalten ihn einen Barbaren; der spitzige Hieronymus nannte ihn einen Halbbarbaren (semibarbarus), und noch am Ende seines Lebens hatten die barbarischen Truppen ein näheres Verhältniß zu ihm: aber sein Vaterland fand er in Rom. Nichts ist ungerechter als die Verleumdung, daß er das Reich den Barbaren verrathen habe. Die Behauptung ist auch sinnlos: es gab gar keine barbarische Macht, an deren Förderung Stilicho ein irgendwie denkbares Interesse hätte nehmen können. Mit seinen persönlichen Interessen, sogar mit

seiner Familie war er an das kaiserliche Haus geknüpft, und seine ganze Kraft hat er treu in Roms Dienste gestellt. Im römischen Reiche der Erste zu sein nach dem Kaiser, das war sein Ehrgeiz und das Ziel seiner Wünsche. Er hatte es früh erreicht. Von gebietender Gestalt und begabt mit klarem, sicherem Geiste stieg er schnell von Stufe zu Stufe. Als Offizier wie als Diplomat mit Auszeichnung genannt, war er bald der erklärte Liebling des Theodosius, der ihm sogar seine Adoptivtochter Serena zur Frau gab. Schon 385, ehe er noch dreißig Jahre alt war, erhielt er ein selbständiges Commando und 392 die Würde eines magister militum, die höchste militärische Würde, die das Reich kannte. Bei seinem Tode übergab ihm Theodosius das Obercommando über die vereinigten Armeen der beiden Reiche und legte ihm ans Herz, über beide Söhne väterlich zu wachen. Keinem besseren Manne konnte sie Theodosius empfehlen. Dreizehn Jahre hindurch hat Stilicho darnach das Westreich regiert und in der kirchlichen Frage wie in der Behandlung der Germanen nach den Grundsätzen seines Meisters und Vorbildes Theodosius regiert — aber ohne dessen leidenschaftlichen Zorn und den Germanen gegenüber mit größerer Vorsicht. Was ein Mann thun konnte, das Land zu retten, das hat Stilicho gethan. Nach der Schlacht am Frigidus hatten zwar die Truppen des Eugenius dem Theodosius gehuldigt, und die Legionen des Ostens und Westens waren wieder, was sie sein sollten, Truppen eines Reiches, die nur zufällig theils hierhin, theils dorthin commandirt waren. Allein sie hatten doch miteinander gefochten. Die Donauarmee hatte doch die Rheinarmee besiegt; das konnte keiner vergessen. Neckereien begannen, wo immer die Leute sich trafen, in dem Zelte des Marketenders wie beim Schwemmen der Pferde. Von Worten kam es dann oft zu Schlägen, und gerade in der Zeit, da Theodosius starb, drohten diese Schlägereien in Schlachten auszuarten. Stilicho's Klugheit gelang es, diese Aufregung zu beruhigen, und dann machte er sich an die noch schwerere Arbeit, die in Folge des Bürgerkrieges über Tausenden schwebende Rechtsunsicherheit zu beseitigen. Er bestätigte die Gültigkeit der unter Eugenius vollzogenen Rechtsgeschäfte, gab denjenigen, die durch den Tyrannen an Amt und Ehre geschädigt waren, ihre ehemalige Stellung zurück und bestimmte, daß auch diejenigen Beamten, welche in den Dienst des Eugenius getreten waren, keinen Makel und keine Strafe erleiden sollten. Nur verloren sie die höheren Posten, die ihnen Eugenius etwa verliehen hatte, und traten in ihre frühere Stellung zurück. Die gleiche Mil

und Gerechtigkeit athmeten alle seine Erlasse; selbst in den bösen kirchlichen Kämpfen wußte er sie zu bewahren. Uneingeschränkte Cultusfreiheit konnte er freilich nicht gewähren. Das wäre damals die Entfesselung des Krieges Aller gegen Alle gewesen. Er hielt den Grundsatz des Theodosius fest: es soll nur eine katholische Kirche geben, nur eine Heilsanstalt, und das soll die Kirche sein, welche den Sohn dem Vater gleich ehrt, die Kirche des Athanasius und Ambrosius. Den anderen Parteien schloß er die Tempel und die Kirchen und untersagte ihnen auch die private Ausübung des Cultus; aber persönlich blieben sie unangefochten. Die Ehren und Aemter des Staates standen dem Heiden und Sectirer ebenso gut offen wie dem Anhänger des Nicäischen Bekenntnisses. Den Heißspornen der Partei genügte er damit nicht; aber der heilige Augustinus, der damals so recht in der Kraft seiner Jahre stand, war des Lobes voll und schrieb gewissermaßen das Programm der kirchlichen Politik Stilicho's: Niemand soll zur Annahme der wahren katholischen Lehre gezwungen werden[1]); nur der soll sie bekennen, der es freiwillig thut und ohne Furcht. Sonst füllen wir unsere Kirche mit Heuchlern.

Stilicho konnte nicht alle Strafedicte vermeiden. Wenn die Ketzer, denen ihre Kirchen genommen waren, ihre gottesdienstlichen Versammlungen auf Friedhöfen oder in versteckten Räumen hielten, wenn ihre nächtlichen Processionen die Straßen füllten, wenn ihre frommen Lieder dann zum Schlachtruf wurden und die Gegner mit einem anderen Liede auf sie eindrangen, da war mit der kirchlichen Streitfrage die bürgerliche Ordnung unlösbar verknüpft, da mußte der Staat eingreifen. Gegen die unruhigen Donatisten und die als Zauberer angesehenen Manichäer und Priscillianisten wiederholte Stilicho deshalb die alten Strafedicte. Aber auch wenn er strafen mußte, bot er den Verirrten gleichzeitig die Hand zum Frieden. Wer zurücktreten wollte zur katholischen Kirche, der sollte mit dieser einfachen Erklärung frei sein von allem Makel und allen Strafen: „denn bei der Religion soll Niemand vergebens Hülfe suchen“[2]).

---

[1]) In einem Briefe ad Bonifacium: Ita enim existimabamus . . posse libere doceri et teneri Catholicam veritatem, ut ad eam cogeretur nemo, sed eam qui sine formidine vellet sequeretur, ne falsoset simulatores Catholicos haberemus.

[2]) Codex Theodosianus, lex 41 de haereticis vom Jahre 407. Quicunque igitur haereticorum, sive Donatistae sint, sive Manichaei vel cujuscunque alterius pravae opinionis ac sectae . . . Catholicam fidem et

Gleich schonend verfuhr er gegen die Heiden. Die alten Gesetze, welche die Opfer verboten, wurden aufrechterhalten; aber die herkömmlichen Festfreuden, die Umzüge, die feierlichen Gastmahle, kurz alles, was nur der Sitte angehörte, was nach und nach durch die christliche Kirche seine Heiligung gewinnen konnte, alles das wurde gestattet und geschützt. Kräftig wehrte er namentlich den wüthenden Mönchsbanden, die ihr Christenthum durch Zerstörung der heidnischen Tempel zu bethätigen suchten. Der Unfug hatte schon unter Theodosius angefangen und war einige Male straflos geblieben, da der heilige Ambrosius seinen Einfluß auf Theodosius zu Gunsten der Ruhestörer mißbrauchte; aber Stilicho wollte dergleichen nicht dulden. Er faßte die Tempel als öffentliche Gebäude, die den Städten zur Zierde gereichten, und er war empört, daß der Frevel den Rest von Glanz und Schönheit zerstören wollte, der in dem Elend dieser Tage wenigstens die Erinnerung an die Größe der Vorfahren noch wacherhielt. Es sah furchtbar aus in dem Reiche. In dem einen Kriege war diese, in dem anderen jene Provinz verwüstet; die Städte standen öde; die Bewohner waren auf die Sclavenmärkte geschleppt, Römer von Römern. Die Straßen waren zerfahren und verfallen. Da war Stilicho unermüdlich thätig. Kein Privileg sollte schützen, alle Anlieger sollten zu den Kosten beitragen, welche die „endlosen Strecken verdorbener Straßen erforderten." Selbst die kaiserlichen Domänen sollten nicht ausgenommen sein. Zugleich bemühte er sich, durch zahlreiche Erlasse die kaiserliche Post auf diesen Straßen wieder dienstfähig zu machen. Aber sie haben schwerlich geholfen, es war ein unglückliches Institut. Schaaren von Bauern sind unter den Frohnden zu Grunde gegangen, die es forderte, und doch leistete es dem Staate nur geringe Dienste [1]). Mit rücksichtsloser Energie wehrte er endlich den Gewaltthaten der Soldaten, den Uebergriffen der Richter, die in diesen Zeiten der Verwirrung in dem schamlosen Mißbrauch der Amtsgewalt ganz hartnäckig zu sein wagten, und den Ungerechtigkeiten der Steuererheber.

---

meritum (quae omnes homines cupimus observare) simplici confessione susceperint, licet adeo inveteratum malum longa ac diuturna meditatione nutriverint ut etiam legibus ante latis videantur obnoxii . . . ., ab omni noxa absolvendos esse censemus . . . . Quia nusquam debet in miseriis invocatum religionis deesse subsidium.

[1]) Dies ergiebt sich aus den Beschränkungen, die der Benutzung gezogen werden mußten.

Besondere Sorge widmete er der Stadt Rom. Der Bürgerkrieg hatte sie schwerer erschüttert als irgend eine andere Stadt, und kaum konnte sich diese Aufregung legen, so brach eine Theuerung aus (397), weil Gildo das afrikanische Getreide nur in geringer Menge und zuletzt gar nicht mehr nach Rom gelangen ließ. In dieser Zeit der Aufregung sicherte Stilicho die Ruhe der Stadt. Er wies die heimatlosen Vagabunden aus den Thoren, die sich auf dem Marsfelde allerlei Buden aufgerichtet hatten, dann die Schaaren von bewaffneten Dienern und Subalternbeamten, die im Gefolge der hohen Beamten zu kommen pflegten, und vor allem verbot er den vornehmen Herren, à la Clodius und Milo Gladiatorenbanden in ihrem Dienste zu halten. Auch ein Kleidergesetz gehört zu diesen Maßregeln. Er untersagte bei hoher Strafe, in germanischer Tracht auf den Straßen der „verehrungswürdigen Stadt“ zu erscheinen. Niemand, auch kein Sklave, durfte die barbarischen Hosen und Stiefel oder Gamaschen aus Fellen, zangae, tragen. In Rom sollte man sich als Römer fühlen und als Römer betragen. Stilicho befriedigte damit einen berechtigten Wunsch. Gerade weil die Herrschaft der Barbaren als Schreckensgespenst vor den Thoren stand — war man um so empfindsamer, wenn man ihre Vorläufer in der Stadt erblickte. Alle Kreise der Gebildeten verpflichtete er sich durch diese Anordnungen, und die senatorischen Familien, die durch ihre kolossalen Reichthümer und ihre Privilegien einen sehr bedeutenden Einfluß über die hauptstädtische Gesellschaft besaßen, fesselte er noch besonders an sich, indem er ihnen wenigstens den Schein einer politischen Bedeutung verlieh. Nicht nur einmal und ausnahmsweise, sondern wiederholt legte er dem Senate wichtige politische Fragen zur Erörterung vor. Wenn es etwas gab, jene Gesellschaft zu trösten über das Verbot der heidnischen Opfer und die Zerstörung des Altars der Victoria, so war es dies schöne Gefühl, ganz wie sie es im Livius lasen, Senatusconsulte abzufassen über die Geschicke der Welt. Und als dann Gildo und Alarich besiegt waren und der junge Kaiser als Triumphator in die Stadt einzog, da konnte Stilicho sich einen Augenblick dem Gefühle hingeben, daß seine acht Jahre hindurch fortgesetzten Bemühungen mit Erfolg gekrönt seien, daß das Reich wieder gefestet und geordnet sei.

Alle diese schweren Aufgaben hatte er lösen müssen inmitten unaufhörlicher Kriege, die ihn bald an den Rhein, bald an den Alpheios führten. Mehr als einmal schien der Staat rettungslos

verloren unter den unermeßlichen Schaaren von Barbaren, die ihn überschwemmten. Aber zuletzt wurde Stilicho ihrer immer wieder Herr. „Glücklicher, den als Vater begrüßt die gerettete Roma, Liebling der Erde." So sang ihm der Dichter zu, und die Männer und Frauen füllten jauchzend und weinend die Straßen, als der Held erschien, dem sie Leben und Ehre dankten. Die Soldaten hingen an ihm; er kannte keine Gefahr, aber er opferte seine Leute nicht. Durch geschickte Märsche erreichte er mehr als durch blutige Schlachten.

Ein Mann, der das Steuer so fest führte, war natürlich nicht gewillt, es aus der Hand zu geben. Noch war der Kaiser ein Knabe, der ganz an ihm hing; aber mit jedem Jahre wuchs die Gefahr, daß Eunuchen und Schmeichler sein Ohr beherrschten und den glorreichen Minister verleumdeten, während er auf den Bergen Regen und Frost ertrug im traurigen Bivouak. Deshalb vermählte er denselben schon im Alter von vierzehn Jahren mit seiner auch noch unreifen Tochter Maria, und als sie starb, gab er ihm die zweite Tochter Thermantia. Dies verzweifelte Mittel, den Kaiser an sich zu fesseln, beleuchtet die Lage der Dinge, und es ist kein Zweifel, daß er noch manches gethan hat, was bedenklich oder gar verwerflich war. Eunuchen kann man oft nicht anders als durch Eunuchen bekämpfen, und in das Gewebe der Intriguen dringt man selten ein, ohne selbst zu intriguiren. Es war eine harte Zeit und eine arge Zeit; aber wenn man den Mann im Ganzen nimmt, so erkennt man den Helden, der sein Land in treuester Pflichterfüllung und mit genialer Kraft immer aufs neue emporrichtete und unterstützte, und der in einer uncontrolirbaren Stellung sich den Ruf der Uneigennützigkeit bewahrte. Nicht einmal seinen Sohn beförderte er in auffallender Weise. Diese Treue bewährte er bis in den Tod. Er fiel durch eine gemeine Intrigue; aber er ließ sich deshalb nicht verbittern: selbst noch auf seiner Flucht sorgte er für den Schutz der Städte, die er passirte, und als er sah, daß ein Bürgerkrieg entbrennen werde, wenn er sich vertheidige, da wehrte er denen, die ihn retten wollten.

Nicht von einer Partei ward Stilicho gestürzt, die das Wohl des Reiches durch ihn gefährdet glaubte. Man thut den Intriguanten zu viel Ehre an, wenn man ihnen allgemeine Zwecke unterschiebt. Sie haben nach dem Tode Stilicho's hier den orthodoxen Eifer, dort den Römerstolz zum Vorwand genommen und aufzuregen versucht; aber das war alles nur Schein. Stilicho erlag dem Neide, dem gemeinen Hasse, mit dem die Ehrsucht der kleinen Geister immer den

großen Mann verfolgt. Sein erster Nebenbuhler war Rufinus, dem Theodosius die Verwaltung des Ostreiches anvertraut hatte, als er in den Kampf gegen Eugenius zog. Rufinus war kein unbedeutender Mensch, aber dem Stilicho nicht gleich, und nun kam hinzu, daß Stilicho beim Tode des Theodosius thatsächlich die ganze Armee und den kaiserlichen Schatz besaß. Auch ging das Gerücht, daß Stilicho mit einer Art Oberaufsicht über beide Reiche betraut sei. Stilicho hat sie nie in Anspruch genommen; aber Rufinus erwartete, daß er darnach streben werde, ihn zu beseitigen und allein zu herrschen. Diese Furcht schwand auch nicht, als Stilicho die Armee und den hinterlassenen Schatz zwischen den beiden Reichen theilte. Die Rivalität begann gleichzeitig mit ihrem Regiment, aber es kam nicht zum offenen Kampfe. Denn noch im Jahre 395 erhob sich die Masse der durch Theodosius beruhigten Westgothen. Diese Noth zwang die Gegner, ihre Kräfte zu vereinen, statt sie gegeneinander zu kehren.

Die Westgothen waren es müde, sich in der bisherigen Weise als Söldner verbrauchen zu lassen. Auch unter Theodosius hatte sich schon bei ihnen der Wunsch geregt, wieder ein Volk zu bilden, und war nur durch die starke Hand des Kaisers zurückgedrängt; in dieser Schwäche des Reiches mußte die Bewegung unwiderstehlich wachsen: es bedurfte nur eines Führers, und der fand sich in Alarich[1]). Er war auf der Donauinsel Peuce geboren, etwa um 370, von gothischen Eltern, die dem edlen Geschlechte der Balthen, d. h. der Kühnen, angehörten. Er wuchs in den Kriegen auf, die seit dem Hunnenangriffe alle gothischen Völker beschäftigten, und er wußte es nicht anders, als daß ein tapferer Gothe entweder im Dienste Roms oder im Kampfe gegen Rom Ruhm und Macht erwerben müsse. Genannt wird er zum ersten Male in dem Heere, das Theodosius gegen Eugenius rüstete (393/94). Er führte in demselben nicht bloß sein Gefolge oder die Männer seines Gaues, sondern er hatte von Theodosius ein größeres Commando erhalten; doch auch so zählte er immer nur noch zu den Offizieren dritten Ranges. Das genügte

[1]) Ueber das Wann, Wo und Wie des Aufstandes haben wir nur Andeutungen, die in einem Wust von gegenseitigen Anklagen und Verleumdungen zerstreut sind. Es ist hoffnungslos, sie zu sichten, und was wäre erreicht, wenn man wahrscheinlich machen könnte, daß Rufinus den Alarich zum Aufstande gereizt und also noch eine Intrigue mehr auf dem Gewissen habe?

ihm nicht, und als er unter den von Stilicho dem Ostreiche zugetheilten Truppen nach Constantinopel kam, da forderte er von Rufin einen höheren Rang. War er schon König, als er diese Forderung erhob, oder trieb ihn der gekränkte Ehrgeiz auf die Bahn des Agitators, die schlummernde Begierde seines Volkes zu wecken und den ungeheueren Kampf zu beginnen? Ungern bescheiden wir uns, so fern zu bleiben dem Geheimnisse des persönlichen Antheils, den der Führer an der Bewegung hatte; denn so wenig wir von Alarich wissen, so verbreitet doch dies Wenige einen Glanz von so jugendlicher Frische und männlicher Sicherheit um ihn, daß man sein Bild deutlicher fassen möchte.

Oftmals war schon die Frage der Königswahl unter den Männern verhandelt: die einen waren dafür, andere aber kämpften dagegen an; und als dann die Stimmung im Volke günstig schien, da sammelten Alarichs Freunde das Volk zur Berathung. Die Gemeinen standen im weiten Kreise, die Häuptlinge traten in die Mitte. Einer erhob sich und sprach zu dem Volke, daß es Noth sei, wieder einen König zu haben, der das Volk führe und die Römer zwinge, reichlicheren Lohn zu zahlen und bessere Quartiere zu geben. Dann nannte er den Alarich, und die Masse stimmte ihm bei. Mochten sich einige Häuptlinge mit ihren Schaaren von der Dingstatt entfernen und Neid und Groll im Herzen den Römern zuziehen, um dem glücklicheren Rivalen Verderben zu bereiten: die Masse verharrte bei ihrer Meinung. Die Eifrigsten und Angesehensten hoben den Erwählten auf den Schild und trugen ihn durch den weiten Kreis. Dreimal vollendeten sie den Rundgang, und wohin sie kamen, da drängten die Männer herzu, sprangen jauchzend in die Höhe, rührten die Waffen und riefen ihm Heil zu. Als sie ihm dann den Eid schwuren, da riefen die einen Christus an, und das waren die meisten; aber es störte sie nicht, daß andere noch zu Wodan riefen, denn auch Wodan galt ihnen noch als ein göttliches Wesen, nur nicht mehr als das höchste[1]).

---

[1]) Ein Bericht über den Vorgang ist nicht erhalten. Daß es in Alarichs Heere nicht an Heiden fehlte, scheint mir zweifellos. Wohl war unter den zum Christenthum Bekehrten das Verlangen nach einer ruhigen Siedelung, nach dem Wiederaufbau des Staates stärker; aber man darf es nicht auf sie beschränken. Auch diese Christen waren noch Barbaren, und der Christ Gainas spielte gerade diejenige Rolle, die man den heidnischen Gothen im Gegensatze zu den christlichen Gothen Alarichs zuzutheilen pflegt. Daß Alarich den Eid seines Volkes empfing und ihm den Gegenschwur leistete, wäre auch dann anzunehmen, wenn

ihnen vor das Thor entgegen und hielt auf einer Ebene südlich der Stadt Heerschau über sie. Aber unvermerkt zogen sich mehrere Abtheilungen auf den Weg, der zur Hauptstadt führte, und als der Kreis geschlossen und keine Flucht mehr möglich war, da umdrängten einige den Rufinus und hieben ihn an der Seite des Kaisers nieder (27. November 395). Der zitternde Kaiser nannte recht und gut, was die wüthenden Söldner gethan hatten. Der eben noch allmächtige Minister hieß nun ein Verräther. Sein Haupt ward auf einer Stange durch die Straßen von Constantinopel getragen, und mit der abgehauenen rechten Hand marschirte ein Pöbelhaufe von Thür zu Thür. Der Träger ließ sich ein Geldstück hineinlegen und dann zog er die Sehnen an, so daß sich die Finger des Todten nach dem Gelde krümmen mußten. So erfinderisch waren jetzt die Höflinge in ihrem Spotte, wie sie vorher in ihren Schmeicheleien gewesen waren. Sie waren stolz auf den geistreichen Einfall, die Habsucht des Gefallenen zu verhöhnen; aber sie lieferten damit nur einen traurigen Beweis von der sittlichen Barbarei, welche diese in lauter Wissenschaft und Kirchlichkeit gekleidete Gesellschaft beherrschte[1]). Der Eunuch Eutropius, welcher an Rufinus' Stelle trat, setzte die Rivalität gegen Stilicho fort. Zunächst freilich mußte man seine Hülfe anrufen. Stilicho kam zum zweiten Male, und es gelang ihm, den Alarich am Berge Pholoë an den Quellen des Alpheios so einzuschließen, daß derselbe mit seinem Heere vor Hunger und Durst vergehen oder sich gefangen geben mußte. Aber plötzlich löste sich der eiserne Ring, Alarich entkam und erhielt durch einen Vertrag mit Arkadius einen Theil der Provinz Illyrien. Wie das alles gekommen war, das blieb schon den Zeitgenossen dunkel, und immer haben es die Freunde des einen der beiden Minister benutzt, den anderen zu verleumden.

Ueber diesen Kämpfen war das Jahr 397 herbeigekommen; die folgenden drei bis vier Jahre blieb Alarich in seinem Vertrage. Er führte den Titel eines Dux, sein Volk galt als Abtheilung des oströmischen Heeres, und die Behörden wie die Bewohner hatten ihm alles das zu leisten, was sie sonst dem Höchstcommandirenden der Provinz zu leisten hatten. Die Grenzen des ihm überlassenen Gebietes sind nicht genau festzustellen. Es war etwa das Land zwischen dem 39. und 42. Breitegrade zu beiden Seiten des Pindus. Am

---

[1]) Ob Stilicho den Gainas beauftragt hatte, den Gegner zu ermorden, ist nicht auszumachen.

adriatischen Meere war Dyrrachium sein Haupthafen. Er hatte die Schlüssel zu den Festungen, die Verwaltung der Magazine, der Waffenfabriken, der Schiffswerften; — kurz, es unterstanden ihm die militärischen Hülfsquellen der Provinz in ganz unumschränkter Weise. Wahrscheinlich aber hatte er auch die bürgerliche Verwaltung. Zunächst versorgte er jetzt seine Gothen mit guten Waffen: die kaiserlichen Fabriken mußten liefern, was nur irgendwie geliefert werden konnte. Im Uebrigen war die Stellung der Gothen nicht anders als unter Theodosius. Sie wurden aus den Magazinen verpflegt, oder den Römern ins Quartier gelegt; eine Landanweisung nahm Alarich nicht vor, da die Verhältnisse noch zu ungewiß waren.

Stilicho fand bei seiner Rückkehr aus dem Osten Italien und besonders die Stadt Rom in großer Aufregung. Gildo hielt die afrikanischen Getreidelieferungen zurück, und die Menge hungerte. Hier war augenblickliche Hülfe nöthig; aber Stilicho konnte nicht sofort gegen den Rebellen zu Felde ziehen. Der griechische Feldzug hatte nicht nur ungeheuere Kosten verursacht und Vorräthe aller Art verbraucht, auch die Armee war in ihrem Bestande erschüttert. Die Intriguen, welche den Führer lähmten, blieben nicht unbekannt und zerstörten die Disciplin. Ueberdies stand Alarich in bedrohlicher Nähe. Gildo war aber kein verächtlicher Gegner, und Ostrom unterstützte ihn. Deshalb verwendete Stilicho das Jahr 397 zur Beruhigung Italiens und zur Reorganisation des Heeres, und im folgenden Jahre gelang ihm dann unerwartet leicht der Sieg [1]). Das Jahr 399 befreite Stilicho auch von Eutropius. Das Ostreich war in einem traurigen Zustande. Ein Intriguant stürzte den anderen, und Arkadius mußte thun, was sein jedesmaliger Herrscher befahl. Eutropius war eine ganz gemeine Natur und allgemein verachtet. Eine Schmach und Schande dünkte es die Römer, daß dieser Eunuch das Reich regierte und sich mit den Ehren des Consulats schmückte. Aber bis 399 stützte er sich auf den Gothen Gainas, der einen bedeutenden Theil der Armee commandirte, und so lange konnte er den Haß seiner Feinde verachten. Im Jahre 399 begann Gainas dagegen eine selbständige Rolle zu spielen. Es kam zu einer Meuterei, welche Kleinasien und

---

[1]) Er hatte einen Bruder des Gildo, Namens Mascelbelus, der vor Gildo nach Italien geflohen war, an die Spitze der Expedition gestellt. Dieser siegte, und Gildo tödtete sich selbst.

ihnen vor das Thor entgegen und hielt auf einer Ebene südlich der Stadt Heerschau über sie. Aber unvermerkt zogen sich mehrere Abtheilungen auf den Weg, der zur Hauptstadt führte, und als der Kreis geschlossen und keine Flucht mehr möglich war, da umdrängten einige den Rufinus und hieben ihn an der Seite des Kaisers nieder (27. November 395). Der zitternde Kaiser nannte recht und gut, was die wüthenden Söldner gethan hatten. Der eben noch allmächtige Minister hieß nun ein Verräther. Sein Haupt ward auf einer Stange durch die Straßen von Constantinopel getragen, und mit der abgehauenen rechten Hand marschirte ein Pöbelhaufe von Thür zu Thür. Der Träger ließ sich ein Geldstück hineinlegen und dann zog er die Sehnen an, so daß sich die Finger des Todten nach dem Gelde krümmen mußten. So erfinderisch waren jetzt die Höflinge in ihrem Spotte, wie sie vorher in ihren Schmeicheleien gewesen waren. Sie waren stolz auf den geistreichen Einfall, die Habsucht des Gefallenen zu verhöhnen; aber sie lieferten damit nur einen traurigen Beweis von der sittlichen Barbarei, welche diese in lauter Wissenschaft und Kirchlichkeit gekleidete Gesellschaft beherrschte [1]. Der Eunuch Eutropius, welcher an Rufinus' Stelle trat, setzte die Rivalität gegen Stilicho fort. Zunächst freilich mußte man seine Hülfe anrufen. Stilicho kam zum zweiten Male, und es gelang ihm, den Alarich am Berge Pholoë an den Quellen des Alpheios so einzuschließen, daß derselbe mit seinem Heere vor Hunger und Durst vergehen oder sich gefangen geben mußte. Aber plötzlich löste sich der eiserne Ring, Alarich entkam und erhielt durch einen Vertrag mit Arkadius einen Theil der Provinz Illyrien. Wie das alles gekommen war, das blieb schon den Zeitgenossen dunkel, und immer haben es die Freunde des einen der beiden Minister benutzt, den anderen zu verleumden.

Ueber diesen Kämpfen war das Jahr 397 herbeigekommen; die folgenden drei bis vier Jahre blieb Alarich in seinem Vertrage. Er führte den Titel eines Dux, sein Volk galt als Abtheilung des ost-römischen Heeres, und die Behörden wie die Bewohner hatten ihm alles das zu leisten, was sie sonst dem Höchstcommandirenden der Provinz zu leisten hatten. Die Grenzen des ihm überlassenen Gebietes sind nicht genau festzustellen. Es war etwa das Land zwischen dem 39. und 42. Breitegrade zu beiden Seiten des Pindus. Im

---

[1]) Ob Stilicho den Gainas beauftragt hatte, den Gegner zu ermorden, ist nicht auszumachen.

adriatischen Meere war Dyrrachium sein Haupthafen. Er hatte die Schlüssel zu den Festungen, die Verwaltung der Magazine, der Waffenfabriken, der Schiffswerften; — kurz, es unterstanden ihm die militärischen Hülfsquellen der Provinz in ganz unumschränkter Weise. Wahrscheinlich aber hatte er auch die bürgerliche Verwaltung. Zunächst versorgte er jetzt seine Gothen mit guten Waffen: die kaiserlichen Fabriken mußten liefern, was nur irgendwie geliefert werden konnte. Im Uebrigen war die Stellung der Gothen nicht anders als unter Theodosius. Sie wurden aus den Magazinen verpflegt, oder den Römern ins Quartier gelegt; eine Landanweisung nahm Alarich nicht vor, da die Verhältnisse noch zu ungewiß waren.

Stilicho fand bei seiner Rückkehr aus dem Osten Italien und besonders die Stadt Rom in großer Aufregung. Gildo hielt die afrikanischen Getreidelieferungen zurück, und die Menge hungerte. Hier war augenblickliche Hülfe nöthig; aber Stilicho konnte nicht sofort gegen den Rebellen zu Felde ziehen. Der griechische Feldzug hatte nicht nur ungeheuere Kosten verursacht und Vorräthe aller Art verbraucht, auch die Armee war in ihrem Bestande erschüttert. Die Intriguen, welche den Führer lähmten, blieben nicht unbekannt und zerstörten die Disciplin. Ueberdies stand Alarich in bedrohlicher Nähe. Gildo war aber kein verächtlicher Gegner, und Ostrom unterstützte ihn. Deshalb verwendete Stilicho das Jahr 397 zur Beruhigung Italiens und zur Reorganisation des Heeres, und im folgenden Jahre gelang ihm dann unerwartet leicht der Sieg [1]). Das Jahr 399 befreite Stilicho auch von Eutropius. Das Ostreich war in einem traurigen Zustande. Ein Intriguant stürzte den anderen, und Arkadius mußte thun, was sein jedesmaliger Herrscher befahl. Eutropius war eine ganz gemeine Natur und allgemein verachtet. Eine Schmach und Schande dünkte es die Römer, daß dieser Eunuch das Reich regierte und sich mit den Ehren des Consulats schmückte. Aber bis 399 stützte er sich auf den Gothen Gainas, der einen bedeutenden Theil der Armee commandirte, und so lange konnte er den Haß seiner Feinde verachten. Im Jahre 399 begann Gainas dagegen eine selbständige Rolle zu spielen. Es kam zu einer Meuterei, welche Kleinasien und

[1]) Er hatte einen Bruder des Gildo, Namens Mascelbelus, der vor Gildo nach Italien geflohen war, an die Spitze der Expedition gestellt. Dieser siegte, und Gildo tödtete sich selbst.

die gegenüberliegende Küste Monate lang mit Verwüstung und Kampf erfüllte. Mitten in dieser Unruhe erschien Gainas, der dabei mindestens eine zweideutige Rolle gespielt hatte, in Constantinopel und forderte den Kopf des Eutropius. Arkadius gehorchte; aber Eutropius ward gewarnt und konnte sich noch in die Kirche des heiligen Chrysostomus flüchten. Der gewaltige Redner war kein Freund des Mannes; aber jetzt sah er in ihm nur den schutzbedürftigen Unglücklichen. Die Schergen des Kaisers forderten stürmisch die Auslieferung des Flüchtlings, und rechtlich bestand damals das Asylrecht nicht mehr. Eutropius selbst hatte es aufgehoben. Aber in der Meinung der Menschen galt es doch als Frevel, in dem Heiligthume Gewalt zu üben, und der heilige Chrysostomus wehrte den Häschern standhaft den Eintritt. Am folgenden Sonntage drängten sich die Menschen zu Tausenden in die Kirche, Neugierde und Schadenfreude auf den Gesichtern. Da erhob sich Chrysostomus zu einer seiner gewaltigsten Predigten. „Nichts ist so vergänglich, wie die Herrlichkeit des Menschen. Kein Bild, kein Vergleich ist stark genug, es auszudrücken: nennt sie einen Rauch, nennt sie Gras, nennt sie einen Traum, nennt sie eine Blume, nennt sie, wie ihr wollt, ihr bleibt doch hinter der Wahrheit. Wo ist nun die Ehre des Consulats, wo sind die leuchtenden Fackeln, wo das Lebehoch, wo die Tänze, wo die Gelage? Es ist alles vorüber. Ein Sturm ist gekommen und hat den Baum entblättert, es steht nur noch der kahle Stamm, und auch dieser ist dem Sturze nah." Es war eine erschütternde Wirkung, welche diese Predigt auf die versammelte Menge ausübte im Anblick des eben noch so stolzen Ministers, der bleich und zitternd an dem Altare saß. Das rühmten die Menschen auch, als sie die Kirche verließen; aber damit hatten sie sich abgefunden und blieben, was sie waren, dieselbe feige und brutale Masse. Eutropius ließ sich durch Zusicherungen bewegen, das Asyl zu verlassen, und ward nach Cypern verbannt, aber einige Tage darauf hingerichtet. Gainas forderte dann den Tod von drei anderen Räthen des Kaisers, und auch sie wurden ihm ausgeliefert [1]). Es schien, als ob Gainas den oströmischen Hof beherrschen werde, wie Stilicho den weströmischen. Aber dazu fehlte es ihm an Persönlichkeit, er war noch zu viel Barbar, und bald darauf ereilte ihn auch das Schicksal.

[1]) Chrysostomus ging in das Lager des Gainas bei Scutari und bat um das Leben derselben. Gainas gewährte es, forderte aber für die Arianer eine Kirche in Constantinopel. Zu dieser Zeit hatten die Gothen also hier keine Kirche mehr.

Arkadius faßte den Muth, sich von ihm zu befreien, und beauftragte den Gothen Fravitta mit dem Oberbefehl über die Truppen, die ihm noch geblieben waren. Am Hellespont und auf dem Meere kam es zu einer Reihe von Gefechten, in denen Gainas viele Leute verlor. Mit dem Reste gelang es ihm, den Hellespont zu überschreiten; dann hieb er alle Römer nieder, die sich noch in seiner Schaar fanden, und ging auf das nördliche Donauufer in das alte Gothenland. Aber hier erlag er im Kampfe gegen den Hunnenfürsten Uldes, der es nicht dulden wollte, daß in seiner Nachbarschaft eine neue Macht erstehe. Uldes hatte nur einen Theil der Hunnen unter sich, und erst nach mehreren unentschiedenen Kämpfen gelang es ihm, den Gainas zu überwältigen und zu tödten. Den Kopf desselben sandte er an Arkadius. Fravitta, der für seinen Sieg über Gainas mit dem Consulat belohnt war, trieb dann später die Reste der plündernden Banden zu Paaren, denen sich große Haufen entflohener Sclaven zugesellt hatten, und so herrschte noch einmal Ruhe an der Donau. Aber über diesen Kämpfen war das Jahrhundert zu Ende gegangen, und mit dem ersten Jahre des folgenden brach Alarich aus Illyrien auf, um in Italien einzufallen.

Am 18. November 401 überschritt Alarich die Grenze, und nach einem glücklichen Gefechte am Timavus östlich von Aquileja schloß er diese Festung ein. Er konnte sie jedoch nicht erobern und drang deshalb plündernd weiter nach Westen. Dem ersten Angriff Alarichs hatte Stilicho nicht selbst entgegentreten können. Noch andere Sorgen bedrängten ihn. Die Alpenvölker in Rhätien und Noricum waren entweder selbst im Aufstande oder wurden durch die angrenzenden Barbaren beunruhigt. Als aber Alarich so schnell vordrang und ganz Italien in Angst erzitterte, da gab er Befehl, die Mauern Roms zu verstärken, und rief die Truppen herbei, welche Britannien gegen die Picten und Scoten vertheidigten, und den Kern der Rheinarmee. Er zauderte nicht, die Provinzen preiszugeben, um das Stammland zu retten. Auch durfte er darauf rechnen, daß die Franken, ihrem Vertrage getreu, die Rheingrenze so lange schützen würden, bis Italien gerettet sei, und die Legionen zurückkehren könnten. Vor Allem aber mußte in den Alpen die Ruhe hergestellt werden, damit die dort beschäftigten Truppen verfügbar würden. Dies übernahm Stilicho persönlich. Mitten im Winter überstieg er die östlichen Alpen und erreichte durch glückliche Unterhandlungen und durch richtige Ver-

theilung von goldenen Ketten und schönen Waffen, daß die Barbaren Frieden gelobten und ihm auch sofort so viele Hülfstruppen stellten, als er wünschte. In Menge drängten sie sich heran. Denn das war ja voller Ersatz für den fröhlichen Krieg, den sie eben hatten einstellen müssen, wenn sie nun im Dienste des glänzenden Herrn Wunden und Beute holen konnten. Aber Stilicho nahm von ihnen nur so viele, als er nothwendig brauchte, er wußte, wie gefährlich diese Waffe war. Der Winter war noch nicht zu Ende, da konnte er schon mit dem Heere nach der Ebene des Po hinabsteigen. Aengstliche Gerüchte trieben zur Eile. Alarich war bis über die Adda vorgedrungen und versuchte, den Kaiser in Mailand einzuschließen. Die Belagerung hatte noch nicht begonnen; aber von den Mauern der Stadt sah man im weiten Umkreise die Lagerfeuer des gothischen Heeres. Stilicho eilte mit einer auserlesenen Schaar voraus, um diesen Ring zu durchbrechen, damit sich der schwache Kaiser nicht durch die Angst zu einer Thorheit verleiten lasse. Bis zur Adda gelangte er ohne Gefährde, da stockte der Zug. Alarich hatte die Brücken besetzt. Allein Stilicho nahm keine Rücksicht auf die winterliche Jahreszeit: sobald die Nacht seine Bewegungen verdeckte, durchwatete er den Fluß und warf die Feinde, die das Ufer vertheidigten. Dann zog er quer durch den von den Gothen geschlossenen Kreis in die bedrohte Stadt.

Da gab Alarich die Belagerung auf und zog sich weiter nach Westen. Stilicho folgte ihm, und einige Wochen später kam es nach mehreren kleineren Kämpfen am 6. April 402 bei Pollentia am Tanaro zu einer großen Schlacht. Es war Ostern, und als Stilicho gestürzt war, da ist ihm auch daraus ein Verbrechen gemacht, daß er an dem heiligen Tage den Mord entfesselt habe. Wäre er geschlagen, so hätte man ohne Zweifel bewiesen, daß es deshalb geschehen sei, weil er am Heiligthum gefrevelt habe. Orosius, der unter den Eindrücken der späteren Niederlagen schrieb, brachte es sogar zu dem kühnen Oxymoron: „Wir wurden besiegt, weil wir siegten." All das Leid der folgenden Jahre sollte der beleidigte Gott über das römische Reich verhängt haben, weil Stilicho die Stille der Osterfeier durch Trompetengeschmetter und Schlachtruf entheiligt habe. Der Gott dieser eifrigen Christen war immer noch kein anderer Gott als der rachedürstende Jehovah oder der Zeus der Ilias. Aber Stilicho's Gedanken weilten nicht bei den frömmelnden Höflingen. Sie irrten sorgend über die entblößten Grenzen, über die zahllosen Völker, die unfehlbar in Masse über das Reich herein-

brachen, wenn dies Heer geschlagen wurde, das letzte, das Rom hatte. Ostrom konnte nicht helfen, wenn es nicht gar schuld war an der Noth und Alarich zu dem Angriff veranlaßt hatte. Die Stunde war günstig, es wäre Frevel gewesen, sie nicht zu nützen.

Der Kampf begann mit einem Reitertreffen. Die Alanen unter ihrem kühnen Führer Saul warfen sich mit solchem Ungestüm auf die Gothen, daß dieselben zu weichen begannen; allein Alarich sammelte sie wieder und trieb nun die Alanen zurück. Es war ein gefährlicher Moment; aber Stilicho führte ruhig die Legionen vor, die den Kampf zum Stehen brachten und bald mehr und mehr die Oberhand gewannen. Alarich verlor sein Lager mit Tausenden von Gefangenen und der Beute von dem halbjährigen siegreichen Feldzuge. Nach der Schlacht kam es zu einem Waffenstillstand oder einem Friedensschlusse; aber im Sommer wurde wieder gekämpft, am heftigsten bei Verona. Alarich entging hier mit Mühe der Gefangenschaft und zog sich nach dem Gebirge zurück, um nach Rhätien oder Gallien zu entkommen. Allein die Pässe waren besetzt, und da Stilicho ihm auf dem Fuße folgte, so konnte er nicht vor- und nicht rückwärts. Alarich war eingeschlossen, wie beim Berge Pholoë. Aber wieder wie dort entkam er. In allen den Schlachten hatte der Sieg lange geschwankt. Wie dann, wenn die Verzweiflung des Feindes Kraft verdoppelte, und ihm ein Sieg zufiel? War es diese Erwägung, waren es andere Gründe, die aus der besonderen Lage des Augenblickes hervorgingen — genug, Stilicho schloß einen Vertrag mit Alarich, der ihm freien Abzug nach Illyrien gewährte.

In den folgenden Jahren hört man nichts von ihm, bis er im Jahre 407 im Dienste Stilicho's das oströmische Reich angriff. In der Zwischenzeit hielt er sich ruhig, und das war für Stilicho von der größten Bedeutung; denn es waren das die Jahre, in denen Rhadagais mit seinen wilden Schaaren Italien verheerte. Das Jahr 403 verlief ohne einen Krieg. Stilicho konnte das Heer wieder in Zucht und Ordnung bringen, welches in dem wechselnden Kampfe mit den Barbaren verwildert war, und die Räuberbanden beseitigen, die sich aus entlaufenen Soldaten gebildet hatten. Dazu kamen große Tumulte der Rekruten, die sich nicht in das Heer einstellen lassen wollten. Namentlich in Afrika waren diese Unruhen sehr groß. Die gewöhnlichen Mittel der Regierung reichten nicht mehr aus; Stilicho mußte die Bürger und Bauern auffordern, sich zu bewaffnen und Streifschaaren zu bilden. Die Gnade des absoluten Monarchen gewährte den Unter-

thanen das Recht, sich zu wehren [1]). Noch schlimmer war die Verwirrung der Rechtsverhältnisse. Zahllose Gewaltthaten und Prozesse folgten dem Abzuge der Barbaren. Schaaren von Bewohnern der unbefestigten Orte hatten sich geflüchtet; andere hatten sich ihrer Güter bemächtigt, oder — und diese Art von rohem Mißbrauch fremder Noth war sehr häufig — die Flüchtlinge wurden in den Orten, wo sie Zuflucht suchten, als Sclaven in Anspruch genommen. Wie sollten sie beweisen, daß sie Freie waren? Der Flüchtling hatte immer die Vermuthung gegen sich, daß er ein entlaufener Sclave war. Auch kamen jetzt aus den Landen, in welche sich Alarich mit seinen Gothen begeben hatte, Flüchtlinge nach Italien. Für alle diese mußte gesorgt werden. Die Beamten mußten deshalb großen Spielraum haben, und doch kamen jeden Tag neue Klagen über abscheulichen Mißbrauch ihrer Gewalt. Aber das war nun einmal nicht anders in dem zerfallenden Reiche. Immerhin brachte das Jahr 403 einen Stillstand in die Gefahren, und am 1. Januar 404 sah sich Rom im Glanze des festlichen Triumphzuges.

Aber dieses Jahr, das so hoffnungsvoll begann, brachte die größte Noth. Aus den Ländern an der mittleren Donau und der Theiß, die rechtlich zwar noch größtentheils zum römischen Reiche gehörten, thatsächlich aber von allerlei Barbaren eingenommen waren, sammelte sich eine ungeheure Masse derselben unter der Führung des Rhadagais. Er war ein Ostgothe, und diesem Stamme gehörte auch die Hauptmasse des Schwarmes an. Die Grenztruppen wurden übermannt, und widerstandslos war Italien der Plünderung preisgegeben; auch von den Städten wurden viele eingenommen und geplündert. In Rom regten sich zugleich die unterdrückten religiösen Parteien und bewiesen nun ihrerseits der herrschenden Orthodoxie, daß Gott dieses Elend über das Volk kommen lasse, weil der rechte Glaube unterdrückt sei. Der Fanatismus vergaß alle Gefahr, er konnte sich des Elends ordentlich freuen. Was galt ihm das Land

---

[1]) Cod. Theod. 14 de desertoribus: cunctis adversus latrones publicos desertoresque militiae ius sibi sciant pro quiete communi exercendae publicae ultionis indultum October 403. Ein ähnlicher Erlaß war bereits Ende Februar 403 veröffentlicht.

Für Stilicho ist es bezeichnend, daß er den Rekruten eine Gnadenfrist gewährte. Wer sich bis dahin fügte und stellte, sollte Gnade finden.

Die Gesetze gegen die Verknechtung von Flüchtlingen sind erst aus der Zeit nach Rhadagais; aber nach 402 mußte es ebenso sein.

im Vergleich mit solchem Beweise? Während die Parteien so stritten, arbeitete Stilicho an der Rettung des Landes, und noch einmal gelang sie ihm. Zunächst freilich mußte er sich zurückhalten. Solchen Massen war sein Heer nicht gewachsen. Erst im folgenden Jahre durfte er den Kampf wagen, nachdem er sich durch Hülfstruppen aus allerlei Volk verstärkt hatte. Er traf die Barbaren bei der Belagerung von Florenz und zwang sie zum Abzuge. Die Masse zerfiel in drei große Haufen, die sehr selbständig handelten. Einen derselben vernichtete Stilicho, die anderen schloß er in den Bergen von Faesulae so lange ein, bis der Hunger sie zwang, den hoffnungslosen Versuch zu machen, die Linie zu durchbrechen. Es wurden Tausende erschlagen, und zahllose Mengen zu Sclaven gemacht. Namentlich eine Abtheilung Hunnen unter ihrem Fürsten Uldin wurde der Schrecken der Gothen. Eine Eliteschaar von 12,000 vornehmen Gothen nahm Stilicho sofort in römischen Dienst; aber die Masse der Gefangenen kam auf den Sclavenmarkt. Für ein Spottgeld wurden sie weggegeben, und die Freude über solchen Gewinn ließ wenigstens Rom die Angst rasch vergessen. Stilicho stand auf der Höhe seines Ruhmes. Niemand wagte ihn einen Barbaren, oder seine Verträge mit Alarich einen Verrath zu nennen. Die vornehmen Frauen und Mädchen hatten Monate lang den entsetzlichen Augenblick kommen sehen, wo der Gothe sie binden und als Gefangene fortschleppen werde. Dann konnten sie in schmutziger Hütte die zerrissenen Wämser flicken und am Bache waschen, den Befehlen des wilden Weibes gehorchen und sich ruhig ergeben, wenn ein roher Geselle Gefallen an ihnen fand und sein Spiel mit ihnen trieb. Das alles war nun abgewendet. Stilicho hatte sie gerettet, ihm dankten sie Ehre, Gut und Leben. Sein Lob war in Aller Munde. Aber rasch vergißt der Mensch die Wohlthat. Was er nicht zu hoffen wagte, erscheint ihm bald als ein alltägliches Gut. Wie Luft und Licht nimmt er es als etwas Selbstverständliches hin. Stilicho stand auf dem Gipfel der Macht, aber auch unmittelbar vor seinem Sturze.

Das Jahr ging zu Ende unter dem Aufräumen der Trümmer — da kamen dunkele Gerüchte neuer Bewegung unter den Barbaren im Norden der Alpen, und am 1. Januar 406 überschritten Vandalen, Alanen und Sueben den Rhein. Die Vandalen hatten sechszig Jahre in Pannonien gesessen, und ein Theil des Volkes blieb auch jetzt noch in diesen Sitzen. Es drängte sie keine Noth; sogar der zurück-

gebliebene Rest des Volkes konnte das ganze Gebiet vertheidigen. Sie suchten überhaupt nicht nach neuen Sitzen, es war ein Raubzug, nur in großartigem Maßstabe. Mit ihnen zog ein großer Haufe jener Alanen, die 374 den Hunnen folgen mußten und seit der Zeit am Dnjestr und an der Donau hauster Die Sueben bildeten den kleinsten Schwarm und hatten sich den beiden anderen Haufen vielleicht erst am Rhein angeschlossen. Der Zusammenhang unter diesen Haufen war ganz lose. Sie hatten nicht einmal einen gemeinsamen Führer. Den Uebergang über den Rhein erzwangen die Vandalen für sich allein. Römische Truppen waren nicht da, ihn zu vertheidigen; aber die Franken schirmten die Grenze, treu ihrem Vertrage mit Stilicho und in eigenem Interesse. Verstärkt wurden sie durch einen Theil der Alanen, dessen Häuptling Goar von den römischen Behörden mit reichen Gaben gewonnen war und nun sofort gegen seine Kameraden und Stammgenossen losschlug. Die Vandalen kamen in große Noth. Ihr König Godegisel war mit 20,000 Volksgenossen bereits gefallen, und unter fürchterlichem Siegesgeheul stürzten die Franken und Alanen auf den Rest des Volkes. Da erschienen die Alanen unter dem Häuptling Respendial, die der Waffenbrüderschaft treu geblieben waren, und nun wendete sich die Schlacht. Mit frischer Kraft rannten sie die erschöpften Franken nieder und brachten ihnen eine schwere Niederlage bei. Ihr Landsmann Goar entfloh und diente noch manches Jahr im römischen Solddienste.

Drei Jahre lang plünderten diese Schaaren Gallien; nicht einmal die fernen Gegenden Aquitaniens waren sicher vor ihnen, denn die Römer hatten im Innern des Landes keine Besatzungen; nur die Grenzen wurden vertheidigt. In dieser Verwirrung drangen nun auch die Anwohner des Rheins über den Strom. Alamannen, Burgunden und Franken besetzten endgültig das langvertheidigte linke Rheinufer. Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Rheims, Amiens, Arras und andere Städte wurden erstürmt und geplündert; doch hielt sich in ihnen noch längere Zeit römische Bevölkerung: denn die Germanen mieden die Städte. Das Land aber wurde germanisirt. Eine große Erleichterung war es für Gallien, daß die Vandalen, Alanen und Sueben 409 die Pässe der Pyrenäen erstürmten und sich über das bisher verschonte Spanien ergossen, das von da ab fast siebenzig Jahre lang der Schauplatz wechselnder Kämpfe blieb[1].

[1]) Erst die Einverleibung in das westgothische Reich brachte hier Ordnung und Ruhe zurück.

Ruhig wurde Gallien freilich nicht; denn aus Britannien war ein Prätendent gekommen und hatte in Gallien Anhang gefunden. Er war von niederem Rang und auch kein besonders hervorragender Mensch; aber während Italien von den Barbaren überschwemmt war, stockte die Verwaltungsmaschine, und es war in den Provinzen ein gewisses Bedürfniß vorhanden, einen Kaiser aufzustellen[1]). Auch das empfahl ihn, daß er Constantin hieß, wie der gepriesenste aller Kaiser. Stilicho sandte ein Heer unter dem Gothen Sarus gegen ihn ab, das aber von den für Constantin kämpfenden Franken nach Italien zurückgetrieben wurde. Das geschah in den Jahren von 406 bis 408. Gallien war verloren, wenn Stilicho nicht selbst mit einer bedeutenden Macht dahin aufbrach. Aber ihn fesselte noch eine andere Aufgabe, eine schwere Verwicklung mit dem oströmischen Reiche.

Der Hof des Arkadius war der Schauplatz unaufhörlicher Intriguen. Eben in diesen Jahren erlag ihnen der heilige Chrysostomus. Man tödtete ihn zwar nicht, um sein Haupt durch die Straßen von Constantinopel zu tragen; aber man mordete den gebrechlichen Mann durch einen rohen Transport in ein fernes Exil. Im Kriege von 495 und 496 hatte Stilicho die Launen dieses Hofes geduldig ertragen, in den folgenden Jahren selbst die Unterstützung des gefährlichen Rebellen Gildo verziehen, und vielleicht war Ostrom auch an dem Einbruche Alarichs nicht unschuldig. Im Jahre 407 entschloß sich Stilicho, dem Treiben ein Ende zu machen. Er verbot jeden Verkehr mit dem Osten, so daß weder Reisende noch Waaren ein- oder ausgehen durften, und schloß mit Alarich einen Vertrag, daß er im Dienste des Honorius die oströmische Provinz Epirus angreifen sollte. Nach der Darstellung des Zosimus wollte Stilicho das oströmische Illyrien mit dem Westreiche vereinigen, und es ist wohl möglich, daß sich die Frage so zugespitzt hatte; aber das ist zweifellos, daß nicht die Gier nach einer Provinz oder nach dem Titel eines Regenten der beiden Reiche den Stilicho zum Angriff getrieben hat. Wo immer es möglich ist, einen Einblick in seine Handlungsweise zu gewinnen, da beweist er Besonnenheit und maßvolle Zurückhaltung. Wenn wir also hier seine Gründe nicht kennen, so dürfen wir sie darum nicht so niedrig suchen. Es wäre ein Wahnsinn gewesen, ohne dringenden Grund mit dem

[1]) Den Anstoß gab natürlich nicht das Bedürfniß sondern die pflichtvergessene Ehrsucht. In Britannien hatten die Truppen, so gering ihre Zahl auch war, rasch nacheinander drei Kaiser erhoben.

Osten Krieg anzufangen, während Gallien und Britannien verloren gingen.

Alarich rückte aus seinen nördlicher gelegenen Quartieren nach Epirus. Da kam ein Befehl des Honorius, die Expedition zu unterlassen. Alarich gehorchte und marschirte nach Noricum. Von dort aus forderte er durch eine Gesandtschaft 4000 Pfund Gold. Stilicho empfing die Gesandten in Ravenna, begab sich nach Rom zum Kaiser und legte die Forderung dem Senate vor. Es war das an und für sich nur eine Form: es gab keinen Widerstand gegen den Willen der „Milde und Erhabenheit," den der Minister repräsentirte; aber diesmal fand Stilicho Widerstand. Es war ein Zeichen, daß man seine Stellung für erschüttert hielt. Stilicho mußte seine Forderung nachdrücklich begründen: Alarich habe jene Märsche im Dienste des Kaisers gemacht und sei berechtigt, eine Entschädigung zu fordern. Man fügte sich, aber einer der Herren, der wohl mit den Intriguanten, welche an Stilicho's Sturze arbeiteten, genauere Fühlung hatte, wagte das kühne Wort: „Das ist kein Vertrag, das ist Knechtschaft." Er hatte das Feldgeschrei verrathen, unter dem die Bande kämpfte. Es war freilich noch ein wenig voreilig gewesen, und der Kecke flüchtete sich schleunig in eine Kirche. Aber bald durfte er sich seiner Heldenthat rühmen; denn die Katastrophe kam rasch.

Im Anfang des Jahres war Arkadius gestorben, erst 31 Jahre alt, und hatte die Regierung seinem Sohne Theodosius II. hinterlassen, einem Knaben von sieben Jahren. Da beredeten die Gegner Stilicho's den Kaiser, selbst nach Constantinopel zu gehen und die Verhältnisse zu ordnen. Stilicho rieth dagegen, daß der Kaiser in Italien bleibe, daß Alarich im Dienste des Kaisers gegen den Prätendenten Constantin nach Gallien geschickt werde, und er selbst nach Constantinopel. In Bologna gelang es Stilicho, dem Honorius dies ungestört auseinanderzusetzen, und dann willigte derselbe auch in Alles ein und setzte seine Unterschrift unter die erforderlichen Vollmachten für Stilicho wie für Alarich. Aber in Pavia gerieth er gleich darauf wieder in die Hand der Intriguanten, an deren Spitze ein gewisser Olympius stand, den Stilicho selbst emporgehoben hatte. Dieser reizte die in Pavia zu einer großen Parade vereinigten Truppen zu einem Aufstande gegen eine Reihe hochgestellter Offiziere und Beamten aus der Umgebung des Kaisers, welche treu zu Stilicho hielten, und die zuchtlosen Söldner erschlugen einige derselben noch vor den Füßen des Kaisers selbst. Dieser gerieth in furchtbare Angst und war nun ein ehr- und wehr-

loses Werkzeug in den Händen der Verschworenen. Er glaubte alles, was sie sagten, und sie erklärten ihm, daß Stilicho für seine Familie nach der Krone strebe. Darüber seien die Truppen empört und hätten in freilich etwas wildem Loyalitätseifer die Anhänger des Verräthers niedergeschlagen. Dabei fanden sie die beste Unterstützung an der Politik des oströmischen Hofes. Wie eindringlich ließ sich das Thema behandeln, daß die beiden Bruderstaaten lediglich durch die Intriguen dieses Barbaren verfeindet seien! Es war das eine große Ungerechtigkeit; aber es ist ja das Schicksal der großen Männer, daß ihnen ihr Verdienst zum Verbrechen verkehrt wird.

Die Nachricht von jener Mordscene traf den Stilicho in Bologna, wo er eben eine Meuterei gebändigt hatte. Anfangs glaubte er, auch der Kaiser sei erschlagen, oder derselbe sei wenigstens nicht jetzt schon mit den Mördern verbunden, und er faßte deshalb mit den Truppen, die bei ihm waren, den Beschluß, die Mordbande zu züchtigen. Aber bald wurde der Zusammenhang bekannt, und da blieb ihm nur die Wahl, sich in sein Schicksal zu ergeben, in der schwachen Hoffnung, den Honorius seinen Gegnern wieder zu entreißen, oder an der Spitze seiner Truppen dieselben niederzuwerfen. Das war der Bürgerkrieg, und so viel galt ihm sein Leben nicht. Kaum aber sah man ihn vor diesem Entschluß zurückweichen, so fielen alle von ihm ab, die noch zu steigen hofften. Voran der Gothe Sarus. Er wollte den Henkerslohn verdienen und überfiel mit seiner Schaar das Zelt des Feldherrn. Aber nur die treue hunnische Leibwache konnte er niederhauen. Stilicho entkam mit einem kleinen Gefolge nach Ravenna. In den Orten, durch welche er zog, ermahnte er noch die Bürger, keine Barbaren aufzunehmen, weil sie durch die letzten Vorfälle sehr aufgeregt seien. In Ravenna hörte er, daß seine Verhaftung befohlen war, und flüchtete in eine Kirche. Dort ward er umstellt; aber als ihm in Gegenwart des Bischofs eidlich versichert wurde, daß sein Leben geschont werden solle, da kam er heraus. Alsbald aber zeigten die Schergen einen anderen Befehl des Kaisers vor, der seinen Tod befahl. Da rissen zahlreiche Germanen, die in der Nähe waren, ihre Wehr von der Seite und wollten die Wachen niederstoßen. Aber Stilicho gebot ihnen Ruhe, und auch jetzt noch gehorchten sie ihm, dann bot er selbst den Hals dem tödtlichen Schlage dar.

So beraubte sich das unglückliche Reich selbst seines Retters, und der Tod desselben eröffnete zugleich eine wilde Hetzjagd auf alle, die

als seine Anhänger galten. Honorius befahl sogar, die Güter aller von Stilicho angestellten Beamten zu confisciren. Es war eine ebenso unsinnige wie verderbliche Maßregel. Dreizehn Jahre hindurch hatte Stilicho das Reich regiert und alle wichtigeren Posten besetzt, wenn nicht unmittelbar, so doch mittelbar. Es gab wenig Beamte, auf die man jenes Decret nicht hätte anwenden können, wenn man Lust dazu hatte. Sie alle waren in Angst und Aufregung und mußten eilen, durch eifrigen Anschluß an die neuen Personen und rücksichtslose Verfolgung aller näheren Anhänger Stilicho's sich selbst zu decken. Von den hohen Beamten wurden viele gefoltert, damit sie etwas aussagen sollten, was die Verrätherei Stilicho's beweise, und da sie nichts zu sagen hatten, so wurde das Foltern so lange fortgesetzt, daß zwei dieser hochgestellten Männer unter den Schlägen starben. Vor wenigen Tagen entschied Honorius nach ihrem Rath; jetzt wurden sie ohne irgend welche Schuld buchstäblich zu Tode geprügelt.

Stilicho hatte zuletzt die föderirten Barbaren um sich gehabt, Olympius regelmäßige Truppen. Auch unter ihnen waren viele Barbaren; aber sie galten doch als römische Truppen im engeren Sinne. Zwischen ihnen und den föderirten Barbaren bestand naturgemäß die Rivalität des Corpsgeistes, die in keiner Armee zwischen den verschiedenen Truppengattungen fehlt, hier aber noch unendlich gesteigert war durch den Hochmuth des Römers, die traditionelle Verachtung gegen die Barbaren. Mit diesen Gesinnungen war jeder geborene Römer aufgewachsen, und die Barbaren in den Legionen blieben natürlich hinter den echten Römern darin nicht zurück. Weil Olympius diesen thatsächlich vorhandenen Haß zur Durchführung seiner persönlichen Absichten benutzte, so erhielt es den Anschein, als handele es sich ihm um einen Principienkampf, als sei es ihm darum zu thun, das Land von den Barbaren zu reinigen. Allein unter den Gemordeten waren auch viele Römer, und umgekehrt wurden nicht nur die Barbaren, die sich dem neuen Günstling anschlossen, in ihren Stellungen gelassen, sondern es wurden bald auch neue Schaaren von Hunnen und Gothen in den Dienst genommen. Leicht hatte Olympius die Legionen zur Emeute gereizt; aber schwer war es, sie wieder zu bändigen. In ihrer Wuth stürzten sie sich auf die Frauen und Kinder der Föderaten, die in verschiedenen Städten und Dörfern Oberitaliens einquartiert waren, ermordeten sie und bemächtigten sich ihrer Habe. Da erhoben sich gegen 30,000 Föderate im Aufruhr und marschirten zu Alarich nach Noricum. Das mochte leicht die Hälfte aller Truppen sein, die dem

Honorius in Italien zu Gebote standen. Der Feldherr war ermordet, und die Armee aufgelöst; der Leiter der Regierung war ermordet, und die Beamten in täglicher Sorge vor Confiscation und Folter: das war der Preis, den das Land bezahlte, damit ein elender Höfling Carriere machte.

Alarich versuchte auch jetzt noch, seine Forderungen friedlich durchzusetzen; da sie aber abgeschlagen wurden, so rief er seinen Schwager Athaulf herbei, der in Ober-Pannonien, in dem Lande zwischen der Donau von Wien bis Komorn im Norden und der Sau im Süden, an der Spitze eines großen Schwarmes von Gothen und Hunnen stand. Doch brach er auf, ohne ihn abzuwarten. Er zog an Aquileja vorbei in südwestlicher Richtung, überschritt bei Cremona den Po und marschirte dann auf der großen Straße über Parma und Modena nach Rimini, von da erst am Meere hin und dann über den Apennin nach Rom. Der Marsch war wie ein Festzug. Honorius hatte sich in Ravenna eingeschlossen, und seine neuen Günstlinge hatten genug zu thun, die Anhänger Stilicho's zu foltern und zu morden. Wäre ihnen doch beinahe der Sohn Stilicho's entgangen. Auch seine Gemahlin verstieß Honorius, weil sie eine Tochter Stilicho's war; doch ließ er sie nicht tödten, sondern ihrer Mutter zurückbringen, der Serena, die zugleich seine Adoptivschwester war. Diese hielt sich in Rom auf, und als Alarich heranrückte, da breiteten die Höflinge das Gerücht aus, Serena habe ihn herbeigerufen, um den Tod ihres Mannes zu rächen. Das war eine gute Gelegenheit zu beweisen, wie völlig man sich den neuen Gewalthabern angeschlossen habe, und so verfügten denn der Senat und Placidia, die andere, leibliche, Schwester des Honorius, welche in Rom Hof hielt, die Ermordung der Tochter des Theodosius, der Gemahlin des Mannes, welcher Rom so oft gerettet hatte.

Diese Schandthat besserte die Lage der Stadt nicht. Alarich besetzte den Hafen und alle Straßen, kein Wagen konnte hinein und kein Viehtransport. Anfangs tröstete man sich mit der Hoffnung, die Vorräthe würden ausreichen, bis Entsatz käme, und setzte die täglichen Rationen auf die Hälfte und dann auf ein Drittel herab. Aber bald mußte eine Gesandtschaft in das gothische Lager, um über die Capitulation zu unterhandeln. Sie trat sehr stolz auf: „Das Volk rüstet sich, sagte sie, und es ist zahllos wie der Sand am Meere." Da lachte Alarich und rief höhnisch: „Je dichter das Gras,

desto besser läßt es sich mähen." Dann sagte er seine Bedingungen — die Drohung mit dem Widerstande behandelte er als einen Scherz. Alles Gold, das in der Stadt sei, und alles Silber forderte er, dazu alle Sclaven barbarischer Herkunft. Entsetzt fragte einer der Gesandten, was er ihnen denn lassen wolle. „Das Leben", war die Antwort. Die Senatoren waren rathlos, als sie die unbestimmten und alles übersteigenden Forderungen hörten. In der Angst griff die Residenz des Nachfolgers Petri sogar wieder zu heidnischen Zauberkünsten. Aber kein kräftiger Spruch bannte den Feind von den Thoren, dagegen erlangte eine zweite Gesandtschaft einen günstigeren Bescheid.

Gegen 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidene Gewänder, 3000 purpurgefärbte Pelze und 3000 Pfund Pfeffer gewährte Alarich einen Waffenstillstand. Die Forderung an Golde war sehr mäßig. Es gab damals in Rom Familien, welche die gleiche Summe als Jahresrente einnahmen, und wie oft verbrauchte ein einzelner Mann ähnliche Summen auf einmal, um den Antritt eines curulischen Amtes durch Festspiele zu verherrlichen. Trotzdem war es nicht leicht, die Summe sofort zusammenzubringen, und es mußten die silbernen und goldenen Götterbilder eingeschmolzen werden, die der Staat seit Gratian und Theodosius aus den Tempeln in seine Verwahrung genommen hatte. Darunter war auch die Statue der Virtus. Die Menschen ergingen sich damals beständig in Anspielungen und Ahnungen, und man kann leicht denken, welch schmerzliche Betrachtungen angestellt wurden, als nun die altrömische Tapferkeit und Tüchtigkeit auch nicht einmal mehr im Bilde in Rom weilen sollte. Nach Empfang des Geldes und der Lieferungen zog Alarich mit seinem Heere etwas nördlich, verstärkt durch 40,000 Sclaven, die aus der Stadt entflohen waren, der Masse nach wahrscheinlich Gefangene aus dem Heere des Rhadagais. Zugleich gestattete er den Römern einen dreitägigen Markt, um sich zu verproviantiren. Mit Energie strafte er eine Schaar seiner Leute, die einen solchen Transport angriffen; denn was er gewährt hatte, das wollte er halten. Aber es war nur ein Waffenstillstand, und er hatte ihn auf so billige Bedingungen hin nur deshalb bewilligt, weil der römische Senat außerdem die Verpflichtung übernommen hatte, seine Verhandlungen mit Honorius zu unterstützen und in seinem Namen Gesandte nach Ravenna zu schicken. Das war ihm das Wichtigste bei dem ganzen Vertrage; um dies zu erzwingen, hatte er die Römer zuerst durch

seine ungemessenen Forderungen erschreckt. Jene Gesandten des Senates boten dem Honorius einen definitiven Frieden an. Alarich wollte Föderat des Kaisers werden und mit seinem Volke und dem Schwarme, der sich jeweilig damit vereinigte, des Kaisers Schlachten schlagen. Als Gegenleistung forderte er die Provinzen Dalmatien, Venetien, Noricum und den Rang und Titel eines magister militum, der ihn den höchsten römischen Beamten gleichstellte und ihn im Falle des Krieges davor schützte, unter den Oberbefehl einer der Creaturen des Hofes gestellt zu werden. Außerdem verlangte er noch jährlich eine bestimmte Summe Gold und monatliche Getreidelieferungen.

Das Heer, das Alarich anbot, war sehr bedeutend, und auch seine Forderungen waren nicht gering. Mit Annahme des Vertrages schied das Heerwesen einem großen Theile nach aus der römischen Verwaltung aus und ward gewissermaßen einem Generalentrepreneur übergeben. Aber der Vorschlag kam nicht in Folge einer Lust oder Laune, sondern die Verhältnisse hatten nach und nach dahin geführt. Die bisherige Art des Heerwesens erzeugte Emeute auf Emeute. Selbst ein so hervorragender Kaiser wie Theodosius mußte seine ganze Regierung hindurch mit Usurpatoren und Revolten kämpfen, und jetzt brachte fast jedes Jahr mehrere. Das Heer bestand aus zwei Elementen, aus föderirten Barbaren und aus römischen Soldaten im strengeren Sinne. Aber auch diesen letzteren war der Gedanke an das Wohl des Landes, das Pflichtgefühl des für den Schutz des Vaterlandes kämpfenden Bürgers fast ganz fremd. Sie recrutirten sich aus Lagerkindern und einer seit langer Zeit tief herabgedrückten Schicht der Bevölkerung oder selbst aus Barbaren. Der Corpsgeist und das Hochgefühl, der feigen Masse der übrigen Gesellschaft ihr Gesetz aufzulegen, die Lust am Dreinschlagen und Beutemachen — diese Instincte des Söldners waren weit stärker in ihnen als die Bande, die sie an das Land knüpften. Da es nun die wirthschaftlichen Verhältnisse der römischen Gesellschaft, ihre Anschauungen vom Leben und ihre Ansprüche an das Leben unmöglich machten, aus ihr selbst ein anderes Heer zu nehmen, so blieb nichts weiter übrig, als den föderirten Barbaren eine Stellung im Reiche zu geben, die mehr Festigkeit versprach. Dies bot Alarich an. Bisher traten die zersprengten Theile barbarischer Völker, kleine Häuptlinge mit kleinen Schaaren, in den Dienst des Kaisers [1]) und wurden hier erst nach

[1]) Auch die Westgothen, die mit Theodosius den Vertrag schlossen, machten keine Ausnahme. Der Zusammenhang der Masse war nur sehr lose.

Analogie römischer Armeecorps zu größeren Haufen vereinigt und einem aus ihrer Mitte unterstellt. Das Band, das sie zusammen hielt, blieb lose. Dies war ein Vortheil, solange der Kaiser das Vertrauen hatte, diese fremden Massen ganz zu beherrschen. Es hatte sich aber gezeigt, daß es nicht ging. Eriulf, Alarich, Sarus, Gainas und zahllose andere dieser Häuptlinge hatten die Befehle des Hofes verspottet und das Reich vom Taurus bis zu den Alpen mit endlosen Kämpfen erfüllt. Alarich bot dem Kaiser Föderate an, die durch nationale Mittel zu einem Volke verbunden waren. Hier war Bürgschaft größerer Ordnung. Die kleinen Häuptlinge konnten nicht mehr wagen, Empörung zu beginnen. Freilich wurde Rom damit abhängig von seinem Diener. Wenn Alarich plötzlich seine Forderungen verdoppelte, wer wollte ihm widerstehen? Konnte er doch in den ihm überlassenen Provinzen Waffen und Maschinen bereiten lassen, wie er in Illyrien gethan hatte, und seine Barbaren römisch ausrüsten.

Diese Gefahr war groß, aber doch nicht größer als diejenige, welche der bisherige Zustand mit sich brachte. Vor Allem aber war zu erwägen, daß es sich nicht mehr darum handelte, diese Gefahr heraufzubeschwören: sie war bereits vorhanden. Alarich stand an der Spitze eines Volkes, er hatte römische Provinzen besetzt. Es handelte sich nur darum, diese Thatsachen anzuerkennen und auf Grund derselben einen Friedenszustand und eine rechtliche Ordnung herzustellen. Sehr bedenklich war freilich, daß Alarich die Provinzen forderte, welche Italien beherrschten; aber in diesem Punkte gab er im Laufe der Unterhandlungen nach. Er wollte sich mit Noricum begnügen und kein Geld, sondern nur jährliche Getreidelieferungen beanspruchen. Das Land Noricum, ein Quadrat, welches im Norden durch die Donau von Passau bis Wien und im Süden durch Drau und Sau begrenzt wird, mit den Städten Lauriacum (Lorch bei Linz), Juvavia (Salzburg), Virunum (Mariasaal), war doch nicht mehr zu halten. Mäßiger konnte Alarich nicht sein. Mit beiden Händen mußte Honorius zugreifen, um seinem Lande den Frieden so billig zu erkaufen, den die Lage des Reiches gebieterisch forderte. Durch den Sturz Stilicho's war das Heer wie die Verwaltung der Auflösung nahe gebracht, und zu dieser inneren Schwächung kam die Bedrängniß von außen. Die Alpenländer und die Gegenden im Osten und Nordosten Italiens waren nur noch theilweise im römischen Besitz, Italien hatte Alarich eingenommen, und durch den Usurpator Constantin waren auch Britannien, Gallien und Spanien abgerissen. Honorius

war mehr nur noch dem Anspruche nach Kaiser. In Gallien fühlte sich der Usurpator Constantin so sicher, daß er eine aus Eunuchen bestehende Gesandtschaft an Honorius abschickte und von ihm als legitimer Kaiser anerkannt zu werden forderte. Honorius mußte die Eunuchen empfangen und ihnen für ihren Herrn ein kaiserliches Gewand mitgeben., Wohin war es mit dem römischen Reiche gekommen! Barbaren waren seine Feldherrn, Kinder oder Abenteuerer seine Kaiser, Eunuchen seine Diplomaten. Und dabei sangen die Dichter, und redeten die Redner von dem unbesiegten Rom und von den Söhnen der Wölfin.

Honorius konnte nicht einmal einen Versuch machen, die Gothen aus Italien zu vertreiben. Alarich vernichtete eine auserlesene Schaar von 6000 Mann, welche die Besatzung von Rom verstärken sollte, völlig, und selbst das konnte Honorius nicht hindern, daß Athaulf mit einer nur mäßigen Schaar durch ganz Italien dem Alarich zuzog. Nur von Ostrom konnte Hülfe kommen, und Honorius hatte schon vor dem Tode Stilicho's darum gebeten; aber es dauerte ein Jahr, ehe sie kam, und auch da erschienen nur 4000 Mann. Unter solchen Umständen war es lediglich ein frevelhaftes Spiel, das Friedensangebot von Alarich zu verwerfen. Aber Honorius merkte von all der Noth wenig. Er hatte seine gut besetzte Tafel und seine unschuldigen Spielereien; solange das währte, beherrschten ihn die Intriguanten leicht, die ihn durch Lüge und Verleumdung dahin gebracht hatten, den Stilicho zu ermorden. Nur das wurde ihnen gefährlich, daß sie sich untereinander den Raub streitig machten. Einer stürzte den anderen; aber gegen Alarich hielten sie zusammen. Denn es waren unter ihnen wohl allerlei geschickte Leute, aber keiner von überlegener Bedeutung, und es war ihnen deshalb allen klar, daß Alarich Stilicho's Stellung einnehmen würde, wenn der Föderatvertrag zu Stande kam, und daß ihre Zeit dann vorbei sei. So hielten sie den Kaiser fest auf dem verhängnisvollen Wege. Als Jovius den Olympius stürzte, der sich zuerst auf Stilicho's Platz gesetzt hatte, da rieth er anfangs freilich zum Frieden mit Alarich; aber bald schlug er wieder die Wege des Olympius ein und war noch hartnäckiger als jener. Er trieb den Kaiser sogar zu der lächerlichen Komödie, einen Eid zu schwören, daß er dem Alarich niemals die Würde eines magister militum verleihen werde und auch niemals einem anderen Manne seines Stammes. Darauf mußten alle hohen Beamten schwören, nicht für den Frieden mit Alarich zu wirken.

das Grab verdeckte; da wurden die Gefangenen getödtet, damit keiner verrathe, wo das Grab sei.

Athaulf war ein würdiger Nachfolger des Alarich. Nicht groß von Gestalt, aber schön und gewinnend, dabei von hervorragender Klugheit und wie Alarich fest entschlossen, seine Gothen zu einem Culturvolke zu erheben. Noch zwei Jahre blieb Athaulf mit den Gothen in Italien, ohne daß es zu erheblichen Kämpfen oder zu einem Friedensschlusse gekommen wäre. Dann zog er nach Gallien, wo eine unglaubliche Verwirrung herrschte. Gegen den Usurpator Constantin hatte sich ein anderer erhoben, und dies gab dem Honorius Gelegenheit, sie beide zu vernichten. Aber noch ehe es völlig gelang, hatte sich ein dritter Usurpator aufgeworfen. Es war ein vornehmer Mann mit Namen Jovinus, der sich namentlich auf die Burgunder um Worms und den Alanenhaufen des Goar stützte. In Mainz war seine Residenz. Seit Athaulfs Ankunft gab es also drei Hauptmächte in Gallien: das Heer des Honorius, das des Jovinus und das des Athaulf. Daneben aber zogen noch die Bagauden durch das Land. Das waren Bauern, die sich aus Verzweiflung über die endlosen Quälereien des Staates, der sie nicht einmal schützen konnte, zu förmlichen Heeren zusammengerottet hatten, dann Haufen von Gothen, Alanen, Hunnen und anderen Barbaren. Athaulf hielt es anfangs mit Jovinus, dann trat er in den Dienst des Honorius, überwand den Jovinus und lieferte ihn nach Ravenna. Als aber sein Vertrag mit Honorius keinen Bestand hatte, da erhob er wie ehemals Alarich den Attalus zum Kaiser, der noch immer dem Gothenheere folgte. Aber Attalus konnte ihm keine Hülfe bringen; er fand nur da Anerkennung, wo die Gothen standen. Die Truppen des Honorius hatten dagegen an dem Illyrier Constantius einen ausgezeichneten Führer; in ihm fand Stilicho endlich wenigstens annähernd einen Ersatz. Ernst und streng im Dienste, heiter scherzend in den Stunden der Muße, war er gefürchtet und geliebt zugleich. Honorius fügte sich ihm ganz: was er forderte ward ihm gewährt. Sein Ehrgeiz ging dahin, des Kaisers Schwester Placidia aus der Gefangenschaft der Gothen zu befreien, sich mit ihr zu vermählen und dann als des Kaisers Schwager das Reich zu regieren. Aber Athaulf forderte das Gleiche für sich oder wenigstens eine andere befriedigende Stellung im Reiche. Lange Zeit wurde darüber verhandelt; aber es kam zu keinem Abschlusse. Was man Athaulf für die Auslieferung der Placidia bot, das genügte nicht oder schien ihm nicht zuverlässig. Da entschloß er sich, die Placidia ohne

Magazine, von Honorius abzufallen und den Stadtpräfecten Attalus als Kaiser auszurufen.

Attalus war ein Heide; aber aus Rücksicht auf Alarich ließ er sich von einem gothischen Bischofe taufen. Indeß war dies auch fast die einzige Rücksicht, die er auf Alarich nahm. Er war ein vornehmer Mann von großen Ansprüchen, aber geringer Kraft. Er war in seinem Römerstolze keck genug, den Gothenkönig wie einen von ihm ernannten Beamten zu behandeln, und im Senat hielt er prahlerische Reden; aber nichts führte er wirklich aus. Zunächst kam es darauf an, dem neuen Kaiser Afrika zu unterwerfen, sonst mußte binnen kurzer Zeit Hungersnoth in Rom ausbrechen. Alarich, der von Attalus zum magister militum ernannt war, forderte, daß ein Theil seiner Gothen unter dem von ihm bezeichneten Führer damit beauftragt werde. Attalus ging nicht darauf ein. Neben Alarich hatte er auch einen Römer zum magister militum ernannt und ihm die Truppen unterstellt, die in Rom und Umgegend gestanden hatten und mit ihm von Honorius abgefallen waren. Einen Theil dieser Truppen sendete er nach Afrika und zog mit Alarich gegen Ravenna, um Honorius zur Abdankung zu zwingen. Der schwache Mann war auch bereit, ihn als Mitregenten anzuerkennen; aber Attalus verlangte, daß er abdanke und sich auf eine Insel verbannen lasse. In seiner Angst wollte Honorius schon in den Orient entfliehen; da landeten im Hafen von Ravenna sechs Cohorten — 4000 Mann —, welche ihm sein Bruder Arkadius zu Hülfe sandte. Diese Verstärkung hob seinen Muth, und er entschloß sich, wenigstens solange in Ravenna auszuharren, bis über die afrikanische Expedition des Attalus entschieden sei. Sie mißglückte und ebenso eine zweite. Unterdeß aber erzeugte das Ausbleiben der afrikanischen Getreidelieferungen in Rom eine Theuerung, die sich zur förmlichen Hungersnoth steigerte. Die Armen griffen zu allerlei ekelhafter Nahrung, und bei den Circusspielen — denn kein Hunger und keine sonstige Bedrängniß konnten das leidenschaftliche Verlangen der großen Städte nach diesen Lustbarkeiten ertödten — riefen kecke Schreier dem Stadtpräfecten zu: „Bestimme doch den Preis für Menschenfleisch."

Alarich hatte dies Unglück vorhergesehen; aber sein Rath war nicht gehört, und er hatte sich gefügt, denn er wollte den von ihm erhobenen Kaiser halten, so lange er konnte. Er hatte sich unterdeß bemüht, die Städte Mittelitaliens zur Anerkennung desselben zu zwingen. Jetzt sah er ein, daß Attalus unfähig sei, sich zu behaupten,

setzte ihn ab und zog dann noch einmal nach Ravenna, um mit Honorius Frieden zu schließen. Es wäre auch wohl geglückt, wenn nicht kurz vorher der Gothenhäuptling Sarus, der unabhängig von Alarich einen freilich sehr kleinen Gothenhaufen führte und dem Alarich verfeindet war, in den Dienst des Honorius getreten wäre und Einfluß bei ihm erlangt hätte. So wurde Alarich wieder abgewiesen, und nun war seine Geduld zu Ende. Wollten sich die Römer nicht auf Frieden einlassen, so sollten sie den Krieg in seiner Schärfe empfinden. Der Kaiser selbst war freilich unangreifbar in der sumpfumgebenen Festung; aber Rom war jetzt wieder die Stadt des Honorius, und Rom sollte für ihn büßen. Mit diesem Gedanken zog Alarich jetzt zum dritten Male vor Rom, das seit dem Sturze des Attalus wieder von Afrika versorgt ward. Durch die erste Belagerung hatte er den Senat gezwungen, seine Verhandlungen mit Honorius zu unterstützen. Da sie nicht zum Ziele führten, zwang er die Stadt durch die zweite Belagerung, von Honorius abzufallen und sich mit ihm zur Aufstellung eines Gegenkaisers zu verbinden. Jetzt kam er vor die Stadt, um sie zu plündern. War sie nicht stark genug, um als Bundesgenossin zu nützen, so war sie doch reich genug, berühmt und geliebt genug, um in ihr den römischen Gegner empfindlich zu züchtigen.

Es war kein leichter Entschluß. So manche Stadt hatten seine Gothen in Flammen aufgehen lassen; aber Rom war eine ganz besondere Stadt. Ihr Name war Macht und Herrlichkeit. In ihr verehrte und bewunderte die Welt den Ursprung des gewaltigen Reiches, das auch in seinem augenblicklich so jammervollen Zustande dem klugen Barbarenfürsten als das einzige wirkliche Reich galt. Wer durfte es wagen, sich an dieser Stadt zu vergreifen? Dunkle Sagen gingen, daß jeder sterben müsse, der es wage. Andere Prophezeihungen waren noch schrecklicher. „Einst wird der Tag kommen, wo dieses Haupt der Welt im Feuer vergeht; aber das ist das sichere Zeichen, daß der Untergang der Welt bevorsteht.“ Aber je seltener die Frucht, desto mehr reizt sie. „Nicht aus eigenem Willen ziehe ich gegen Rom. Ein Dämon treibt mich, eine innere Stimme. Unaufhörlich ruft sie mir zu: Mache dich auf, zaudere nicht und zerstöre Rom.“ So ließen die Römer den Alarich sprechen, und sie trafen damit ohne Zweifel den Grundzug seiner Stimmung; nur haben sie ihn in das Sentimentale und Mystische gesteigert. Alarich blieb der ruhig überlegende Feldherr und der maßvolle Mann. Er

entschloß sich zur Eroberung Roms, als er den Trotz des Honorius nicht anders strafen konnte und er keinen Grund mehr hatte, seinem Heere die Plünderung der Stadt zu versagen, von deren ungeheueren Schätzen die ausschweifendsten Vorstellungen in Umlauf waren. Aber auch bei der Eroberung überließ er sich nicht der blinden Zerstörungswuth.

Mitte August des Jahres 410 lagerte er vor den Thoren Roms, nahm die Stadt nach kurzer Belagerung und gab sie seinen Gothen auf drei Tage zur Plünderung preis. Es war die Nacht des 24. August, als die Gothen eindrangen. Sie warfen Feuer in die Häuser am Thore, und beim Scheine des Brandes, der die nächsten Straßen verzehrte[1]), jagten sie die Einwohner vor sich her und brachen in die Häuser ein, wo es einem jeden gefiel. Es waren drei schreckliche Tage; und doch, wenn man das Schicksal anderer eroberter Städte und andere Eroberungen Roms vergleicht, so muß man die Schonung bewundern, welche die Gothen übten. Zwar wurden viele erschlagen und noch mehr mishandelt und in Knechtschaft geführt — aber es war kein allgemeines Morden und keine allgemeine Verknechtung. Alarich hatte befohlen, die Menschen zu schonen und nur das Gut zu rauben. Es war endlich auch kein wüstes Zerstören und Verbrennen. An und für sich waren die Gothen nicht mild und schonend. Die Raubfahrten des dritten Jahrhunderts, die Verwüstung spanischer Städte im fünften Jahrhundert zerstören jeden derartigen romantischen Traum. Aber hier waren sie mitten in der Plünderung, ich möchte wohl sagen gehalten. Zwei Mächte waren es, die sie hemmten, der Wille ihres Königs und das Christenthum. Die Gothen waren Arianer und deshalb in Glaubensfeindschaft mit den Priestern, die in Rom die Kirche vertraten; aber die Arianer fühlten sich nicht als Secte, sondern als allgemeine Kirche. Es galt ihnen nur als vorübergehendes Misgeschick, daß in mehreren Orten die Bischöfe der feindlichen Lehre von Nicäa herrschten. Die heiligen Orte der christlichen Tradition waren alle auch ihnen heilig. Nächst Jerusalem und Bethlehem war aber kein Ort heiliger als Rom, keine Kirche geehrter als die des heiligen Petrus und des heiligen Paulus. Mitten in ihren leidenschaftlichen Klagen über die Zerstörung der Stadt und in ihren Wuthausbrüchen über die Barbaren konnten deshalb die Zeitgenossen doch eine Reihe von Beispielen auffallender Milde nicht verschweigen.

[1]) Damals verbrannte auch das schöne Quartier der „Gärten des Sallust."

In ihrem reichen Hause auf dem Aventin ergriffen einige Gothen die fromme Marcella und schlugen sie in roher Weise, damit sie die Schätze anzeige, die sie verborgen glaubten. Als aber die Heilige unter allen Qualen nur darum bat, ihre Pflegetochter vor Gewalt zu schützen, da wurden die Krieger von Ehrfurcht erfüllt und führten die beiden Frauen in die Kirche des heiligen Paulus. Einen unauslöschlichen Eindruck machte vor Allem die Rettung der heiligen Gefäße aus der Kirche von St. Petrus. Man hatte dieselben in ein entlegenes Haus geschafft und eine fromme Jungfrau als Wächterin dazu gesetzt. Aber ein Gothe fand das Versteck. Schon war er im Begriff, sich voll Gier auf den kostbaren Schatz zu stürzen; da sagte die Wächterin: „Diese Gefäße sind Eigenthum des heiligen Petrus. Willst du sie rauben, so kann ich dich nicht abhalten; aber der Heilige wird den Frevler an seinem Eigenthum zu treffen wissen.“ Das Mädchen war wehrlos; doch sie fühlte sich sicher, und was ihr Kraft gab, das lähmte den Krieger, der vor ihr stand. Scheu zog er sich zurück und meldete Alarich, was er gefunden und was er gethan habe. Alarich befahl ihm, mit einer genügenden Schaar zurückzukehren und die heiligen Gefäße sammt ihrer Wächterin sicher in die Kirche zu geleiten. Als der sonderbare Zug das Haus verließ, Gothenkrieger in friedlicher Haltung, die goldenen Gefäße nicht als Beute fortschleppend in Säcken und Körben, wie der Augenblick sie bot, sondern in geordnetem Zuge ehrfürchtig tragend; da eilten von allen Seiten Flüchtlinge herzu. Greise und Kinder, Männer und Weiber bildeten eine Procession, die sich mit jedem Schritte verlängerte und feierliche Hymnen singend der Kirche zuging. Auch Gothen kamen herbei, auch Heiden schlossen sich an, — es war ein Schauspiel, wie es die Welt wohl nie sonst gesehen. Die Wuth plündernder Barbaren und der Fanatismus feindlicher Confessionen wurden in Andacht gebändigt. Es war ein schöner Triumph der Religion.

Aber die Scheu vor der Religion allein hätte doch nicht ausgereicht, die dreitägige Plünderung in solchen Schranken zu halten. Der Wille des Königs hielt die Ordnung aufrecht. Er muß eine starke, auserlesene Schaar zusammengehalten haben, um sich in jedem Augenblicke Gehorsam zu erzwingen. Lose war das Band, das die Leute zusammenhielt, die ihn als ihren König ehrten, und außerdem waren dabei Haufen von Hunnen, entlaufene Sclaven, Banden von allerlei germanischen Stämmen, die sich erst kürzlich angeschlossen

hatten und ebenso leicht wieder ablösten und zu den Römern gingen. Es bedurfte einer überlegenen Kraft, um sie im Zaume zu halten und sie zu zwingen, die Stadt schon nach drei Tagen wieder zu verlassen. Mehr als alle seine Siege zeigen diese Tage die Größe des Helden.

Am 28. August verließ Alarich die Stadt. Sein Heer war reich beladen mit Schätzen aller Art. Aber Rom stand doch noch, und seine schönsten Zierden waren im Wesentlichen erhalten. „Höre mich, Königin, Du, die Schönste der Welt, die Dein eigen. Wer Deine Tempel betritt, wähnet den Himmel sich nah." So sang wenige Jahre nach dieser gothischen Plünderung der Dichter Rutilius Namatianus in dem Gedicht, das über die Verwüstung anderer Gegenden Italiens durch die Gothen lebhafte Klage erhebt. Aber trotz der verhältnißmäßigen Schonung fühlte man in den fernsten Winkeln des Reiches den Schlag, der Rom getroffen hatte. Bettelnd irrten Tausende von Flüchtigen durch die Lande und erzählten von den Schreckenstagen. Augustin schrieb seine gewaltige Strafpredigt vom Falle der Stadt, und der heilige Hieronymus in Bethlehem war sprachlos vor Schmerz. „Es stockt meine Zunge, und die Worte gehen nicht aus dem Munde, die ich dem Schreiber dictiren will. Die Stadt ist bezwungen, die den Erdkreis bezwang." Diese Erstürmung Roms hat nicht wenig dazu beigetragen, die Römer aufzurütteln aus ihrem Traume von der ewigen Dauer des Reiches. Sie wurden zugänglicher der Vorstellung, daß es doch einmal sinken werde. Nur der elende Hof und seine Creaturen blieben, was sie waren und wie sie waren. Heraclian, der für die Ermordung Stilicho's mit der Verwaltung Afrika's belohnt war, machte die vornehmen Römerinnen, welche vor den Gothen zahlreich nach Karthago geflüchtet waren, zu Sclaven und verkauften sie an syrische Händler, von denen sie dann in die Bordelle der östlichen Städte geliefert wurden. Und wie der Kaiser selbst die Schreckensnachricht aufnahm, darüber giebt es eine Anekdote, die sicher erfunden ist, die aber besser als alle Schilderungen bezeichnet, wessen man sich von ihm versah und wie er war. Honorius beschäftigte sich viel mit Hühnerzucht, und namentlich war ein großer Hahn sein ausgesprochener Liebling, der den stolzen Namen Roma führte. Nun wollte der Zufall, daß der Eunuch, der dem Hühnerhofe vorstand, der erste war, der dem Kaiser Nachricht von der Eroberung Roms brachte. Voll Aufregung sagte er: „Roma ist zu Grunde gegangen." Da antwortete Honorius: „Was? Eben

hat er ja noch aus meiner Hand gefressen." „Die Stadt Roma," wiederholte der Eunuch, „ist zu Grunde gegangen." „Ach so," erwiderte Honorius, „ich glaubte, du sprächest von dem Hahn" [1]).

Plündernd zogen die Gothen von Rom durch Campanien. Das Land war wehrlos und mußte leisten und leiden, was ihm aufgelegt wurde. Mit Behagen lagerte das Volk in dem sonnigen Süden, hier und da, auf weitem Raume zerstreut. Wo es ihm gerade gefiel, da rastete es länger, schwelgend in den Genüssen, die das bisher noch von keinem Raubzuge der Barbaren verheerte Land bot. Jeder Gothe hatte zahlreiche Sclaven und Sclavinnen, die neben seinem Wagen einhergingen und die Beute schleppen mußten. Alarich zog bis an die Meerenge von Messina, um nach Sicilien überzusetzen und von da nach Afrika. Durch Afrika wollte er Honorius zwingen, seine Bedingungen zu erfüllen, sei es, daß er mit seinem Volke in Afrika selbst siedeln wollte, sei es in einer anderen Provinz. Aber ein Sturm zerstreute die Schiffe, welche die erste Atbheilung der Gothen über die Meerenge tragen sollten, und bald darauf starb Alarich, ehe er noch einen zweiten Versuch machen konnte.

Er stand in der Blüthe seiner Jahre, inmitten einer großartigen Laufbahn. Fünfzehn Jahre hindurch hatte er als König an der Spitze der Gothen gestanden, und diese ganze Zeit hindurch hatte er den Plan verfolgt, im Reiche des Kaisers eine rechtlich gesicherte Stellung zu gewinnen. Zweimal war es ihm gelungen; aber die Rivalität des oströmischen und weströmischen Reiches führte beide Male zur Auflösung des Verhältnisses. Leicht hätte er nördlich der Donau Land finden können, wo er ruhig siedeln konnte, denn die Germanen und Hunnen, welche diese Gegenden innehatten, waren in eine Menge kleiner Völkerschaften zersplittert und ihm nicht gewachsen — aber er wollte eine römische Provinz zur Ansiedelung und zwar auf Grund eines Vertrages. Nur im Anschluß an Rom, in der Hebung seines Volkes durch römische Cultur sah er das Heil. Nicht einmal die Bewaffnung konnte er ohne römische Fabriken in der Vollkommenheit halten, wie er sie gewohnt war. Er hätte es als einen großen Verlust empfunden, wenn das römische Reich zerschlagen wäre. Selbst aber ein Reich zu gründen, das dem römischen an Größe und Be-

[1]) Procopius, de bello Vandalico I, 2.

tung gleichkam, das an Stelle des römischen die Entfaltung
es gebildeten Lebens ermöglichte, dazu hielt er seine Gothen
ht fähig.

Ohne Schwierigkeit hätte er ferner sich selbst zum römischen
aiser machen können. Wenn er es den Römern befahl, so mußten
ihn wählen. Daß er Germane war, bildete kein Hindernis. Wer
n Heer hatte und sich der Verwaltungsmaschine bemächtigte, der
and willenlosen Gehorsam und ward von allen Dichtern und Rednern
ls der menschgewordene Gott verherrlicht, mochte seine Wiege auch
am Don gestanden haben oder an der Oder. Aber wenn er Kaiser
wurde, so hörte er auf König der Gothen zu sein; die Gothen waren
dann Föderate in seinem Dienst wie andere Barbaren. Alarich
wußte, daß er die Grundlage seiner Macht verlor, sobald er nach
iesem Glanze griff. Ein germanischer König war nichts, fand keinen
Gehorsam, wenn er nicht die durch das Herkommen getragenen
Formen dieser Stellung mit seiner persönlichen Thätigkeit, mit seiner
ngetheilten Kraft erfüllte. Hundert Jahre später hat Theodorich
er Ostgothe einen solchen Versuch gemacht, aber zu einer Zeit,
ls das römische Reich nur noch aus Italien bestand, und als Ger-
nanen und Römer schon in ganz anderer Weise mit einander leben
elernt hatten. Alarich konnte nicht einmal daran denken.

Sein Tod war ein schwerer Schlag für das Volk. Es war
a kaum schon wieder ein Volk zu nennen. Nach langjähriger Zer-
plitterung hatte sich eine Anzahl dieser Splitter unter Alarich zu
inem Volke geeint, während andere Bruchtheile des großen West-
othenvolkes in ihrer alten Weise für sich Raub und Dienst suchten.
Die Gefahr war groß, daß die Häuptlinge diese Gelegenheit benutzten,
hre alte Selbständigkeit wiederzugewinnen und für sich mit dem
edrängten Kaiser abzuschließen. Die glänzenden Erfolge eines Sarus,
er nur 2—300 Mann unter sich hatte, bildeten eine starke Ver-
uchung. Einige mögen sich auch damals so von dem Volke losgelöst
aben; aber die Masse hielt zusammen, wählte Alarichs Schwager
Athaulf zum Könige und ehrte den Alarich durch eine großartige
Leichenfeier. Bei Cosenza in Calabrien fließt ein kleiner Fluß, der
Busento. Sie leiteten ihn ab, und in seinem leeren Bette mußten
dann zahlreiche gefangene Römer eine tiefe Grube auswerfen, in
welche sie den Leichnam Alarichs mit vielen Schätzen hinabsenkten.
Dann mußten die Gefangenen den Damm durchstechen, der das Wasser
ablenkte, und als der Fluß wieder in dem alten Bette rauschte und

das Grab verdeckte; da wurden die Gefangenen getödtet, damit keiner verrathe, wo das Grab sei.

Athaulf war ein würdiger Nachfolger des Alarich. Nicht groß von Gestalt, aber schön und gewinnend, dabei von hervorragender Klugheit und wie Alarich fest entschlossen, seine Gothen zu einem Culturvolke zu erheben. Noch zwei Jahre blieb Athaulf mit den Gothen in Italien, ohne daß es zu erheblichen Kämpfen oder zu einem Friedensschlusse gekommen wäre. Dann zog er nach Gallien, wo eine unglaubliche Verwirrung herrschte. Gegen den Usurpator Constantin hatte sich ein anderer erhoben, und dies gab dem Honorius Gelegenheit, sie beide zu vernichten. Aber noch ehe es völlig gelang, hatte sich ein dritter Usurpator aufgeworfen. Es war ein vornehmer Mann mit Namen Jovinus, der sich namentlich auf die Burgunder um Worms und den Alanenhaufen des Goar stützte. In Mainz war seine Residenz. Seit Athaulfs Ankunft gab es also drei Hauptmächte in Gallien: das Heer des Honorius, das des Jovinus und das des Athaulf. Daneben aber zogen noch die Bagauden durch das Land. Das waren Bauern, die sich aus Verzweiflung über die endlosen Quälereien des Staates, der sie nicht einmal schützen konnte, zu förmlichen Heeren zusammengerottet hatten, dann Haufen von Gothen, Alanen, Hunnen und anderen Barbaren. Athaulf hielt es anfangs mit Jovinus, dann trat er in den Dienst des Honorius, überwand den Jovinus und lieferte ihn nach Ravenna. Als aber sein Vertrag mit Honorius keinen Bestand hatte, da erhob er wie ehemals Alarich den Attalus zum Kaiser, der noch immer dem Gothenheere folgte. Aber Attalus konnte ihm keine Hülfe bringen; er fand nur da Anerkennung, wo die Gothen standen. Die Truppen des Honorius hatten dagegen an dem Illyrier Constantius einen ausgezeichneten Führer; in ihm fand Stilicho endlich wenigstens annähernd einen Ersatz. Ernst und streng im Dienste, heiter scherzend in den Stunden der Muße, war er gefürchtet und geliebt zugleich. Honorius fügte sich ihm ganz: was er forderte ward ihm gewährt. Sein Ehrgeiz ging dahin, des Kaisers Schwester Placidia aus der Gefangenschaft der Gothen zu befreien, sich mit ihr zu vermählen und dann als des Kaisers Schwager das Reich zu regieren. Aber Athaulf forderte das Gleiche für sich oder wenigstens eine andere befriedigende Stellung im Reiche. Lange Zeit wurde darüber verhandelt; aber es kam zu keinem Abschlusse. Was man Athaulf für die Auslieferung der Placidia bot, das genügte nicht oder schien ihm nicht zuverlässig. Da entschloß er sich, die Placidia ohne

s Honorius Zustimmung zu heirathen, in der Hoffnung, von dem
chwager zu erlangen, was dem Feinde verweigert war. In Narbonne
erte er mit großem Pompe seine Vermählung und zwar in römischem
ewande und nach Formen, in denen germanischer und römischer
rauch sich mischten. Attalus, der gewesene Kaiser, mußte den
chzeitsgesang leiten, und fünfzig in Seide gekleidete Knaben brachten
r Placidia als Morgengabe je zwei große Gefäße, von denen das
ie mit Gold, das andere mit kostbaren Steinen angefüllt war.
ömer und Gothen feierten mit lautem Jubel das Fest gemeinsam.
war das eine Thatsache von ungeheuerer Bedeutung. Athaulf
ang nicht einfach die Gefangene sein Weib zu werden, sondern er
llte die Vermählung als ein Friedensfest angesehen wissen. Mit
t und Gewalt hatte er Narbonne eingenommen [1]; aber er be-
ndelte die Stadt nicht wie ein Feind, sondern wie der rechtmäßige
mmandeur, wie der Vertreter des Kaisers. Auch öffneten ihm
nche Städte, so das reiche Bordeaux, freiwillig die Thore. Bei
r Hochzeitsfeier gewährte er der Placidia den Ehrensitz, er selbst
zte sich eine Stufe tiefer. Er ehrte in ihr den Kaiser, er wollte
r magister militum, der militärische Leiter des römischen Reiches
n. Trotz aller Hindernisse und Täuschungen suchte er auch jetzt
ch den Frieden. Gegen einen vornehmen Römer sprach er sich da-
ls in Narbonne wiederholt und mit leidenschaftlichem Nachdruck
er seine Pläne aus. „Anfangs dachte ich Rom zu vertilgen“, sagte
„und ein Gothenreich an seine Stelle zu setzen, der Stifter einer
uen Weltherrschaft zu werden, wie es dereinst Augustus war. Aber
Laufe der Zeit erkannte ich, daß es nicht möglich sei, daß sich
Gothen der ruhigen Ordnung des Gesetzes nicht fügen würden.
eitdem habe ich mir das als Aufgabe gesetzt, daß ich mit der Kraft
iner Gothen das römische Reich schirme und schütze.“

Aber die Tage der Festfreude dauerten nicht lange. Constantius
ängte die Gothen Ende 414 oder Anfang 415 über die Pyrenäen.
Barcelona nahm Athaulf seine Residenz; dort begrub er auch in
ier silbernen Lade den Knaben, den ihm Placidia geboren hatte,
d der nach dem Großvater Theodosius genannt ward aber früh
rb. Seine Lage wurde bald sehr gefährlich, weil Constantius

[1] Die heimkehrenden Winzer waren gezwungen worden, unter den Reben
e Anzahl Gothen verborgen in die Stadt zu schaffen, und diese hatten dann
Thor besetzt und den nahen Kameraden offen gehalten.

die Vandalen, Alanen und Sueben, die noch immer in Spanien plünderten, in seine Dienste nahm und die Gothen somit von zwei Seiten eingeschlossen waren. Constantius vermied einen entscheidenden Kampf; er hatte in den gallischen Häfen jeden Verkehr mit Spanien verboten und hoffte, die auf engem Raume zusammengedrängten Gothen durch den Hunger fügsam zu machen. Die Noth erreichte in kurzer Zeit eine entsetzliche Höhe, — aber Athaulf blieb fest. Da ward er plötzlich ermordet (Juli 415). Während er nach seiner Gewohnheit die Rosse seines Marstalls besichtigte, stieß ihm ein Diener, dessen früheren Herrn er hatte tödten lassen, den Dolch in die Seite. Dieser Mord schien das Zeichen zu einer allgemeinen Auflösung des erst seit zwanzig Jahren wiedervereinigten Volkes zu werden. Sterbend hatte Athaulf seinem Bruder empfohlen, Frieden mit Rom zu schließen und Placidia zurückzugeben; aber nicht dieser Bruder ward zu seinem Nachfolger erwählt, sondern Sigerich, der Bruder des von Athaulf getödteten Sarus. Dieser ermordete die jungen Kinder Athaulfs aus erster Ehe, die der Bischof Sigesar in Schutz und Pflege hatte; dann hielt er eine Art Triumphzug, bei dem Placidia mit einer großen Schaar gefangener Römerinnen einen Weg von fast 18 Kilometern vor seinem Pferde hergehen mußte. Aber schon nach sieben Tagen wurde er gestürzt, und Wallia erhoben. Constantius war jetzt gern zum Frieden bereit; es lag ihm Alles daran, die Placidia zu erhalten, und die Mishandlungen, die sie unter Sigerich erlitten hatte, mahnten ihn daran, wie leicht sie getödtet und mit ihr alle seine ehrgeizigen Pläne zu nichte gemacht werden könnten. Wallia zögerte; er dachte nicht so wie Athaulf von dem Frieden mit Rom; er gehörte mehr zu der Richtung des Sigerich, ohne so roh zu sein. Er durchbrach die Vandalenhaufen, welche ihn in der Ebene des Ebro festhielten, und versuchte den Uebergang nach Afrika; aber die Schiffe, welche die erste Abtheilung der Gothen über die Meerenge tragen sollten, wurden vom Sturme zerstreut.

Nicht lange darauf schloß er einen Frieden mit Constantius, wie ihn Athaulf gewünscht hatte. Er gab Placidia zurück und übernahm es, die Vandalen, Alanen und Sueben in Spanien zu bekämpfen und die Provinz dem Kaiser wieder zu unterwerfen. Dafür erhielt er Lieferungen an Getreide und die Zusicherung, daß ihm ein geeignetes Gebiet zur Ansiedelung überlassen werden sollte. Die Vandalen, Alanen und Sueben standen bis eben im Bündnisse mit Rom, kämpften als seine Föderate gegen die Westgothen. Jetzt ließ

Rom sie fallen und verbündete sich zu ihrem Verderben mit den Gothen. So verfuhr Rom stets. Die Barbaren galten als rechtlos: jedes Mittel war willkommen, das sie vernichten half. Drei Jahre hat dann Wallia im Dienste Roms mit jenen Völkern gefochten. Sie standen nicht zusammen; eines nach dem anderen erlag ihm, vor allen die Alanen und die silingischen Vandalen, die in Baetica (Andalusien) hausten. Ihren König Fredibal schickte er gefangen nach Ravenna. Mitten in diesen siegreichen Kämpfen rief der Befehl des Constantius die Gothen nach Gallien, und hier ward ihnen durch förmlichen Vertrag Aquitanien abgetreten. — Dem Kaiser sollte die Souveränetät bleiben; die Gothen galten rechtlich als Föderate wie zur Zeit des Theodosius: aber die Zeit war eine andere, und die Verhältnisse waren andere. Wenige Jahre nur währte es, da war der Vertrag zerrissen, und das Volk der Westgothen trat als selbständiges Reich neben Rom, — das erste germanische Reich auf römischem Boden, der erste Culturstaat der Germanen.

Aeußerlich war Roms Herrschaft noch einmal hergestellt: in Gallien, Spanien und Afrika galt Honorius wieder als Kaiser. Aber es war doch eine furchtbare Erschütterung gewesen, und man fühlte, daß die Ruhe keine Dauer haben werde, und aus den Grenzländern hörten die Unglücksposten nie auf. Trier wurde in den ersten drei Decennien des fünften Jahrhunderts viermal erobert und geplündert, und ähnlich ging es anderen Städten. Wie war das zu verstehen? Was sollte werden? Lebhaft beschäftigten sich die Menschen mit dieser Frage. Die Heiden verstärkten damit ihre Klage über die Tyrannei der Kirche. Das ist die Strafe, sagten sie, dafür, daß den Göttern kein Opfer mehr dargebracht wird, und kein Gebet zu ihnen dringt. Die Christen waren in einer üblen Lage bei dieser Art Beweisführung, welche sie von jeher für sich selbst ins Feld geführt hatten, und sie veröffentlichten eine ganze Reihe von Schriften, in denen sie dieser Anklage zu begegnen suchten.

Am gröbsten verfuhr der Spanier Paulus Orosius. Er schrieb eine Weltgeschichte bis auf den Vertrag Wallia's mit Honorius und erstickte dann am Schluß jede Erinnerung an das Elend der Zeit, welches er hatte schildern müssen, unter rhetorischen Phrasen über die glückselige Lage, in welche das römische Reich durch diesen Vertrag versetzt sei. „Ist seit der Gründung der Welt etwas Aehnliches geschehen? Tyrannen sind vernichtet, ungeheuere Völkerschwärme sind

In ihrem reichen Hause auf dem Aventin ergriffen einige Gothen die fromme Marcella und schlugen sie in roher Weise, damit sie die Schätze anzeige, die sie verborgen glaubten. Als aber die Heilige unter allen Qualen nur darum bat, ihre Pflegetochter vor Gewalt zu schützen, da wurden die Krieger von Ehrfurcht erfüllt und führten die beiden Frauen in die Kirche des heiligen Paulus. Einen unauslöschlichen Eindruck machte vor Allem die Rettung der heiligen Gefäße aus der Kirche von St. Petrus. Man hatte dieselben in ein entlegenes Haus geschafft und eine fromme Jungfrau als Wächterin dazu gesetzt. Aber ein Gothe fand das Versteck. Schon war er im Begriff, sich voll Gier auf den kostbaren Schatz zu stürzen; da sagte die Wächterin: „Diese Gefäße sind Eigenthum des heiligen Petrus. Willst du sie rauben, so kann ich dich nicht abhalten; aber der Heilige wird den Frevler an seinem Eigenthum zu treffen wissen.“ Das Mädchen war wehrlos; doch sie fühlte sich sicher, und was ihr Kraft gab, das lähmte den Krieger, der vor ihr stand. Scheu zog er sich zurück und meldete Alarich, was er gefunden und was er gethan habe. Alarich befahl ihm, mit einer genügenden Schaar zurückzukehren und die heiligen Gefäße sammt ihrer Wächterin sicher in die Kirche zu geleiten. Als der sonderbare Zug das Haus verließ, Gothenkrieger in friedlicher Haltung, die goldenen Gefäße nicht als Beute fortschleppend in Säcken und Körben, wie der Augenblick sie bot, sondern in geordnetem Zuge ehrfürchtig tragend; da eilten von allen Seiten Flüchtlinge herzu. Greise und Kinder, Männer und Weiber bildeten eine Procession, die sich mit jedem Schritte verlängerte und feierliche Hymnen singend der Kirche zuging. Auch Gothen kamen herbei, auch Heiden schlossen sich an, — es war ein Schauspiel, wie es die Welt wohl nie sonst gesehen. Die Wuth plündernder Barbaren und der Fanatismus feindlicher Confessionen wurden in Andacht gebändigt. Es war ein schöner Triumph der Religion.

Aber die Scheu vor der Religion allein hätte doch nicht ausgereicht, die dreitägige Plünderung in solchen Schranken zu halten. Der Wille des Königs hielt die Ordnung aufrecht. Er muß eine starke, auserlesene Schaar zusammengehalten haben, um sich in jedem Augenblicke Gehorsam zu erzwingen. Lose war das Band, das die Leute zusammenhielt, die ihn als ihren König ehrten, und außerdem waren dabei Haufen von Hunnen, entlaufene Sclaven, Banden von allerlei germanischen Stämmen, die sich erst kürzlich angeschlossen

hatten und ebenso leicht wieder ablösten und zu den Römern gingen. Es bedurfte einer überlegenen Kraft, um sie im Zaume zu halten und sie zu zwingen, die Stadt schon nach drei Tagen wieder zu verlassen. Mehr als alle seine Siege zeigen diese Tage die Größe des Helden.

Am 28. August verließ Alarich die Stadt. Sein Heer war reich beladen mit Schätzen aller Art. Aber Rom stand doch noch, und seine schönsten Zierden waren im Wesentlichen erhalten. „Höre mich, Königin, Du, die Schönste der Welt, die Dein eigen. Wer Deine Tempel betritt, wähnet den Himmel sich nah.“ So sang wenige Jahre nach dieser gothischen Plünderung der Dichter Rutilius Namatianus in dem Gedicht, das über die Verwüstung anderer Gegenden Italiens durch die Gothen lebhafte Klage erhebt. Aber trotz der verhältnißmäßigen Schonung fühlte man in den fernsten Winkeln des Reiches den Schlag, der Rom getroffen hatte. Bettelnd irrten Tausende von Flüchtigen durch die Lande und erzählten von den Schreckenstagen. Augustin schrieb seine gewaltige Strafpredigt vom Falle der Stadt, und der heilige Hieronymus in Bethlehem war sprachlos vor Schmerz. „Es stockt meine Zunge, und die Worte gehen nicht aus dem Munde, die ich dem Schreiber dictiren will. Die Stadt ist bezwungen, die den Erdkreis bezwang.“ Diese Erstürmung Roms hat nicht wenig dazu beigetragen, die Römer aufzurütteln aus ihrem Traume von der ewigen Dauer des Reiches. Sie wurden zugänglicher der Vorstellung, daß es doch einmal sinken werde. Nur der elende Hof und seine Creaturen blieben, was sie waren und wie sie waren. Heraclian, der für die Ermordung Stilicho's mit der Verwaltung Afrika's belohnt war, machte die vornehmen Römerinnen, welche vor den Gothen zahlreich nach Karthago geflüchtet waren, zu Sclaven und verkauften sie an syrische Händler, von denen sie dann in die Bordelle der östlichen Städte geliefert wurden. Und wie der Kaiser selbst die Schreckensnachricht aufnahm, darüber giebt es eine Anekdote, die sicher erfunden ist, die aber besser als alle Schilderungen bezeichnet, wessen man sich von ihm versah und wie er war. Honorius beschäftigte sich viel mit Hühnerzucht, und namentlich war ein großer Hahn sein ausgesprochener Liebling, der den stolzen Namen Roma führte. Nun wollte der Zufall, daß der Eunuch, der dem Hühnerhofe vorstand, der erste war, der dem Kaiser Nachricht von der Eroberung Roms brachte. Voll Aufregung sagte er: „Roma ist zu Grunde gegangen.“ Da antwortete Honorius: „Was? Eben

hat er ja noch aus meiner Hand gefressen." „Die Stadt Roma", wiederholte der Eunuch, „ist zu Grunde gegangen." „Ach so," erwiderte Honorius, „ich glaubte, du sprächest von dem Hahn" [1]).

Plündernd zogen die Gothen von Rom durch Campanien. Das Land war wehrlos und mußte leisten und leiden, was ihm aufgelegt wurde. Mit Behagen lagerte das Volk in dem sonnigen Süden, hier und da, auf weitem Raume zerstreut. Wo es ihm gerade gefiel, da rastete es länger, schwelgend in den Genüssen, die das bisher noch von keinem Raubzuge der Barbaren verheerte Land bot. Jeder Gothe hatte zahlreiche Sclaven und Sclavinnen, die neben seinem Wagen einhergingen und die Beute schleppen mußten. Alarich zog bis an die Meerenge von Messina, um nach Sicilien überzusetzen und von da nach Afrika. Durch Afrika wollte er Honorius zwingen, seine Bedingungen zu erfüllen, sei es, daß er mit seinem Volke in Afrika selbst siedeln wollte, sei es in einer anderen Provinz. Aber ein Sturm zerstreute die Schiffe, welche die erste Atbheilung der Gothen über die Meerenge tragen sollten, und bald darauf starb Alarich, ehe er noch einen zweiten Versuch machen konnte.

Er stand in der Blüthe seiner Jahre, inmitten einer großartigen Laufbahn. Fünfzehn Jahre hindurch hatte er als König an der Spitze der Gothen gestanden, und diese ganze Zeit hindurch hatte er den Plan verfolgt, im Reiche des Kaisers eine rechtlich gesicherte Stellung zu gewinnen. Zweimal war es ihm gelungen; aber die Rivalität des oströmischen und weströmischen Reiches führte beide Male zur Auflösung des Verhältnisses. Leicht hätte er nördlich der Donau Land finden können, wo er ruhig siedeln konnte, denn die Germanen und Hunnen, welche diese Gegenden innehatten, waren in eine Menge kleiner Völkerschaften zersplittert und ihm nicht gewachsen — aber er wollte eine römische Provinz zur Ansiedelung und zwar auf Grund eines Vertrages. Nur im Anschluß an Rom, in der Hebung seines Volkes durch römische Cultur sah er das Heil. Nicht einmal die Bewaffnung konnte er ohne römische Fabriken in der Vollkommenheit halten, wie er sie gewohnt war. Er hätte es als einen großen Verlust empfunden, wenn das römische Reich zerschlagen wäre. Selbst aber ein Reich zu gründen, das dem römischen an Größe und Be-

[1]) Procopius, de bello Vandalico I, 2.

deutung gleichkam, das an Stelle des römischen die Entfaltung eines gebildeten Lebens ermöglichte, dazu hielt er seine Gothen nicht fähig.

Ohne Schwierigkeit hätte er ferner sich selbst zum römischen Kaiser machen können. Wenn er es den Römern befahl, so mußten sie ihn wählen. Daß er Germane war, bildete kein Hindernis. Wer ein Heer hatte und sich der Verwaltungsmaschine bemächtigte, der fand willenlosen Gehorsam und ward von allen Dichtern und Rednern als der menschgewordene Gott verherrlicht, mochte seine Wiege auch am Don gestanden haben oder an der Oder. Aber wenn er Kaiser wurde, so hörte er auf König der Gothen zu sein; die Gothen waren dann Föderate in seinem Dienst wie andere Barbaren. Alarich wußte, daß er die Grundlage seiner Macht verlor, sobald er nach diesem Glanze griff. Ein germanischer König war nichts, fand keinen Gehorsam, wenn er nicht die durch das Herkommen getragenen Formen dieser Stellung mit seiner persönlichen Thätigkeit, mit seiner ungetheilten Kraft erfüllte. Hundert Jahre später hat Theodorich der Ostgothe einen solchen Versuch gemacht, aber zu einer Zeit, als das römische Reich nur noch aus Italien bestand, und als Germanen und Römer schon in ganz anderer Weise mit einander leben gelernt hatten. Alarich konnte nicht einmal daran denken.

Sein Tod war ein schwerer Schlag für das Volk. Es war ja kaum schon wieder ein Volk zu nennen. Nach langjähriger Zersplitterung hatte sich eine Anzahl dieser Splitter unter Alarich zu einem Volke geeint, während andere Bruchtheile des großen Westgothenvolkes in ihrer alten Weise für sich Raub und Dienst suchten. Die Gefahr war groß, daß die Häuptlinge diese Gelegenheit benutzten, ihre alte Selbständigkeit wiederzugewinnen und für sich mit dem bedrängten Kaiser abzuschließen. Die glänzenden Erfolge eines Sarus, der nur 2—300 Mann unter sich hatte, bildeten eine starke Versuchung. Einige mögen sich auch damals so von dem Volke losgelöst haben; aber die Masse hielt zusammen, wählte Alarichs Schwager Athaulf zum Könige und ehrte den Alarich durch eine großartige Leichenfeier. Bei Cosenza in Calabrien fließt ein kleiner Fluß, der Busento. Sie leiteten ihn ab, und in seinem leeren Bette mußten dann zahlreiche gefangene Römer eine tiefe Grube auswerfen, in welche sie den Leichnam Alarichs mit vielen Schätzen hinabsenkten. Dann mußten die Gefangenen den Damm durchstechen, der das Wasser ablenkte, und als der Fluß wieder in dem alten Bette rauschte und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Anhang.



Anhang.

Die Auffassungen der älteren deutschen Geschichte
von Möser bis auf Roth und Sohm.

Die Geschichte der Deutschen bis auf Karl den Großen erzählt
leich die Entstehung des französischen Volkes und Staates. An
er Darstellung ist deshalb von jeher jenseit der Vogesen mit gleichem
er gearbeitet wie diesseit. Und bis zum Ende des vorigen Jahr-
derts waren die französischen Arbeiten den deutschen ohne Zweifel
rlegen, nicht etwa bloß in dem eleganten Genre, auch in Quar-
ten und Folianten, in Quellenausgaben und mächtigen, mit aus-
rlichem Citatenapparat geschützten Systemen. In den letzten
cennien hat sich das Verhältniß umgekehrt, wenigstens für die ge-
te, systematische Darstellung. Die bedeutendsten französischen
scher schließen sich heute ebenso der Führung von Waitz, Roth
Sohm an wie die deutschen. Doch kann sich das leicht wieder
ern, und diese Betrachtung soll keineswegs den Ruhm germanischer
senschaft über die Nachbarn erhöhen, sie soll nur rechtfertigen,
n der Anhang zu einer Geschichte dieser Periode nicht von Guizot
Augustin Thierry handelt, sondern von Möser und Eichhorn, von
itz und seinen Nachfolgern.

Aber ganz ist von den französischen Arbeiten auch in dieser
zze nicht zu schweigen.

Zwei Punkte müssen erwähnt werden, die den meisten eigen-
mlich sind.

1) Die Nationaleitelkeit gebietet, daß Frankreich den barbarischen
rmanen nichts verdanke. Noch im achtzehnten Jahrhundert waren
Barbaren, und im fünften Jahrhundert hätten sie etwas Nützliches
er den Rhein getragen? Sie konnten nur zerstören. Frankreich
l in seinem Staat und seiner Cultur ein unverfälschter Nachkomme
r großen Römer und der ritterlichen Celten.

Dieser Satz galt und gilt Vielen als ein Dogma, mögen auch die offenkundigsten Thatsachen den germanischen Ursprung der Heerverfassung wie der Gerichtsverfassung, des Königthums wie des eigenthümlichen Beamtenthums des fränkischen Reiches erweisen. Bei Am. Thierry, Histoire d'Attila, 2 éd. 1864, sind die Germanen roher als die Hunnen. Ihnen allein legt Thierry die Zerstörung der christlichen Kirchen zur Last, welche Attila's Heerzug durch Gallien niederbrach. Attila selbst und seine Hunnen waren tolerant; aber die Sciren, die Rugier, die Turcilinger in seinem Heere waren fanatische Anhänger des „Odinismus" und verfolgten das Christenthum mit wüthendem Haß.

Schon die Namen klingen so barbarisch. Wer möchte da noch zweifeln?[1])

Nicht viel anders urtheilt Guizot. Er hat über diese Periode einen vortrefflichen Essai geschrieben. Viele Seiten des Lebens und Treibens der Zeit sind so lebendig zur Anschauung gebracht, daß man sich ihm leicht ganz anschließt. Aber in diesem Hauptpunkte bringt er nur das alte Dogma in neuer Form. Die Franken hatten keinen Staat, als sie nach Gallien eindrangen, und keine Vorstellung vom Staate. Sie lebten in einzelnen Haufen, die durch Familienzusammenhang oder Gefolgsverband zusammengehalten wurden. Nach Gallien brachten sie nur die Auflösung und Verwirrung. Sie zerstörten die allerdings verlebte römische Staatsordnung und die römische Gesellschaft. Sie schufen ein Chaos, und aus diesem Chaos erstand das Lehnswesen.

Kürzlich ist diese Meinung mit wahrer Leidenschaft vertreten in Fustel de Coulanges, Histoire des Institutions politiques de l'ancienne France 1875. Fustel de Coulanges ist ein gelehrter Mann und ein begabter Schriftsteller; aber er hat einen förmlichen Haß gegen alles, was germanisch heißt, und hat sich zu unglaublichen Behauptungen fortreißen lassen.

Nach ihm waren die Germanen im dritten und vierten Jahrhundert gänzlich verkommen. Die schönen Sitten der taciteischen Zeit

[1]) Das Werk ist in Deutschland viel gelesen; deshalb fordert es noch einige Bemerkungen. Es hat einen gelehrten Anstrich. In ausführlicher Breite begleiten Citate der lateinischen Quellen Seite für Seite und erwecken den Anschein, als sei jedes Wort des Textes durch eingehende Forschung sichergestellt. Aber diese Gründlichkeit ist nur Schein. Es wäre ein trostloses und ganz unnützes Geschäft, ihm auf seinen verwirrten Sprüngen nachzugehen.

und ihre gesunden gesellschaftlichen Zustände waren längst dahin. Die meisten Germanen waren in persönlicher Abhängigkeit, und große Schaaren folgten allerlei Bandenführern in die Ferne. Da gingen die einen zu Grunde, und die, welche zurückkehrten, waren ausgebildete Bummler und Landstreicher. Im fünften Jahrhundert waren die Germanen nur noch les restes d'une race affaiblie, p. 317, seit drei Jahrhunderten geschlagen von Römern, von Slaven und von Hunnen, dabei zerrissen durch innere Streitigkeiten und entnervt durch eine Reihe socialer Revolutionen. Sie kamen in Menge nach Gallien hinein, aber nicht als siegreiche Völker, sondern als Arbeiter und Soldaten. Die unteren Classen der römisch-celtischen Gesellschaft waren durch eine élévation incessante zu hoch gestiegen, um die groben Arbeiten zu verrichten. Maschinen gab es noch nicht: so holte man denn die Germanen ins Land. Sie brachten weder neues Blut, noch neue Sprache, weder einen neuen Geist, noch neue Einrichtungen nach Gallien, p. 420, — nur die Unordnung und Auflösung trugen sie in die Gesellschaft. Und das ist es, wodurch sie allerdings einen bedeutenden Einfluß auf die folgenden Jahrhunderte gewannen; denn aus dieser Gährung ging schließlich eine neue Ordnung der Dinge hervor.

So schroff ist das alte Dogma vielleicht nie formulirt, und dabei gewinnt es noch eine ganz überraschende Wendung. Bei Guizot und den Anderen erscheinen die Germanen unfähig, eine staatliche Ordnung zu schaffen, weil sie zu unbändig sind, weil sie keine Beschränkung ihrer individuellen Freiheit ertragen. Fustel de Coulanges hat die Entdeckung gemacht, daß das Gegentheil wahr sei. Nicht aus Unbändigkeit waren sie unfähig, sondern aus Schwäche. Der Geist der Germanen war nicht die Freiheit, sondern die Subordination. On a beaucoup vanté l'esprit d'indépendance des Germains; pourtant l'immense majorité de ces hommes étaient dans les liens d'une sujétion personnelle. A titre d'esclaves ou de paysans attachés à la glèbe, de lites ou d'affranchis, de compagnons de guerre, ils étaient étroitement soumis, non au roi ou à l'État, mais à la personne d'un autre homme; ils avaient un maitre. Ce qui dominait de beaucoup dans la Germanie, loin que ce fut la liberté, c'était la subordination, p. 305.

Man kann nicht zweifeln: es ist das ein Versuch, sich der Anerkennung zu entziehen, welche die straffe Zucht unserer Heere im Kriege von 1870 auch dem leidenschaftlichen Gegner abgerungen hat.

2) Solange sich Adel und Bürgerthum in Frankreich bekämpften, so lange zeigten die meisten französischen Darstellungen dieser Zeit noch eine andere Eigenthümlichkeit. Sie waren zugleich politische Schriften. In der Darstellung der Vergangenheit bekämpften sich die Parteien der Gegenwart.

Es scheint unmöglich, da die Kämpfe jener Tage doch längst abgethan sind; aber es ist so: Augustin Thierry konnte in seinen Considérations sur l'histoire de France die Geschichte dieser Geschichtschreibung zu einer Geschichte des Kampfes der Parteien gestalten.

Wohl beneidet der deutsche Schriftsteller den französischen um sein Publikum. Für ein Werk, das den rechten Ton trifft, begeistern sich dort ganze Kreise der Gesellschaft, die bei uns auch den bedeutendsten Leistungen gegenüber gleichgültig bleiben. Aber dieser Segen birgt auch seinen Fluch. Das Publikum, das sich mit seinem Interesse betheiligt, gewinnt auch Einfluß auf den Autor.

Anfangs war die Hauptfrage, ob das französische Volk eines Stammes oder aus germanischen Franken und romanisirten Celten gemischt sei. Und als man dies nicht leugnen konnte, da begann der Wetteifer, diese Thatsache für sich auszubeuten.

Der Graf Boulainvilliers behauptete in der Histoire de l'ancien gouvernement de la France folgende Sätze:

1) Der fränkische Staat ist gegründet durch Chlodwigs Eroberungen. Chlodwig war der Führer eines Heeres von freien Franken, die ihn gewählt hatten und zwar unter der Bedingung, die Früchte des Sieges mit ihm zu theilen.

2) Die Adligen von heute sind die Nachkommen jener Franken, und die Bauern von heute sind die Nachkommen der unterdrückten Römer.

3) Deshalb muß dem Adel der ihm im Laufe der Zeiten von den Königen entrissene Antheil an der Regierung zurückgegeben werden, und der Bauer muß in Knechtschaft verbleiben.

Das Werk hatte einen ungeheueren Einfluß. Man wagte anfangs nicht es zu drucken, und da circulirte es fünf Jahre lang in Abschriften. Es erschien 1727, und das Schlagwort des Adels war fortan: il y a deux races d'hommes dans le pays.

Die beste Antwort hat Siéyes in seiner Flugschrift: Qu'est ce que le tiers-état? darauf gegeben. Sind die Privilegien des Adels

so alt wie Chlodwigs Eroberung, so ist die Freiheit des Volkes noch älter als diese Eroberung; sind sie durch Gewalt begründet, so kann das Volk jetzt ebenfalls mit Gewalt sein Recht begründen.

Zunächst aber antwortete ihm ein gelehrtes Werk aus den Reihen der Bourgeoisie: Jean Baptiste Dubos, Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules 1734. Sein Satz war: Die Franken kamen nicht als Eroberer nach Gallien, sondern als Bundesgenossen der Römer. Sie ließen die römischen Einrichtungen unverändert, ihre Könige fühlten sich als Beamte und später als Rechtsnachfolger der Kaiser. Die Adelsherrschaft ist erst im neunten Jahrhundert begründet, indem sich zwischen König und Volk eine Klasse erhob, welche die königliche Macht auflöste und Gallien knechtete.

Diese Ansicht von Dubos mußte jenes ersterwähnte Vorurtheil mächtig fördern und umgekehrt durch dasselbe gefördert werden. Dubos schilderte den Einfluß der Germanen so gering als möglich, um dadurch die Privilegien des Adels zu bekämpfen. Fustel de Coulanges ist eine förmliche Wiedergeburt von Dubos — aber der Kampf gegen den Einfluß der Germanen ist ihm Selbstzweck.

Es sind zahlreiche Werke der Art geschrieben, Geist und Gelehrsamkeit haben der Leidenschaft nicht gefehlt, und ihre Auffassungen haben auch in Deutschland viel Anhang.

Selbst in dem angesehensten Werke über deutsche Kaisergeschichte ist zu lesen, daß Karl der Große die Verfassung des fränkischen Reiches durch Umbildung der römischen Institutionen geschaffen habe. (Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Band III, Buch 6, Abschnitt 1.)

Bei einiger Geschicklichkeit läßt sich auch leicht recht viel Scheinbares für Dubos' Meinung sagen. Denn der Einfluß der römischen Cultur auf die Germanen war sehr groß und machte sich auf allen Lebensgebieten geltend. Aber die Grundlagen der fränkischen Verfassung, die Heerverfassung und Gerichtsverfassung sind nicht den Römern entlehnt. Dies erwiesen zu haben, ist das Verdienst einer langen Reihe von deutschen und französischen Forschungen, deren Resultate in den Systemen von Möser, Eichhorn, Waitz, Roth und Sohm zusammengefaßt sind. Diese Systeme folgen nicht nur der Zeit nach aufeinander, es ist auch ein innerer Zusammenhang unter ihnen.

Die Osnabrückische Geschichte von Justus Möser ist eins der

besten und einflußreichsten Werke von allen, die über deutsche Geschichte geschrieben sind. Die erste Auflage erschien 1768, die zweite 1780. Sie ist dann nach seinem Tode wiederholt abgedruckt und aus dem Nachlaß ergänzt. Der erste Theil behandelt die Entwicklung der deutschen Geschichte im Allgemeinen und zwar bis in das neunte Jahrhundert, wo Stadt und Bisthum Osnabrück entstand, dessen Geschichte dann bis 1366 fortgeführt wird. Hier handelt es sich um den allgemeinen Theil.

Statt einer Kriegs- und Regentengeschichte wollte Möser eine Geschichte der Gesellschaft geben.

„Die Geschichte der Deutschen", sagt er in der Vorrede, „hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer, als die wahren Bestandtheile der Nation, durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopee geben, worin die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehrerer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken."

Er theilt die deutsche Geschichte in vier Perioden; die erste reicht bis auf den Tod Karls des Großen. Sie ist die „güldene", in der „noch mehrentheils jeder deutsche Ackerhof mit einem Eigenthümer oder Wehren besetzt, kein Knecht oder Leut auf dem Heerbannsgute gefestet, d. h. dergestalt eingesetzt war, daß er überall als ein vollmächtiger Wirth in Reih und Gliedern erscheinen konnte." Alle Macht und Ehre war damals bei den Grundbesitzern, die theils adelig, theils gemeinfrei waren. Die abhängigen, besitzlosen Leute bedeuteten noch nichts. Doch sei schon Karl der Große genöthigt gewesen, diesen Zustand durch besondere Vorkehrungen zu erhalten.

„Die zweite Periode ging allmälig unter Ludwig dem Frommen und Schwachen an." Die „Bannalisten", d. h. der freie Heerbann, genügten ihm und den unter ihm entstandenen Parteien nicht, denn sie wollten nur ihren Herd und ihr Vaterland bei eigener Kost und ohne Sold vertheidigen. Besonders Otto I. beförderte diese Entwick-

lung und vernichtete den Heerbann der freien Grundbesitzer. „Ihm war ein Ritter, der mit ihm über die Alpen zog, lieber als tausend Wehren, die keine Auflagen zahlten und keine andere Dienstpflicht als die Landesvertheidigung kannten.“

„In der dritten Periode, welche hierauf folgte, ist fast alle gemeine Ehre — freier Bauernstand — verschwunden.“ „Der ganze Reichsboden wandelt sich überall in Lehn-Pacht-Zins- und Bauergut.“ „Alle Ehre ist im Dienst, und der schwäbische Friederich bemühet sich vergeblich, der kaiserlichen Krone, worin ehedem jeder gemeine Landeigenthümer ein Kleinod war, durch bloße Dienstleute ihren alten Glanz wiederzugeben. Die verbundenen Städte und ihre Pfahlbürger geben zwar der Nation Hoffnung zu einem neuen Eigenthum; allein die Hände der Kaiser sind zu schwach und zu schlüpfrig, und anstatt diese Bundesgenossen mit einer magna charta zu begnadigen und sich aus allen Burgen und Städten ein Unterhaus zu erschaffen, welches auf sichere Weise den Untergang der ehemaligen Landeigenthümer wieder ersetzt haben würde, müssen sie gegen solche Verbindungen und alle Pfahlbürgerschaft ein Reichsgesetz über das andere machen.“

„Der vierten Periode haben wir die glückliche Landeshoheit oder vielmehr ihre Vollkommenheit zu danken.“ Durch die Auflösung der Gaue und die Verleihung der Regalien ist sie begründet, durch die Reformation gefördert und durch den westfälischen Frieden vollendet. So bitter nämlich Möser über das Mittelalter urtheilt, so zufrieden ist er mit der Verfassung des vorigen Jahrhunderts. Es ist das bemerkenswerth, da er ein so hervorragender Mensch war. Indeß, für diese Zusammenstellung kommt es nur darauf an, wie er die Zeit bis auf Karl den Großen betrachtete. Und da ist Mösers Meinung, daß die Staatsordnung der Urzeit im Wesentlichen unverändert fortdauerte bis auf Karl den Großen.

Es ist nun leicht, dem großen Manne sehr grobe Verstöße nachzuweisen.

Ein Germanist wird sich entsetzen über die Wortdeutungen, die sein System stützen sollen, und seine Construction der ältesten politischen Geschichte ist nicht besser.

Nach dem cimbrischen Einbruche schlossen mehrere deutsche Völkerschaften eine Verbindung zu gemeinsamer Vertheidigung, die Germanie, d. i. die Heermanie, Heergenossenschaft. An der Elbe hatte dieser Bund eine Abtheilung, die Markomannie. „Sie mußten die Marko-

mannie so stark machen, daß sie dem ersten Anlaufe widerstehen konnte. Und die zahlreichen, obgleich späteren Durchbrüche der Gothen, Hunnen rc., zu deren Vorfahren oder Bundesgenossen ich die Cimbern und Teutonen mitrechne, zeigen die Nothwendigkeit einer Markomannie, worin zum wenigsten 50,000 Mann allezeit fertig sein mußten." Marbod ist der „Feldkönig oder Markgraf oder Markbote" über diese Grenzprovinz gewesen, hat sich aber gegen das Reich — die Germanie — empört. „Es ist übrigens nicht das letzte Mal, daß das Reich vor seinem Markgrafen hat erzittern müssen."

In solchen Phantasien geht es fort. Möser schreibt gar nicht die Geschichte der Urzeit. Kurzer Hand legt er die Geschichte des Mittelalters in die Urzeit. Es ist dasselbe Verfahren, das er zur Construction der Verfassung der Urzeit einschlägt, aber bei der politischen Geschichte wird der Irrweg leichter erkannt. Marbod der Markgraf eines großen deutschen Reiches! Da bedarf es keiner Kritik weiter.

Möser war ein vielbeschäftigter Mann. Als Hochfürstlicher Justizrath und Geheimer Referendarius, Ritterschaftlicher Syndicus und Advocatus Patriae regierte er das Stift Osnabrück, und es blieben ihm nur wenige ersparte Stunden zu seinen Studien und zahlreichen Schriften. Sein lebhafter Geist hatte aber das Bedürfnis, Alles im Zusammenhange, Alles begründet zu sehen. Berührt von allen geistigen Strömungen des rationalistischen Zeitalters, dabei aber fest wurzelnd in dem Recht und der Sitte der Heimat —, ordnete er jede neue Erfahrung sofort in die Gesammtheit seiner Anschauungen ein und suchte die Rechtsverhältnisse, über die er zu wachen, die er weiterzubilden hatte, geschichtlich zu begreifen. So kam er zu der geschichtlichen Forschung.

Er hatte von Amtswegen viele alte Urkunden zu lesen, Rechtstitel zu prüfen, die weit zurückreichten, und jede dieser Urkunden suchte er dann aus der Geschichte des betreffenden Rechtsverhältnisses zu verstehen. So hatte er die wichtigsten Fragen der deutschen Geschichte von mannigfaltigen Gesichtspunkten aus durchdacht. Er hatte das im wissenschaftlichen Interesse fortgesetzt und die Lectüre der Chroniken damit verbunden. Sein Freund Lodtmann gab die Monumenta Osnaburgensia heraus und begann eine Geschichte des Bisthums. Er starb zwar vor der Vollendung; aber Möser war dadurch vielfach angeregt.

Das war Mösers Vorbereitung, als er den Plan zu dem Werke

faßte. Mit den Bearbeitungen hielt er sich nicht auf. Er ging unmittelbar an die Quellen. Zu schreiben begann er auf seinen amtlichen Reisen während des siebenjährigen Krieges, indem er sich im Postwagen die verschiedenen Möglichkeiten vorstellte und dann zu Hause nachsah, ob sich in den Quellen Beweise finden ließen für die Auffassung, für welche er sich entschieden hatte.

So kam er zu jenen sonst ganz unbegreiflichen Darstellungen aus der politischen Geschichte, die auch gar keinen Zusammenhang mehr mit der Wirklichkeit haben. Und die Darstellung der Verfassung ist gleicher Weise ganz und gar dogmatische Construction.

Er verlegt den Staat des späteren Mittelalters, seine Heer- und Gerichtsverfassung wie seine Markverfassung, seinen Hausbau und sein Hausgewerbe in die Urzeit, aber so, daß er den freien Bauernstand wiederherstellt und den Dienstadel streicht.

Mit einem durch die genaueste Kenntniß bäuerlichen Lebens und bäuerlicher Verwaltung geschärften Blick und — man verzeihe den Ausdruck, aber die Wissenschaft war damals ja noch in der Kindheit — mit einer naiven Sicherheit hat Möser aus diesem Princip für alle Lebensverhältnisse die nöthigen Folgerungen gezogen und dann Beweise für seine Auffassung zusammengepreßt. Die Beweisführung ist deshalb meist verkehrt, aber die Anschauung stets großartig, und die Grundzüge des deutschen Staates und seiner Entwicklung sind richtig gezogen.

Die Verfassung des Mittelalters ist ihm eine Fortbildung der Verfassung der Urzeit, und diese Fortbildung ward herbeigeführt durch den Untergang des freien Bauernstandes und eine Steigerung der Befugnisse des Königs. An Stelle des Heerbannes traten die Schaaren der Dienstleute, an Stelle der vom Volke gewählten Richter die Grafen, d. h., wie Möser (I, 3, 43 Anm. b) übersetzt, die „Bedienten" des Königs. Diese Veränderung erfolgte im Staate der Franken und gab ihm eine größere Geschlossenheit. Dadurch steigerte sich die Kraft desselben so, daß die in dem losen Verbande der Urzeit gebliebenen Sachsen den Franken auf die Dauer nicht widerstehen konnten.

Und außer diesem richtigen Grundgedanken hat er so viele wichtige Fragen scharf gestellt, so manche wichtige Quellenstelle und Urkunde erläutert und das alles mit einem so kräftigen Mannessinn durchdacht und durchfühlt, daß sein Werk trotz aller offenbaren Mängel die Zeitgenossen geradezu beherrschte und noch heute auf jeden

Leser einen mächtigen Einfluß ausübt. Dazu wirkt die Form desselben bedeutend mit.

Möser ist ein Meister populärer Darstellung; denn er ist immer klar. Er hat sich jedesmal eine deutliche Vorstellung davon gemacht, wie die Einrichtungen, die er auf dem Papier schilderte, im Leben wirkten, ineinander griffen und miteinander arbeiteten. Er führt uns von Anschauung zu Anschauung. Die wichtigsten seiner Ansichten sind folgende:

Schon zu Cäsars und Tacitus' Zeit war der Privatbesitz am Acker ausgebildet. Die gegentheiligen Nachrichten des Tacitus sind dem Cäsar nachgeschrieben, und Cäsar hat auf alle Germanen übertragen, was nur von den Sueben galt, die damals gerade in einer besonderen, „von einem kriegerischen Genie" erdachten Verfassung lebten.

Der Besitz eines Ackergutes war die Grundlage aller Rechte und Verpflichtungen. Ward der Heerbann aufgerufen, so mußte in Reihe treten „wer ein Wehrgut hatte". Der Heerbann ward jedoch nur zur gemeinen Landesvertheidigung aufgerufen; alle anderen Kriege wurden von den Gefolgen geführt. Die Gefolge bildeten „ebenso wie der spätere Dienstadel" den eigentlichen Kriegsstaat der Deutschen. Alle Adeligen hatten das Recht, Gefolge zu halten.

Aus dem Adel wurden die Richter gewählt und zwar jedesmal auf ein Jahr.

Einige Staaten hatten Könige; aber diesen standen keine anderen Befugnisse zu als die der Richter, nur in einem größeren Gebiete. Bedeutend war dagegen die Macht der Priester.

Als Beweis hierfür benutzt Möser ganz arglos die Schilderung der Druiden bei Cäsar und Strabo, die ausschließlich den Kelten angehören.

Dieser Irrthum hat noch lange fortgewirkt und ebenso die Lehre, daß die Handhabung des Gerichts auf der Gesammtbürgschaft aller Gerichtsgenossen ruhte. Jeder habe eine bestimmte Taxe empfangen, die seinen Verwandten zu zahlen war, wenn er erschlagen ward, und die er zahlen mußte, wenn er sein Leben verwirkt hatte. Dieses Wergeld verbürgte man einander mit gesammter Hand. Das war der Ursprung aller staatlichen Ordnung.

Diese Darstellung ist nicht haltbar. Später kommen dergleichen Einungen vor; aber in der Urzeit findet sich keine Spur davon. Möser hat sie sich construirt aus seinem rationalistischen Dogma von der Ent-

stehung des Staates durch Vertrag der ursprünglich isolirt nebeneinander stehenden Familien, die aber merkwürdiger Weise schon in sehr ausgebildeten Rechtsverhältnissen lebten.

Das ist Mösers System, ausgezeichnet durch richtige Grundanschauung und großartige Behandlung, aber voller Lücken und Fehler und mit ganz ungenügender Begründung. Vor allem: er hatte den Zusammenhang des mittelalterlichen Staates mit dem Staate der Urzeit wohl erkannt, aber nicht erwiesen. Den Staat der Merowinger, der den Uebergang bildet, hatte er nicht näher untersucht. Er kam nicht dazu, weil der Zusammenhang ihm als selbstverständliche Voraussetzung galt. Er entwickelte die Verfassung der Urzeit aus der des Mittelalters, statt umgekehrt nachzuweisen, wie die Verfassung des Mittelalters aus der der Urzeit hervorgegangen sei.

Diese Lücke hat Karl Friedrich Eichhorn im ersten Bande seiner Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 1808 (4. Ausgabe 1834) ausgefüllt, deren Darstellung für ein Menschenalter als herrschende Lehre galt, so hervorragend war sie in jeder Beziehung.

Die Urzeit sieht Eichhorn im Wesentlichen mit Mösers Augen, in dieser Uebersicht kommt deshalb nur seine Auffassung des fränkischen Staates in Betracht.

Die Grundlage seiner Darstellung ist der Satz: die Verfassung des merowingischen Reiches war eine Fortbildung der Verfassung der Urzeit. Von 114 v. Chr. bis 561 n. Chr. setzt er sogar eine einzige Periode. Nicht Chlodowech bildet ihm die Epoche.

Aber daneben steht die Behauptung: über die Römer in Gallien erwarb der König diejenigen Rechte, welche der römische Kaiser gehabt hatte. Er war ihr unumschränkter Gebieter. War das der Fall, so fehlte dem Staate die Einheit, so war der König über die eine Hälfte der Unterthanen germanischer König, über die andere kaiserlicher Beamter oder Kaiser. Es sind dies Verschiedenheiten, die sich nicht mit den alten Standesunterschieden decken. Die Letzteren sind Abstufungen an dem im Wesen gleichen Bürgerrechte — hier aber ist gar kein Bürgerrecht. Das eine Princip forderte einen Verwaltungsapparat, den das andere ausschloß. Solange der König diese Doppelstellung hatte, so lange mußte es unentschieden bleiben, ob der fränkische Staat sich auf römischer oder auf germanischer Grundlage weiter entwickeln werde. Eichhorn hat hier die Zustände des ostgothischen Staates auf den fränkischen übertragen. In manchen

Einzelausführungen ist Eichhorn zwar über diese Auffassung hinausgegangen, — principiell hat er sie nicht überwunden.

Nicht geringere Schwierigkeit bereitet eine andere Behauptung Eichhorns. Er sagt, der fränkische Staat sei entstanden durch die Eroberungen der fränkischen Könige an der Spitze ihres Gefolges, das sich Eichhorn von ungeheuerer Ausdehnung denkt.

Zu den freien Franken in Gallien hatte der König also die Stellung eines Gefolgsherrn. Er konnte sie jeder Zeit zum Dienst aufbieten, während der Heerbann der altgermanischen Verfassung nur zur gemeinen Landesvertheidigung verpflichtet war. Unbegreiflich, daß die Verfassung dieses Gefolgstaates trotzdem auf der Verfassung des altgermanischen Volkstaates beruhen sollte.

Dem Gefolge fehlen alle Einrichtungen, die für das Leben des Volkes nothwendig sind. Die Verfassung des Gefolges ist der Gegensatz zur Verfassung des Volkes. Im Gefolge ist der Führer allein Quell der Macht und der Ehre; im Volke ist die Gesammtheit Souverän.

Zum schärfsten Ausdruck kommt der Gegensatz in der Heeresverfassung und ist hier auch von Eichhorn hervorgehoben, ohne daß er doch den Widerspruch, der darin gegen sein System lag, erkannt, geschweige denn eine Lösung desselben versucht hätte.

Auf zwei Wegen konnte man dieser unbefriedigenden Lage entkommen. Entweder mußten die Zweifel beseitigt werden, die Eichhorns System gegen den Zusammenhang der fränkischen Verfassung mit der altgermanischen bestehen ließ, oder man mußte die Annahme fallen lassen. Wer sich hierzu entschloß, dem blieb dann kaum eine andere Möglichkeit als mit Dubos und seinen Nachfolgern den römischen Ursprung der fränkischen Verfassung zu behaupten.

Beide Lösungen sind gleichzeitig versucht und beide von hervorragenden Männern.

Heinrich von Sybel vertrat in seiner Entstehung des deutschen Königthums den römischen Ursprung. Georg Waitz reinigte in seiner Deutschen Verfassungsgeschichte die Möser-Eichhorn'sche Theorie von den Widersprüchen, in denen sie befangen war.

Die Werke erschienen gleichzeitig. Die Vorreden sind vom März und April 1844 datirt. Die Verfasser haben dann in Schmidts Zeitschrift für Geschichte 1845 ihren Standpunkt gegeneinander vertheidigt, und Waitz führte seine Darstellung 1847 im zweiten Bande

bis zu den Carolingern weiter. Von da ab war Waitz' Auffassung die herrschende Lehre. Sybel stellte folgende Theorie auf.

In der Urzeit, d. h. bis zur Gründung der Staaten auf römischem Boden, hatten die Germanen überhaupt keinen Staat. Sie lebten in einer Geschlechterverfassung, die keiner Weiterbildung fähig war. Die Anfänge staatlicher Ordnung entnahmen sie römischen Einrichtungen.

Mit großer Geschicklichkeit überschaut Sybel die reichhaltigen Forschungen von Grimm, Dahlmann, Wilda, Savigny, Thorpe, der nordischen Forscher, Loebell u. A. und stellt zusammen, was irgend für seine Meinung sprechen könnte. Die schwachen Seiten der alten Auffassung weiß er zu treffen. Sein Buch hat den Wahn zerstreut, der in den Germanen des Tacitus den westfälischen Bauer des Mittelalters sah. Aber so bedeutungsvoll deshalb sein Buch für die Klärung der Ansichten gewesen ist, und so geschickt er seine Meinung verfocht: jene beiden Hauptsätze hat er nicht erweisen können. Vielmehr zeigt gerade sein Buch, wie unmöglich diese Auffassung ist. Wenn so viel Gelehrlehrsamkeit und Scharfsinn den Beweis nicht erbringen konnte, so ist er überhaupt nicht zu erbringen.

Durch vollständige Sammlung und eingehende Prüfung aller Zeugnisse säuberte Waitz zunächst die Möser-Eichhorn'sche Auffassung der Urzeit. Er widerlegte die Theorie von der Gesammtbürgschaft und führte die Vorstellungen von der Macht der Priester und der Bedeutung der Gefolge auf das richtige Maß zurück.

Das Hauptverdienst des Buches ist aber in dem Nachweise zu suchen, daß der Staat der Merowinger in seinen Grundzügen weder auf römischen oder gar auf keltischen Einrichtungen ruhe, noch auf einem Gefolge, sondern daß er die Fortbildung der altgermanischen Verfassung sei.

Was bei Möser ein Dogma war, bei Eichhorn eine schlechtgestützte Behauptung, das ward hier erwiesen, und damit ist für die deutsche Geschichte ein fester Ausgangspunkt gewonnen. Das ist der Ruhm von Waitz' Arbeit.

Aber es ist schwer, sich von Vorstellungen zu befreien, mit denen man aufgewachsen ist.

Theoretisch überwunden, machen sie sich doch immer wieder geltend, wo immer ein günstiges Zeugnis oder eine dunkle Stelle es gestattet oder dazu verführt.

So bewahrte Waitz aus dem von ihm selbst widerlegten Gefolgs-

staate Eichhorns den Satz, daß ein Theil der Franken in Gallien unter dem Namen „leudes“ in einem besonderen Dienstverhältnisse zum Könige gestanden hätte, ein Satz, der ihm bei der Lehre von der Entstehung des Lehnwesens viel Noth bereitet hat.

Noch verhängnisvoller wurde ein anderer Rest des Möser-Eichhorn'schen Systems. Waitz beharrte auf der Annahme, daß die Germanen schon in der Urzeit Privatbesitz am Acker hatten, und daß der Grundbesitz schon damals die Grundlage der bürgerlichen Rechte gewesen sei. Nur wer Grundbesitz hatte, war heerpflichtig und dingpflichtig, nur er hatte eine Stimme in der Gemeinde.

Diesen Resten des überwundenen Systems ist es nicht am wenigsten zuzuschreiben, wenn es Waitz' Darstellung bisweilen an klarer Anschauung fehlt. Seine Schriften bilden noch immer die Grundlage der Forschung, aber sie brachten das regste Leben in diese Studien und führten so selbst dazu, daß die Forschung über seine Lehre hinauskam.

Die beiden nothwendigsten Aufgaben des Staates sind die Organisation der Wehrkraft des Volkes für den Krieg und die Handhabung des Rechtes im Frieden, und in der Urzeit kennt der Staat kaum noch eine weitere Aufgabe als diese. Der Hauptsache nach erschöpft sich deshalb auch seine Verfassung in Heerverfassung und Gerichtsverfassung.

Die Heerverfassung des fränkischen Staates und ihre Umbildung zum Lehnwesen hat Paul Roth, die Gerichtsverfassung hat Rudolf Sohm näher untersucht, und beide sind über Waitz hinausgekommen. Ihren abweichenden Ergebnissen hat Waitz vielfach nicht zugestimmt, und namentlich haben sich Roth und Waitz lebhaft, ja leidenschaftlich bekämpft. Dem Laien könnte es scheinen, als stritten sie sich die Grundlagen ihrer Forschung ab, als stehe hier überhaupt nichts fest. Aber dem ist nicht so. Roth setzt vielmehr fort, was Waitz begann, und es wiederholt sich nur die in der Geschichte der Wissenschaften alte Erfahrung, daß wer den Weg brach, unmöglich so weit auf demselben laufen kann, als wer ihm folgt, und sei er noch so groß. Pristley wollte von Lavoisier nichts wissen.

Roth und Sohm befreiten Waitz' System von Resten der von Waitz überwundenen Möser-Eichhorn'schen Anschauung, in denen Waitz selbst noch fundamentale Wahrheiten vertheidigen zu müssen glaubt.

Die Bücher von Paul Roth — Geschichte des Beneficialwesens 1850 und Feudalität und Unterthanenverband 1863 — haben dabei noch ein in Deutschland von jeher seltenes Verdienst. Sie sind bei

aller Gelehrsamkeit ausgezeichnet geschrieben, besonders das zweite, Feudalität und Unterthanenverband, dessen Einleitung geradezu einen großartigen Wurf hat.

Er hat keineswegs in allen Punkten Recht; aber die Mängel verschwinden vor dem Reichthum, der hier geboten ist.

Diese Werke haben den Bann der Autorität gebrochen, den Waitz' Verfassungsgeschichte für die meisten Forscher besaß.

Roth behandelt die Auflösung und Fortbildung der merowingischen Verfassung; aber um das Wesen der Einrichtungen zu ergründen, hat er sie bis in ihre Anfänge verfolgt, ihre Entstehung aus den Einrichtungen der Urzeit nachgewiesen.

Ebenbürtig neben sie trat 1871 Rudolf Sohm, Die fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung.

Das Buch behandelt in der Einleitung die Verfassung der Vorzeit und die Gründung des fränkischen Reiches, sodann im ersten Abschnitt die Verfassung der lex salica und im zweiten die Verfassung des fränkischen Reiches. Schon diese Eintheilung ist von Bedeutung.

Die Verfassung der lex salica wird hier gleich als die Periode des Ueberganges charakterisirt zwischen der Verfassung der Urzeit und der fertigen Monarchie der Franken.

Auch Waitz hatte dies schon hervorgehoben; aber hier geschieht es noch schärfer und consequenter. Es ist dies der Boden, auf dem die Frage nach dem germanischen Ursprung des fränkischen Staates entschieden wird, und wie geschaffen für die kühne Methode, mit der Sohm die charakteristischen Merkmale verschiedener Perioden einander gegenüberzustellen versteht.

Es ist ein Vergnügen, ihm zu folgen, wenn er durch klare Hervorhebung eines wichtigen Merkmals, sei es einer Berechtigung oder einer Beschränkung, ein Amt, eine Einrichtung in ihrem Wesen erfaßt.

In dieser Schärfe liegt freilich auch eine Gefahr. Sie verleitet dazu, aus einem Merkmal zu viel zu folgern; aber Sohm hat über eine ganze Reihe von Aemtern und Verhältnissen zum ersten Male feste, klare Begriffe aufgestellt. Er hat Anschauungen geschaffen, wo bisher unbestimmte Vorstellungen ineinander übergingen. Von den einzelnen Resultaten mag manches angefochten und berichtigt werden: aber das Hauptergebniß ist gesichert.

Man sieht den Grafen des Königs den alten vom Volke gewählten Richter verdrängen, man sieht neben dem Volksrecht ein

Amtsrecht entstehen und mehr und mehr an Stelle des Volksrechtes treten.

Kurz, die Entstehung der Gerichtsverfassung und der Verwaltung des fränkischen Reiches aus der Verfassung der Zeit des salischen Gesetzes sowie deren Zusammenhang mit der Verfassung der Urzeit sind von Sohm in ebenso feiner wie strenger Form erwiesen.

Wohl Mancher wird in diesem Ueberblick ein Werk vermißt haben, das als eine der allerwichtigsten Schriften über diese Dinge bekannt ist: Jacob Grimms deutsche Rechtsalterthümer. Es ist nicht erwähnt, denn es gehörte nicht hierher. Es ist keine Darstellung der deutschen Staatsordnung in irgend einer Zeit, es ist auch keine Geschichte der Entwicklung dieser Verfassung; es ist vielmehr eine Vorarbeit für alle künftigen Geschichten dieser Art. Und als solche ist es von unerreichter Vollendung. Wo es der Stoff fordert, da fließt die Rede in behaglicher Breite, scheut keine Wiederholung — man liest und liest mit immer gesteigertem Vergnügen. Und bei dieser Breite die glücklichste Knappheit.

Es ist ein liebenswürdiges Buch; hier stört kein „Wenn" und kein „Vielleicht", kein unglücklicher Versuch, die widersprechenden Zeugnisse miteinander zu vereinen. Fröhlich stehen sie nebeneinander: keines thut dem anderen Gewalt, keines verdunkelt das andere. Höchstens wird die unbequeme Notiz von Tacitus und Cäsar über den Ackerbau der Germanen beseitigt; aber das geschieht in einer Note und mit so überlegener Sicherheit, daß die meisten Leser das Gefühl haben werden, dieser Gärtner versteht das Krauten.

Grimm hatte aus der hingebenden und ausdauernden Beschäftigung mit den Urkunden aller Perioden die richtige Ansicht geschöpft: „Hier ist Zusammenhang". Er gleicht darin dem älteren Möser. Und dieser muthige Glaube ist der Genius des Buches. Er läßt ihn die verschiedenen Zeugnisse so aneinanderfügen; aber der Autor versuchte es nicht, diesen Zusammenhang im Einzelnen nachzuweisen. Wo es nöthig war, schloß er sich lieber an das herrschende System von Eichhorn an. Hatte ihn Mösers Schicksal abgeschreckt? Er würdigte dessen Bedeutung; aber er sah auch, daß sich seine „Muthmaßungen in das Ungewisse verstiegen".

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Deutsche Geschichte

bis auf Karl den Großen.

Von

Georg Kaufmann.

Zweiter Band:

n dem Römischen Weltreiche zu der geistlich-weltlichen Universal-monarchie des Mittelalters. 419—814.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1881.



Deutsche Geschichte

bis auf Karl den Großen.

Von

Georg Kaufmann.

Zweiter Band:

Von dem Römischen Weltreiche zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie des Mittelalters. 419—814.





Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1881.

Inhalt.

Erstes Buch.

Die Auflösung des weströmischen Reichs.

Zweites Buch.

Die germanischen Staaten auf römischem Boden. 450—714.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Deutsche Geschichte

bis auf Karl den Großen.

Von

Georg Kaufmann.

Zweiter Band:

Von dem Römischen Weltreiche zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie des Mittelalters. 419—814.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1881.



Deutsche Geschichte

bis auf Karl den Großen.

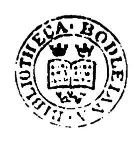
Von

Georg Kaufmann.

Zweiter Band:

Von dem Römischen Weltreiche zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie des Mittelalters. 419—814.





Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1881.

Ansiedelung und dauerndem Besitz. Der Vertrag regelte einmal die Behandlung der alten Bewohner und zweitens die Stellung dieses Gothenstaates zum Kaiser. Thatsächlich schied das Land aus dem römischen Reich aus. Keine Steuer kam von dort nach Rom, und kein Statthalter ward mehr für die Provinz ernannt: die bürgerliche Verwaltung, die Magazine und Fabriken, die Nutzungen und Domainen gingen in die Hand des gothischen Königs über. Allein es ward doch der Schein aufrecht erhalten, als bliebe das Land ein Theil des römischen Reichs.

Die Gothen erkannten den Kaiser als Oberherrn an und gelobten, ihm für gewisse Fälle Zuzug zu leisten. Es ist dies aber nur ein einziges Mal geschehen im Jahre 421, als der magister militum Castinus mit der gallischen Armee nach Spanien zog, das seit dem Abzuge der Gothen von Vandalen und Sueben ungehindert verheert wurde. Allein in der entscheidenden Schlacht gegen die Vandalen fielen diese gothischen Hülfstruppen dem Castinus in den Rücken und brachten ihm eine schwere Niederlage bei. Ob die Gothen Ursache hatten, so zu handeln, oder ob es schlechtweg Verrath war, darüber ist nichts überliefert: aber der Vertrag von 419 war zerrissen, das Verhältniß zum Kaiser war gelöst. Dreißig Jahre hat der Westgothenkönig Theodorich von da ab noch regiert, und all diese Zeit hindurch hat er sich als König eines selbständigen Reiches gefühlt und wurde auch von den Zeitgenossen so angesehen. Er lauerte auf jede Gelegenheit, die engen Grenzen seines Reiches zu erweitern, und seine Haltung hat wesentlich dazu beigetragen, daß Rom Afrika und Spanien preisgeben mußte. Noch größere Schuld trugen freilich die trostlosen Zustände des Reiches selbst daran.

Der Kaiser Honorius war nur selten im ruhigen Besitze seines Reichs gewesen, aber es hielt doch noch zusammen. Mit seinem Tode 424 begann die Auflösung. Der rechtmäßige Nachfolger war sein Neffe Valentinian, der Sohn seiner Schwester Placidia, ein Knabe von sechs Jahren. Aber Placidia war von Honorius in der letzten Zeit mit Mistrauen angesehen und verbannt worden. Ehe sie nun auf die Nachricht von seinem Tode nach Ravenna kommen konnte, bemächtigte sich einer der hohen Beamten mit Namen Johannes des Thrones. Er ward unterstützt von Castinus, dem eben erwähnten Befehlshaber der gallischen Truppen, und von Aetius. Aetius war noch ein junger Mann. Sein Vater Gaudentius stammte aus dem Gothenlande Mösien, aus einer vielleicht schon mehr oder weniger barbarisirten

Familie, war dann aber im Heer zu den ersten Stellen emporgestiegen und hatte sich mit einer vornehmen Römerin vermählt [1]). Bei einem Soldatenaufstande in Gallien fand er seinen Tod. Aetius selbst ward schon als Knabe in die kaiserliche Leibwache aufgenommen und wegen der hohen Stellung des Vaters als Geisel verschickt. Zuerst an den Westgothenkönig Alarich bei einer der Belagerungen Roms 408 oder 409. Der König fand Gefallen an dem Knaben und lehrte ihn selbst die Waffen führen, als wäre er sein eigener Sohn. Es ist ein Bild, auf dem das Auge verweilen muß. Alarich und Aetius, die großen Führer der beiden mit einander ringenden Mächte, hier vereint in fröhlichem Spiel. Der kleine Aetius erheitert die Muße des Gothenkönigs, und dieser wird sein Waffenmeister. Drei Jahre blieb Aetius bei den Gothen, und nicht lange war er wieder in der Heimat, so ward er mit anderen Geiseln den Hunnen übergeben. Hier war er längere Zeit, lernte ihre Sprache und Sitten kennen und knüpfte unter ihnen Verbindungen an, die ihm später wiederholt nützlich wurden. Die Vergeiselung war damals die rechte Schule für den künftigen Staatsmann. Nach seiner Rückkehr vermählte er sich mit der Tochter des Befehlshabers der kaiserlichen Haustruppen, und bei dem Usurpator Johannes gelangte er dann selbst zu einem hohen Hofamte.

Aetius war von mittlerer Größe, kräftig und gewandt, ein kühner Reiter, mit dem Bogen und mit dem Wurfspeer unermüdlich, erfahren in allen Geschäften des Krieges und des Friedens. Gemeine Leidenschaften hatten keine Gewalt über ihn, namentlich war ihm jede Habsucht fern, die Gefahr schreckte ihn nicht, und die Arbeit war seine Lust. Er war geboren zum Herrscher, und er wollte herrschen. Sein Leben war eine Kette von Kämpfen mit Nebenbuhlern, ohne daß wir beurtheilen könnten, wie weit ihn sachliche Gründe dazu zwangen. Er hat Großes erreicht, und sein Ruhm ist noch gesteigert dadurch, daß mit seinem Tode alle Ordnung aus dem Reiche wich.

Aetius war von dem Usurpator zu den Hunnen geschickt, um einen großen Haufen in Sold zu nehmen; aber als er herbeikam, war Johannes schon durch oströmische Truppen gestürzt und Valentinian im Besitz des Thrones. Aetius erhielt Verzeihung und versprach dagegen, die Hunnen wieder zurückzuführen. Es gelang ihm, und er eilte dann mit einem Heere nach Gallien, wo das wichtige Arles

---

[1]) Renatus Frigeridus bemerkt, daß die Mutter aus Italien stammte.

von den Gothen belagert ward. Den Oberbefehl über die gallischen Truppen hatte der magister militum Felix, Aetius stand an zweiter Stelle, doch gelangen seiner Energie die beiden wichtigsten Waffenthaten dieser Zeit. Er entsetzte Arles und vertrieb die Franken aus einem Landstrich am Rhein, in den sie eingedrungen waren. Den Gothen mußte er freilich einen sehr günstigen Frieden bewilligen und ihnen sogar Geiseln stellen (430). Aetius ward dann zum magister militum befördert, aber Felix gleichzeitig zu der glänzenden Ehre des Patricius. So blieb doch in der Hauptsache das alte Verhältniß, Aetius stand an zweiter Stelle, und die Beziehungen der Männer und ihres Anhangs waren allmählich der Art geworden, daß es nicht weiter ging. Aetius fürchtete ermordet zu werden und kam dem Gegner zuvor.

Jetzt hatte er über die gallische Armee allein zu verfügen, und außer dieser gab es nur noch in Afrika nennenswerthe Truppen. Der Statthalter von Afrika war ein tüchtiger Mann mit Namen Bonifacius — aber wie Aetius, so fühlte auch er sich nicht einfach als Beamter des Kaisers. Von dem elenden Hofe und seinen täglich wechselnden Intriguen wollten sie nicht abhängig sein. Als eine Art Majordomus suchte jeder von ihnen das Reich zu beherrschen, und so mußte es denn zum Kriege kommen zwischen den besten Männern und den besten Heeren des Reichs. Schon Felix hatte in derselben Weise mit Bonifacius gekämpft. Aetius wie Bonifacius suchten Italien zu gewinnen, den Sitz der Herrschaft, und hier fiel denn auch die Entscheidung. Bonifacius hatte den Kaiser für sich und siegte auch in der Schlacht, aber er starb einige Tage darauf an seinen Wunden. Aetius war zu den Hunnen geflohen, und der König Ruga schickte sich an, ihn mit einem Heere zurückzuführen. Schon wollte der römische Hof den Westgothenkönig um Hülfe bitten, und die Geschicke des Reichs hätten sich dann leicht rascher vollenden können: da gelang es den Unterhändlern, die Gefahr zu beschwören. Aetius ward zu Gnaden angenommen, erhielt sein Amt als Befehlshaber der gallischen Armee zurück und bald auch die Würde des Patricius (432). Damit begann die großartige Laufbahn, die seinen Weltruhm begründet hat.

Während dieser Bürgerkriege blieb Spanien den Sueben und Vandalen preisgegeben und 428 hatte Bonifacius in seiner Bedrängniß den Vandalenkönig Geiserich auch nach Afrika gerufen. Das war der Anfang eines langen Kampfes, der damit endete, daß die

reiche Provinz Afrika von Rom abgerissen ward. Das Heer des Geiserich war nicht über 20 oder 30,000 Krieger stark, aber der Bürgerkrieg zwischen Bonifacius und Felix öffnete ihm das Land, und der Bürgerkrieg zwischen Bonifacius und Aetius, der den Kern des afrikanischen Heeres nach Italien führte, ermöglichte ihm die wirkliche Eroberung. Auch gab der Abzug der Vandalen Spanien die Ruhe nicht zurück. Die Sueben waren fortan die Herren im Lande. Die Städte vertheidigten sich unter Führung ihrer Bischöfe oder sonst eines hervorragenden Mannes, und in manchen Gegenden bildeten die Bauern große Heere und erwehrten sich gleichzeitig der römischen Steuern und der suebischen Plünderung: aber es fehlte an einer geordneten Leitung des Widerstandes. Es gab keinen römischen Statthalter, oder er hatte doch keine Macht. Im Jahre 431 begab sich der Bischof Idacius, derselbe, der uns die wichtigste Chronik über diese Zeit hinterlassen hat, als Gesandter nach Gallien zum Aetius, aber Gallien selbst war aufs äußerste gefährdet. Der Westgothenkönig Theodorich versuchte sogar sich mit den Sueben in Spanien zu verbinden. Diese wollten indeß keinen so überlegenen Bundesgenossen auf ihrem spanischen Plünderungsfelde und wiesen seine Boten ab. Ohne Vertrag mit den Sueben wagte Theodorich dann nicht, nach Spanien vorzudringen, weil sich die Sueben alsbald mit den Römern gegen ihn verbündet hätten. Es waren unendlich traurige Zeiten für die römischen Lande, bis aus dem Kampfe eine Macht als Sieger hervorging. Es gab kein Land, keine noch so ferne Küste, die nicht durch den Bürgerkrieg, oder durch Einfälle von Barbaren oder durch aufständische Bauern und Räuberbanden verheert wurde. Auch das Meer schwärmte von vandalischen und anderen Raubschiffen, und in Pannonien erhob sich seit 434 unter den Hunnen die furchtbare Gestalt Attila's.

In dieser Zeit der Noth bewährte sich Aetius. In Gallien wenigstens stellte er die römische Herrschaft mit Energie wieder her. Sein Heer hatte er mit Söldnern aus allen Völkern verstärkt, besonders aber durch zahlreiche Schaaren von Hunnen. Zunächst sicherte er die Rheingrenze. Am Mittelrhein saßen seit etwa zwanzig Jahren die Burgunder zu beiden Seiten des Stromes. Ihre Hauptstadt war Worms; ihre Könige nannten den Kaiser bei Gelegenheit vielleicht einmal ihren hohen Herrn, im Uebrigen aber lebten sie, wie es ihnen gefiel. Römer saßen nur in geringer Zahl unter ihnen und fast nur Leute aus den unteren Klassen und in dienender

Stellung. Aber sie erhielten doch manche Fertigkeit und manche Produkte der römischen Cultur. Durch die Predigt der Schüler Ulfila's waren sie dem Christenthum gewonnen. Doch hielten noch manche an dem alten Glauben, und auch die Bekehrten lebten und dachten meist nicht viel anders als in der Urzeit. Nun hatte der König die Verwirrung im römischen Reiche benutzt, um sein Gebiet auszudehnen. Rasch warf ihn Aetius nieder, aber im folgenden Jahre brach der Kampf aller Orten aus. Im Norden Galliens hatten sich die Bauern zu einem großen Bunde vereinigt und das Joch ihrer Gutsherren zugleich mit den Blutsaugern der kaiserlichen Regierung abgeschüttelt. Das war die größte Gefahr, dahin zog Aetius mit der Hauptmacht des Heeres. Im Süden versuchte der Gothenkönig Theodorich sein Gebiet zu erweitern und belagerte das wichtige Narbonne. Zum Entsatz schickte Aetius seinen Unterfeldherrn Littorius mit den Hunnen ab. Littorius war ein kühner Mann. Er brannte vor Ehrgeiz es dem Aetius gleich zu thun. Die Stadt litt Mangel. Deshalb ließ Littorius jeden Reiter zwei Säcke mit Weizen über das Pferd legen, durchbrach im stürmischen Angriff die Blokade und verproviantirte die Stadt. Unterdeß hatten aber auch die Burgunder den Krieg erneuert, aus Spanien kam ein lauter Nothschrei, Italiens Küsten wurden von Seeräubern bedroht, und Geiserich brach den 435 geschlossenen Frieden, der ihn auf einen Theil der Provinz Afrika beschränkte. Afrika mußte Aetius seinem Schicksal überlassen, nach Spanien schickte er ein Heer, aber es wurde von den Sueben in einer großen Schlacht am Xenil überwunden, und auch in Gallien gelang es ihm nur nach schweren Kämpfen die Ordnung wiederherzustellen. In den ersten Jahren ging alles gut. Die Burgunder griff Aetius mit den Reiterschwärmen der Hunnen an, und da kam es zu jener Schlacht, deren Schrecken in dem Liede von der Nibelungennoth noch bis in unsere Tage herüberklingt. Der König Gunther fiel mit dem größten Theile seines Volkes, und nimmer vergaßen die Ueberlebenden den schrecklichen Tag. Als dann aber 14 Jahre später Attila selbst mit der ganzen Macht seines Volkes in Gallien eindrang, und die unterdeß herangewachsene Jugend des Volkes Aehnliches erdulden mußte: da vermischten sich die Erzählungen und Erinnerungen von dem unsäglichen Leid, das die Burgunder von diesem Volke erfahren hatten. Wer an die Hunnen dachte, wie sie den kühnen Gunther erschlugen, dem trat auch das Bild des Attila vor die Seele, und die Dichtung der Sänger wie

die Erzählung der Chronisten ließ bald darnach den König Gunther durch Attila fallen.

In einem zweijährigen Kampfe war es dem Littorius gelungen, den Bundschuh in der Bretagne zu zersprengen, und er durfte nun mit seinem siegreichen Heere nach dem Süden aufbrechen. 439. Sein Herz war voll stolzer Hoffnungen, und seine hunnischen Reiter waren nicht mehr zu zügeln. Auch in dem friedlichen, noch treu zu Rom haltenden Clermont hausten sie entsetzlich. Littorius wehrte ihnen nicht. Sie hatten Narbonne entsetzt, hatten die Burgunder vernichtet, hatten den zähen Widerstand der Bretagner überwunden: wer konnte ihnen widerstehen? Diese Hunnen waren die Retter des römischen Reichs. Man mußte ihnen viel nachsehen. Auch neigte Littorius selbst zur Rücksichtslosigkeit.

Seine Hoffnungen schienen sich zu erfüllen. Die Gothen gingen in ihre Grenzen zurück, und bald mußten sie überall aus dem Felde weichen und sich hinter die Mauern ihrer Hauptstadt Toulouse zurückziehen. Der Gothenkönig erbot sich zum Frieden. Katholische Bischöfe sandte er in das römische Lager mit demüthigen Bedingungen. Littorius verwarf seine Anträge, er wollte die Gothen vernichten. Da rafften sie sich auf, machten einen Ausfall, schlugen die Hunnen und brachten den schwer verwundeten Littorius gefangen in die Stadt. Als dann aber Aetius zur Hülfe herbeieilte, da waren die Gothen gern bereit auf Grund des alten Besitzstandes Frieden zu schließen. Sie waren durch diesen Krieg ebenfalls schwer erschöpft.

Aetius hatte unterdessen seine Augen sorgenvoll auf Britannien, Spanien und Afrika gerichtet. Wieder und wieder kamen Gesandte und baten um Hülfe: hier gegen Picten und Scoten, dort gegen Vandalen und Sueben. Aber er konnte Gallien nicht verlassen und mußte es sogar ruhig geschehen lassen, daß Geiserich mitten im Frieden Karthago wegnahm (439). Jahr um Jahr kamen von nun an die Schiffe der Vandalen nach Sicilien, Italien und Spanien. Lilybäum ward erobert, Palermo belagert, tausend Orte geplündert und Rom selbst bedroht. Ostrom sandte eine Flotte zu Hülfe, aber sie richtete nichts aus, und Friedensschlüsse gaben keine Gewähr. Geiserich wußte ganz genau, daß Rom ihn vernichten werde, sobald es in Ruhe seine Kräfte sammeln könne. So band er sich an keinen Vertrag. Was er Rom entrissen hatte, war zu groß, zu wesentlich für den Bestand des Reichs, der Kaiser konnte es nicht endgültig aufgeben

und etwaigen Versicherungen der Art durfte Geiserich nicht glauben. Rom mußte erst stärker gebrochen sein.

Ebenso wenig konnte Aetius etwas für Britannien thun. Spanien war noch wichtiger, und alle Kräfte, die in Gallien entbehrlich wurden, mußten über die Pyrenäen geworfen werden. Viermal gelang es ihm bedeutende Heere hierzu verfügbar zu machen — 438, 441, 443, 446: aber sie erreichten nichts. Zwei derselben konnten nicht einmal bis zu den Sueben hindurchdringen. Ihre Kraft verbrauchte sich im Kampfe mit den aufständischen Bauern. Dazu mußte er beständig auf der Hut sein, daß ihm nicht aus seinen Officieren ein Nebenbuhler erwachse und ihn stürze, so wie er den Felix beseitigt hatte[1]), und endlich hinderten ihn die Umtriebe des Sebastianus, des Schwiegersohnes des 432 gefallenen Bonifacius. Er war ein tüchtiger Mann, und er wollte sich nicht darein geben, daß der Rebell Aetius jetzt im Rechte sein sollte, und diejenigen im Unrecht, die im Namen des Kaisers gefochten hatten. Von Land zu Lande irrte er umher, in Constantinopel, in Toulouse, bei den Sueben, bei den Bagauden und bei den Vandalen: überall suchte er Schutz und Hülfe gegen den Todfeind, bis er 450 von König Geiserich getödtet ward.

Nach dem Feldzuge von 446 galten die Sueben als rechte Herren von Spanien. Man glaubte nicht, daß Rom im Stande sein werde, sie zu vertreiben, und der Gothenkönig Theodorich gab ihrem Könige seine Tochter zur Frau. Auch kam derselbe zum Besuch nach Toulouse. Eine andere Tochter gab Theodorich dem Hunerich, dem erstgeborenen Sohne des Geiserich. Es hatte so den Anschein, als würden die drei germanischen Völker sich gegenseitig unterstützen in dem Versuche, die Provinz, in der sie siedelten, ganz zu beherrschen. Aber es waren das nur die ersten Versuche einer Annäherung. Die Verhältnisse waren zu neu, zu unsicher, als daß sie so einfach hätten befestigt werden können. Jeder dieser Staaten war in jedem Augenblick bereit, mit Rom zusammen über den anderen herzufallen. Die Freundschaft zwischen den Höfen der Westgothen und der Vandalen schlug denn

---

[1]) Um 440 wurde der angesehenste Geistliche der römischen Kirche nach Gallien geschickt, um einen Streit zwischen Aetius und einem seiner höchsten Officiere beizulegen. Während dieser Reise starb der Bischof von Rom, und jener Geistliche ward zu seinem Nachfolger gewählt. Es war der große Leo I. Dieser zufälligen Beziehung danken wir die Kenntniß von jenem Streit, der wahrscheinlich nicht der einzige war.

auch bald in heftige Feindschaft um. Geiserich beschuldigte seine Schwiegertochter, sie habe ihm Gift bereiten wollen, ließ ihr Nase und Ohren abschneiden und sandte sie nach Toulouse zurück. Dann schickte er Gesandte an Attila, um dessen raubgewohnte Schaaren auf Gallien zu lenken. Dem Attila kam die Aufforderung zur gelegenen Stunde. Das oströmische Reich, dessen Provinzen er bis dahin zu verheeren pflegte, hatte damals gerade in Marcian einen kräftigen Kaiser erhalten, und es schien räthlich, ihm fern zu bleiben. Ehe er sich aber auf den Westen warf, suchte er sich den Weg durch Unterhandlungen zu ebenen. Seine Gesandten erhoben allerlei Klagen und Forderungen. Des Kaisers Schwester Honoria hatte sich dem Attila zum Weibe angetragen, war aber von ihrem Bruder in Haft zurückgehalten. Das erklärte Attila für eine Beleidigung. Es war dann darüber mehrfach verhandelt und auch jetzt forderten seine Gesandten die Braut. Weiterer Streit erwuchs aus einem inneren Zwist bei einem der Frankenvölker. Zwei Brüder stritten um die Nachfolge, der ältere gewann die Unterstützung des Attila, der jüngere floh dagegen zum Aetius, ward von demselben zum Sohne angenommen und dem Kaiser zugesandt, um auch am Hofe Freunde zu gewinnen. Darüber führte Attila ebenfalls lebhafte Klage. Die Hauptaufgabe seiner Gesandten war jedoch, ein Bündniß der Gothen und Römer zu verhindern. In Ravenna versicherten seine Boten deshalb, der Zug gehe nur gegen die übermüthigen Gothen, und in Toulouse, er ziehe gegen Rom. Attila kannte die Lage der Dinge. Er wußte, daß kein dauernder Friede möglich war zwischen Gothen und Römern, bis daß die Gothen ihr Gebiet genügend erweitert hatten oder vernichtet waren. So hoffte er, das doppelte Spiel werde ihm glücken und er könne einen nach dem anderen schlagen.

Im Herbste 450 sammelte er sein Heer. Außer den Hunnen hatten zahlreiche germanische und slavische Stämme ihr Aufgebot zu stellen, die bedeutendsten unter ihnen waren die Ostgothen und Gepiden. Ueber die Ostgothen herrschten die drei Brüder Valamir, Theodemir und Videmir, über die Gepiden Ardarich. Ihnen gab Attila höhere Ehre, die anderen warteten mit Zittern seines Winks. Der Zug ging die Donau aufwärts, dann über Passau und Regensburg an den Rhein, der im Frühling 451 überschritten ward. Am 6. April 451 wurde Metz verbrannt und Mitte Juni Orleans belagert. Nicht in geschlossenem Zuge bewegte sich das Heer. So lange der Feind nicht in drohender Nähe war, breiteten sich die

Schaaren auf einem ungeheueren Raum aus. Der ganze Norden von Frankreich wurde von ihnen ausgeplündert. Unterdeß bemühte sich Aetius sein Heer zu verstärken, aber er fand große Schwierigkeiten. Die Militärcolonien, aus denen vorzugsweise recrutirt wurde, waren unbotmäßig. Zahlreich zogen ihm dagegen die Burgunder zu. Nach der schweren Niederlage von 437 hatte Aetius dem Reste des Volkes 443 das Gebiet von Genf und Lyon zum Wohnsitz angewiesen, unter ähnlichen Bedingungen, wie die, unter denen die Gothen zwanzig Jahre vorher Aquitanien erhielten. Sieben Jahre saßen sie in der neuen Heimat und verharrten noch in wirklichem Gehorsam gegen Rom. Die Söhne der im Jahre 437 Gefallenen waren herangewachsen und zogen nun aus, um ihre Väter an den Hunnen zu rächen. Aber auch aus diesem Kampfe kehrten nur wenige zurück. Es waren so furchtbar viele gefallen, daß daheim außerordentliche Maßregeln getroffen werden mußten, um den Bestand des Volkes aufrecht zu erhalten. Es wurde bestimmt, daß die Richter keine Klage annehmen durften über einen Streit, der aus der Zeit vor dieser Schlacht herrührte. Friede und Eintracht sollten herrschen in dem Volke. Man hatte so große Verluste gemeinsam erlitten, daß alle Einzelverluste und Einzelforderungen zurücktreten sollten. Nur zwei Ausnahmen wurden gemacht. Fand jemand einen entflohenen Sclaven wieder, so durfte er ihn zurückfordern, und für den Mord eines freien Burgunders durften die Wergeldberechtigten 20 Solidi, d. h. $^{1}/_{10}$ des regelmäßigen Wergelds fordern. Die Fehde war untersagt — und damit dies Verbot wirksam werde, so wurde statt des für die meisten unerschwinglich hohen Wergelds ein geringes festgestellt.

Auch Franken und Alanen stellten Zuzug — aber Aetius konnte doch gegen Attila das Feld nicht halten, wenn die Westgothen sich nicht mit ihm vereinigten. Lange weigerten sie sich, erst als die Gefahr ganz nahe war, da schlossen sie den Vertrag. Ihr Heer trat aber nicht unter den Befehl des Aetius. Es waren also zwei Heere und zwei Feldherren, das aus römischen Soldaten und allerlei Zuzug zusammengesetzte Heer des Aetius und das der Westgothen unter Theodorich. Am 26. Juni näherten sie sich Orleans. Die Stadt war gerade übergeben worden. Die Beute war auf Wagen geladen und die Einwohner wurden herdenweise zusammengetrieben, um so als Beuteantheil den hunnischen Großen überwiesen zu werden: da tönten die gothischen Schlachthörner in den Tumult hinein.

Alsbald ließen die Hunnen die Beute fahren und zogen sich aus der Stadt, aber die Gothen und Römer erreichten sie noch und brachten ihnen schwere Verluste bei.

In der weiten Ebene der Champagne oder der Catalaunischen Gefilde sammelte dann Attila seine ganze Macht zum entscheidenden Kampf. Der Mittelpunkt des Kampfes war eine Gegend, die den Namen Mauriacus trug, etwa eine Meile von Troyes entfernt. Es war im Hochsommer des Jahres 451. In der Mitte zwischen den feindlichen Schlachtreihen war ein Hügel. Um dessen Besitz drehte sich der Kampf. Attila hatte ihn zuerst besetzt, die Westgothen und Alanen suchten ihn zu stürmen. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her. Da fiel der König Theodorich. Es ward anfangs nur von Wenigen bemerkt, so wild war das Getümmel. Als sich aber die Kunde verbreitete, da ließen die Westgothen die Alanen hinter sich und warfen in wüthendem Sturme alles vor sich nieder. Fast wurde Attila selbst von ihnen niedergemacht, doch gelang ihm noch die Flucht. Bis in die Nacht tobte so der Kampf, dann zogen sich beide Heere in ihre Wagenburg zurück. Manche Abtheilungen waren mitten unter die Feinde gerathen, und auch Thorismund, der Sohn Theodorichs, verirrte sich so bis an das Lager Attila's, das er für das gothische hielt. Alsbald war er von einer Ueberzahl umringt. Er wehrte sich tapfer, da traf ihn einer am Kopfe, und er sank vom Pferde, aber seine Begleitung rettete ihn und hieb ihn heraus.

Keiner wußte, wer denn eigentlich gesiegt habe. Beide Heere hielten sich die Nacht in ihrem Lager, wachsam des feindlichen Angriffs gewärtig. Am folgenden Morgen waren Gothen und Römer bereit den Kampf zu erneuen, aber Attila blieb im Lager. Da wurde es klar, daß er besiegt sei. Aber furchtbar erschien er auch jetzt noch. „Wie der Löwe die Gegend rings umher durch sein Gebrüll erschreckt, wenn ihn schon die Jäger in seiner Höhle umstellt haben," sagt eine alte Schilderung der Schlacht, „so ließ Attila alle Hörner und Trompeten seiner verschiedenen Völker blasen." Er war nicht gebrochen, kriegerischer Lärm sollte ihn umtönen und verkünden, daß er noch da sei. Auch ließ er im Lager einen großen Scheiterhaufen anzünden. Wenn die Feinde das Lager erstürmten, dann wollte er sich selbst den Tod geben, damit keiner sich rühmen könne, den Attila getödtet zu haben. Aber der Sturm auf das Lager ward nicht versucht, und Attila konnte sich mit den noch immer ansehnlichen Resten seines Heeres fast ungestört zurückziehen. Aetius wollte die Hunnen

nicht ganz vernichten, er konnte sie vielleicht noch einmal gegen die Gothen nöthig haben. Dabei kam ihm zu statten, daß Theodorich gefallen war. Die Gothen hatten zwar den tapferen Thorismund gleich auf dem Schlachtfelde zum König ausgerufen, aber diesen plagten mancherlei Zweifel, ob ihm nicht seine Brüder, die in der Hauptstadt zurückgeblieben waren, den Thron streitig machen würden. Der Königsschatz war in ihrer Gewalt, und damit konnten sie sich leicht Anhang verschaffen. Aetius bestärkte ihn in diesen Erwägungen und veranlaßte ihn mit seinen Gothen abzuziehen, er selbst wollte den Rückzug der Hunnen beobachten.

Während des Winters ersetzte Attila den Verlust und fiel dann im folgenden Jahre in Italien ein. Kein Heer trat ihm entgegen, nur die Mauern der festen Städte gewährten Schutz, und auch von ihnen wurden mehrere erstürmt [1]). So Aquileja, Pavia, Mailand. In Mailand sah Attila ein Gemälde, das die römischen Kaiser auf goldenem Throne zeigte und Hunnen, welche knieend zu ihren Füßen lagen: da befahl er ein anderes Bild zu malen. Ihn selbst, den Hunnenkönig, sollte es auf dem goldenen Throne zeigen und die römischen Kaiser mit Säcken auf den Schultern, aus denen sie Gold ausschütteten zu seinen Füßen. Er durfte so sprechen: das Mutterland der römischen Herrschaft lag wehrlos vor ihm, und er erwog eben, ob er auch Rom selbst zerstören sollte. Seine Getreuen warnten ihn. „Wer sich an Rom vergreift, der ist dem Tode verfallen. Gedenke an Alarichs Schicksal.“ So sprachen sie, und Attila kannte diesen Glauben auch selbst, und nicht in allen Stunden drängte er ihn leicht zurück. In dieser Stimmung traf ihn eine römische Gesandtschaft, an deren Spitze Papst Leo stand, und bewog ihn zum Abzug in die Donaulande. Auch die schwersten Opfer mußten leicht erscheinen, wenn die entsetzlichen Plünderungen ein Ende nahmen.

Aetius hatte keine Hülfe bringen können, denn nach dem Abzuge Attila's hatte Thorismund alsbald den alten Kampf gegen Rom erneuert. Nach Norden drang er bis an die Loire, vor und im Süden belagerte er Arles. Mit mancherlei Zugeständnissen stellte Aetius den Frieden wieder her, aber gleich darauf wollte Thorismund den Angriff erneuen, da wurde er von seinen Brüdern Theodorich und

[1]) Damals flohen viele auf die Inseln an der Küste des adriatischen Meeres und siedelten sich auf ihnen an, namentlich auf der größten, dem rivus altus. Das war der Anfang von Venedig, und der Rialto bewahrt noch heute den Namen der Insel.

Friedrich ermordet. Dieser Frevel schwächte die Gothen und rettete Rom. Denn Theodorich, der den Thron gewann, schloß mit Rom Friede und Bündniß, um sich gegen den Anhang seines ermordeten Bruders zu sichern. In demselben Jahre starb auch Attila, und es schien noch einmal die Möglichkeit gegeben zu sein, die Kräfte des Reiches wieder zu sammeln. Aetius begab sich nach Italien, um durch eine Heirat seines Sohnes mit der Tochter des Kaisers seine Stellung dauernd zu befestigen. Da ward er in des Kaisers Palast von des Kaisers Hand ermordet. Es wiederholten sich die Zeiten Stilicho's, nur ging das Verderben jetzt einen rascheren Gang. Die Widerstandskraft des Reichs war vollständiger gebrochen. Wenige Monate nach diesem Morde wurde der elende Kaiser Valentinian niedergestoßen, und den erledigten Thron nahm ein gewisser Maximus ein. 455.

Auf die Kunde von diesen Revolutionen brachen Franken und Alamannen in Gallien ein, und der Westgothenkönig, der eben noch mit Rom Frieden geschlossen, ja sogar in Spanien für Rom gekämpft hatte, schickte sich an, die Politik seines Bruders und Vaters wieder aufzunehmen und das römische Gallien zu erobern. Da ernannte Maximus einen vornehmen Gallier Namens Avitus zum Oberstkommandirenden in Gallien. Avitus gehörte einer der reichsten und berühmtesten Familien Galliens an und hatte unter dem Adel des Landes großen Einfluß. Noch mehr empfahl ihn aber der Umstand, daß er sehr nahe Beziehungen zu dem gothischen Könige hatte. Zur Zeit, da Theodorich II. noch ein Knabe war, hatte Avitus am gothischen Hofe gelebt und den jungen Prinzen in den rhetorischen Künsten unterrichtet, in denen damals die vornehmen Römer erzogen wurden. Avitus benutzte jedoch seinen Einfluß, um selbst als Kaiser aufzutreten. Theodorich II. unterstützte diesen Versuch. Der Bürgerkrieg öffnete ihm die Aussicht, Gallien und Spanien seiner Herrschaft zu unterwerfen. Er schloß mit Avitus einen Vertrag, durch den er sich verpflichtete ihn gegen Maximus zu unterstützen, wogegen ihm Spanien überlassen ward. Scheinbar freilich sollte er nur die Rechte des Kaisers in Spanien wahrnehmen und die römische Provinz von den Sueben säubern. Scheinbar war auch dieser Vertrag ein Gewinn für Rom, aber thatsächlich wurde die Provinz den Gothen überlassen. Im Sommer 456 zog Theodorich über die Pyrenäen, schlug die Sueben unweit Astorga (am 5. Oktober), tödtete dann den König und drang nach Gallicien vor, dem Hauptsitze der suebischen Herrschaft. Die Thore der festen Städte öffnete er sich mit der Versicherung,

daß er im Namen des Kaisers komme, und Gesandte des Avitus verkündeten dasselbe. Hatte er aber eine Stadt im Besitz, so gab er sie der Plünderung preis und schleppte Vornehm und Gering in die Sclaverei. (456, 457). Unterdeß waren in Italien und Rom ungeheuere Dinge geschehen. Maximus war zwei Monate Kaiser: da erschien Geiserich mit seiner gefürchteten Flotte vor Rom. Widerstand fand er nicht. Maximus ward von dem wüthenden Volke erschlagen, als er fliehen wollte. Der Papst Leo ging dem Geiserich entgegen, aber es ward ihm nur zugestanden, daß die Stadt nicht verbrannt und die Bürger nicht gemordet werden sollten. Vierzehn Tage lang plünderten die Vandalen in der Stadt und schleppten zahllose Schaaren jedes Alters in die Knechtschaft. Es ging weit härter her als bei der gothischen Plünderung von 410.

Einige Monate nach dem Abzug der Vandalen kam Avitus nach Rom. Das Heer hatte er dem Ricimer übergeben, der sich schon unter Aetius ausgezeichnet hatte und jetzt eine Flotte der Vandalen besiegte, die Sicilien bedrohte. Sein Vater stammte aus der königlichen Familie der Sueben, seine Mutter aus dem Königshause der Westgothen, und mit dem Königshause der Burgunder war er verschwägert. Königlich wie seine Herkunft war sein Wesen. Er überragte alle, die neben und mit ihm in die Höhe strebten, und er besaß auch die ganze Rücksichtslosigkeit, ohne welche sich in dieser aus den Fugen gegangenen Welt niemand behaupten konnte. So wie er an der Spitze des Heeres stand, so nahm er auch die Oberleitung in allen Angelegenheiten des Staates an sich. Den Avitus zwang er erst abzudanken, und dann tödtete er ihn. Aber er trat nun nicht selbst als Kaiser auf, das sollte auch jetzt noch ein Römer sein. Er ließ sich deshalb von dem oströmischen Kaiser zum Patricius ernennen und seinen Freund Majorian zum Kaiser. Thatsächlich aber hatte er eine außerordentliche Stellung, er stand nicht unter, sondern neben dem Kaiser. Majorian war ein tüchtiger Mann und gab von seinen Rechten nicht leicht etwas auf, aber in dem feierlichen Erlaß, mit welchem er die Regierung übernahm, sagte er die bezeichnenden Worte: „Für das Heer werde ich zusammen mit meinem väterlichen Freunde und Patricier Ricimer Sorge tragen." Sechzehn Jahre lang herrschte Ricimer so über das Reich. Sobald ihn ein Kaiser zu sehr einschränkte oder anderen das Ohr lieh, so räumte er ihn aus dem Wege. Das Schicksal von Stilicho und Aetius stand warnend in seiner Erinnerung. Fünf Kaiser haben neben ihm regiert: Avitus 456,

Majorian 457—61, Severus 461—65, Anthemius 467—72, dann zuletzt Olybrius 472. Olybrius starb nach ganz kurzer Zeit, die anderen hat Ricimer wahrscheinlich sämmtlich ermordet, oder doch drei von ihnen. Die letzten vier Kaiser hatte Ricimer auch eingesetzt und zwei Jahre lang ohne Kaiser regiert. Dem Namen nach erkannte er dabei die Oberhoheit des oströmischen Kaisers an. Dies erleichterte ihm das Unternehmen, aber die Täuschung war doch zu grob, und wer in den Provinzen sich widersetzen konnte, der widersetzte sich oder trat je nach Bedürfniß bald als sein Anhänger bald als sein Gegner auf. Ricimers Regiment zerstörte deshalb die letzte Kraft des Reichs. Majorian konnte noch den Versuch wagen, Gallien, Spanien und Africa wieder zu erobern. Er hatte auch bedeutende Erfolge. Der Westgothenkönig Theodorich mußte Spanien wieder fahren lassen und auch von Arles zurückweichen. Nachdem so in Spanien die römische Autorität wieder hergestellt war, sammelte sich im Hafen von Carthagena die Flotte, die das Heer nach Africa hinübertragen sollte. Freilich zerstörte Geiserich die Flotte durch kecken Ueberfall, ehe sie auslaufen konnte, und Majorian mußte nach Italien zurück: aber das Reich hatte doch wieder einmal eine bedeutende Macht entfaltet und den alten Glanz mit dem alten Schrecken seines Namens bei den Barbaren erneuert. Als dann aber Ricimer den Majorian bei seiner Rückkehr ermordete (2. Aug. 461), da konnte er seine Stellung doch nicht so befestigen, daß er die Pläne Majorians selbst hätte wieder aufnehmen können. Sein Einfluß beschränkte sich auf Italien, und auch Italien konnte er nicht recht schützen. Durch Geld und durch demüthige Gesandtschaften mußte der an und für sich so kriegerische Mann die Plünderungen der Vandalen abzuwehren suchen. In Dalmatien hielt sich Marcellin, in Gallien Aegidius. Beide waren tapfere Officiere des Majorian, die sich dem ehemaligen Kameraden nicht unterordnen wollten. Sie waren in dem von ihren Truppen besetzten Gebiet dasselbe, was Ricimer in Italien war. Die Kaiser, welche er ernennen ließ, erkannten sie nicht an.

Nach Ricimers Tode 472 ward sein Neffe Gundobad Patricius und erhob einen gewissen Glycerius auf den Kaiserthron. Gundobad war der Sohn des Burgunderkönigs; und als dieser im folgenden Jahre starb, und sich Gundobad so die Aussicht öffnete, einen Theil des kleinen Burgunderreiches zu erhalten: da ließ er das Amt des Patricius über das römische Reich im Stich und ging in die

Heimat. Gundobad war ein ungewöhnlich kluger und kühner Mann, und wenn er jene Stellung so leicht aufgab, so ist das ein gewichtiges Zeugniß dafür, daß ihr Glanz nur Elend und Schwäche barg. Der von ihm erhobene Kaiser Glycerius ward bald darauf durch Nepos verdrängt, den der oströmische Kaiser unterstützte. Nepos wieder durch Orestes, den Befehlshaber der Truppen. Orestes war ein Römer und erhob keinen Fremden, sondern seinen Sohn Romulus Augustulus zum Kaiser. Gleich darauf aber brach ein Aufstand in der Armee aus, der seinem Regiment ein Ende machte. 476. Die germanischen Söldner, welche das römische Heer bildeten, wollten nicht länger bloße Söldner sein. Sie schlossen sich zusammen und erhoben einen aus ihrer Mitte zum Könige über sich. Es war ein ähnlicher Vorgang wie 80 Jahre vorher die Erhebung des Alarich, aber die Verhältnisse waren ganz anders. Die germanischen Söldner hatten eine größere Bedeutung im Reich, und das Reich war in stärkerer Weise erschöpft. Schon zur Zeit des Theodosius bildeten die Barbaren einen bedeutenden Theil des römischen Heeres. Eifrige Römer klagten, daß sie in die Legionen aufgenommen würden und deren Character zersetzten. So rasch ging dies nun zwar nicht. Der Barbar, der in eine römisch formirte Truppe eintrat, ward dadurch vielmehr romanisirt. Aber im Laufe des fünften Jahrhunderts gewann das germanische Element das Uebergewicht. Das römische Heer nahm seine Recruten vorzugsweise aus bestimmten „kriegerischen“ Provinzen und in ihnen aus dem Bauernstande und den Militär-colonien. Nun gingen diese Provinzen größtentheils verloren, und wo dem Namen nach die römische Herrschaft noch bestand, da begegnete doch die Aushebung großen Schwierigkeiten. Die Bauern waren im Aufstand, die Militärcolonien, die übrigens meist aus Barbaren bestanden, waren ebenfalls unbotmäßig, und oftmals rotteten sich die Ausgehobenen zusammen und lebten lieber in Räuberbanden, als daß sie sich einstellen ließen. So mußte der Ersatz aus Barbaren beschafft werden. Zugleich wuchs im Heere die Masse der in nationalen Verbänden verbleibenden Barbaren. Seit die Westgothen durch den Vertrag von 382 Föderirte des Reiches wurden, da überwogen die irregulären Truppen an Zahl und Bedeutung das regelmäßige Heer. Unter Alarich schieden die Westgothen freilich zum größten Theil aus dem römischen Heerverbande wieder aus, aber dieser Abgang wurde nicht durch die Verstärkung der regelmäßigen Truppen ersetzt, sondern durch Scharen von allen möglichen barba-

rischen Stämmen. In Haufen von Tausenden oder auch in kleinen Gesellschaften strömten sie unablässig herbei, Ehre, Sold und Beute suchend. Zum Theil kamen sie mit Weib und Kind und dem ganzen Hausrath. Bis auf die Zeit, da Attila die lose verbundenen Hunnen zu einem festgeschlossenen Staate vereinte, stellten die Hunnen die größten Massen, zur Zeit des Ricimer und Gundobad kamen diese dagegen besonders zahlreich aus den drei unter sich verwandten Völkerschaften, Rugier, Sciren und Turcilingen, die in dem heutigen Oestreich saßen. Wie viele davon in regelmäßig formirten Legionen standen und wie viele in nationalen Haufen, ist nicht zu sagen: aber damals war die Germanisirung der Legionen schon so weit vorgeschritten, daß dieser Gegensatz nicht mehr die frühere Bedeutung hatte. In allen diesen Söldnern war das Bewußtsein lebendig, daß sie als Barbaren im Römerlande lebten, und daß sie insofern zusammengehörten. Der Umstand, daß die Mehrzahl aus jenen drei Völkerschaften stammte, erleichterte den nationalen Zusammenschluß und dies Gefühl, daß sie Germanen seien, diese Vorstellung, daß sie im Gegensatz zu den Römern Ein Volk seien, ähnlich wie die Westgothen und Burgunder in Gallien, die Sueben in Spanien, die Vandalen in Africa, erweckten in dem Söldnerheere den Wunsch, es ähnlich zu haben wie es jene hatten. Sie wollten nicht blos Sold, sondern auch eine Hofstätte, nicht blos einen Anführer, sondern einen König.

Unter ihnen waren viele, die in Africa gewesen waren oder mit den Vandalen gekämpft hatten, viele, die Spaniens oder Galliens Verhältnisse kannten. In Gallien hatten die Gothen und Burgunder zwei Drittel des Ackers erhalten, in Africa gar die ganzen Güter: so forderten die Leute denn von ihrem Feldherrn Orestes, daß er ihnen ein Drittel des Landes anweise. Die Forderung mußte ihnen billig erscheinen, auch fehlte es nicht an wüstliegenden, von ihren Besitzern verlassenen Aeckern, auf denen ein großer Theil des Heeres befriedigt werden konnte, aber es wurde dadurch der Grund gelegt zu einer Germanisirung Italiens, es war der Anfang desselben Processes, der eine Provinz nach der anderen dem Reich entfremdet hatte. Waren es nun derartige Erwägungen, oder waren es andere Gründe: genug, Orestes wies die Forderung ab. Da trat unter der Leibwache des Kaisers in Ravenna ein Mann auf, der die Bewegung, welche in der Masse herrschte, zu leiten und zum Ziele zu führen wußte. Sein Name war Odovakar. Er stammte aus dem Donaulande, wahrscheinlich aus

dem Volke der Rugier. Die Rugier waren Christen, gothische Predigt war zu ihnen gedrungen, aber sie lebten im Wesentlichen nicht anders wie in der Urzeit. Odovakars Herkunft ist dunkel. In ärmlichem Aufzuge kam er in die Zelle des heiligen Severin, als er sich vor dem Weggange in die unbekannte Welt den Segen des Heiligen erbat. Er fand Aufnahme in der Leibgarde des Kaisers, war aber noch nicht zu höherem Range aufgestiegen, als die Bewegung des Jahres 476 ihn an die Spitze der Söldner stellte. Ein Theil des Heeres hielt noch zu Orest, aber Odovakar schlug ihn und tödtete ihn. Dann setzte er den jungen Kaiser ab, sicherte ihm ein anständiges Jahrgeld und übernahm selbst das Regiment. Er wollte dem Scheine nach nichts anders sein, als was Ricimer auch gewesen war. Nur sollte kein besonderer Kaiser für den Westen ernannt werden. Der römische Senat und der abgesetzte Kaiser mußten deshalb Boten an den Kaiser Zeno senden und ihm vortragen, daß sie keinen anderen Kaiser begehrten als ihn. Er möge nur den Odovakar zum Patricius ernennen und durch ihn über Italien herrschen. Aber die Welt erkannte, daß dies leere Formen waren. Odovakar mochte Consuln ernennen und Gesetze geben im Stile der römischen Kaiser; in den Provinzen verbreitete sich doch die Kunde, daß jetzt auch in Italien ein germanischer König herrsche. König von Italien nannten ihn wohl meist auch die Zeitgenossen.

Die Erhebung Odovakars war der Abschluß einer langen Entwicklung. Schon Stilicho hatte eine Stellung gehabt, die ihn aus den Reihen der Beamten erhob und ihn mehr neben als unter den Kaiser stellte. Aber er bewegte sich durchweg in den Formen des Beamten, das Heer war das Heer des Kaisers, und nie wendete er sich gegen den Kaiser. Wesentlich anders stand schon Aetius. Das Heer war mehr sein Heer als das des Kaisers, es bestand zum großen Theil aus Scharen von Hunnen und anderen Barbaren, die nur in Folge der von ihm geführten Verhandlungen herbeigekommen waren. Noch bedeutsamer war die Veränderung im Zustande des Reichs. Unter Stilicho hielten noch alle Provinzen des Reichs zusammen, zur Zeit des Aetius waren in Gallien, Spanien und Africa Barbarenstaaten, die andere Ansprüche machten und fester in sich gegründet waren als die Barbaren, mit denen Stilicho zu kämpfen hatte. In Gallien war der kräftigste derselben, hier war die größte Gefahr. Aetius verwandte deshalb seine ganze Kraft auf die Rettung Galliens. Ricimer endlich trat über die Stellung des Aetius in ähnlicher Weise

hinaus wie Aetius über die des Stilicho. Er hatte in Wahrheit die kaiserliche Gewalt, der Kaiser nur den Namen. Aber er mußte andererseits auch alle Provinzen ihrem Schicksale preisgeben, und das weströmische Reich, das unter Stilicho kräftiger war als Ostrom, zu einem Nebenlande von Ostrom erniedrigen. Odovakar beseitigte endlich auch den Schatten der kaiserlichen Gewalt und trat die Erbschaft des Kaiserthums vollständig an. Aber sie war wie unter Ricimer auf Italien beschränkt und formell in Abhängigkeit von Ostrom. Wesentlicher war noch die Veränderung in seiner Stellung zum Heere. Ricimers Heer bestand zwar schon ebenso wie das des Odovakar größtentheils aus Barbaren und gehorchte nicht dem Kaiser, sondern dem Ricimer, aber Ricimer war der Form nach ein kaiserlicher General. Odovakar war ein König des Volkes, das sich aus dem Heere gebildet hatte, und nur nebenbei führte er noch einen römischen Titel. Von Theodorich dem Ostgothen, der als Volkskönig in Italien eindrang um ihn zu vertreiben, unterschied er sich mehr nur dadurch, daß dessen Heer der Masse nach aus einem Volke bestand, aber dieser Unterschied war nicht so wesentlich, als es scheint. Das politische Band, das die Ostgothen einst verknüpfte, war durch langen Solddienst gelockert. Die jetzt vereinten Haufen hatten vielfach gegen einander gefochten, sie sollten erst wieder zu einem Volke zusammenwachsen. Auch waren neben den Ostgothen bedeutende Haufen von anderen Stämmen in seinem Volke. In der Stufenleiter, die von Stilicho und Aetius zu Odovakar und Theodorich führte, stand Ricimer in der Mitte. Stilicho und Aetius waren Beamte des römischen Reichs, in Ricimer hielten sich die römischen und die germanischen Elemente das Gleichgewicht. Odovakar und Theodorich waren Könige von germanischen Volksheeren, die daneben zugleich die Stellung eines römischen Beamten oder Kaisers einnahmen.

Das war das Ende des römischen Reiches. Nie wieder hat ein weströmischer Kaiser den Thron bestiegen. Italien, Gallien, Spanien, Africa und Britannien, die im Reich vereinigt gewesen waren, gingen fortan getrennte Wege. Das Band, das sie einst umschlungen hatte, war freilich schon lange stark gelockert, aber in der Idee wenigstens bestand das Reich noch, und schon das bloße Vorhandensein eines Kaisers war ein Protest gegen die Barbarenstaaten in den Provinzen. Jetzt erst waren sie ganz anerkannt. Bis dahin konnten die Römer in diesen Staaten noch hoffen, daß die Barbaren wieder vernichtet, und die alte Ordnung wieder aufgerichtet

würde. Daneben hatte das Ereigniß auch noch eine theoretische Bedeutung. Die Westgothen, die Burgunder und die Franken hatten eine Zeit lang den Kaiser als ihren Oberherrn anerkannt. Die Westgothen hatten freilich dies Band schon früh abgestreift, die Burgunder wahrscheinlich nach Ricimers Tod — aber es lebte doch noch die Erinnerung an dies Verhältniß [1]). Die Burgunder erkannten es dadurch an, daß sie sich die römischen Titel magister militum und patricius verleihen ließen, während die Westgothenkönige dies nie thaten. Die Burgunderkönige wurden dadurch nicht zu römischen Beamten, sie haben diese Titel sich auch später noch von dem oströmischen Kaiser in Constantinopel verleihen lassen, der in Gallien keinerlei Macht hatte, es war das mehr nur ein schattenhaftes Nachleben der alten Form: aber so lange es weströmische Kaiser gab, und so lange eine weströmische Armee in Gallien stand, so lange hatte diese ideale Unterordnung, die in dem Empfang jener Titel zum Ausdruck kam, doch immer noch eine gewisse Bedeutung. Namentlich konnten die Römer in diesen Landen die Vorstellung pflegen, als sei das Land noch nicht ganz ausgeschieden aus dem römischen Reich. Für die Klärung der verwickelten Verhältnisse der germanischen Staaten, besonders der in Gallien gegründeten, war es deshalb von großer Bedeutung, daß es fortan in Italien keinen Kaiser mehr gab. Besonders wichtig war es für den Rest römischer Macht, der sich noch in Gallien erhielt, das Gebiet zwischen Loire und Oise. Bisher galt der römische Officier, der hier befehligte, als der Vertreter des Kaisers, so gering auch der Einfluß war, den der Kaiser üben konnte: fortan trat er in die Reihe der gallischen Staaten ein und hieß den germanischen Nachbarn der König der Römer.

[1]) Vita Johannis, Acta Sanctorum 28. Jan.

Zweites Capitel.

Der heilige Severin, ein Bild aus diesem Auflösungsproceß.

Die Alpen und ihre Vorberge waren in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts noch in römischem Besitz. Mancher Sturm war freilich darüber hingegangen, aber Stilicho und später Aetius hatten die Bergvölker im heutigen Tirol, Salzburg und Oestreich wieder zur Ruhe gezwungen. Im Jahre 450 gebot hier Attila. Als er sich aus der Ebene zwischen Theiß und Donau erhob und den Strom aufwärts marschirte, da war niemand, der ihm Widerstand leistete. Höchstens könnten sich einige feste Städte behauptet haben. Nach seinem Tode gestalteten sich die Verhältnisse folgendermaßen: Oestlich von Wien, in dem von der Donau umflossenen Gebiet, das die Raab durchströmt, setzten sich die Ostgothen fest. Westlich von ihnen lag die römische Provinz Noricum, das Land zwischen der Donau von Passau bis Wien im Norden und der obern Sau im Süden. Im Norden der Provinz, nur getrennt durch den Fluß saßen die Rugier, westlich von denselben, in der ehemaligen Provinz Rhätien, die Alamannen. Passau war die römische Grenzfestung. Im Süden hatte Noricum freilich die Verbindung mit Italien, aber sie war schwierig. Die Gebirgswege waren im Winter nur mühsam zu benutzen und häufig wurden sie durch Barbaren oder durch große Räuberbanden gesperrt. Die Bewohner der Städte waren Römer, die Bergbewohner waren von der römischen Cultur nur oberflächlich berührt und in dieser Zeit der Auflösung traten sie leicht in ihren alten Zustand zurück und gesellten sich zu den Barbaren. Stilicho und Aetius hatten mit ihnen kämpfen müssen. Die

römische Verwaltung trat seit Attila nicht wieder in regelmäßige Thätigkeit. In einzelnen festen Plätzen standen noch Truppen, aber es waren verlorene Posten. Sie hatten keine regelmäßige Verbindung mit dem Höchstkommandirenden in Italien, erhielten auch keinen Sold mehr. Es war ähnlich wie in Spanien. Jede Stadt war auf sich angewiesen. Sie schlossen selbst Verträge mit den Barbaren über Handel und Wandel, sie warben Scharen derselben als Söldner an oder als eine Art Sauvegarde, sie bewaffneten sich und kämpften gegen kleinere Scharen auch im freien Feld mit Glück. Aber es war ein vergebliches Bemühen. Hatte man die Rugier beschwichtigt, so brachen die Ostgothen ein, oder die Alamannen, oder die Thüringer von Nordwesten her, oder alle zugleich. Außerdem erschienen noch Haufen aus allerlei Volk. Manche Städte ergaben sich den Barbaren, zahlten ihnen Tribut, lieferten ihnen Waffen, Kleider und Geräth: aber sie fristeten damit nur kümmerlich ihr Dasein, denn keine von diesen germanischen Völkerschaften war so stark und in sich gefestet, daß sie einen dauernden Zustand hätten herstellen können, wie es die Westgothen in Gallien thaten.

Die Ostgothen hätten wohl die Kraft dazu gehabt, aber ihr Blick war mehr nach dem Süden und Osten gerichtet. Die Alamannen dagegen hatten ihre Hauptkraft dem Rheine zugewendet. Sie durchstreiften diese Gegenden mehr, als daß sie darin siedelten. So blieben nur die Rugier übrig, und diese haben auch einen Versuch gemacht die Römer in ihren Staat aufzunehmen, aber er mislang. Sie gehörten zur gothischen Völkergruppe und waren arianische Christen. Aber das Christenthum hatte ihnen bis dahin nur eine Summe von neuen Formen und Formeln gegeben, in denen ihre alten heidnischen Vorstellungen von Gott und Welt fortlebten, und allenfalls auch noch den Haß gegen die orthodoxen Römer. Mit Scheu betrachteten sie das Kreuz, zitternd standen sie vor einem heiligen Manne, und die böse Königin Giso quälte die Römer auch damit, daß sie sie noch einmal taufen ließ. Ihr Culturzustand war im Wesentlichen derselben wie in der Urzeit. Sie hatten zwar allerlei neue Bedürfnisse, aber befriedigen konnten sie dieselben nur durch den Raub oder dadurch, daß sie Römer fortschleppten aus den Städten und auf ihren Höfen als Knechte ihre Kunst üben ließen. Die alten Lebensordnungen waren erschüttert, die Leidenschaften gesteigert, der Blick zwar unendlich erweitert aber auch zerstreut: es war das Elend der Gährung, aus der neue Ordnungen hervorgehen konnten,

aber es bedurfte großer Männer und schwerer Ereignisse, um das Volk in sie hinüberzuführen.

In diesem Zustande waren die Germanen den Römern furchtbare Nachbarn, und mit jedem Jahre schwanden einige Städte von dem Boden. Die einen wurden erstürmt, die anderen wurden von den Bewohnern vorher verlassen. Die Flüchtlinge zogen sich dann in die nächste Stadt, aber bald kam diese in die gleiche Gefahr, und die Flucht ging weiter. Zuerst fielen die westlichen Städte, erst die kleineren Orte, dann Passau, dann Lorch u. s. w., bis Odovakar 488 die Rugier schlug und diesen Sieg benutzte, um die Römer aus der ganzen Landschaft wegzuführen. Wie Aurelian einst Dacien aufgab, so wurde jetzt Oestreich und Salzburg den Germannen überlassen.

Die Kunde von dem Elend dieser Lande lief durch die Welt. Auch die Einsiedler erfuhren davon in den Wüsten Aegyptens und Syriens. Es waren unter ihnen viele feingebildete Männer, die es nicht unterlassen konnten, den Lauf der Welt zu betrachten, um ihrem Nachsinnen über die ewigen Räthsel neue Probleme zuzuführen. Einen von ihnen ergriff bei dieser Kunde der Gedanke, daß es mehr werth sei, diese Bedrängten zu trösten, als hier der Betrachtung obzuliegen. Der Gedanke gestaltete sich ihm zur Stimme des lebendigen Gottes, und er machte sich auf und kam bald nach Attilas Tode an die Donau. Das war der heilige Severin. Latein war seine Muttersprache, und sein Wesen verkündete den vornehmen und gebildeten Mann: aber auch seinen vertrautesten Schülern sagte er nicht, woher er sei, und wie er heiße. „Das fördert nur den Hochmuth“, antwortete er ernst. „Haltet ihr mich für einen Bürger des himmlischen Reichs, wie ihr sagt: so habt ihr ja nicht nöthig, zu forschen wie ich als Kind dieser Welt heiße“. Er ging in schlechtem Kleide und auch bei der bittersten Kälte in bloßen Füßen. Tage lang fastete er, und wenn er aß, so war es die einfachste Speise. Seine Wohnung war eine Zelle, oft auch eine Höhle. Sein Herz war den ewigen Dingen zugewendet, er legte keinen Werth auf Geld und Gut, Verfolgung und Marter erschienen ihm als willkommene Mahnungen, als eine Unterstützung im Kampfe mit den sündigen Trieben des Herzens. Aber diese mystische Stimmung steigerte nur seine Kraft, sein Urtheil trübte sie nicht. Er war überzeugt, daß Gott durch seine Hand Wunder thue — aber unermüdlich arbeitete er, um die Noth zu lindern mit den irdischen Mitteln, die ihm noch geblieben waren. Bald war sein Ruf so groß, daß er von einem

Orte zu dem anderen gerufen ward. Wo die Noth am schlimmsten war, da trat er auf. Von Wien bis Passau war sein Gebiet. Er ersetzte in gewisser Weise die fehlenden Behörden. Sein Beispiel lehrte die Armen ihren Mangel leichter tragen, und seine rückhaltlose Strafrede zwang die Wohlhabenden, ihre Vorräthe mit den Armen zu theilen und von denjenigen Städten, welche weniger bedrängt waren, konnte er geradezu einen Zehnten einfordern, um die Unglücklichen zu verpflegen, die aus den verwüsteten Orten mittellos umherirrten. Wenn eine Stadt nicht mehr zu halten war, und die Bewohner sich doch nicht trennen konnten von dem Boden, der ihre Erinnerungen, ihre Habe und ihre Arbeit trug: dann sprach er mit der Gewalt eines Propheten. Er bedrohte die Hartnäckigen, er verkündigte Tag und Stunde des Untergangs. Mehrmals war es so eingetroffen, und bald wagten nur die ganz Halsstarrigen seinem Rathe zu widerstreben. Mit Vorliebe schickten die bedrohten Städte ihn als Unterhändler zu den Barbaren. Ruhig trat er unter sie, ruhig fügte er sich aber auch in das Unvermeidliche, und so erreichte er oft, was keiner zu hoffen wagte. Selbst wilde Räuberbanden haben ihm ihre Gefangenen freigegeben. Barbaren sahen scheu zu ihm auf wie zu einem übernatürlichen Wesen. Sie trugen Kranke zu ihm, daß sein Gebet sie heile, und die wilden Gesellen, die aus der Heimat fortstürmten, um in der Fremde Beute und Ehre zu finden, erbaten sich erst seinen Segen, ehe sie gingen. Er segnete sie auch, obschon sie entweder Heiden oder Arianer waren, und obschon sie das wilde Handwerk des Söldners trieben. Er wies niemanden zurück, der sich auch nur in einer einzigen Stunde vor Gott beugte. So hat auch Odovakar seinen Segen empfangen, der dann als König über Italien gebieten sollte. Freilich erfuhr er oft auch Hohn und Spott oder mußte mit hoffnungsloser Antwort zu den Armen zurück, die ihn gesendet hatten. Den Fortgang der Zerstörung konnte er nicht aufhalten. Aber er blieb immer ruhig, während die Barbaren nicht selten nachträglich in Sorge geriethen, daß der Gott des Heiligen sie strafe für ihre Härte. Der Alamannenkönig Gibold wollte in Passau eindringen, Severin vermahnte ihn, davon abzustehen, und der wilde Heide begann zu zittern unter seinen Worten, kehrte um und sagte zu seinen Leuten: „Niemals habe ich im wildesten Kampfe so viel Angst ausgestanden als in diesem Gespräche". Giso, die Frau des Rugierfürsten, war ein hartes Weib, härter als ihr Mann. Als sie einst aus den Städten, die ihr unterthan waren, mehrere Römer

ortschleppen ließ, um sie in die Fremde zu verkaufen, trat ihr Severin
ntgegen, und da sie ihn zurückwies, sagte er zu den Seinen: „Ich
ertraue auf den Herrn Jesum Christum, daß er sie zwingen wird
u thun, was sie in ihrer Bosheit abschlägt". Nun hatte die Königin
amals unter ihren Sclaven einige Goldschmiede barbarischer Her-
unft, die schon lange darauf sannen, wie sie sich frei machen könnten.
Da kam an jenem Tage der junge Sohn der Königin in ihre Werk-
tatt. Alsbald ergriffen sie ihn und drohten, erst den Knaben und
ann sich selbst zu tödten, wenn ihnen nicht Sicherheit und Freiheit
elobt werde. Die Königin mußte alles bewilligen, zugleich aber
ühlte sie sich auch in ihrem Gewissen getroffen und war überzeugt,
aß dies die Strafe sei, die der Gott des Heiligen über sie verhängt
abe. Sie ließ deshalb eiligst Boten reiten, um jene Römer zurück-
uholen, und sie selbst begab sich mit dem Könige zu Severin, zeigte
hm das gerettete Kind und gelobte, nichts wider seinen Willen zu
hun. Bald darauf konnte der Heilige sogar einen förmlichen Ver-
rag mit dem Könige abschließen über die Sicherung der Römer.
lber auch solche Gelübde halfen wenig, die rohe Begierde und der
Drang der Verhältnisse überwogen, nur der persönliche Einfluß des
eiligen Mannes gewährte Schutz. Als er sein Ende nahe fühlte,
a ließ er den König und die Königin der Rugier noch einmal zu
ich rufen und redete ihnen ernstlich ins Gewissen. Seinen Mönchen
ber sagte er, daß bald die Zeit kommen werde, da sie alle das
and verlassen müßten. Er starb 482 am 8. Januar, nachdem er
ast dreißig Jahre lang als ein Seelsorger und oft wie ein König
ier gewirkt hatte.

Er war ein gewaltiger Mann, und was er war, das war er
urch Liebe und Glauben. Neben ihm standen noch viele, die ihm
acheiferten. Die untergehende Römerwelt war reicher an bedeutenden
Männern, als manche glücklichere Zeit: aber die Gewalt ist zu
rchtbar, mit der ein verfallener Staat dem Abgrund zurollt. Auch
elden können ihn nicht aufhalten. Das Bild des Elends aber, das
ese Lande zeigen, lehrt den Werth der staatlichen Ordnung schätzen,
elche damals von Gothen, Burgundern, Vandalen und Franken in
ideren Provinzen aufgerichtet wurde. Der wichtigste Schauplatz
iefer staatlichen Neubildung war Gallien, an dieser Provinz sind
eshalb auch die im Ganzen in allen Provinzen gleichen Zustände
a entwickeln, unter denen die Germanen ihre Staaten gründen mußten.

Drittes Capitel.

Gallien im fünften Jahrhundert.

Das römische Gallien entspricht im Ganzen dem heutigen Frankreich. Die Alpen und die Pyrenäen, der Rhein und die Nordsee bildeten seine Grenzen. Auch die heutigen Städte waren zum großen Theil schon damals vorhanden, nur war ihre Bedeutung nicht dieselbe. Paris bedeutete wenig neben Arles, Lyon, Vienne, Trier, Bordeaux und vielen anderen. Und ihre Verfassung war nicht dieselbe. Die mittelalterliche Stadt ist eine Neubildung aus einem Bruchtheil der alten Stadtgemeinde und des alten Stadtgebietes. Zwischen der römischen Periode und der mittelalterlichen Periode liegt die Zeit der fränkischen Gauverfassung, da der Gauverband die großen und kleinen Gemeinden in gleicher Weise beherrschte und verband.

Die Bevölkerung bestand der Masse nach aus Celten, die in den unteren Ständen oberflächlich, in den höheren Schichten dagegen fast vollständig romanisirt waren. Auch die Vornehmen sprachen wohl im vierten und fünften Jahrhundert gelegentlich noch einmal celtisch — aber im ganzen genommen war das Celtische damals nur noch eine Bauernsprache. Und auch die Bauern verstanden Lateinisch, wenigstens in den meisten Theilen des Landes. Latein war die Geschäftssprache im privaten wie im öffentlichen Verkehr und die einzige Schriftsprache. Sie fand in Gallien eine ausgezeichnete Pflege. Kein größerer Ort entbehrte der Schule, und in den größeren Städten waren zahlreiche Professoren mit hohem Gehalte angestellt, deren Unterricht zu genießen die Schüler weit herkamen, und deren kunstvolle Reden und Gedichte von der gebildeten Welt des ganzen

Reiches gepriesen wurden. Gallischer Redner, gallische Beredtsamkeit waren Ehrennamen, und es gab eine große Anzahl von Dichtern und Schriftstellern. Niemals aber nahmen sie ihre Stoffe oder ihre Bilder aus der celtischen Geschichte und dem celtischen Leben. Ihre Bildung war ganz römisch, ihre Schriften bildeten einen Theil der römischen Litteratur. Sie stellten sich wohl einmal als Gallier den anderen Römern gegenüber, neckten sich mit ihrem nationalen Naturell, namentlich mit ihrem gewaltigen Appetit, waren sich auch noch bewußt des Gegensatzes der verschiedenen Theile des celtischen Stammes, besonders des Gegensatzes zwischen den Aquitaniern und den nördlichen Galliern — aber doch nicht anders als dies bei den Provinzen und Landschaften eines größeren Reiches immer der Fall sein wird. Um 400 hatte dieser Romanisirungsproceß seinen Höhepunkt erreicht — aber um eben diese Zeit begann auch das Band sich zu lockern, das den römischen Staat zusammenhielt.

In den Wirren, welche im Abendlande auf den Einbruch der Barbaren in Gallien von 406 folgten, verjagten mehrere Landschaften und Städte die römischen Beamten, um sich unter selbstgewählten Führern der Noth zu erwehren. Dabei kam in Armorica, dem Küstenstrich zwischen der unteren Loire und Seine, das celtische Element wieder zum Durchbruch, zumal es verstärkt wurde durch die Scharen, welche um die Mitte des Jahrhunderts vor den Angeln und Sachsen aus Britannien auf das Festland flohen und den westlichen Theil von Armorica besetzten, der nach ihnen dann die Bretagne genannt wurde. In dem übrigen Gallien und ähnlich in Spanien haben dagegen die maßgebenden Kreise der Gesellschaft auch in der Auflösung des fünften Jahrhunderts in Rom ihr Vaterland gesehen, bis sie in einem der germanischen Staaten heimisch wurden.

Diese maßgebenden Kreise der Gesellschaft bildeten nur einen kleinen Theil der Bevölkerung. Die Masse war in einem elenden, dürftigen Zustande. Sie hatte kein Brod und kein Recht, ihr war es gleich, wer in Gallien regierte. Im Alterthum war die Vertheilung des Wohlstandes im Wesentlichen gegeben mit der Vertheilung des Grundbesitzes, es gab wohl Handel und Handwerk, aber nicht so, daß ein ganzer Stand sich darauf gegründet hätte. Auch in den Städten bildeten die Besitzer des in dem Stadtgebiet belegenen Ackers den Kern der Bürgerschaft. Nun war der Grund und Boden in Gallien vor der römischen Eroberung in wenigen Händen gewesen. Zunächst besserte sich dies zwar unter dem römischen Regiment. Die

Entwickelung des römischen Kaiserreiches führte ganz allgemein zu einer Hebung der unteren Klassen [1]). Im zweiten und dritten Jahrhundert muß ein nicht unbedeutender Theil des Bodens in der Hand von mittleren und kleinen Besitzern gewesen sein: aber im vierten und fünften Jahrhundert wurden sie massenhaft gezwungen, ihr Land dem großen Herrn zu überlassen, der ihr Nachbar war, und dessen Hülfe sie nicht entbehren oder dessen Gewaltthätigkeit sie nicht widerstehen konnten. Der Hauptgrund lag in dem fürchterlichen Druck des Staates. Die Großen des Reichs wußten das Schlimmste von sich abzuwälzen, und so lastete zuletzt alles und jedes auf den Schultern des Bauern. Es muß hart kommen, ehe ein Bauer sein Gut im Stich läßt, aber im vierten und fünften Jahrhundert haben sie es scharenweise gethan. In Italien, in Gallien und in Spanien bildeten diese ausgetretenen Bauern Räuberbanden, die wiederholt zu großen Heeren anwuchsen und nur mit großen Anstrengungen auseinander gesprengt werden konnten. Nicht viel besser sah es in den Städten aus. In den beiden ersten Jahrhunderten war es eine hohe Ehre, mit einem städtischen Amte betraut und in den städtischen Rath oder, wie es damals hieß, unter die Decurionen aufgenommen zu werden. Aber im dritten Jahrhundert fand sich niemand mehr freiwillig bereit, die Aemter zu übernehmen, es mußte den Decurionen als Pflicht auferlegt werden, die Aemter aus sich zu besetzen, und da jeder sich nun auch dem Decurionat entzog, so wurden diese Rathsherrnstellen erblich gemacht und derjenige mit den schwersten Strafen bedroht, der sich der Würde zu entziehen suchte. Es ist ein Anblick ohne Gleichen. Die Decurionen und die Magistrate hatten den höchsten Rang unter den Bürgern und genossen ins Auge fallende und von den eiteln Galliern viel begehrte Auszeichnungen, aber dennoch wollten sie gern ihr Amt und oft ihr Vermögen dazu verlieren, wenn sie nur der unberechenbaren Verantwortlichkeit ledig wurden, welche sie in jedem Augenblick der Laune und der Paschajustiz der Provinzialstatthalter preisgab. Entflohen sie aber, so wurden sie auf-

[1]) Es milderte sich die Lage aller, die in rechtlicher Abhängigkeit standen. Es minderte sich die Gewalt des Vaters über den Sohn, des Herren über Sclaven und Freigelassene, des Gläubigers über den Schuldner. Auch war in dem ausgedehnten Beamtenstand, in der gesteigerten Bedeutung von Handel und Gewerbe mannigfaltige Gelegenheit geboten zu einer gewissen Behaglichkeit des Lebens zu gelangen. Daß es im zweiten und dritten Jahrhundert zahlreiche mittlere Besitzer gab, das beweisen die Beraubungen des vierten und fünften.

gesucht und in ihr Amt zurückgebracht, wie entsprungene Verbrecher ins Zuchthaus. Es ist sogar vorgekommen, daß Verbrecher verurtheilt wurden Decurionen zu werden. Wie sie jedoch vor dem Statthalter zitterten, so zitterten vor ihnen die Bürger. So viel Rathsherren, so viel Tyrannen, sagte der Presbyter Salvian, und gegen das Ende des vierten Jahrhunderts ward ein neuer Beamter ernannt, der Defensor, der das Volk vor den Decurionen und die Decurionen vor dem Statthalter schützen sollte: aber gar bald hatte man an ihm nur einen Tyrannen mehr. Die Lage dieses ersten Standes zeigt das Loos der übrigen. Hier und da erfreut uns wohl einmal ein Bild behaglichen Stilllebens und erinnert daran, daß die entsetzlichen Dinge, von denen die Gesetze[1]) und die Schriftsteller erzählen, nicht ausnahmslos herrschten, daß die Menschen sich in die Lage zu schicken und ein Plätzchen zu finden verstanden, wo sie kürzer oder länger blühen oder vegetiren konnten: aber Kraft und Wohlstand war nur noch bei den wenigen Familien, in deren Händen die große Masse des Grundbesitzes vereinigt war.

Allein auch diese bevorzugte Klasse litt schwer unter dem Zustand des Staates. Die Kraft, die noch in ihr lebte, hatte keinen Raum sich zu entwickeln. Sie wuchsen auf mit dem Gedanken, daß es sich für sie zieme, nicht bloß ihre Güter zu bewirthschaften und ihre Schätze zu mehren, es galt als selbstverständlich, daß sie sich an dem öffentlichen Leben betheiligten: aber diese Betheiligung war schließlich nur ein Wettlauf nach den Ehren, die der Staat zu vertheilen hatte, und auf der Notabelnversammlung, die jährlich zu Lyon zusammentrat, konnte selten ein anderes Wort laut werden als die Schmeichelei. Um so eifriger bethätigten sie sich auf dem Gebiete der Litteratur. Als Knaben wurden sie in die Schule des Grammatikers geschickt, und hier wurden sie hart angehalten. Vor der Schule machte die Weichlichkeit dieser sonst so verwöhnten Menschen Halt. Nicht blos der einfache Stock, sondern auch die Lederpeitsche bändigte den flüch=

---

[1]) So das Edict Majorians. De indulgentiis reliquorum. 459. Ich müßte es ganz abdrucken, aber es ist zu lang, deshalb nur diesen Satz: Hinc est, quod injuriam compulsorum (der Statthalter und ihrer Büttel) destitutae ordinibus civitates idoneum nequeunt habere curialem, quod exigentium auctoritate perterriti possessores propria jura destituunt, cum jam non amissio fortunarum sed saeva custodia et suspendiorum crudelitas formidatur, quae immitis apparitor et executio militaris pro commodo suae cupiditatis exercet.

tigen Sinn der hochgeborenen Jugend. Von dem Grammatiker kamen sie zum Rhetor und lernten die Kunst, viel zu sagen über nichts. Bald versuchten die halbreifen Knaben öffentlich als Redner aufzutreten. Sorgfältig war alles vorbereitet, die Freunde des Hauses folgten der Einladung, und reichlicher Beifall belohnte den kecken Sprecher. Was er sagte, war gleichgültig, wenn die Worte nur klangen. Die gewandte Beherrschung der Sprache, ihrer Tonmittel und des von früheren Schriftstellern geschaffenen Vorraths von Wortverbindungen — weiter sollte nichts gezeigt werden [1]). Das rechte Muster dieser Sprachkünste war der sogenannte Cento, ein Gedicht, das aus Bruchtheilen von Versen des Vergil oder eines andern Dichters zusammengestellt ward. Die Kunst bestand darin, so viel Verse im Gedächtniß zu haben, um aus ihnen Abschnitte wählen zu können, die sich wenigstens ungefähr zu einem Gedanken ergänzten. Was das für ein Gedanke war, das blieb fast gleichgültig.

Aehnliche Wortkünste gab es noch viel. Theon hat dem Ausonius dreißig Austern geschickt. Ausonius dankt und drückt den Gedanken, daß es dreißig waren, in etwa dreißig Versen auf fast dreißig verschiedene Weisen aus. „So viel Monate die Aeoler in drei Jahren zählten, so viel Jahre drei trojanische Kriege, — so viel Jahre eine Vestalin ihrer Göttin diente u. s. w., kurz, dreißig Austern hast du mir geschickt". An Worten und Phrasen hatten diese Dichter und Redner Ueberfluß, aber das Leben bot ihnen keine Aufgabe, welche sie etwas erwärmen und ihnen wirklich poetischen Schwung hätte verleihen können. Auch den besten Autoren fehlte es deshalb beständig an Stoff, oder vielmehr jeder Stoff war ihnen gleich recht. Die Gans, die auf dem Tische stand, das Handtuch, an dem der Freund sich abgetrocknet, der Regen ward besungen, der den Fußweg schmutzig machte. Diese Producte galten auch nicht etwa als unbedeutender Scherz, sondern bildeten einen Theil der Litteratur. Der berühmte Dichter Ausonius besang immer ganze Reihen gleichartiger Gegenstände, nicht einen Kaiser, sondern gleich alle, nicht eine Stadt, sondern zwölf, dreißig verschiedene Verwandte, siebenundzwanzig Professoren von Bordeaux, die Tage und Monate, die Himmelszeichen

---

[1]) Eingehender habe ich diese geistige Bewegung geschildert in der Abhandlung: Rhetorenschulen und Klosterschulen oder heidnische und christliche Cultur in Italien während des fünften und sechsten Jahrhunderts, in Raumers Historisches Taschenbuch, 1869, S. 1—94. Manches daraus ist hier wörtlich wiederholt.

u. s. w. Um seinen Vater zu preisen, reihte er alle möglichen Sentenzen der Alten über die Tugenden des weisen und gerechten Mannes aneinander und schuf so ein leeres Tugendrepositorium, bei dem wir uns nur mit Mühe erinnern, daß es den Vater des Ausonius vorstellen soll. Und Ausonius war vielleicht der begabteste unter den Schriftstellern seiner Zeit. Sein Lobgedicht auf die Mosel und noch mehr vielleicht das Idyll vom Rosengarten wird auch heute noch den Leser erfreuen, der sich über die Schwächen der Manier hinwegzusetzen vermag. Ausonius war der Mittelpunkt eines großen litterarischen Kreises, dem Symmachus, Paulinus von Nola und andere berühmte Autoren angehörten, und zu denen auch die Kaiser Valentinian, Gratian und Theodosius gezählt zu werden wünschten. Der große Theodosius bat den Ausonius, ihm nicht als Kaiser, sondern aus privater Zuneigung ein Briefchen zu senden. Valentinian forderte ihn gar zu einem Wettgesang auf, und zwar sollte ein Cento verfaßt werden. Ausonius gerieth dadurch in große Verlegenheit — er wollte nicht als Schmeichler dastehn und scheute sich doch den Kaiser zu beleidigen. Dergleichen litterarische Kreise gab es mehrere, und unter ihnen herrschten dann oft allerlei Coteriekämpfe: aber sie waren doch auch wieder die eigentlichen Träger dieses litterarischen Lebens. Die Genossen verschafften sich gegenseitig Handschriften, reizten sich zur Production und vermittelten die Publication. Denn regelmäßig veröffentlichte der Autor die Erzeugnisse seiner Muse nicht selbst. Er sandte sie einem der Freunde und schrieb dabei, daß er wohl wisse, wie unbedeutend das Buch sei, es sei auch rasch hingeworfen, und das Gedicht ward geschrieben, als die Pferde schon gesattelt standen. Dann folgten kräftige Wendungen über das feinere Urtheil und die Gelehrsamkeit des Freundes, und schließlich ward ihm anheimgestellt, ob er die Schrift unterdrücken oder den Freunden mittheilen wolle.

Sie schrieben einander viel Briefe, und diese Briefe hatten eine ähnliche Bedeutung wie in der Zeit der Humanisten, an die auch sonst manche Züge des Treibens erinnern. Sie wurden sorgfältig stilisirt und galten mehr als litterarische Productionen denn als Mittel, sich dem Freunde mitzutheilen. Sie pflegten im ganzen Kreise zu circuliren wie die Gedichte, und man war sehr empfindlich gegen Zurücksetzungen in dieser Correspondenz. Jeder wollte gern einen Brief an sich gerichtet sehen und von der schmeichelnden Feder des Freundes gelobt werden. Dem Bischof Lupus, den Attila seiner

Heiligkeit wegen wie einen Talisman mit sich führte, diesem Heiligen mußte Sidonius Apollinaris geradezu vorrechnen, daß er seiner in längeren Briefen und in weit ehrenvollerer Weise gedacht habe als desjenigen, dem jener sich vorgezogen glaube.

Die vornehmen Kreise waren von diesen Interessen ganz beherrscht, und wer nicht wirklich Gefallen daran fand, der mußte doch die Mode mitmachen. Und diese Mode hielt die vornehmen Herren, die kein anderes Feld zu fruchtbringender Thätigkeit vor sich sahen, doch wenigstens von den endlosen Gelagen und anderem wüsten Treiben fern, und was noch wichtiger war, es erhielt sich so ein gewisser idealer Sinn, das Bewußtsein, daß der gebildete Mann nicht blos sich selbst leben dürfe, und es erhielt sich die Bekanntschaft mit der älteren römischen Litteratur. Denn das war die erste Forderung, daß man gehörig belesen war, und in den Häusern der Vornehmen gab es ansehnliche Bibliotheken und geübte Schreiber, die von neuen Erscheinungen wie von den großen alten Autoren Abschriften anfertigten. Auch die Herren selbst waren dabei thätig, verglichen die Handschriften und verbesserten sie.

Griechisch verstanden nur wenige, und schon darin offenbart sich, daß das Treiben ohne Tiefe und Kraft war. Es war die Litteratur einer erschöpften Zeit, in der weder das Leben noch eine wahrhaft wissenschaftliche Thätigkeit dem Geiste neue Stoffe zuführte. „Den vergangenen Jahrhunderten", klagte einer der Gefeiertsten dieser Poeten, „gab der Herr der Welt Kraft und Gaben zu echter Kunst, jetzt ist der Same verdorrt und der Saft vertrocknet."

Die Erneuerung der Gesellschaft durch das Christenthum.

In diesen Zustand brachte das Christenthum eine ungeheure Veränderung, es brachte eine Fülle von neuen Gedanken, Gefühlen und Aufgaben, und ferner eine Reihe von Institutionen und Aemtern, die das Leben beherrschten und stützten. In der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts fanden sich in allen bedeutenderen Städten Galliens Bischöfe, aber das Landvolk war selbst um 400 noch größtentheils heidnisch. Auch das Christenthum sehr vieler Bekenner war nur eine etwas andere Form ihres alten Heidenthums. Einige neue Namen und neue Gebräuche waren eingeführt, aber statt des erhabenen Schöpfers aller Dinge verehrten sie einen mächtigen Zauberer. Ein Gedicht, das um 400 von einem Gallier

geschrieben ist, führt uns in diesen Proceß mitten hinein. Der Hirt Bubulcus klagt einem Freunde, daß seine Herde von der Seuche hart mitgenommen sei. Da kommt ein anderer Hirt Namens Tityrus vorbei, der ist lustig und guter Dinge, denn seine Herde ist gesund geblieben. „Wie hast du das erreicht?" fragte Bubulcus. „Ich habe den Ochsen das Zeichen des Kreuzes an die Stirne gemacht, das soll das Zeichen des Gottes sein, der jetzt in den großen Städten ganz allein verehrt wird, und keiner neben ihm. Christus ist sein Name, der einzige Sohn des ewigen Gottes. Willst du etwas von ihm erbitten, so hast du nur zu glauben. Opfer sind unnöthig. Das reine Herz erhält ohne das alles, was es wünscht." Da entschließen sich die beiden anderen auch Christen zu werden. „Denn warum sollte das den Menschen nicht gut sein", meint Aegon, „was die Thiere vor der Pest beschützte [1])?"

Der Verfasser des Gedichtes war ein feingebildeter Rhetor, und er schrieb nicht in der Absicht, die Motive zu verhöhnen, welche den gemeinen Mann dem Christenthum zuführten: sondern in diesen vornehmen Kreisen herrschte die gleiche materialistische Auffassung der Religion. Der vielgefeierte Dichter Sidonius Apollinaris wurde in seinen späteren Jahren Bischof und zählt zu den Heiligen der Kirche, aber seine Auffassung des Christenthums war nicht eben tiefer. „Ihr Jungen", schrieb er als Bischof, „nutzt euere Zeit und schwelgt in Horaz und Cicero; wenn das Alter kommt, dann müßt ihr an das ewige Leben denken und die alten Heiden ruhen lassen, jetzt aber nützt euere Zeit." Die Kirche war ihm nur ein Ersatz für die seit dem Sturz des Reichs verschlossene Carriere im Dienste des Kaisers und ein Mittel, die Schrecken des Todes zu überwinden. Köstlich ist es mit anzusehen, wie er sich hinter einem nichtssagenden Wortschwall versteckte, als zwei seiner litterarischen Freunde in einen dogmatischen Streit geriethen. Er hatte für die ganze Sache kein Verständniß. So standen viele — andere aber wurden im Innersten ergriffen. Hilarius von Poitiers, Martin von Tours, Cassian, Sulpicius Severus, Vincentius Lirinensis, Salvian und Tausende mit ihnen hatten all ihr Sinnen und Denken in den Dienst der Kirche gestellt.

Mit kräftigem Entschluß hatten sie ihre glänzenden Stellungen

---

[1]) Severus Sanctus, De mortibus boum. Riese, Anthologia latina, 893. Nam cur addubitem, quin homini quoque Signum prosit idem perpete saeculo, Quo vis morbida vincitur.

und ihren Reichthum verlassen, um fortan in Niedrigkeit zu leben: aber schwerer wurde es ihnen, den Geist von der Beschäftigung mit der alten Litteratur abzulenken und auf die christlichen Stoffe hinüberzuführen. Der heilige Hieronymus hat das in seiner geistreichen Weise beschrieben, und seine Schilderung hat auch für die gallischen Kreise des fünften Jahrhunderts ihre typische Wahrheit. „Ich hatte gefastet und las dann wieder den Cicero. Ich hatte die Nacht in Thränen und Gebet zugebracht, und am Morgen nahm ich wieder den Plautus zur Hand. Kam ich dann zur Besinnung über mein Thun und wollte die Propheten lesen, so widerte mich ihre rauhe und ungebildete Sprache an." Da erkrankte er auf den Tod, und im Fiebertraum fühlte er sich vor den Thron Gottes geführt. Auf die Frage, wer er sei, antwortete er: „Ein Christ." Aber der Richter sprach: „Du lügst, ein Ciceronianer bist du, nicht ein Christ (Ciceronianus es, non Christianus). Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz." Da baten die Umstehenden für ihn seiner Jugend wegen, und er ward entlassen, nachdem er geschworen hatte: „Herr, wenn ich je wieder heidnische Bücher lese, so will ich Dich verleugnet haben." Von ähnlichen Kämpfen und Visionen erzählen Cassian, Caesarius und andere, und auch ihre Schriften legen Zeugniß ab von diesem Kampfe. Sie nahmen sich oftmals vor nicht länger in Worten zu lernen, sondern auch die Sache zu sehen; in scharfen Antithesen prägten sie den Gedanken aus, daß die Predigt der Fischer der Beredtsamkeit des Tullius überlegen sei: aber der Satz selbst, in dem sie das sagten, verrieth, daß ihnen der Ruhm der Rede immer noch unendlich wichtig war. Recht häßlich klingt es gar, wenn diese Wortspielerei auch ihre religiösen Empfindungen ergreift. „Siehe, ich bin ein sündiger Mensch, ich bin nur ein Hörer des Wortes und muß erröthen über die Lobsprüche, die du mir spendest, und die nur den Gerechten, wie du einer bist, zukommen." So schrieb der heilige Paulinus, einer der gefeiertsten Heiligen des Jahrhunderts. Er stammte aus vornehmer Familie, und seine Gaben brachten ihn rasch zu Ruhm und Ehren. Er hatte das aber Alles verlassen und lebte als Mönch. Es war ihm Ernst mit dem Christenthum, aber er konnte die alte Schule nicht vergessen, so sehr er sie auch schalt und so witzig er seinen Lehrer Ausonius zu widerlegen wußte, der den glänzenden Schüler den freien Studien erhalten wollte.

Da waren die gemeinen Leute besser daran, und in der Unruhe über solchen Rückfall in die alten Gedankenkreise erwachte die Neigung,

jede Bildung für einen Feind des Glaubens zu erachten. Es waren Erzählungen in Umlauf, wie ein ungelehrter Mönch die schwierigsten theologischen Fragen löste, nachdem er eine Zeitlang im Gebet verharrt hatte, und auch jene altheidnische, materialistische Auffassung der Religion führte zu solch dumpfer Schwärmerei. Die Askese war das greifbare Mittel, das bleiche Gesicht das Siegel der Erlösung. Wer sein Hemde trug ohne es zu waschen, bis es sich in Schmutz und Fetzen auflöste, der ward als Heiliger verehrt (sordidae vestes candidae mentis indicia sunt), und auch die Gebildeten krankten an einer Wundersucht, die selbst durch die schlimmsten Erfahrungen nicht geheilt ward.

Sulpicius Severus war ein ungewöhnlich begabter Mann. Inmitten der verwilderten Rhetorik jener Tage schrieb er ein fast klassisches Latein. Es war dem Tacitus und Sallust nachgebildet, aber so nachgebildet, daß es sein Eigenthum war. Und diese Kunst bildete nur die eine Seite seiner Begabung. Er war auch ein tüchtiger Geschichtschreiber. Seine Chronik überwältigte den wüsten Stoff der Kirchengeschichte in einem mäßigen Bande und schilderte dabei diejenigen Abschnitte, deren Verständniß Severus für seine Leser besonders wichtig hielt, in hinreichender Ausführlichkeit. Jeder Satz war durchdacht, und die Erzählungen von den jüdischen Königen gewannen Licht und Leben durch die Beziehungen auf die Gegenwart. Und dieser feine Geist erzählte von dem heiligen Martin, mit dem er doch persönlich verkehrt hatte, ganz kindische Wundergeschichten. So die Historie vom hochmüthigen Kaiser Valentinian. Der wollte nicht aufstehen vor dem heiligen Martin, aber der liebe Gott wußte ihn zu zwingen. Beim Eintritt des Martinus brachen plötzlich Feuerflammen unter seinem Sitze aus und nöthigten ihn so, sich schleunigst zu erheben und dem Heiligen die schuldige Ehrfurcht zu beweisen. Nach Severus' Meinung gab es nichts, was dem heiligen Martin unmöglich war. Das Wunder galt als ein nothwendiges Werkzeug in dem göttlichen Weltregiment, und die Kraft, Wunder zu thun, als ein natürliches Attribut des wahrhaft Frommen. Der heilige Martin sprach ganz unbefangen von seiner Wunderkraft, und in der Leichenrede auf seinen Vorgänger Honoratus hielt es der Bischof Hilarius für nöthig, zu erklären, wie es komme, daß Honoratus keine Wunder gethan habe. „Es bereitete ihm größere Freude, daß Christus seine Verdienste verzeichnete, als daß die Menschen von seinen Wundern redeten. Er unterredete sich mit dem Herrn auf das

vertraulichste im Gebet, und da wird er es durch sein heißes Flehen wohl durchgesetzt haben, daß seine Heiligkeit den Menschen nicht durch Wunder offenbar gemacht würde[1]."

Die Ungebildeten und die unklaren Köpfe gaben sich vollends ganz wüsten Vorstellungen hin. Betrüger und Schwärmer trieben mit dem frommen Glauben ein schauderhaftes Spiel. Man sollte glauben, das Christenthum hätte hier zu Grunde gehen müssen zwischen dem halben Wesen auf der einen Seite und dem trüben Mysticismus auf der anderen. Aber einmal hielten sich doch diese beiden Gegensätze ein gewisses Gegengewicht, und der Freund der Kirche muß jenen lauen Geistern danken, daß ihre vornehmen Bedürfnisse sie zurückhielten, den Anhang der Schwärmer zu mehren. Recht wirksam warnten vor ihnen auch die bösen Erfahrungen, die der Orient mit solchen jede Cultur verschmähenden Heiligen gemacht hatte, und dann die stets erneuten theologischen Streitigkeiten. So wenig erfreulich sie an sich waren, sie zeigten doch, daß man sich der wissenschaftlichen Bildung nicht enthalten könne. Das Entscheidende aber war, daß sich unter all den Dornen und Disteln der Tändelei und Schwärmerei manches Korn echter Religiosität barg, und diese überdauerte denn auch alle Stürme. In einzelnen Männern fand sie einen geradezu idealen Ausdruck. Ein solcher Mann war der heilige Martin von Tours[2]. Als Sohn eines Veteranen mußte er ebenfalls Soldat werden und trat mit fünfzehn Jahren in die Legion ein. Seine Eltern waren noch Heiden, aber ihm war das Christenthum nahe gekommen, und er lebte als Soldat wie ein Ascet und handelte wie ein Heiliger. Man kennt die Erzählung, wie er in Amiens seinen Mantel zerschnitt, um die Blöße des Armen zu decken: so war er in all seinem Thun. Einst ward er von Räubern überfallen, sie banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen, und der eine schleppte ihn fort. „Was bist du?" fragte ihn dieser unterwegs. „Ein Christ." „Bist du nicht angst?" „Nie fühlte ich mich sicherer," antwortete Martinus, „ist doch Gottes Gnade gerade in den Versuchungen uns am nächsten. Aber um dich fühle ich Schmerz, der du durch dein Räuberhandwerk die Gnade verscherzest, die in Christo allen Menschen erschienen ist." Immer begeisterter predigte er so, bis der Räuber sich bekehrte, seine Bande löste und um seine Fürbitte

---

[1]) Derselbe Gedanke bei Paulus Diaconus im Leben Gregor des Großen.

[2]) Sein Leben habe ich erzählt in Gelzers Monatsblättern 1868, S. 107—125.

hat. Noch großartiger offenbarte sich diese alles überwältigende Liebe des Mannes in einem Traum. Er hatte gegen die Regel der Kirche einige Mönche wieder in seine Gemeinschaft aufgenommen, die sich schwer vergangen hatten. Und wie seine Zweifel und Seelenkämpfe gewöhnlich diesen Verlauf nahmen, so hatte Martinus auch hier eine Vision, in welcher der Teufel ihm vorhielt, daß er Unrecht gethan habe, die Mönche aufzunehmen, denn wer einmal gefallen sei, der sei für immer von Gottes Gnade verstoßen. Martinus sprach dagegen von der erbarmenden Liebe, die den reuigen Sünder nicht verschmähe, und erhob sich zuletzt zu dem Worte: „O, auch dir ist die Gnade nicht versperrt. Wenn du von der Verfolgung der Menschen ablassen wolltest und deine Sünden bereuen, o, so verspreche ich dir die Gnade Christi, obschon der Tag des Gerichts bereits nahe bevorsteht. Solches wage ich im Vertrauen auf den Herrn." Wer sich in die namenlosen Leiden versetzen kann, die Martinus von dem Teufel erduldet zu haben glaubte, der muß gestehn, daß in seinem Herzen ein Quell wahrhaft göttlicher Liebe strömte. Und dabei dies Zutrauen zu der Leitung des Herrn, diese unbedingte, durch kein Schicksal zu erschütternde Zuversicht, daß nichts ihn treffe, was nicht seinem Frieden diene. Er ging durchs Leben, als habe er es bereits überwunden, keine Furcht wandelte ihn an, und wo er sorgte, da geschah es um ewige Güter, und diese Sorge selbst machte ihn nur stärker.

Gern hätte er sich aller Gemeinschaft mit den irdischen Dingen entzogen, aber die Pflicht rief ihn mitten in ihr Getriebe hinein in die Intriguen eines Usurpators und seines Hofes und in die Gemeinheiten der ersten Ketzergerichte. Vergebens kämpfte er dagegen an, es waren die traurigsten Tage seines Lebens — aber auch in dieser schweren Zeit war er für Tausende ein Halt und Hort. Noth bereitete ihm ferner das Treiben der nicht geringen Zahl von Bischöfen, die in der Kirche nur den Glanz der Würde suchten, noch mehr aber die Betrüger, die aus der Heiligkeit ein Geschäft machten, und die Schwärmer, welche durch übermäßiges Fasten und Kasteien die Herrschaft über ihre Sinne verloren hatten und nun, von Eitelkeit aufgebläht, sich als auserwählte Werkzeuge der göttlichen Gnade bewundern lassen wollten. Nicht selten fanden sie zahlreichen Anhang, und auch die nächsten Kreise des Martinus wurden dadurch gestört. Aber sein einfältiges Auge durchschaute regelmäßig die täuschende Maske, und selbst die frechsten Gesellen beugten sich vor dem doch so freundlichen Manne.

Diese Einfalt und Hoheit zeigte den Vornehmen und Gelehrten, wonach sie dürsteten, und konnten sie nicht werden, wie er war, so scharten sie sich doch um ihn, und seine Glaubenskraft weckte Keime neuen Lebens in ihren verödeten Herzen. Und nun vollendeten sie die Aufgaben, welche Martinus selbst nicht hätte lösen können. So elementare Naturen waren nöthig, um die Hindernisse wegzuräumen, welche der großen Bewegung im Wege standen, aber der Aufbau der Kirche und der Ausbau der Lehre forderten zahlreiche Arbeiter und auch weniger einseitige, wenn auch deshalb zugleich weniger starke Naturen. Sie fanden sich in Gallien im fünften Jahrhundert in großer Zahl. Das Christenthum wirkte auf die Zeit wie ein Quell, der in einer verdorrten Landschaft erschlossen wird. Der Quell bleibt nicht ungetrübt, aber wohin er dringt, erwacht neues Leben.

So war unter der Litteratur die christliche bald die reichste und kräftigste. Dem verkommenen städtischen Wesen erstand in dem Bischof eine feste Stütze, welche man ihm in dem Defensor vergeblich zu verschaffen versucht hatte. Das locker werdende Band der staatlichen Gemeinschaft in dem weiten Reich ward ersetzt und verstärkt durch die kirchliche Gemeinschaft. Noch nie hatten Gallien und Spanien sich so angelegentlich und so nachhaltig um das gekümmert, was in Syrien und Aegypten geschah, als in dieser Zeit der Ausbildung der kirchlichen Dogmen und Ordnungen. In die zur Kriecherei ausgeartete Verehrung der Kaiser schallte das Wort hinein: Vor Gott sind alle gleich, auch der Kaiser ist nur ein Mensch. Sulpicius Severus, der Schüler des heiligen Martinus, war es, der die göttliche Verehrung der Kaiser nachdrücklich bekämpfte. Vornehme Männer entsagten dem Glanz ihres Reichthums und lebten in Niedrigkeit. Ihr Wort schreckte die ungerechten Richter, ihre Hand vertheilte Almosen, auf ihren Gütern bauten sie Krankenhäuser, und ihre freiwillige Dürftigkeit ließ den Armen ihr Loos erträglicher erscheinen. Endlich — und das war nicht das Geringste — tausende von Menschen gewannen neue Lebensideale und neue Lebenskraft.

Es war ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Kreise, der den heiligen Martinus umgab, und jenen litterarischen Coterien, zwischen einer andächtigen Gemeinde und dem lässigen Haufen, der den Rhetor umstand und auf einen Wortwitz oder eine Anspielung wartete. Kraft und Zuversicht zog in das Herz hinein mit dem himmelaufsteigenden Gesange. Diese Menschen dünkten sich den Höchsten gleich, wenn sie sich in Demuth vor Gott beugten. Freilich waren sie der

Masse nach nur in den vereinzelten Stunden besonderer Sammlung und Erhebung so stolz und stark, im gewöhnlichen Treiben des Tages herrschte meist noch das alte Wesen. Aber rein ergiebt sich die Menge dem Ideal immer nur auf Augenblicke, und was so in den Einzelnen zerstreut und oft verdunkelt lebte, das fand einen dauernden Ausdruck in den Gemeinden. Diese Gemeinden mit dem Bischofe an der Spitze, die Bischöfe der Provinz unter Leitung des Bischofs der Hauptstadt, die Bischöfe des Landes oder gar aller Lande zur Synode vereinigt: das waren große Gewalten, wahrhafte Felsen in dem Meere der Unordnung, in welches das römische Reich sich auflöste. Wo die Beamten flohen oder keinen Gehorsam mehr fanden, wo die Bauern in wildem Aufruhr die Magazine plünderten und die Städte brandschatzten, da handelten die Bischöfe als die geborenen Lenker der Stadt, und auch mit den einbrechenden Barbaren führten sie die Unterhandlungen. Während das Reich zerfiel, erstand so in der Kirche eine Organisation, welche den Römern einen Ersatz gewährte, bis sie ihn in den germanischen Staaten finden lernten, und welche zugleich die Arbeitsresultate der alten Cultur für die Zukunft bewahrte.

Verfassung der Kirche.

Schon längst schied sich der Priesterstand von den Laien, und die Scheidung wurde immer schroffer. Im vierten Jahrhundert hatte man hochgestellten Laien noch wesentlichen Einfluß auf kirchliche Dinge gestattet — das galt gegen Ende des Jahrhunderts als ein Unrecht. Nur bei der Wahl des Bischofs bewahrte die Gemeinde noch einen gewissen Antheil an der Verwaltung der Kirche. Auch ward es verboten, Laien zu Aebten oder Bischöfen zu machen, im fünften Jahrhundert kam es in Gallien indeß noch mehrfach vor. Das Cölibat hatte sich dagegen bereits durchgesetzt, und im Wesentlichen auch die Herabdrückung der Presbyter. Der Bischof hatte eine fast unbeschränkte Disciplinargewalt über alle Geistlichen, auch ihr Lebensunterhalt und ihre Lebensstellung hingen von ihm ab. Die Macht der Kirche war in der Hand der Bischöfe concentrirt, und diese Macht war sehr groß. Sie ruhte zunächst auf dem Vermögen der Kirche, das im vierten und fünften Jahrhundert ungeheuer anwuchs. Einmal zwang die Kirche theils durch Gesetz theils durch Sitte die Geistlichen, ihr Vermögen testamentarisch der Kirche zu hinterlassen, wenigstens in dem Falle, daß sie nicht ganz nahe Ver-

wandte hatten. Da nun gerade aus den reichen Familien viele zu Bischöfen gewählt wurden, so kam schon durch diese Sitte ein großer Theil des Grundbesitzes in die Hand der Kirche. Noch reicheren Ertrag brachte die herrschende materialistische Auffassung der christlichen Lehre. Wenn du der Kirche dein Gut schenkst, so trägt es dir in alle Ewigkeit reiche Zinsen. Wie thöricht ist es also, statt dessen lieber die wenigen Jahre deines Lebens kärgliche Zinsen genießen zu wollen. So argumentirten selbst hervorragende Männer, wie Salvian, und vielfach artete dies aus in gemeine Erbschleicherei und Erpressung. Die Geistlichen genossen ferner eine Reihe nutzbarer Privilegien. Sie waren frei von drückenden Naturalleistungen, lange Zeit auch frei von der Grundsteuer, und falls sie Handel trieben, auch von der Gewerbesteuer. Im fünften Jahrhundert kam dies noch vor als ein Rest jener Zeit, da das Kirchenvermögen zu klein war, den Bischof zu ernähren. Indeß, was der Staat den Geistlichen erließ, das mußten die Bauern mehr leisten, und im fünften Jahrhundert mußten deshalb diese Privilegien zum größten Theil zurückgenommen werden. Dauernd genossen die Priester dagegen eine Reihe gerichtlicher Privilegien, und aus dem Schiedsgericht, das die Kirche von jeher gepflegt hatte, erwuchs ein vom Staat anerkanntes Gericht, dem alle Streitigkeiten zwischen Geistlichen unterlagen und an das auch die Laien ihre Sache ziehen konnten. Der Bischof war ferner der Schutzherr aller Sclaven, Freigelassenen, Armen und Gefangenen, und mancher verwendete die Einkünfte der Kirche, um das Elend zu lindern, dem damals die Masse des Volkes erlag, namentlich um die Unglücklichen frei zu kaufen, die nach dem Kriegsrecht der Zeit schaarenweise in Knechtschaft geschleppt wurden. Die Kirchen galten als Asyle, aus denen kein Verfolgter mit Gewalt gerissen werden durfte, und Mädchen, die von ihren Eltern oder ihren Herren in Bordelle verkauft waren, durfte der Bischof befreien. Er durfte ferner jeder Zeit die Gefangenen besuchen und prüfen, ob sie die nöthige Pflege erhielten. Ueberzeugte er sich dabei, daß sie unschuldig verurtheilt seien, so konnte er bei dem Richter Fürbitte einlegen, die Sache noch einmal untersuchen und die ungerecht verhängte Strafe wieder aufheben. Die Bischöfe haben dieses Patronat der Armen und Angeklagten oft misbraucht. Um ihren Einfluß zu erweisen oder in sentimentaler Verwirrung der Begriffe haben sie die Richter durch kirchliche Drohungen gezwungen, Schuldige freizulassen. Es kam so weit, daß fanatisirte Haufen den Verurtheilten mit Ge-

walt befreiten. Im Ganzen aber war diese Thätigkeit der Bischöfe bei der Willkür und Rohheit der damaligen römischen Justiz ein großer Segen und zugleich für die Bischöfe eine Quelle immer neuer Macht. Dazu kam der Einfluß, den ihnen die Beichte gab. Oft wurde das Sündenbekenntniß schriftlich eingereicht, und manche Priester lasen diese Bekenntnisse der versammelten Gemeinde vor. Papst Leo I. schrieb gegen diesen Misbrauch, aber er zeigt, welche Waffen die Priester in der Hand hatten. Als Schlußstein dieses Machtgebäudes diente endlich jene magische Kraft, die den meisten Bischöfen und vielen anderen Priestern und Mönchen zugeschrieben ward, und die furchtbare Gewalt, die Menschen auszuschließen aus der Kirche, in der allein sie der Gnade Gottes theilhaftig werden zu können glaubten.

Einen weiteren Zuwachs an Macht gewann die Kirche in diesem Jahrhundert durch die Ausbreitung des Klosterwesens in Gallien. Freilich erlebten wohl alle Klöster von Zeit zu Zeit starke Unordnungen, denn es steigern sich die Versuchungen, wenn man die natürlichen Triebe unterdrückt — aber dann fanden sich immer gewaltige Naturen, welche das Ideal erneuten, und im Ganzen waren die Klöster eine wahre Blüthe des kirchlichen Lebens und ein Mittel, die frische Kraft, die in der Kirche lebte, zu sammeln und zu steigern.

Wo Leben ist, da ist Kampf, und so war denn auch die gallische Kirche dieses Jahrhunderts von mannigfaltigen Kämpfen bewegt, Kämpfen um Verfassungsfragen wie um Lehrfragen. Unter den ersteren hatte weitaus die größte Bedeutung der Streit, der daraus entsprang, daß Arles den Primat über die gallische Kirche erstrebte, unter den dogmatischen Fragen der Streit über die Prädestinationslehre. „Wenn Gott von Anbeginn vorherbestimmt hat, wer selig werden soll und wer nicht, wenn der Mensch durch sein Bemühen gar nichts dazu thun kann, zu der Gnade zu gelangen: was soll dann noch Tugend und Frömmigkeit? Wird man nicht dahin leben, wie man mag? Ist man erwählt, nun so wird man doch selig, und einige Sünden mehr oder weniger tragen nichts aus. Ist man nicht erwählt, nun so wird man doch verdammt, und wollte man auch all seine Habe den Armen geben und die Nächte hinbringen in Gebet und Flehn. Das ist eine furchtbare Lehre, und die Stellen, auf die sich Augustin beruft, sind von den angesehensten Kirchenlehrern bisher nicht so verstanden.“ So dachten viele tüchtige Männer. Andere überboten dagegen noch die Lehren des Augustinus, und daraus ent-

stand ein Kampf, der die besten Männer Galliens Jahrzehnte lang beschäftigte. Und die Art, wie er geführt wurde, giebt Zeugniß von dem Ernst und der Kraft des kirchlichen Lebens. Wußten sich doch die Gegner der Lehre so zu mäßigen, daß sie Augustin nicht persönlich angriffen. Er sollte der Lehrer bleiben, der er war, nur dem Umsichgreifen dieses Irrthums sollte vorgebeugt werden.

Ein feingebildeter Mann Namens Vincentius, der in dem berühmten Kloster auf der Insel Lerins an der Küste der Provence lebte, schrieb in diesem Sinne eine scheinbar ganz theoretische Untersuchung über den Begriff der Tradition. „Und wenn ein Bischof aufstünde und ein Heiliger, und wäre er noch so gelehrt und noch so angesehen, und er lehrte Neuerungen, so wären sie doch zu verwerfen. Nur was immer und was von allen gelehrt ward, nur das ist die Lehre der Kirche." Das war der Hauptsatz des Buches, und er richtete sich unmittelbar gegen Augustin. Aber sein Name ward nicht genannt. Vincentius wollte die Frage über den Grundsatz nicht verwirren durch den Streit über die Personen.

Unmittelbar in den Kampf führt eine anonyme Schrift mit dem Titel Prädestinatus. Sie zerfällt in drei Bücher. Das erste zählt alle bisherigen Ketzereien auf, neunundachtzig an der Zahl, und fügt dann als die neunzigste dazu die Lehre von der Prädestination. Die neunundachtzig anderen sind nur aufgezählt, um deutlich zu machen, in welche Gesellschaft die Lehre von der Prädestination gehöre. Als zweites Buch folgt dann ein Lehrbuch dieser Ketzerei, und es wird hinzugefügt, daß die Anhänger der Prädestination dies Buch als ihr Symbol ehrten und es nur den Genossen gaben. Mit heiligem Eide müsse jeder schwören, daß er es keinem anderen zeigen wolle. Eine fromme Frau habe sich aber gedrängt gesehen, den Greuel zu offenbaren, und so sei es in des Autors Hand gekommen. Dieses angebliche Symbolum der Prädestinatianer ist eine litterarische Fiction [1]). Es ist darin zusammengestellt, was die Anhänger der Prädestination hier und da geäußert hatten oder was ihnen als Consequenz ihrer Ansicht zugeschrieben wurde, um diese Ansichten im Zusammenhange widerlegen zu können. Diese Widerlegung füllt dann das dritte Buch der Schrift.

---

[1]) Darin stimme ich Baur, Geschichte der christlichen Kirche, bei, aber daß es in Gallien fanatische Prädestinatianer gab, dafür ist die Schrift doch ein unwiderlegliches Zeugniß.

Umgewandelt war das geistige Leben der Zeit. Ehedem wußten
ie Leute nicht, was sie schreiben sollten, jetzt drängten sich die Stoffe in
jülle herzu, und zwar Stoffe, die ihr ganzes Sinnen und Denken
rfüllten. Was thuts, wenn die alte Manier hier und da über die
Bewegung Herr wird und der Gedanke im Wortgeräusch erstirbt —
s war doch Leben da und starkes Leben. Wenn man dies
edenkt und dabei zugleich die großartige Organisation der Kirche be-
:achtet und sich dann weiter erinnert, daß es vorzugsweise Männer
er großen Familien waren, welche diese Organisation leiteten und
e Kämpfe um diese schweren Fragen durchfochten: so erhält man
nen ganz anderen Eindruck von der gallischen Aristokratie, als wenn
an ihren politischen Jammer betrachtet und ihre rhetorischen
pielereien. Neue Kraft war in ihr geweckt, und in der Kirche war
ne großartige Form geschaffen, in welcher diese Kraft sich sammeln
d wirken konnte. Das geschah aber in derselben Zeit, in welcher
e Germanen sich in Gallien niederließen. Die Aufgabe der Staaten-
ündung wurde den germanischen Eroberern dadurch wohl erschwert,
er die Lösung derselben wurde auch um so werthvoller. Es wurde
nen schwerer gemacht, ihr germanisches Wesen zu behaupten und
e Römer in die Formen ihres Staates einzufügen: aber ihren
staaten wurde auch eine größere Kraft zugeführt. Es erhöhte sich
e Aussicht, daß diese Staaten wirkliche Culturstaaten würden.

Zweites Buch.

germanischen Staaten auf römischem Boden.

450—714.

Erstes Capitel.

Das tolosanische Reich der Westgothen.

Vierzig Jahre bestand das Reich von Toulouse, als der Kaiser Majorian den letzten Versuch machte, Gallien wieder zu unterwerfen. Nach seinem Tode 461 begannen die Westgothen alsbald wieder den Angriff auf die angrenzenden Gebiete. Anfangs leistete ihnen Aegidius, der nach Majorians Abzug die gallischen Truppen commandirte und einen der Frankenkönige zu seinem Dienste gewann, glücklichen Widerstand: aber nach seinem Tode 464 wurden die Gothen übermächtig. Auch das brachte keinen Aufenthalt, daß ihr ebenso kluger wie kühner König Theodorich II. von seinem Bruder Eurich ermordet ward. Denn dieser Eurich, der jetzt den Thron erhielt, war noch größer wie er: ein echter König, maßvoll und doch durchgreifend, voll großartiger Pläne, aber auch voll sicheren Gefühls für das Erreichbare. Alles beugte sich vor ihm, der hochmüthige Römer wie der trotzige Barbar. Die Sicherheit der Küsten und die Ausbildung des Rechts, die Beziehungen zu den anderen Staaten und die Behandlung der Römer in seinem Lande: alles überwachte er mit ruhiger Kraft. Auch die leidenschaftlichsten Barbarenhasser unter den Römern lernten begreifen, daß hier wirklich ein Staat sei. Mit nachhaltiger Energie nahm er die Pläne seiner Vorgänger wieder auf, das Reich bis an die Rhone und die Loire auszudehnen. Jahr um Jahr zog er über die Grenze, verheerte die Landschaften, die sich nicht unterwerfen wollten und bestürmte die Städte. Das ging, so lange es die Jahreszeit erlaubte. Im Winter herrschte Ruhe, aber dann quälte der Hunger die unglückliche Bevölkerung. Es kam wohl

einmal ein römisches Heer aus Italien, aber dann war es nicht stark genug, und unter den Römern waren viele der Meinung, daß es besser sei, das ganze Land den Gothen zu unterwerfen. Im Jahre 468 schrieb sogar der kaiserliche Präfect von Gallien selbst an König Eurich einen Brief, in welchem er ihm auseinandersetzte, daß er mit dem Kaiser keinen Frieden machen dürfe. Er müsse sich vielmehr mit den Burgundern verbünden, mit ihnen vereint die Britten schlagen, welche um die Mitte des Jahrhunderts in der nach ihnen genannten Bretagne einen kriegerischen Staat gegründet hatten, und dann Gallien mit den Burgundern theilen. Dieser Präfect scheint allerdings ein Schurke gewesen zu sein, aber die Verhältnisse lagen so, daß niemand wußte, wer Kaiser war, und der Präfect mußte den Jammer eines solchen Schattenregiments am lebhaftesten empfinden.

Aber einige hervorragende Adelige und einige Städte unter Leitung ihrer Bischöfe hielten den Kampf noch mehrere Jahre aufrecht. Am längsten widerstand Arvern (Clermont). Zwei Männer wirkten hier zusammen, der bekannte Dichter und Bischof Sidonius Apollinaris und der Sohn des ehemaligen Kaisers Avitus, der tapfere Ecdicius. So weichlich und kraftlos Sidonius Apollinaris in seinen Schriften erscheint — in diesem Kampfe entfaltete er rücksichtslose Energie. Ebenso Ecdicius. Er sammelte auf eigene Kosten ein kleines Heer und hielt die Stadt Jahre lang. Auch gelang es ihm, die Hülfe der Britten zu gewinnen. Um 470 kam ihr König Riothamis mit 12,000 Mann der Stadt zu Hülfe — aber ehe er sich mit den Römern vereinigen konnte, schlug ihn Eurich bei Bourges. Der Rest fand Zuflucht bei den Burgundern. Diese galten als Freunde der Römer, hielten auch eine Zeitlang Arvern besetzt, aber die Römer waren dabei immer in Sorge, daß sich die Helfer nicht in Herren wandeln möchten. Der Kaiser Nepos ehrte den Ecdicius durch den Titel eines Patricius, aber das zugehörige Heer konnte er ihm nicht stellen und mühte sich auch vergebens, die Stadt durch Unterhandlungen zu retten. Eurich bestand auf der Uebergabe, und 475 wurde ihm denn auch alles Land zwischen Rhone und Loire förmlich abgetreten. Rom besaß von Gallien deshalb nur noch ein kleines Gebiet an der Seine, als der letzte Kaiser gestürzt ward. Um 480 überschritt Eurich auch die Rhone und eroberte nach langer Belagerung Arles, Marseille und alles Land nördlich bis zur Durance, sodaß er den Zusammenhang der Burgunder mit Italien unterbrach. Weitere Eroberungen suchte Eurich in Gallien nicht, sondern wandte seine

Kraft auf Spanien, wo die Eroberungen seines Vorgängers Theodorich durch Majorians Auftreten wieder verloren gegangen waren, und wo die Sueben unter König Remismund den Versuch machten, einen geordneten Staat zu gründen. Viele Städte ergaben sich dem Remismund freiwillig, denn er machte den Raubzügen ein Ende und behandelte die Römer mit Schonung. Auch mit dem Kaiser trat Remismund in Unterhandlungen, und die Bischöfe zogen ihn dem Eurich vor, weil er Katholik war. In den Jahren 468, 469, 470 warf sich Eurich mit großem Nachdruck dieser Bewegung entgegen, erstürmte Saragossa und andere Städte und vernichtete das Suebenreich. Um 470 war Eurich Herr von Spanien und zugleich auch der mächtigste Fürst der ganzen christlichen Welt. Geiserich war wohl gefürchteter, aber sein Staat galt nicht für so fest gegründet, Italien trat ganz zurück, und Ostrom wurde von Palastrevolutionen und inneren Kriegen zerrissen. Es konnte sich kaum der Feinde erwehren, die es von allen Seiten bedrängten, und seine Söldner beherrschten das Land mehr, als daß sie es schützten. Es war wieder ähnlich wie hundert Jahre vorher nach dem Tode des Valens, und zwar spielten jetzt die Ostgothen die Rolle, welche damals die Westgothen gespielt hatten. So weit Eurichs Scepter reichte, herrschte dagegen Ruhe, auch für die See sorgte er und ließ gegen die sächsischen Seeräuber, die damals alle Küsten beunruhigten, eine Flotte kreuzen. In Toulouse oder Bordeaux, wo er Hof zu halten pflegte, trafen die Gesandten der kleinen Germanenkönige zusammen mit den Sendboten Roms und Persiens. Dem entsprachen auch die Formen des Regiments. König Eurich zog vielfach nicht mehr selbst in den Krieg, sondern schickte seine Feldherren, denen er die römischen Titel magister militum und praefectus gab. Die Könige der Franken und Burgunder haben sich diese Titel oftmals vom Kaiser verleihen lassen, die Könige des tolosanischen Reiches nie, sie verliehen sie selbst.

Allein die gewaltige Ausdehnung schwächte den Staat. Bei der Niederlassung in Aquitanien im Jahre 419 zählten die Westgothen schwerlich mehr als 200,000 Köpfe. In dem reichen Lande vermehrten sie sich rasch, auch erhielten sie um 474 einen Zuzug von vielleicht 100,000 Ostgothen unter König Videmir. So zählten sie um 480 vielleicht gegen eine Million Köpfe mit hunderttausend bis zweihunderttausend wehrhaften Männern. In dem Lande zwischen Loire, Rhone und Pyrenäen bildeten sie damit einen ansehnlichen Bruchtheil der Bevölkerung — nach Spanien konnten aber nur ver-

hältnißmäßig wenige Gothen entsendet werden. Spanien blieb in seiner Masse ein römisches Land. Das westgothische Reich bestand demnach seit Eurich aus zwei verschiedenartigen Bestandtheilen. Das verbrauchte die Kraft der Könige und steigerte die Schwierigkeiten, mit der die Entwickelung des Staates zu kämpfen hatte, so sehr, daß auch ein Held wie Eurich sie auf die Dauer wohl kaum hätte überwinden können.

Die Westgothen waren das erste germanische Volk, das sich auf römischem Boden niederließ, ohne die Römer zu vertilgen, und sie haben gleich den großartigen Versuch gemacht, die Römer in volle Staatsgemeinschaft aufzunehmen. Schon die Art der Ansiedelung zeigte dies. Die Gothen siedelten nicht in dichten Haufen, sondern schachbrettartig gemischt mit den Römern. Auf jedem einzelnen Gute ward ein Gothe einquartiert und später angesiedelt. Zwei Drittel des Ackers erhielt der Gothe, ein Drittel blieb dem Römer. Die Römer behielten ihr besonderes Privatrecht, nach dem sie kauften und erbten, und die Städte ihre überkommene Verwaltung; auf ihnen blieben ferner die Naturalleistungen und Steuern der römischen Zeit, soweit sie nicht durch die Veränderung des Heerwesens und der übrigen Verwaltung in Wegfall kamen. Das Reich hieß das Reich der Gothen, und gothisch waren die wichtigsten Einrichtungen seiner Verfassung, die Heerverfassung, das Königthum, die Reichsversammlung. Ja man kann sagen, daß in den ersten Jahrzehnten die Gothen fast die einzigen Träger dieses Staates waren. Nur wenige Römer wurden im Heerbann mit aufgeboten, und die meisten Römer betrachteten sich als Unterthanen des Kaisers unter fremder Herrschaft. Aber mit jedem Jahrzehnt besserte sich dies thatsächliche Verhältniß, und rechtlich hatte es nie bestanden. Der König der Gothen war von Anfang an König der Gothen wie der Römer, und bald verloren auch die Römer ihre Furcht und sahen in dem Gothenkönige nicht mehr den Barbaren, der das Land verheerte, sondern den König, der sie schützte. Viele sprachen es aus, daß dies Regiment besser sei als das römische. Die Erpressungen der römischen Beamten hatten ein Ende, und die Furcht vor dem Kriegsdienst verschwand. Nur für den Feldzug trat man in die Reihe, nachher konnte man sein Feld bauen und im Kreise der Kinder und Freunde stolz berichten von den Heldenthaten und Abenteuern. Die Menschen lebten wieder und freuten sich ihrer Arbeit.

Von vornherein betrat so das gothische Reich glücklich den Weg,

auf dem die beiden Völker zu einer wirklichen Gemeinschaft, zu einer gemeinsamen Nationalität gelangen konnten. Aber das Ziel lag doch fern. Vor der Ankunft der Gothen verließen Tausende Haus und Hof, um dem Druck der römischen Steuer zu entfliehen, und leichteren Herzens hatten deshalb wohl manche dem Gothen, dem ihr Grundstück zur Siedelung angewiesen war, zwei Drittel desselben abgetreten, hoffend, daß sie den Rest nun ungestört nutzen könnten. Als sie aber unter dem gerechten Regiment der Gothen wieder zu Wohlstand kamen, da ward die ehemalige Noth vergessen, und da sehnten sie sich nach dem abgetretenen Theil des Hofes. Dazu kam der gesellschaftliche Gegensatz, die ungeschlachten Manieren des gothischen Nachbarn, sein wilder Jähzorn, die Gewaltthat, die da und dort einer übte. Alles das waren freilich Kleinigkeiten im Vergleich mit den Erpressungen der römischen Beamten, der Paschajustiz der römischen Richter, den Mishandlungen durch die römischen Söldner: aber das gegenwärtige Leid ist immer das große Leid, und über die Vergangenheit wirft die Erinnerung ihren Zauberschleier. Der Gegensatz der beiden Völker war zu groß, als daß er schon in der ersten und zweiten Generation hätte ausgeglichen werden können. Und nun wurde er noch dadurch verstärkt, daß die Gothen jede Mischehe mit den Römern verboten, und vor allem durch den religiösen Gegensatz. Die Gothen waren die Träger des seit hundert Jahren im ganzen römischen Reiche geächteten Arianismus. Es gab noch Arianer, aber ihre Zahl war klein, und sie hatten keine Kultusfreiheit. Alle Kirchen waren ihnen genommen. Die Barbaren hatten in diesem kirchlichen Streit geringes Gewicht, so lange sie nur Söldner waren und Raubzüge machten. Ganz anders stellte sich das Verhältniß, als sie Staaten gründeten auf römischem Boden, als römische Städte und römische Bischöfe arianische Könige als ihre Herren verehren mußten. Da war der Arianismus wieder eine Macht in der Welt, und der Haß, der sich mit dem Aufhören des Kampfes gemildert hatte, flammte von Neuem auf. Die Gothenkönige benahmen sich mit großer Mäßigung. Keiner von ihnen hat die Kultusfreiheit der Katholiken irgendwie beschränkt. Eurich und sein Sohn Alarich haben eine Anzahl von katholischen Bischöfen gefangen gesetzt, oder aus ihren Städten verjagt, haben auch ihre Sitze mehrere Jahre hindurch nicht wieder besetzen lassen — aber nur, weil diese Bischöfe mit dem Feinde conspirirten, oder doch im Verdacht standen, Verrath zu üben. Die Legende hat aus diesen Bischöfen kirchliche Märtyrer gemacht,

aber es ist kein Zweifel, daß sie politische Verbrecher oder, von dem anderen Standpunkte aus gesehen, politische Märtyrer waren. Weder Güte noch Strenge bändigten diese im Bewußtsein ihrer hervorragenden Stellung über alle Beschreibung kecken Verschwörer, und der leidenschaftliche König Eurich hatte Zeiten, wo schon das Wort Katholik seinen Zorn erregte. Aber trotzdem hat auch dieser leidenschaftliche König nicht einen einzigen Bischofssitz den Katholiken entrissen und mit einem Arianer besetzt. Er bändigte seinen Zorn, und wo er strafte, strafte er nicht den Glauben. Er wußte, daß er König der katholischen Römer war so gut wie der arianischen Gothen. Ein eifriger Katholik war sein Kanzler, und über das nach langem Widerstand eroberte Arvern setzte er einen um seines Glaubens willen gepriesenen Römer als Grafen ein.

Der heilige Abraham, der vor einer Christenverfolgung aus Persien geflohen war, fand in Eurichs Lande eine Zuflucht, baute ein Kloster, sammelte Mönche um sich, und als er starb, da richtete ihm der Beamte des Eurich selbst das Begräbniß aus, und in glänzender Weise. Diese Todtenfeier ehrte nicht nur den Todten, sie ehrte auch den König, sie ist ein Denkmal der unbeschränkten Toleranz des gothischen Staates. Wer nur irgend wie hoffen ließ, daß er dem Gesetze gehorche, der konnte ungestört seinem Glauben anhängen. Selbst der Bischof von Clermont, der die Seele des Widerstandes gegen die Gothen gewesen war und in Haft gelegt wurde, kam bald wieder frei, und die Haft selbst war so leicht, daß er während derselben für den gelehrten Kanzler Eurichs eine Ausgabe des Apollonius von Thyana besorgen konnte. Als er bald darnach in demüthiger Weise um eine Audienz nachsuchte, ließ ihn Eurich zwar erst einige Monate harren, damit er den Ernst fühle, dann aber durfte er sein Bisthum wieder übernehmen.

Die gleiche Milde übte Eurichs Sohn Alarich II. Sie offenbarte sich namentlich in den Verhandlungen der Synode, welche die katholischen Bischöfe seines gallischen Reichs 506 zu Agde abhielten, und in dem Gesetzbuch, das er seinen römischen Unterthanen gab. Aus den verschiedenen und einander vielfach widersprechenden Sammlungen des römischen Rechts ließ er für die Römer seines Reichs einen handlichen Auszug machen, das sogenannte Breviarium Alaricianum, und in dieses Gesetzbuch ließ er dabei auch die zahlreichen Privilegien aufnehmen, welche die Kaiser den Bischöfen gegeben hatten. Sogar die Bestimmung wurde nicht beseitigt, welche den Arianern verbot,

Kirchen zu bauen. Diese Bestimmung galt allerdings fortan nur für Römer, nicht für Gothen, aber es war doch eine ganz außerordentliche Nachgiebigkeit des arianischen Königs, daß er es den Römern durch sein Gesetz erschwerte, zum Arianismus überzutreten. Einzelne mochten es thun und sich den gothischen Gemeinden anschließen, aber römisch-arianische Gemeinden konnten nicht entstehen.

Aber je wohler sich die Römer fühlten in dem Gothenreich, desto mehr steigerte sich ihr Stolz. Es genügte ihnen nicht, daß sie ihrem Glauben nachleben konnten, sie wollten den Arianismus unterdrücken. Die Verschwörungen nahmen kein Ende. Dazu kam der Uebelstand, daß in Spanien die unglücklichen Zustände im Ganzen unverändert blieben, die zur Römerzeit das Landvolk zur Empörung getrieben hatten. Die Steuern waren wohl gemildert, aber keine Landtheilung hatte die großen Güter zerrissen, die Macht der Grundherren gebrochen und einen Bauernstand geschaffen. Es fehlte die Grundlage für das neue Staatswesen. Wiederholt kam es hier zu blutigen Kämpfen. Alarich blieb siegreich und strafte die Führer der Aufstände mit Strenge, aber ein gut Theil seiner Kriegsmacht ward hierdurch gebunden, während sich in Gallien die Macht Chlodowechs erhob und mit jedem Jahre gefährlicher ausbreitete.

Mit dem Ende des Jahrhunderts nahte sich die Katastrophe. Um sie zu verstehen, muß man die Lage des burgundischen und des ostgothischen Reiches in die Betrachtung hineinziehen. Die Burgunder bildeten den zweiten germanischen Culturstaat in Gallien. Sie erhielten 443 von den Römern die Sapaudia (Savoyen) durch einen Vertrag, ähnlich demjenigen, durch welchen die Gothen 419 Aquitanien erhielten. Nur waren sie viel schwächer, verfügten um 470 schwerlich über mehr als 40—50,000 Krieger und blieben bis zum Tode des Aetius in Abhängigkeit von Rom. Im Jahre 456 schlossen sie sich den Westgothen an, leisteten ihnen Hülfe bei einem Kriegszuge nach Spanien und wurden von ihnen unterstützt, als sie im folgenden Jahre ein weiteres Stück der römischen Provinz besetzten und besiedelten. Der Kaiser Majorian zwang sie dann wieder zum Gehorsam gegen Rom, und in diesem freilich sehr lockeren Abhängigkeitsverhältniß blieben sie dann bis etwa 472.

Zwei Könige standen damals an der Spitze des Volkes, Gundiok und Hilperik. Sie hielten gesondert Hof — in Genf Hilperik, Gundiok wahrscheinlich in Ambérieux zwischen Genf und Lyon. Es war ein Volk, und waren doch zwei Staaten, nach der aus der

Urzeit her bewahrten Sitte. Nach Hilperiks Tode herrschte Gundiok allein über das ganze Volk. Eine Zeitlang suchten die Burgunder den Siegeslauf Eurichs aufzuhalten, dann fügten sie sich der Macht der Thatsachen und erkannten die Gothen als die Vormacht in Gallien an. Sie gewannen dabei auch selbst noch ein Stück der römischen Beute, das wichtige Lyon, mußten es aber dulden, daß Eurich das Land zwischen der Dürance und dem Meere besetzte, das so günstig lag für eine Erweiterung Burgunds. Nach Gundioks Tode (473/74) theilten seine drei Söhne Gundobad, Godegisel und Hilperik das Reich. Hilperik starb früh (vor 494), und von da ab waren wieder nur zwei Könige: Godegisel, der in Genf, und Gundobad, der in Lyon seinen Sitz hatte.

Die inneren Verhältnisse dieser Staaten waren im wesentlichen so wie im westgothischen Reiche, die wirthschaftlichen und die politischen Verhältnisse sowohl wie die kirchlichen. Die Burgunder waren Arianer wie die Gothen und tolerant wie diese, sie nahmen es sich nicht heraus, die ihnen an Cultur so sehr überlegenen Römer kirchlich meistern zu wollen, aber auch im Burgunderlande dankten die Bischöfe für diese Toleranz mit Unruhe und Aufruhr.

Im Süden von Westgothen und Burgundern erhob sich in Italien ein dritter germanischer Staat, der des Ostgothen Theoderich. Dreizehn Jahre hatte Odovakar über Italien geherrscht. Er war ein kräftiger Fürst, und sein Heer war nicht unbedeutend; aber er versuchte das weströmische Kaiserthum fortzusetzen und litt deshalb auch an dem Elend dieses Regiments. Vielleicht konnte er nicht anders — aber das Ergebniß war nicht glücklich. Ueber Italien hinaus hatte er nur wenig Einfluß. Die Alpenländer gab er endgültig auf und auch den Rest der gallischen Besitzungen. Er beschränkte sich ganz auf Italien, aber hier schaffte er auch größere Ruhe als das Land seit hundert Jahren genossen hatte. Trotzdem blieb seine rechtliche Stellung zu dem oströmischen Kaiser schwankend und unklar. Odovakar wünschte die Anerkennung des Kaisers, dieser hätte dagegen am liebsten ein Heer abgesandt gegen den Usurpator, denn keine Form konnte verhüllen, daß thatsächlich ein germanisches Reich in Italien aufgerichtet war. Aber das oströmische Reich war damals kaum im Stande, sich des gleichen Schicksals zu erwehren. Seine oft gothischen Söldner waren nahe daran seine Herren zu werden. Da gelang es dem Kaiser, jene Ostgothen nach Italien abzulenken und so mit einem Schlag Constantinopel zu befreien, und zugleich die Möglichkeit zu gewinnen, d

Odovakar zu züchtigen. Im Jahre 489 überschritt Theodorich den Isonzo, brach in Italien ein und rang in einem fünfjährigen Kampfe mit Odovakar um den Besitz des Landes. Nur durch Verrath gelang ihm zuletzt der Sieg, aber er gründete dann hier einen Staat, der weit glänzender war als das Reich des Odovakar. Indeß ein Staat wird nicht von heute auf morgen gegründet, und um 500 hatte Theodorich zwar einen großen Namen, ein starkes Heer und ein weites Reich — aber alles war noch neu, noch ungewohnt. Die Wunden des langen Kampfes waren noch nicht zugeheilt, die Gegensätze noch nicht ausgeglichen. Theodorich war sich dieser Schwächen wohl bewußt, und er bemühte sich deshalb, mit den anderen germanischen Staaten in freundlichen Beziehungen zu stehen und unter ihnen den Frieden zu erhalten. Das waren die Verhältnisse, unter denen der Franke Chlodowech seine Macht erhob.

Zweites Capitel.

Chlodowech.

Chlodowech ist eine von den bedeutendsten Gestalten der Weltgeschichte, und es steigert noch seinen Ruhm, daß wir seine Persönlichkeit nur im Bilde der Sage sehen. Schon Gregor von Tours, der noch unter Chlodowechs Söhnen lebte, kannte ihn lediglich so. Erhalten sind aus seinem Leben nur kurze Nachrichten von den wichtigsten Ereignissen und dann der ungeheuere Eindruck, den seine Persönlichkeit und die von ihm hervorgerufene Umwälzung auf die Menschen machten. In das Riesige wuchsen da die Verhältnisse seines Wesens. Man rechnete bei ihm nicht wie bei anderen Menschen. Der Mensch verschwand, es blieb nur der Staatenzerstörer und Staatengründer. Gregor von Tours erzählt alle die Gewaltthaten, durch die sich Chlodowech den Weg zur Macht bahnte, und dann fährt er fort: „Und Gott warf alle seine Feinde vor ihm nieder.“ Es war ihm kein Zweifel, daß Chlodowech ein gewaltiges Werkzeug war in der Hand des Herrn. Es irrte ihn nicht, daß seine Hand blutig war und sein Herz voll Sünde. Die Menschen sündigen viel, aber der Herr thut, was ihm wohlgefällig.

Vor Chlodowech waren die Franken in viele kleine Theile zersplittert. Einmal zerfielen sie in Ripuarier und Salier, und dann wieder in mehrere zum Theil auch durch weite Strecken und andere Völker getrennte Staaten. Ein Theil siedelte in Lothringen, ein Theil in Flandern, ein Theil an der Seine und Loire. Neben und zwischen ihnen saßen Thüringer, Warnen, Sachsen, Heruler und wahrscheinlich noch verschiedene andere kleine Bruchtheile fremder

Stämme. Das Stammland war auf dem rechten Rheinufer, an der Ruhr und an der Lahn aufwärts bis zu den Thüringern hin. Eine politische Verbindung herrschte zwischen diesen kleinen Gemeinwesen nicht, sie konnten sich verbünden, aber eben so leicht auch gegen einander kriegen. Sie standen sich vielfach nicht näher als den nicht-fränkischen Nachbarn. Chlodowechs Stammreich war in Flandern, Tournay die Hauptstadt. Er folgte seinem Vater Childerich 481. Seine Erhebung zum Könige erfolgte noch ganz in den Formen der Urzeit. Die Männer wählten ihn, weil er der Sohn des Königs war, und die Wahl erfolgte unter Jauchzen und Waffengeklirr. Auch Römer lebten schon in seinem Reiche, aber nicht viele und meist in abhängiger Stellung. An der Wahl hatten sie keinen Theil. Die Angesehensten derselben nahten sich ihm wohl, brachten ihm Geschenke dar und baten um seinen Schutz.

Chlodowech war bei seiner Wahl erst 15 Jahre alt, nach fränkischem Recht allerdings schon drei Jahre mündig, aber es ist doch begreiflich, daß mehrere Jahre vergingen, ehe er als Eroberer auftrat. Von da ab ließ er dann seinen Nachbarn keine Ruhe wieder. Zuerst besiegte er Syagrius von Soissons, den Sohn des Aegidius, der den Rest der römischen Herrschaft in Gallien regierte. Dadurch dehnte Chlodowech sein Reich bis an die Loire aus und wurde hier der Nachbar der Westgothen. Vier Jahre später unterwarf er die Thüringer, einen Zweig des großen mitteldeutschen Volkes, der sich am linken Rheinufer neben den Franken niedergelassen hatte, darauf die Alamannen. (496.) Dieser Sieg bildete einen Wendepunkt in Chlodowechs Regierung. Die Alamannen waren ein großes Volk, und der Kampf war schwer. In der Entscheidungsschlacht schwankte der Sieg. Da ließ der gewaltige Krieger das Schwert fallen. Es fuhr ihm ein Gedanke durch seinen Sinn, der ihm schon oft nahe getreten war. Seine Gemahlin Chrotehilde war Christin. Oft hatte sie ihm die Macht und Herrlichkeit ihres Glaubens gepriesen. Sie hatte es auch durchgesetzt, daß ihre zwei Söhne getauft wurden. Aber diese waren dann wieder gestorben, und darin sah Chlodowech einen Fluch der Götter, und das machte ihn wieder irre, ob der Gott der Christen wirklich der stärkere sei. Allein auch noch andere Einflüsse wirkten auf ihn. Er kam nicht selten in Berührung mit den Bischöfen seines Landes. Sie waren die Häupter des Volkes, reich an Schätzen jeder Art und reicher noch an den Gaben einer alten Cultur. Staunend sah der Barbar zu ihnen auf. Nicht, daß

er sich geringer gedünkt hätte. Aengstlich mußten sie sich vielmehr hüten, seine Leidenschaft nicht zu reizen. Aber er fühlte, daß sie hatten, was ihm fehlte. Und dazu kam der Aberglaube. Ihr Gott war großer Kräfte kundig. Wundersame Thaten erzählten die Männer von ihm, und es waren unstreitig kluge Männer. Die ganze große römische Welt verehrte ihn, der Kaiser selbst, der glänzende Herr zu Constantinopel, von dem sich mächtige Könige Titel verleihen ließen. Und auch von den Germanen waren viele Christen geworden, und darunter alle, die etwas bedeuteten in der Welt. Geiserich, der gefürchtete Krieger, und alle die großen Könige der Westgothen, der Burgunder, der Ostgothen. Alles das war ihm oftmals nahe getreten, besonders seit dem Siege über Syagrius. Oft hatte er schon geschwankt, ob der Gott der Christen nicht doch vielleicht stärker sei als die Götter, denen er bisher Opfer darbrachte. Aber er wurzelte mit jeder Faser seines Wesens in diesem Boden. Sein Stolz empörte sich dagegen, einen Gott zu verehren, der so niedrig geboren war. Die Götter sollte er verlassen, welche die Ahnherren seines Geschlechts waren? Sich selbst und sein ganzes Geschlecht sollte er berauben seines höchsten Stolzes? Und wen sollte er dafür eintauschen? Jesum Christum, der in Niedrigkeit durch die Welt gegangen war? „Dein Gott ist ohnmächtig", sagte er zu seiner Gemahlin, als sie ihn bekehren wollte. „Das sieht man schon daran, daß er nicht einmal von göttlicher Herkunft ist." So gingen seine Gedanken hin und her, — indeß das Leben ihn von einer großen Aufgabe zur andern führte. Leidenschaften und Genüsse, Anstrengungen und Kämpfe fesselten ihn an den Augenblick. Seine Kraft stand in Blüthe, sein Muth und sein Trotz spielten mit der Gefahr, an das Jenseits dachte er nicht, das Heil seiner Seele kümmerte ihn nicht. So war es denn auch das Leben, das Interesse des Augenblicks, das ihn zur Taufe führte. In jener höchsten Noth entschied er sich. Das Schwert ließ er fallen, die Hände erhob er flehend gen Himmel und rief unter Thränen: „Jesus Christus, du, von dem Chrotehilde sagt, daß du der Sohn des lebendigen Gottes seiest, und daß du den Bedrängten Hülfe bringst und Sieg denen, die auf dich hoffen: ich beuge mich vor dir und flehe um deinen Beistand. Wenn du mir diese Feinde besiegen hilfst, und wenn ich so selbst erfahre, daß du stark bist, so will ich mich auf deinen Namen taufen lassen. Meine Götter habe ich angerufen, aber sie bleiben fern. So glaube ich denn, daß sie keine Macht haben, und rufe zu dir und will an dich

glauben, aber nur wenn du mich von diesen Feinden errettest." Gleich darauf wandten die Feinde den Rücken, ihr König fiel, und das Land unterwarf sich.

Das Gebet zeigt den echten Barbaren. Es ist zwar nicht wortgetreu erhalten und hat durch die Uebersetzung in das Lateinische sicher noch eine starke Veränderung erfahren, aber es ist doch eine der kostbarsten Perlen in der fränkischen Geschichte Gregors von Tours. Hätte die kirchliche Sage ihrem Glaubenshelden ein Gebet erfinden sollen — es würde viel weniger barbarisch lauten. In diesem Geiste nahm Chlodowech die Taufe an. Der heilige Remigius taufte ihn, der rechte Mann für solchen Täufling. Er zeigte dem stolzen Könige der Kirche Gewalt und Hoheit. „In Demuth beuge deinen Nacken, Sicamber, verehre was du verbrannt hast, verbrenne, was du verehrt hast." Das war sein Taufspruch. Mit Chlodowech empfingen drei Tausend Franken die Taufe, aber mehr als eine Generation ging darüber hin, bis das ganze Volk bekehrt war.

Chlodowech ward Katholik. Der Arianismus hatte sich auch bei den Germanen überlebt. Bei den Burgundern bereitete sich schon die Zeit vor, da sie übertraten, und nach und nach sind denn auch die anderen Völker gefolgt. Chlodowechs Gemahlin war eine burgundische Prinzessin, aber sie gehörte zu den Burgundern, die bereits den Katholicismus angenommen hatten. Endlich trieb den Chlodowech dazu auch die Erwägung, daß die Römer in den Reihen der Burgunder und Gothen gegen die arianischen Könige beständig rebellirten. Chlodowech wollte diesen Streit vermeiden, und weiter dachte er bereits der kommenden Kämpfe mit diesen Reichen. Vor seiner kampfbegierigen Seele standen schon die Bilder neuer Schlachten und neuer Siege. Den Burgunder wollte er zu Boden treten und den Gothen: ganz Gallien sollte ihm gehorchen. Bei diesen Kämpfen mußte ihm der neue Gott helfen, das war selbstverständlich, das war sein eigener Vortheil. Und zunächst wollte er so die Römer gewinnen in jenen Reichen. Ward er Christ, so wollte er der Führer der siegreichen Partei werden unter den Christen. Und er hatte den sicheren Instinct des Staatsmannes auch auf diesem ihm bisher fremden Gebiete.

Sein Wesen ward durch das Christenthum nicht geläutert, seine Leidenschaft nicht gebändigt. Die hinterlistigen Mordthaten, durch welche er die ihm zum Theil verwandten Könige der anderen fränkischen Staaten aus dem Wege räumte, verübte er meist erst nach dieser

Taufe. Ohne Treu und Glauben, ohne Schonung irgend eines Gefühls ging Chlodowech auf sein Ziel los. Den Sohn eines dieser Könige verlockte er seinen Vater zu ermorden, und dann mordete er ihn selbst. Die Großen eines anderen Staates bestach er mit goldenem Schmuck, daß sie von ihrem Könige abfielen, aber der Schmuck war unecht, und da sie sich beklagten, verhöhnte er sie.

Lauter Jubel erfüllte die katholische Welt bei der Nachricht von Chlodowechs Bekehrung, und die Taufe gestaltete sich zu einem großen Feste. Weihnachten war es im Jahre 496. Die Bischöfe strömten zu Reims zusammen. Die Stadt war festlich geschmückt, und die Kirche hatte alle Pracht entfaltet. Der Bischof Avitus von Vienne, der Kanzler des burgundischen Reiches und zugleich der Führer der katholischen Partei in demselben, und der Papst zu Rom schrieben an Chlodowech Begrüßungsschreiben, die ihm ankündigten, daß er durch die Taufe das Haupt einer großen Partei geworden war. In dem Briefe des Avitus mischte sich der Jubel mit dem Stolz auf der Kirche Macht. „Ich war verhindert zu dem Feste zu kommen, aber im Geiste erlebte ich den großen Augenblick mit, wo das gefürchtete Haupt der Völker sein Haupt beugte vor den Dienern Gottes." Die aufrührerischen Bischöfe in Burgund und im tolosanischen Reiche traten dreister auf als je, und König Gundobad versuchte alle Mittel, um ihre heftigen Forderungen zu begütigen. Er hatte seinen Sohn Sigismund von jenem Bischof Avitus erziehen lassen und ließ es auch zu, daß derselbe zum Katholicismus übertrat. Sigismund war schon erwachsen, war vermählt mit einer Tochter des großen Theodorich und hatte bereits Kinder. Sein Uebertritt hatte deshalb nicht blos eine persönliche Bedeutung, es war ein Fingerzeig für die Zukunft. Aber Avitus wollte rasch zum Ziele kommen. Im Sommer des Jahres 499 versammelten sich die katholischen Bischöfe des Landes zu Lyon, um durch eine großartige Demonstration auch den König sofort zum Katholicismus herüberzuziehen. Unter einem Vorwande kamen sie zusammen. Der Schein sollte gewahrt werden. Der König Gundobad kannte ihr Treiben, aber er ließ sie gewähren, er mußte sie gewähren lassen. Sein Bruder Godegisel war mit Chlodowech gegen ihn verbündet, Gesandtschaften waren vergeblich hin und her gegangen den Krieg abzuwenden, es war unmöglich, die mächtigen Bischöfe in diesem Augenblick schroff zu behandeln. So ließ er sie gewähren. Als sie beisammen waren, zogen sie auf das Landgut des Königs — der Germane wohnte meist

außerhalb der Stadt —, scheinbar um ihn zu begrüßen, aber nach dem Gruße bat Avitus den König, ein Religionsgespräch zu veranstalten. Er möge ihnen die Gelehrtesten unter den Arianern gegenüberstellen, damit endlich entschieden werde, welcher Glaube der rechte sei, und alle Unterthanen dann einem und demselben Glauben huldigten.

Gundobad wußte, daß diese Heiligen seine Bedrängniß kannten, daß sie selbst mit seinem Feinde Chlodowech correspondirten. Ihre höfliche Bitte verhüllte schlecht die gehässige Ausnutzung seiner Noth. Denn eine Ueberzeugung der Gegner erwartete niemand von einem solchen Gespräch. Sinn hatte es nur, wenn man vorher entschlossen war, zum Katholicismus überzutreten; dazu konnte es den Vorwand und die Gelegenheit geben, sonst aber mußte es die Erbitterung der Parteien unnütz steigern. Gundobad wußte sehr wohl, daß dies der Sinn der höflichen Bitte war — aber er verbarg seinen Zorn und sagte: „Wenn euer Glaube der wahre ist, warum halten denn eure Bischöfe den König der Franken nicht zurück, der sich mit meinem Gegner verbündet hat, um mich zu verderben? Er ist hungrig nach fremdem Gut und dürstet nach dem Blute der Völker, ist das der Beweis des rechten Glaubens?" Die Bischöfe lehnten ab darauf zu antworten, und versicherten pathetisch, Gott werde ihn schützen, wenn er mit seinem Volke zu dem Gesetze Gottes zurückkehre. Da wollte Gundobad die theologische Erörterung, um die man aus agitatorischen Gründen bat, gleich selbst übernehmen und so in der Stille ohne Schaden erledigen. Er hatte viel über diese Fragen nachgedacht, auch selbst in der Schrift geforscht, und dabei die Gelehrten seines Landes zu Rathe gezogen, Arianer wie Katholiken, namentlich den heiligen Avitus selbst. „Ich bekenne das Gesetz Gottes," sagte er, „aber ich will keine drei Götter haben." Avitus vermied auf diese Erörterung einzugehen. Das Gespräch sollte öffentlich sein, das ganze Volk sollte zugegen sein und entscheiden, welcher Lehre die Herrschaft gebühre. Die anderen Bischöfe schlossen sich der Bitte des Avitus an, und zuletzt fielen sie dem Könige zu Füßen. Gundobad glaubte nachgeben zu müssen, und er sann nur nach, wie er den Schaden möglichst mindern könne. So hob er den Avitus freundlich auf und verhieß Antwort auf den folgenden Tag. Er kam selbst zur Stadt und brachte sie. Er gewährte das Gespräch, aber nicht in Gegenwart der Menge, sie würde die Debatte zum Kampfe machen. Im Palaste des Königs, in

Gegenwart der Großen des Reichs sollten einige auserwählte Vertreter der beiden Parteien über ihre Lehre streiten.

Die Katholischen wollten aber eine Demonstration, deshalb erschienen sie, trotz des Verbotes, in großem Zuge. Der König ertrug auch dies. Er saß auf dem Throne und leitete die Disputation. Ein gewisser Bonifacius sprach für die Arianer, Avitus für die Katholiken. Durch die Seele des Königs gingen trübe Gedanken. Sein Volk war zerrissen, gerade die Ernstesten und Begabtesten waren am leidenschaftlichsten gegen einander. Der Kampf wurde bald heftig, aber Gundobad bewahrte seine Ruhe. Wir haben über diese Vorgänge nur den Bericht des Avitus, aber auch er rühmt, wie unparteiisch der König blieb. Als es dunkelte, schloß er die Sitzung. Am nächsten Morgen sollte sie fortgesetzt werden. Der Morgen kam, und die Parteien erschienen. Beim Eintritt in den Palast versuchte ein treuer Diener Gundobads, der Römer Aredius, seine fanatischen Glaubensgenossen zu bewegen, das gefährliche Spiel nicht weiter zu treiben. Avitus wies ihn ab, und sie traten in den Saal. Gundobad erhob sich, ging ihnen entgegen, und wie er sie begrüßt hatte, da erneuerte er seine Klagen über Chlodowech und seinen Bruder Godegisel: die Bischöfe sollten einsehen, wie unrecht es sei, in solcher Lage den Zwist im Lande anzufachen. Aber Avitus entblödete sich nicht zu fordern, der König möge Katholik werden, dann würden die Bischöfe ihm Frieden und Bündniß mit Chlodowech verschaffen. Da sagte Gundobad kein Wort weiter, stieg auf den Thron und ließ die Debatte beginnen. Sie artete bald in lautes Geschrei aus, und nun schlug Avitus vor, Gott selbst zur Entscheidung anzurufen. Beide Parteien sollten an das Grab des heiligen Justus gehen und dort die Frage stellen, wer den rechten Glauben habe. Er zweifelte nicht, daß Gott aus dem Grabe heraus zu ihnen sprechen werde. Der König schwieg. Er schien betroffen zu sein und nicht abgeneigt, dem Verlangen Folge zu geben. Aber die Arianer riefen: „Wir wollen nicht Zauberei treiben wie Saul und verflucht werden wie dieser. Wir verlassen uns auf die Schrift, ihr Zeugniß ist gewisser als alle Zauberei.“ Da erhob sich der König und schloß das Gespräch. In tiefer Bewegung ergriff er den heiligen Avitus und einen anderen Führer der Katholiken bei der Hand, führte sie bis an die Schwelle seines Schlafgemachs und bat sie, für ihn zu beten. Dem Avitus trug er beim Abschied noch auf, die Gründe, die er im Gespräch vorgebracht habe, schriftlich zusammenzustellen und den arianischen Priestern zu übersenden.

So gelang es Gundobad die Leidenschaften etwas zu beschwichtigen. Der kluge, aber eitle Avitus hatte Gelegenheit gehabt, zu glänzen, und war mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Auch hoffte er einen Schritt weiter gekommen zu sein. Gundobad, sagte man in seinem Kreise, scheue sich nur vor dem Bruch mit seinen arianischen Freunden und warte auf eine günstige Gelegenheit zum Uebertritt. Diese Hoffnung mochte manchen Fanatiker vom Landesverrath zurückhalten in der Zeit des schweren Kriegs, der bald darauf losbrach. Godegisel und Chlodowech fielen über Gundobad her, Gundobad wurde geschlagen und mußte in den äußersten Süden des Reiches flüchten. Aber als dann Chlodowech mit dem größten Theile seines Heeres abzog, da erhob sich Gundobad wieder, besiegte seinen Bruder, belagerte ihn in Vienne und erstürmte die Stadt. Er tödtete den Bruder und die Vornehmsten seiner Anhänger, aber fünfhundert Franken, die er in Vienne gefangen nahm, tödtete er nicht, sondern sandte sie an den Westgothenkönig Alarich II., der ihm auch bei der Wiedereroberung des Landes geholfen zu haben scheint.

Gundobad war jetzt Alleinherrscher, er war stärker als je, aber doch immer noch schwächer als Chlodowech und der Westgothe Alarich II. Von Chlodowech war er schwer bedrängt worden, Alarich hatte ihn unterstützt: aber als Chlodowech sieben Jahre später den Alarich angriff, da focht Gundobad auf Chlodowechs Seite. Es wäre müßig, den Gründen nachzuforschen, die ihn hierzu bewogen, oder zu erwägen, ob es klug war. Staaten, die in der Entwickelung begriffen sind, werden leicht von einer Seite auf die entgegengesetzte geführt [1]).

Der Krieg zwischen Chlodowech und Alarich hatte schon öfter gedroht. Zuerst 486. Damals war Syagrius nach seiner Niederlage auf das tolosanische Gebiet geflohen, und Chlodowech forderte seine Auslieferung. Es war eine schmähliche Forderung, aber Alarich fügte sich. Es fehlte ihm nicht an Muth, so darf man annehmen, daß unglückselige Verhältnisse ihn zwangen, sich soweit zu erniedrigen: aber die Thatsache blieb, der Ruhm seines Reiches war verdunkelt, alle Gegner zeigten auf diese Schwäche und wagten sich heraus. Dreizehn Jahre verstrichen dann ohne besondere Ereignisse, da trafen sich Alarich und Chlodowech bei dem burgundischen Kriege,

[1]) Nur vermuthen kann man, daß ihn die Haltung der katholischen Partei im Lande und die Hoffnung auf die Erwerbung der Provence zu dem Bunde mit Chlodowech führten.

und bald darauf ging das Gerücht durch die Lande, demnächst komme es zum Kampfe zwischen dem furchtbaren Franken und dem Westgothen. Mit Sorge hörte es Theodorich der Ostgothe, und seine Boten mußten rasch über die Alpen eilen mit Briefen an die beiden Gegner und an die benachbarten Fürsten. Zunächst gingen sie nach Toulouse, um Alarich zurückzuhalten. „Laß dich nicht von dem Unmuth fortreißen", schrieb er ihm, „vertraue auch nicht zu stark auf dein Heer. Wohl ist es groß, aber in langem Frieden hat ihm die Uebung gefehlt. Gestatte mir vielmehr, daß meine Boten zu Gundobad gehen, auf daß er mit mir gemeinsam Gesandte an Chlodowech sende und ihn zur Ruhe zwinge." Auch an die kleinen Könige der Warnen, der Heruler und der Thüringer schrieb er, daß sie sich bei der Vermittlung betheiligen möchten. „Denn wenn Chlodowech Alarichs großes Reich besiegt, dann wird er ohne Zweifel auch euch angreifen." Dem Chlodowech schrieb er ebenfalls freundlich, aber der Brief schloß mit der bestimmten Drohung, daß Theodorich mit den ihm verbündeten Staaten ihn nöthigenfalls zwingen werde. Theodorich hatte die Beziehungen zu den anderen Germanenkönigen sorgfältig gepflegt. Dem Vandalenkönige Thrasamund gab er seine Schwester zur Frau, er selbst heirathete Chlodowechs Schwester, eine Tochter vermählte er dem Westgothen Alarich, eine andere dem Sohne Gundobads, eine Nichte dem König der Thüringer, und den König der Heruler machte er zu seinem Waffensohne. Außerdem erfreute er sie durch Geschenke, namentlich durch Zusendung von Produkten der besser erhaltenen Cultur Italiens. Er hatte dabei eine doppelte Absicht. Einmal wollte er einen freundschaftlichen Verkehr erhalten, und dann sollten die Könige in den Provinzen begreifen, daß er der König im Mutterlande der römischen Cultur sei, und daß er soweit über ihnen stehe, wie Italien über den Provinzen. Dem Könige Gundobad sandte er Uhren, dem Chlodowech einen Sänger, und beide Geschenke ließ er durch den größten Gelehrten seines Reiches, den Philosophen Boethius, überbringen. In dem Schreiben, das den Auftrag hierzu ertheilte, hieß es: „In dir sollen die fremden Völker den Beweis empfangen, daß es in unserm Lande Vornehme giebt, die sich den alten Classikern vergleichen lassen. Sie werden es nicht glauben, wenn sie es sehen. Sie werden meinen, das sei ein leerer Traum. Aber wenn sie sich erholen von ihrem Erstaunen und nun sehen, daß es Thatsache ist, dann werden sie nicht länger wagen sich uns gleich zu dünken, in deren Lande es solche Weise giebt." Er

hielt sich für den Nachfolger der Kaiser — ein germanischer König in der hohen Stellung des Kaisers. So nannte er sich, und so stellte er sich bei günstiger Gelegenheit ausdrücklich über die anderen Könige — aber er drängte diesen Anspruch nicht vor; und wo er uns sehr stark hervorzutreten scheint, da ist zu erwägen, daß diese Correspondenz in lateinischer Sprache geführt wurde. Die Könige verstanden diese Sprache wohl, aber sie waren gewöhnt, hochtönende Worte in ihr zu vernehmen, hinter denen wenig Ernst steckte. Die Hauptsache war für Theodorich, die guten Beziehungen zu den anderen aufrecht zu erhalten — denn war seine Herrschaft auch glänzend, und sein Heer stark — so blieb doch seine Lage sehr verwickelt.

Dies Mal gelang es ihm wirklich den Sturm zu beschwören. Auf einer Insel der Loire bei Amboise kamen Chlodowech und Alarich zusammen, und unter allerlei Festlichkeiten versöhnten sie sich. Aber der Friede blieb unsicher. Die Fanatiker unter den katholischen Bischöfen des Gothenreiches hörten nicht auf zu conspiriren, und im Jahre 507 erhob Chlodowech die Waffen von Neuem. Er benutzte die Stimmung der Bischöfe und gab sich den Anschein, als sei es ihm nur darum zu thun, den orthodoxen Glauben zum Siege zu führen. „Ich mag es nicht ertragen", sagte er, „daß diese Arianer einen Theil Galliens inne haben. Laßt uns mit Gottes Hülfe marschiren und sie schlagen und ihr Land unserem Reiche hinzufügen." Es hinderte ihn dies nicht, sich mit dem Arianer Gundobad zu verbünden, er hatte zweifellos politische Beweggründe, aber daneben doch auch eine Art religiöser Absicht. Er dachte dadurch den mächtigen Christus für sich zu gewinnen, dem die Arianer nicht seine volle Ehre gewährten. Besonders wichtig aber däuchte es ihm, sich des Beistandes des heiligen Martinus zu versichern. Deshalb gab er strengen Befehl, im Gebiete seiner Kirche auch nicht das Geringste zu rauben.

Alarich durfte auf die Hülfe der Ostgothen rechnen, aber diese wurden durch Ostrom und andere Feinde festgehalten, und so mußte Alarich dem doppelten Angriff allein begegnen. Energisch faßte er die Kräfte seines Reichs zusammen, und da sein Schatz erschöpft war, so ließ er leichtere Münzen schlagen, um die Ausgaben zu bestreiten. Drei Meilen südlich von Poitiers, am Clain kam es zur Schlacht. Alarich fiel tapfer kämpfend, und sein Heer wurde von den vereinigten Franken und Burgundern geschlagen [1]). Nach dem Siege öffneten

[1]) Gewöhnlich nennt man die Schlacht von dem Orte Vouglé, aber es ist das ohne Grund, wie ich in Sybels Historischer Zeitschrift 30, 14 ff. gezeigt habe.

viele Städte den Franken freiwillig die Thore, selbst die Hauptstadt Toulouse. Der Bischof war hier wie an anderen Orten der Verräther. Erst in Narbonne sammelten sich die Gothen zur Wahl eines neuen Königs. Alarich hatte von seiner rechtmäßigen Gemahlin, der Tochter Theodorichs, einen Sohn mit Namen Amalrich. Aber der war erst fünf Jahre alt, deshalb wählten die Gothen den Gesalich, einen älteren Sohn, den ihm eine Nebenfrau geboren hatte. Die niedrige Stellung der Mutter bildete nach germanischer Anschauung kein Hinderniß. Viele große Könige waren von Nebenfrauen geboren, so auch Theodorich der Ostgothe. Aber gerade Theodorich bekämpfte die Wahl des Gesalich und forderte das Reich für den Sohn seiner Tochter. So fehlte dem Widerstande der geschlagenen Gothen die Einheit — aber trotzdem konnten die Franken das Reich nicht ganz unterwerfen. Spanien blieb unberührt, und auch in Gallien behaupteten sie mehrere feste Plätze. Carcassone und Arles bildeten die Hauptstützen des Widerstandes. So kam der Winter heran, und mit demselben ging die Masse der Franken und Burgunder in die Heimat zurück. Das erleichterte die Gothen, und im Sommer 508 erschien endlich die erste Hülfe von den Ostgothen und verstärkte die Besatzung von Arles so, daß sich die Stadt hielt, bis Theodorich bedeutende Truppenmassen nach Gallien werfen konnte. Diese gingen zum Angriff über und verwüsteten Burgund weithin. Zur Entscheidung aber kam der Kampf erst durch eine große Schlacht im Jahre 510. Da schlug Theodorichs Feldherr Ibbas das vereinigte Heer der Burgunder und Franken, und in Folge dessen mußte Chlodowech einen Theil des eroberten Landes wieder fahren lassen, und Gundobad verlor nicht nur die Provence, sondern auch noch einen Strich seines alten Gebietes. Der Krieg zog sich übrigens noch bis in das Jahr 511 hinein und endete erst mit dem Tode des Gesalich. Theodorich hatte ihn aus Spanien verdrängt, aber er galt doch als der König der Westgothen, und alle Feinde Theodorichs unterstützten ihn. Er fiel, als er über die Dürance zu den Burgundern fliehen wollte, und erst von da ab zählten die Spanier die Jahre nach der Regierung Theodorichs.

Dies war das Ergebniß des Krieges: Die Westgothen waren aus dem größten Theil ihres gallischen Reiches verdrängt, nur der südlichste Theil mit den Hauptorten Carcassonne, Narbonne und Arles war ihnen geblieben, und Burgund war schwer geschädigt. Dagegen hatten Chlodowech und Theodorich einen ungeheueren Machtzuwachs

gewonnen. Theodorich hatte thatsächlich ganz Spanien und das südliche Gallien zu seinem Reiche hinzugefügt. Chlodowech herrschte bis über die Garonne hinaus und unterwarf damals auch noch die kleinen Frankenstaaten am Rhein, welche bis dahin ihre Selbständigkeit behauptet hatten, und von dem oströmischen Kaiser empfing er die Insignien des Consulats, die er als eine Ehrenbezeugung von Seiten eines hoch angesehenen Verbündeten annahm. Er stand auf der Höhe seiner Macht — der größte Theil von Gallien und bedeutende Landstriche am rechten Rheinufer waren ihm unterthan — aber er war doch nicht der mächtigste unter den damaligen Königen. Seine Franken hatten dem großen Ostgothen das Feld lassen müssen, und im Jahre nach dieser Niederlage starb Chlodowech, ehe er den Krieg erneuern konnte. Mit seinem Tode zerfiel sein Reich in vier Staaten, die wohl nach der alten germanischen Auffassung als eine Einheit betrachtet wurden, jedoch thatsächlich vier verschiedene Reiche waren.

In Burgund herrschte der große König Gundobad noch mehrere Jahre, und er that alles, um seinen Staat wieder zu heben: aber neben Theodorich erschien er nur als ein kleiner Fürst, und nach seinem Tode 516 sank das Burgunderreich rasch. Das Volk trat damals zwar zum Katholicismus über, und der kirchliche Gegensatz fiel weg, aber nun wollten die Bischöfe ganz herrschen und namentlich die kirchlichen Vorschriften über Ehe und Verwandtschaft zur Geltung bringen. Das führte zu langdauernden Kämpfen im Innern, und dazu kamen noch Streitigkeiten in der Familie des Königs, in denen König Sigismund sogar seinen Sohn ermorden ließ. In solcher Zerrissenheit wurde Burgund bald eine Beute der benachbarten Frankenkönige. 522 wurde König Sigismund von den Franken geschlagen und dann in der Gefangenschaft ermordet. Sein Bruder Godomar richtete das Reich wieder auf und siegte über die Franken — aber 534 erlag er einem neuen Angriff. Seitdem bildete Burgund einen Theil des fränkischen Reichs.

Unter solchen Verhältnissen erhob sich der Ostgothe Theodorich durch den Ausgang des Krieges von 507—511 auf eine Höhe der Macht und des Ruhmes, wie sie noch kein germanischer Fürst besessen hatte und bis auf Karl den Großen auch keiner wiedergewann.

Drittes Capitel.

Theodorich der Große.

Ueber das westgothische Reich herrschte Theodorich dem Namen nach nur für seinen Enkel Amalrich, und 522 ließ er diesen auch amtlich als König ausrufen, aber in Wirklichkeit war Theodorich der König. Die Verwaltung führten die Statthalter, die er ernannte, nach seinen Instructionen und unter seiner thätigen, durch außerordentliche Bevollmächtigte geübten Aufsicht. Der Schatz der Westgothenkönige wurde von Carcassonne am Fuße der Sevennen nach Ravenna gebracht, und ein bestimmter Theil des Steuerertrags jährlich eben dorthin geliefert. Zunächst linderte Theodorich die Wunden, die der Krieg geschlagen hatte. Der Stadt Arles erließ er alle Steuern für das Jahr 511—12, anderen Orten einen Theil. Als eine Theuerung in Gallien ausbrach, zwang er Kaufleute aus Italien, Getreide nach Gallien zu schaffen, und da sie Schiffbruch litten, ersetzte er ihnen den Schaden. Theodorich war in jeder Beziehung ein sorgsamer Regent — aber für Gallien und Spanien zu sorgen, gewährte ihm eine ganz besondere Genugthuung. Der Traum seines Lebens schien erfüllt. Der unbestimmte Vorrang über die anderen germanischen Könige, den er bis dahin beansprucht hatte, weil jene Provinzen ehemals von Italien aus regiert worden waren, war in ein bestimmtes Recht verwandelt. Spanien und ein Theil von Gallien bildeten Nebenländer seines auf Italien gegründeten Reiches: das Kaiserthum war wieder hergestellt in neuer Form — ein germanischer König und doch ein Herr der Welt, wie die alten Kaiser — ein germanisches Königthum und doch die alte res publica. Den

Spaniern gab er auf, einen Tribut an Getreide nach Rom zu liefern, „wie sie ihn einst unter den Kaisern geliefert hätten", und den Galliern schrieb er: „Frohlocket, denn nach langer Trennung seid ihr jetzt wieder mit Rom vereinigt [1])." Dieselbe Auffassung lebte auch in bedeutenden Kreisen der Zeitgenossen. So schrieb im Jahre 521 der Papst einen Brief an die Bischöfe von Spanien, in welchem er die Gnade Gottes pries, der „allen Theilen des römischen Reiches Frieden verlieh."

Auch in Afrika gewann Theodorich Einfluß. Bei der Vermählung seiner Schwester mit dem Vandalenkönige Thrasamund wurde zwischen den beiden Staaten eine merkwürdige Verbindung hergestellt. Theodorich gab den Vandalen das feste Lilybäum auf Sicilien, während 6000 Gothen in Afrika Stellung erhielten. Sie kamen dem Scheine nach als Ehrengeleit der Fürstentochter, aber thatsächlich waren sie eine Macht, die den Zusammenhang der Gothen und Vandalen sichern sollte. Dem Thrasamund war das Uebergewicht Theodorichs unbequem, und er hatte deshalb, wie oben erwähnt, den

---

[1]) In der Briefsammlung Cassiodors, die uns unter dem Titel Variarum libri XII eine Fülle der wichtigsten Schreiben erhalten hat, welche Cassiodor im Auftrage der gothischen Könige ausfertigte, findet sich Buch III, Nr. 17 der Brief, dessen eine Seite der im Text gegebene Ausdruck zusammenfaßt. Anlaß des Briefes war die Ernennung des Statthalters für die neugewonnene Provinz, es war, was wir heute eine Proclamation nennen würden.

„An alle Bewohner der Gallischen Provinzen,
Der König Theodorich.

Mit Freuden müßt ihr dem römischen Regiment gehorchen, dem ihr nach langer Zeit zurückgegeben seid . . . Und weil ihr durch Gottes gnädige Fügung zu der alten Freiheit zurückgerufen seid, so nehmt nun auch wieder römische Sitten an und streift die barbarischen ab. Werft die wilde Rohheit ab, denn unter unserem Friedensregiment ziemt es sich nicht in barbarischen Sitten zu leben". Im folgenden sagte er dann noch bestimmter, was er wollte, nämlich den Schutz der gesetzlichen Ordnung, das Aufhören der Selbsthülfe. „Was giebt es Besseres, als wenn die Menschen nur auf das Gesetz vertrauen und keinerlei Gewalt zu fürchten haben? Das Staatsgesetz ist die sicherste Säule der menschlichen Lebensordnung, der Schutz der Geringen und eine Schranke für die Mächtigen . . . . . Die Heiden und Barbaren (gentilitas ist offenbar in diesem doppelten Sinne gebraucht) thun, was sie gelüstet . . . . In Sicherheit bringet jetzt die verborgen gehaltenen Schätze der Vorfahren an das Licht." Dieser letzte Satz zeigt deutlich, wie wenig man nach diesem Briefe die Zustände des tolosanischen Reichs schildern kann. Cassiodor schweift in seinen amtlichen Schreiben immer ab, wo sich nur eine Gelegenheit zu rhetorischen Ausführungen bietet.

Gesalich mit Geld unterstützt. Da ihm aber Theodorich nach dem Siege einen strafenden Brief darüber schrieb, so entschuldigte er sich und sandte reiche Geschenke nach Ravenna. Theodorich war glücklich über diesen Verlauf, gab die Geschenke zurück und schrieb: „Wenn sich ein König entschuldigt, so ist jedes Unrecht wieder gut gemacht.“ Indeß, die Zartheit der Empfindung hatte an dieser Sprache weniger Antheil als die Erwägung, wie lose das Band sei, das den König der Vandalen an ihn fessele. Auch in manchen Gebieten seiner unmittelbaren Herrschaft stand es bedenklich. In den von Gepiden und Bruchtheilen von mancherlei Stämmen durchschwärmten Landen an der Sau und Donau war seine Herrschaft nicht viel kräftiger, als es die des römischen Reichs gewesen war. Gehorsam fand er dort nur, so lange sein Heer dort stand oder die Häuptlinge jener Stammsplitter ihm anhingen. In Spanien ferner trat sein Waffenträger Theudes, den er zum Vormund des Amalrich bestellt hatte, fast wie ein selbstständiger Fürst auf. Deshalb wagte es auch Hilderich, der Nachfolger Thrasamunds († 523), das gothische Bündniß schroff zu zerreißen. Er ließ jene 6000 Gothen zusammenhauen und Theoderichs Schwester im Kerker sterben.

Schrecklich erwachte da der große König aus seinen Kaiserträumen. Er konnte die Schmach nicht einmal rächen, denn er war nicht sicher, ob die Westgothen seinem Befehle gehorchen und die Vandalen angreifen würden, und auch in Italien selbst wankte seine Herrschaft. Schon die große Ausdehnung schwächte den Staat, aber verhängnißvoller waren die inneren Mängel desselben. Theodorich hatte versucht den römischen Staat zu erneuern. Er führte einen Gedanken aus, der schon hundert Jahre früher dem Westgothen Athaulf vorgeschwebt hatte. Er bewunderte den Glanz und die Fülle der römischen Cultur und wollte deshalb durch die Kraft seiner Gothen den römischen Staat erhalten. Auch die Könige der Westgothen und Burgunder waren Freunde der römischen Cultur und vielfach gelehrter und gebildeter als Theodorich. Aber die Westgothen und Burgunder gründeten neue Staaten, sie erweiterten die aus der Urzeit mitgebrachten Ordnungen, um die römische Gesellschaft in sie mit aufzunehmen. Theodorich machte den umgekehrten Versuch. Der römische Staat sollte bleiben, und die Gothen sollten als Bürger in denselben eintreten. Die Gothen sollten dem römischen Staate leisten, was ihm ehemals die germanischen Söldner geleistet hatten, aber sie sollten keine Söldner sein, sondern Bürger

des Staates. Gar manches wirkte zusammen, um Theodorich, trotz des Beispiels der in Gallien bestehenden Staaten, zu diesem hoffnungslosen Versuche zu drängen, neuen Most in alte Schläuche zu gießen. Ein Schwärmer war er nicht, und romantische Gefühle hielten ihn niemals ab, das Nothwendige zu thun: aber Italien war das Mutterland des römischen Reichs. Schwerer war es hier den Gedanken zu fassen, daß es vorbei war mit dieser Macht und ihren majestätischen Ordnungen. Zu mächtig waren hier die Erinnerungen, zu stark die Zahl und Bedeutung der römischen Bevölkerung. Ein anderer Grund lag in der Persönlichkeit Theodorichs. Er war in dem Söldnerwesen groß geworden. Als er geboren wurde, lebten die Gothen in Pannonien. Sie waren Barbaren, wie ihre Nachbarn, die Schwaben, die Gepiden, die Rugier u. s. w. Häufig traten kleinere und größere Scharen in römische Dienste, während andere einen Raubzug auf das römische Gebiet machten. Sein Vater Theodemir war König über ein Drittheil des Volkes, und bei einem um 462 mit dem Kaiser abgeschlossenen Vertrage wurde der achtjährige Theodorich diesem als Geisel übergeben. Bis zu seinem achtzehnten Jahre blieb er hier, dann kehrte er in die Heimat zurück, wo jetzt noch zwei Könige neben einander standen. Der dritte Bruder war im Kampfe gefallen, und sein Volk hatte sich mit dem des Theodemir vereinigt. Bald darauf hielten die Theilstaaten eine gemeinsame Landsgemeinde ab und beschlossen Pannonien zu verlassen. Weil aber in einem Lande schwerlich für alle zugleich Raum und Beute zu finden war, so warfen die beiden Könige Widemir und Theodemir das Loos. Widemir zog mit seinem kleineren Volke gegen Westrom, Theodemir gegen Ostrom. Widemir kam nach Italien und weiter nach Gallien, wo sich sein Volk mit den Westgothen vereinigte [1]), und er in die Reihe der westgothischen Großen trat. Theodemir zog über die Donau, besetzte das heutige Serbien und zwang den oströmischen Kaiser zu bedeutenden Zahlungen. (474.)

Nach seinem Tode wählten die Gothen den Theodorich zum Könige. Allein große Scharen von Gothen waren bereits vorher auf eigene Hand in römischen Dienst getreten. Der bedeutendste Häuptling oder Führer unter ihnen war ein anderer Theodorich mit

---

[1]) Es geschah dies ohne Schwierigkeit und erregte kein größeres Aufsehen. Diese Thatsache ist ein sprechender Beweis dafür, daß Staat und Volk der Westgothen damals noch in den Hauptpunkten den Charakter der Urzeit bewahrten.

dem Beinamen Strabo, d. i. der Schieler, und es spielte derselbe am Hofe und im Heere des Kaisers eine bedeutende Rolle. Der junge König Theodorich suchte ihn zu verdrängen, und es entstand daraus ein endloser Knäuel von Intriguen und Kriegen. Untergeordnete Häuptlinge gingen von einem zum anderen über, verhandelten auch unmittelbar mit dem Kaiser und erhielten selbständige Aufträge. Indeß blieben die beiden Theodorich doch die hervorragendsten Führer, ihnen folgten die größten Massen und zwischen ihnen wogte der Hauptkampf. Jeder erbot sich dem Kaiser, mit seinem Haufen alle anderen Gothen über die Grenze zu jagen, dafür verlangte er auch alle Lieferungen und alle Ehren für sich allein. Begünstigte der Kaiser den einen, so drohte der andere; bald erhielten sie Zahlungen und Waffen, bald plünderten sie das Reich. Wohl brach einmal der Gedanke durch, daß beide Scharen demselben Volke zugehörten und daß sie zusammenhalten sollten, statt sich gegenseitig zu morden: aber die Verbindung, welche sie unter solchen Regungen schlossen, löste sich bald wieder. (478.)

Theodorich hatte schon in früher Jugend den Ruhm des tapfersten und glücklichsten Kriegers erworben, und auch in der rücksichtslosen Ausbeutung der Umstände stand er niemand nach: trotzdem schien er in diesem Kampfe zu unterliegen. Die Masse des Volkes ging zu Strabo über, und mit jedem Tage sah Theodorich seinen Haufen mehr zusammenschwinden. Allein plötzlich raffte der Tod seinen Rivalen hinweg, und nun fiel der ganze Schwarm ihm zu. Es bildete kein Hinderniß, daß sie bis dahin gegen ihn gefochten hatten, und daß viele derselben von ihm abgefallen waren. Man zog damals das Schwert leicht aus der Scheide, und auch den Führer konnte man wechseln ohne Schande, wenn es nur nicht im Augenblicke der Gefahr geschah.

Rasch erlangte Theodorich von der Zeit an einen bedeutenden Einfluß und hohe Ehren im römischen Reich. 484 ward er zum Consul ernannt, 486 feierte er einen Triumph und erhielt eine Reiterstatue. Dann verdrängten ihn aber wieder andere Generale und Hofleute, und 487 plünderte er mit seinen Gothen wieder im Lande. Schon schickte er sich an Constantinopel selbst zu belagern, da begütigte ihn der Kaiser durch einen neuen Vertrag und erreichte, daß Theodorich den Plan faßte, nach Italien zu ziehen und den Odovakar zu verdrängen. Doch versammelte Theodorich erst sein Heervolk zur Landsgemeinde, da ward der Plan berathen und der

Entschluß gefaßt. Sorgfältig wurde nun gerüstet, und auf die Kunde von so großem Abenteuer strömten von allen Seiten kleinere und größere Scharen zerstreuter Gothen und anderer Germanen herbei. Sie kamen unter ihren Häuptlingen, aber sie unterwarfen sich alle dem Theodorich, erkannten ihn als ihren König an. Wohl über zweihunderttausend Köpfe zählte der Zug, darunter vielleicht 80,000 Krieger. Novä in Mösien war der Sammelplatz. Im Frühjahr 488 brach Theodorich von hier auf und bahnte sich durch zahlreiche Kämpfe einen Weg über Belgrad und Sissek an der Donau und Sau aufwärts. Besonders schwer war der Kampf mit den Bulgaren und noch mehr der mit den Gepiden. Dazu kamen die Leiden, die jeder Zug der Art mit sich bringt. Es war oft nicht möglich Verpflegung zu beschaffen, und schwere Krankheiten brachen aus. Erst im Sommer 489 ward der Isonzo erreicht[1], der Grenzfluß Italiens. Hier erwartete Odovakar den Feind. Theodorich siegte, und dann noch einmal bei Verona — aber trotz des glücklichen Anfangs zog sich der Kampf unter mannigfachem Wechsel fast fünf Jahre lang hin. Drei Jahre belagerte Theodorich Ravenna und konnte es nicht erobern. Die Stadt war zu fest und Odovakar zu thätig. Bei einem seiner Ausfälle brachte er Theodorichs Heer eine Zeit lang sogar in wirkliche Gefahr, und es kam zu jener Schlacht, deren Gedächtniß die Heldensage im Liede von der Raben- oder Ravennaschlacht bewahrt. So entschlossen sich denn die beiden unbesiegten Helden 493 zu einem Vertrage, welcher bestimmte, daß Odovakar und Theodorich ihre Macht vereinigen und gemeinsam über Italien herrschen sollten.

Aber bald darnach ermordete Theodorich den Odovakar und seinen Anhang. Er lud ihn zu Gaste. Wie aber Odovakar in den Saal trat, da fielen zwei Männer vor ihm nieder und ergriffen seine Hände, als ob sie ihn anflehen wollten. In diesem Augenblick erschien Theodorich und durchstieß ihn unter höhnenden Worten mit dem Schwerte, daß es durch den ganzen Körper fuhr von den Schultern an bis tief in die Brust hinein. Fortan war Theodorich Alleinherrscher. Zunächst gab er sich den Anschein, als wolle er in Italien nur die Stellung haben, die er im Osten erstrebt hatte; aber bald ging er weiter und beanspruchte die Stellung, welche die weströmischen Kaiser eingenommen hatten. So machte er sich los von der Oberhoheit Ostroms, aber er machte sich nicht los von der römischen Tradition. Seine Gothen waren zwar nicht mehr Söldner

des Kaisers, aber in Wirklichkeit war ihr Leben nicht viel anders als in der Söldnerzeit. Und die thatsächlichen Verhältnisse sind schließlich doch wichtiger, als der juristische Charakter der Stellung.

In einigen Strichen, welche durch die Kriege ganz menschenleer geworden waren, namentlich in den Grenzlanden, siedelten die Gothen in zusammenhängenden Massen. So erhielten die Rugier, welche 488 von Odovakar vertrieben waren und sich deshalb dem Theodorich angeschlossen hatten, Land in Venetien und lebten hier wie ein Volk für sich. In solchen Gegenden erneuerten die Germanen zum Theil wohl auch ihre wirthschaftlichen Ordnungen. Aber diese Gruppen waren von einander durch weite Strecken getrennt, in denen Römer wohnten, oder doch überwiegend Römer, und der größte Theil der Gothen wurde noch weit stärker zersplittert. Sie erhielten die Grundstücke, welche die im Kriege zu Grunde gegangenen Leute Odovakars besessen hatten, oder andere Grundstücke, die nach demselben Grundsatz abgetheilt waren. Sie wohnten also in gleicher Weise wie die Westgothen und Burgunder untermischt mit den Römern, und jeder Einzelne trat wirthschaftlich mit dem Römer, auf dessen Grundstück er siedelte, in nähere Verbindung als mit seinen Volksgenossen. Aber andere und ebenfalls sehr wichtige Lebensinteressen trennten ihn wieder von dem Römer und wiesen ihn auf seine Volksgenossen. Das Recht, die Kirche, die Pflichten gegen den Staat, Sitten und Sprache — alles war verschieden. Mit den Römern konnten sie also nicht näher zusammenwachsen — aber auch nicht unter sich. Wohl bildeten die Gothen unter sich Gemeinden behufs der Rechtspflege und der Pflege des kirchlichen Lebens, aber diese Gemeinden waren nicht zugleich auch wirthschaftliche Gemeinden, ja nicht einmal wahrhafte Ortsgemeinden, und damit fehlten ihnen die kräftigsten Wurzeln. Auf demselben Boden standen die alten römischen Gemeinden. Die Gothen bewahrten den Charakter fremder Eindringlinge. Es fehlte ihnen das Gefühl: dieses Land gehört uns, ist unsere Heimat. Verwandtschaft, Freundschaft und Gefolgschaft waren wie auf der Wanderung und in der Söldnerzeit so auch jetzt noch die stärksten Bande, welche sie zusammen hielten. Gefühl für Gemeinde und Vaterland konnte sich nicht entwickeln.

Noch verhängnißvoller wurde in dieser Beziehung die weite Ausdehnung des Reiches. Einige Tausend siedelte Theodorich an der Sau und Kulpa und am Isonzo an, andere in den Hochthälern der Alpenflüsse, eine nicht unbedeutende Schar forderten Spanien

und Septimanien, mehrere Tausende endlich mußten Sicilien und Afrika bewachen. Unmöglich konnten deshalb die zwei- oder dreihunderttausend Gothen das langgestreckte Italien gleichmäßig besiedeln. In der Poebene und in einigen Strichen von Mittelitalien saßen sie dichter — in anderen Theilen von Mittelitalien und im ganzen Süden waren nur einige zerstreute Ansiedelungen und Besatzungen in den festen Plätzen. Die Bedürfnisse und Interessen der einzelnen Gruppen waren sehr verschieden. Hier berührten sie sich mit den Mauren und Griechen, dort mit den verwandten Germanen. Hier beschien sie die glühende Sonne des Südens, dort schritten sie durch schneeverwehte Pässe. Ohne Unterlaß mußten sie Kriege führen für ein Reich, das sie nicht ausfüllten, und für Interessen, die ihnen fremd waren, oder die sie doch nicht übersehen konnten. Bisweilen mußten sie ihre Sitze auch wieder wechseln. So als Theodorich die 6000 Mann nach Afrika schickte, und als die neuerworbenen Lande besetzt wurden. Das mochte theilweise junge Mannschaft sein oder neuer Zuzug von jenseit der Alpen, aber nicht selten mußte Theodorich auch einer Schar Ostgothen befehlen, ihre ebengewonnene Siedelung aufzugeben und an der vorgeschobenen Grenze ihre Zelte und Hütten von neuem aufzuschlagen.

Unter solchen Umständen konnte sich der lose Zusammenhang nicht befestigen, in welchem die Gothen standen, als sie in Italien eindrangen. Nur der König vereinigte sie. Ihm gehörten alle an, so fern und so zerstreut sie auch waren. In solchen allgemeinen Beziehungen, in der Wirkung auf die Vorstellungen der Menschen und ihre Art zu denken, war die Bedeutung eines hervorragenden Königs sehr groß, viel größer als oft sein Antheil an den Thaten selbst, durch die er den Ruhm gewann. Indeß, eine solche persönliche Verbindung war doch allein zu schwach, die materiellen Bedingungen nationaler Entwickelung zu ersetzen, und gleich nach Theodorichs Tode haben die angesehensten und tapfersten Männer des Volkes es nicht für eine Schande angesehen, ihr Volk zu verlassen und mit ihrem Anhange wieder in des Kaisers Dienste zu treten.

Noch weniger aber konnten sie mit den Römern zu einer wirklichen Gemeinschaft gelangen. Eben auf die Verschiedenheit ihrer Gaben stützte Theodorich seine Verwaltung. Die Gothen und sonstigen Germanen sollten den Kriegerstand des Staates bilden, und Theodorich wünschte deshalb sogar, daß sie nicht lesen und schreiben lernen und kein Geschäft treiben möchten als höchstens den

Ackerbau, damit der kriegerische Sinn ungeschwächt bliebe. Dafür gab ihnen der König ihre Bauerhöfe und jährliche Geschenke, auch die Waffen lieferte er ihnen. Große Fabriken waren, wie in römischer Zeit, beschäftigt die Zeughäuser zu füllen. Jeder Gothe war heerpflichtig, sobald er die Waffen tragen konnte, und solange er die Waffen tragen konnte. Wer überalt war, der hatte sich zu melden und sich verabschieden zu lassen. Die Römer leisteten keinerlei Kriegsdienst; „sie durften sich in Ruhe mehren." Durch ihre Arbeit sollten sie das Land reich machen und durch ihre Steuern den Schatz des Königs füllen. Das war das Ideal des Königs, und dazu ermahnte er unaufhörlich die Seinen, daß so beide Theile ihre Pflicht thun und dabei mit einander in Frieden leben möchten. Auf diese Weise wurde der ursprüngliche Gegensatz der beiden Völker in voller Schärfe und Schroffheit aufrecht erhalten.

Aehnliche Gegensätze zeigten sich auch in den einzelnen Theilen der Verfassung. Für die Verwaltung behielt Theodorich die römischen Einrichtungen und Formen bei, aber in die wichtigsten derselben fuhr doch germanischer Geist. Das Gerichtswesen war römisch für die Römer, germanisch für die Germanen[1]) — aber die letzte Instanz bildete das germanische Königsgericht. Der Hof war scheinbar römisch: da gab es Quästoren, Consuln, Präfecten, da gab es Excellenzen und Erlauchte Herren: aber die Aemter hatten nicht ihre alten Befugnisse (Variarum IX, 24 non enim proprios fines sub te ulla dignitas custodivit). Theodorich benutzte die Würdenträger, wie er bisher sein Gefolge benutzt hatte. Wozu ihm einer brauchbar schien, das trug er ihm auf. Cassiodor hatte im Laufe seines Lebens mancherlei Titel, aber er hatte stets dieselben Geschäfte — er war der Kanzler des Königs, sein Mund oder besser seine Feder. Die wichtigsten Organe der Verwaltung waren die Herzoge und Grafen des Königs, die in germanischer Weise richterliche und militärische Befugnisse vereinigten. Das Heer erhielt wohl Waffen und Verpflegung aus den Magazinen wie in römischer Zeit, auch eine Art Sold, aber es war doch ein Volksheer, in altgermanischer Weise zusammengebracht und gegliedert. Die Verordnungen Theodorichs wurden in lateinischer Sprache erlassen, und in den Einleitungen derselben versicherte er der Welt gern und wiederholt, daß er nicht

---

[1]) Cassiodor faßt es einmal drastisch so zusammen, daß er sagt: die Germanen suchen ihr Recht mit der Fehde, die Römer mit dem Gesetz.

regieren wolle wie die wilden Barbarenkönige, sondern wie Trajan und die großen Kaiser der Vergangenheit: aber in den entscheidenden Stunden offenbarte sich immer wieder, daß trotz alledem der germanische Geist in diesem Staatswesen überwog. Auch an der Gewaltthätigkeit fehlte es nicht. Eines Tags kam eine Wittwe zu Theodorich und bat um seinen Schutz. Seit dreißig Jahren führe sie eine Klage gegen einen hochgestellten Römer, und die Richter sprächen ihr kein Recht, sondern verschleppten die Sache. Da ließ der König die Rechtsverderber vor sich kommen und fuhr sie an mit seiner mächtigen Stimme: „Ich lasse euch den Kopf abschlagen, wenn ihr nicht binnen zwei Tagen die Sache zu Ende bringt." Wirklich geschah es so — aber nun rief der König: „Also in zwei Tagen konntet ihr der Frau ihr Recht schaffen, und dreißig Jahre habt ihr es verschleppt! Ihr habt selbst bewiesen, daß ihr des Todes schuldig seid, schlagt ihnen den Kopf ab."

Die Sache ist wahrscheinlich nicht gerade so geschehen — aber so erzählten sie sich die Römer, so erschien ihnen der König, und so war er auch. Er war der Schirmherr der Gerechtigkeit, aber oftmals mehr ein Rächer, als ein Richter. Und seine Gothen waren vollends weit entfernt von der Ordnung und den Vorschriften, durch welche Theodorich das Zusammenleben der beiden Völker zu regeln versuchte. Der Beleidigte überzog den Feind lieber mit Fehde, und oftmals erschien der Verklagte nicht vor Gericht, oder wenn er erschien, so weigerte er sich, den Beweis nach der neuen Vorschrift zu erbringen. Zum Kampfe forderte er den Gegner, durch das Schwert wollte er sein Recht beweisen. Sprach der Richter ihn schuldig und nahm ihm das Gut, so überfiel er den Römer, schlug ihn todt und setzte sich mit Gewalt in Besitz. Wurde ein Mann zum Tode verurtheilt, so erhoben seine Gesippen die Blutrache gegen den Kläger und gegen den Richter. Den Römer sahen sie nicht als gleichberechtigt an, denn er führte die Waffe nicht. Sie raubten ihm die Tochter oder die Sclavin, sie jagten in seinem Walde, fischten in seinem Teiche und lagerten auf seinen Feldern, wenn es ihnen gefiel. Nur die unerbittliche Strenge Theodorichs hielt die gewaltthätigen Genossen noch leidlich in Schranken, aber der Staat mußte zerreißen, sobald nicht eine ähnlich starke Hand ihn beherrschte.

Theodorichs Wirken war darum nicht vergeblich gewesen. Dem Lande Italien gab er dreißig Jahre hindurch Frieden. Kein Feind nahte den Küsten, und trotz mancher Gewaltthaten der Gothen herrschte

im Ganzen eine solche Behaglichkeit und ein solcher Wohlstand, daß schon die nächste Generation auf diese Zeit wie auf ein verlorenes Paradies zurückschaute [1]. „Da war das Brod billig und der Wein, da hatte Arbeit der Künstler und der Handwerker." Kirchen und Paläste erstanden, Mauern wurden erneuert, Wasserleitungen gebaut und Sümpfe trocken gelegt. Des Königs Kasse schien für solche Zwecke unerschöpflich, und auch Privatleute hatten Kapital und Zutrauen zu wirklich großartigen Unternehmungen. Noch heute giebt eine Inschrift Zeugniß, wie der Senator Decius einen Theil der pontinischen Sümpfe austrocknete, und in der Briefsammlung von Theodorichs Kanzler Cassiodor ist auch das Edict erhalten, das ihm die Befugniß dazu ertheilte und den Besitz des so zu gewinnenden Landes sicherte.

Märchenhaft erschien der Nachwelt vor allem, wie rasch damals den Räuber die Strafe ereilte, und daß auch der Mächtige keine Gnade fand. „Auf offener Straße konnte man Gold und Silber liegen lassen, die Städte schlossen die Thore nicht mehr und die Häuser ließen die Thüre offen. Niemand wagte etwas zu rauben — alle fürchteten den König." So erzählten sich die Römer, als nach seinem Tode die alte Verwirrung begann. Und sie begann sofort. Diesem Zustande fehlte die Bürgschaft der Dauer. Die Römer dankten dem Könige mit schönen Worten für die Ruhe und Sicherheit, die er ihnen gewährte — aber je wohler sie sich fühlten, desto stärker regte sich auch ihr Stolz, und gegen das Ende der Regierung Theodorichs traten hervorragende Römer in verrätherische Beziehungen zu dem Kaiser von Ostrom. Es waren Männer darunter, die Theodorich auf jede Weise geehrt hatte. Er mußte das erfahren in derselben Zeit, wo seine glänzende äußere Stellung erschüttert war, und um so furchtbarer war die Wirkung. Auch von dem Kaiser widerfuhr ihm eine große Kränkung. Er hatte sich bemüht, für die im römischen Reiche heftig verfolgten Arianer Duldung zu erwirken, aber der Kaiser hörte nicht auf ihn. Da drohte er, alsbald auch den Katholiken seines Reiches die Religionsfreiheit zu nehmen. Aber auf Duldung war sein Reich gegründet, sollte er am Abend seines Lebens

[1] Ein unverdächtiger Zeuge, der als Feind in das Land kam, rühmt die Ruhe und Sicherheit, die im Lande herrsche — andererseits zeigen schon die ewigen Wiederholungen der Ermahnung, die Römer nicht zu mishandeln, daß es oft wild genug herging. Je nach der Besiedelung wird es in den Theilen des Landes darin sehr verschieden gewesen sein.

selbst zerstören, was er geschaffen hatte? So zögerte er denn mit der Ausführung, doch der Schmerz über das Scheitern so großer Hoffnungen und der Zorn über den Undank dieser Männer, welche stets überflossen von schönen Reden über Tugend und Weisheit, weckten die alte Wuth des Barbaren wieder in ihm auf, und es lief die Kunde durch die Welt, daß der bisher so römerfreundliche Theodorich den Bischof von Rom nebst vielen anderen Großen in den Kerker geworfen habe, und daß die gefeierten Männer Symmachus und Boethius getödtet seien.

Boethius lag lange im Kerker, ehe er zu Tode gebracht wurde, und in dieser Gefangenschaft schrieb er das Buch über den Trost der Philosophie, das berühmteste unter allen populär-philosophischen Werken des Alterthums. Die Vertheidigung freilich gegen die Anklage des Hochverraths, welche Boethius in die Darstellung einflocht, ist nicht ehrlich, aber trotzdem bleibt es bewunderungswürdig, daß ein Mann in solcher Lage solch ein Buch schreiben konnte. Boethius besaß alles, was das Leben schmückt. Er stammte aus einer der vornehmsten Familien und erbte ungemessene Reichthümer. Wissenschaftlicher Ruhm und hohe Ehren im Staatsdienst wurden ihm in gleicher Fülle zu theil, auch erfreute er sich eines glücklichen Familienlebens und naher Beziehungen zu den hervorragendsten Männern der Zeit. Aus dieser glücklichen Lage sah er sich plötzlich in den Kerker fortgerissen. Das war zu viel — er war gebrochen. Wild stürmten Furcht und Hoffnung, Haß und Zorn durch seine Seele. Da begann er den Kampf mit diesen Affecten und überwand sie. Das that er, indem er jenes Buch schrieb, und die Form desselben ist glücklich so gewählt, daß wir sehen, wie er Schritt um Schritt emporsteigt aus dem Kerker der Verzweiflung zu der lichten Höhe der kindlichen Ergebung in Gottes Willen.

Boethius war dem Namen nach Christ, und sein Denken und Empfinden über die letzten Dinge war auch berührt und vertieft durch die Auffassungen des Christenthums. Im Ganzen aber bewegt sich sein Geist noch in den gleichen Bahnen wie Julian Apostata oder Symmachus. Von den christlichen Dogmen findet sich in dem Buche keine Spur. Seine Erhebung war ein ethischer, kein religiöser Act.

Das erste Buch zeigt den Boethius in seiner Verzweiflung, da tritt ein hohes Weib zu ihm, in dem er bald die Philosophie erkennt. Sie führt ihn in den vier folgenden Büchern zum ruhigen Nach-

denken über seine Lage. Erst läßt sie ihn sich besinnen auf die Hinfälligkeit alles irdischen Glückes, und von diesem leidigen Troste erhebt sie ihn dann zu dem stolzen Satze: „Das Glück wie das Unglück sendet Gott den Menschen, um ihn zu heben und zu vervollkommnen. Wer sich heben und bessern läßt, dem gereicht beides zum Segen; wer sich nicht heben läßt, dem gereicht beides zum Fluche und zur Strafe. Von dem Menschen hängt es ab, was das sei, was ihn trifft." Diese Gedanken entwickelt Boethius nicht in dem lehrhaften Tone der Unterweisung, sondern in der lebendigen Form des Gesprächs, und in kurzen Zwischenräumen unterbrechen Gedichte die Entwicklung. Leicht erklimmt da die ahnende Seele die dem Denken unersteiglichen Höhen und schwingt im Aether stolz die Flügel über die überwundene Welt.

Unwillkürlich hebt sich der Blick von diesem erhabenen Bilde zu dem Könige, der solchen Mann in den Kerker warf und ihn den Henkern preisgab. Sie hatten lange zusammen mit einander gewirkt und hatten einander geehrt, da trieb sie das Geschick gegen einander, und sie verzehrten sich im Kampfe, bis über beiden die Scholle sich deckte. Boethius war wohl der Glücklichere in seiner Ruhe, aber Theodorich der Größere. Gewiß, er fiel den Leidenschaften zum Raube, die jener so klug überwand — aber er sorgte auch nicht allein für sich und seine persönliche Seelenruhe. Seine Kraft gehörte seinem Volke, Millionen hatte er Ruhe zu schaffen. Da bedurfte er des stürmischen Muthes und der rücksichtslosen Hand, die im Augenblick der Gefahr mit eisernen Fingern die Ordnung sichert, gleichviel wen sie dabei zerdrückt. Auch fehlte es ihm nicht an Kraft den Schlägen des Schicksals gegenüber. Wohl brauste er auf — aber er sammelte sich auch wieder. Seine großen Pläne sah er scheitern, betrogen sah er sich von denen, die ihm alles dankten, und sein Reich wanken. — Auch ein Sohn fehlte ihm, dem er das Reich übergeben konnte, und den Schwiegersohn, den er sich zum Nachfolger erwählte, riß der Tod ihm fort. Einem Enkel mußte er das Reich hinterlassen, der noch ein Knabe war. Aber er hielt ruhig fest am Steuer, ordnete die Theilung des ostgothischen und westgothischen Reiches und ließ sich stolzen Sinnes noch bei Lebzeiten ein Denkmal errichten aus gewaltigen Quadersteinen[1]). Und die Welt konnte ihn

---

[1]) Der Anonymus Valesianus berichtet dies: Se autem vivo fecit sibi monumentum ex lapide quadrato mirae magnitudinis opus et saxum in-

auch nicht vergessen. Wie eine riesige Schonung inmitten des sturmzerschlagenen Waldes — so liegen die dreißig Jahre seines Regiments zwischen den endlosen Kriegen, die vor ihm und nach ihm Italien verheerten. Nur das Regiment Odovakars läßt sich ihm vergleichen, aber auch Odovakar erscheint nur als sein Vorläufer.

---

gentem, quem superponeret, inquisivit. Dieser „ungeheuere Deckstein" beweist, daß die Ueberlieferung Recht hat, welche die von einem einzigen Kalkstein von 12 Meter im Durchmesser und über 9000 Centner Gewicht gedeckte Kapelle der Maria della Rotonda bei Ravenna als das Grabmal des Theodorich bezeichnet.

Viertes Capitel.

Der Untergang des ostgothischen Reichs.

Mit Theodorichs Tode 526 begann der Zersetzungsproceß des Reichs. Der Heldenmuth der gothischen Männer und die Zerfahrenheit und Schlaffheit, welche in den Maßregeln Kaiser Justinians herrschten, haben ihn noch 25 Jahre aufgehalten: aber der Zwist zwischen den einzelnen Gruppen des Gothenvolkes und ihren Häuptlingen, vor allem aber der Gegensatz zwischen Gothen und Römern öffneten den Heeren Ostroms immer aufs neue den Weg zum Siege. Theodorich hatte in einer Versammlung der Großen des Reichs und mit ihrer Zustimmung[1]) seinen Enkel Athalarich zum Nachfolger erklärt und ihm den Treueid schwören lassen. Darauf mußte das Volk der Hauptstadt Ravenna, und zwar Gothen wie Römer, die Huldigung leisten; dann auch in Rom und in mehreren anderen Orten. Die Grafen des Königs, welche diese Eide abnahmen, leisteten dann im Namen des jungen Königs den Gegeneid, wie es germanische Sitte war.

So war die Thronfolge geregelt, aber Athalarich war ein Knabe von etwa 10 Jahren, und seine Mutter Amalasuntha, welche für ihn regieren sollte, hatte zwar bedeutende Gaben und römische Bildung, aber sie war ein Weib. Und schon diese Thatsache allein entfesselt einen Sturm von begehrlichen Kräften. Einige der hervorragendst unter den Großen versuchten die vormundschaftliche Regierung sich zu reißen, und viele andere glaubten die Zeit gekommen,

---

[1]) Cass. Var. VIII, 21. Gothorum Romanorumque consensio.

affenlosen Römer nach Belieben zu drücken. Besonders rücksichts=
s zeigte sich in dieser Beziehung ein Neffe Theodorichs und zugleich
r letzte Mann des ganzen Geschlechts mit Namen Theodahad.
lit Gewalt trieb er in Tuscien ganze Scharen von Bauern aus
rem Besitz und auch die königlichen Domänen riß er an sich. Die
nze Provinz sollte sein Eigenthum werden. Wie ihm da Amala=
ntha entgegentrat, begann er Unterhandlungen mit Kaiser Justinian,
n ihm die Provinz Tuscien zu unterwerfen. In gleicher Weise
herte Amalasuntha aller Orten die Römer vor Gewaltthat und
chte durch Strafmilderungen, Steuernachlässe und feierliche Er=
irungen die Bewegung unter ihnen zu beruhigen, welche Theodorichs
zte Tage verbittert hatte. In Gallien ließ sie Gothen und Römer sich
genseitig geloben, daß sie einander als Genossen ansehen und achten
ollten. Den Kindern des Boethius und Symmachus wurde das elterliche
ermögen zurückgegeben, und ihre Genossen wurden aus dem Ge=
ngniß entlassen. Das war alles gut gemeint, half auch wohl hier
d da, aber das natürliche Verlangen der Römer, die Barbaren
eder zu verjagen, ließ sich damit nicht beschwichtigen. Wirkliche
efahr kam ihrer Herrschaft jedoch zunächst von den gothischen Großen.
nige hatten sich des jungen Athalarich bemächtigt, und ihr Anhang
ır so stark, daß Amalasuntha sich verloren glaubte. Da machte sie
ebenso wie Theodahad und begann Unterhandlungen mit Kaiser
ıstinian. Sie wollte ihm das Reich in die Hände spielen, wenn
ihr eine Zuflucht sicherte. Ehe das aber zum Abschluß kam,
lang es ihr, die drei einflußreichsten Führer jener Partei durch
lord zu beseitigen. Das gab ihr wieder Hoffnung, sich zu behaup=
ı, und sie ließ dieselbe auch nicht sinken, als ihr Sohn Athalarich
ırb (534), dessen Name ihr den Rechtstitel der Herrschaft lieh.

Ein Mann mußte die Krone vertreten, so entschloß sie sich jenen
heodahad zum König zu erheben. Er war ihr verfeindet und ver=
ßt, aber die Erhebung eines Königs konnte nur glücken, wenn der
ıhang der Betheiligten groß genug war. Theodahad war mächtig,
ıd seine Abstammung gab ihm in den Augen des Volkes ein gewisses
nrecht auf die Krone. So gelang es ihr seine Erhebung durch=
setzen. Vorher aber hatte sie ihm einen feierlichen Eid abgenommen
ß er sich mit dem Namen eines Königs begnügen und ihr die
egierung überlassen werde, wie sie dieselbe seit acht Jahren geführt
ıtte. Theodahad schwur, was von ihm verlangt wurde; kaum war
aber König, so verbündete er sich mit den Familien der von

Amalasuntha getödteten Häuptlinge, setzte Amalasuntha gefangen und suchte sich durch engen Anschluß an Kaiser Justinian zu halten. Dieser verhandelte gleichzeitig mit ihm, mit Amalasuntha und mit den hervorragenden gothischen Großen. Die Bischöfe und die vornehmen Römer durfte er vollends als seine Partei betrachten, mit ihren Führern stand er in beständiger Verbindung.

Ehe noch eine Schlacht geschlagen war, lag so das Gothenreich verrathen und zerrissen dem Kaiser zu Füßen. Rasch steigerte deshalb Justinian seine Forderungen so, daß selbst Theodahad nicht gleich alle zu erfüllen wagte — aber so wie er zauderte, begann Justinian den Krieg. Amalasuntha war inzwischen im Kerker getödtet worden, wahrscheinlich auf Betreiben der Kaiserin Theodora, die in der schönen Gothenfürstin eine Rivalin fürchtete, wenn sie nach Konstantinopel käme. Ihren Mord nahm Justinian zum Vorwand, um dem Theodahad den Krieg zu erklären, 536, und fast ohne Widerstand fielen ihm Dalmatien, Sicilien und Unteritalien zu. Theodahad war unfähig, und als nach dem Falle Neapels eine größere Abtheilung Gothen zusammengezogen wurde, da kam der allgemeine Unwille zum Ausbruch. Die Männer schlossen den Ring zur Berathung, und laut erhob sich das Geschrei: „Fort mit Theodahad, Vitigis soll König sein.“

Vitigis war ein Mann aus geringem Geschlecht, aber ein tüchtiger Führer im Felde und fand auch bei dem übrigen Volke Anerkennung. Zunächst galt es, den Theodahad zu beseitigen. Vitigis beauftragte damit einen Mann, der von Theodahad früher beleidigt war, der wußte ihn zu erreichen und stieß ihn nieder. Dann hielt Vitigis Berathung mit seinem Heervolk und zog nach dem Norden Italiens, wo die Gothen am dichtesten siedelten. Hier vermählte er sich mit einer Tochter der Amalasuntha, also einer Enkelin Theodorichs, um den Anhang des königlichen Geschlechts der Amaler zu gewinnen, und sammelte das Volk. Unterdeß ging Rom verloren. Als sich Belisar der Stadt näherte, öffneten die Bewohner ein Thor, und die gothische Besatzung mußte eilen, durch das entgegengesetzte Thor nach Ravenna zu entkommen. Belisar war jedoch nicht stark genug, das offene Feld zu halten, als Vitigis im Februar 537 mit dem ganzen Heerbann der Gothen in Stärke von 150,000 Mann heranzog. Er beschränkte sich auf die Vertheidigung von Rom. Vitigis umschloß die Stadt mit sieben Lagern und wich nicht aus ihnen über ein Jahr lang. Aber weder Gewalt noch Unterhandlungen

führten ihn zum Ziele, und im März 538 zwangen ihn schwere Seuchen aller Art, die Belagerung aufzuheben.

Auch die Franken mischten sich jetzt in den Krieg. Beide Parteien hatten ihre Hülfe zu gewinnen gesucht, aber die fränkischen Heere, die dann über die Alpen kamen, dienten keiner in Treue und schadeten beiden. Vergebens suchte Vitigis auch bei den Langobarden Hülfe, sie standen mit Justinian im Bunde. Da berief Vitigis die Großen und legte ihnen den Plan vor, Gesandte an den König der Perser zu schicken, ob es gelinge ihn zu einem Angriff auf Rom zu bewegen. Zwei Bischöfe übernahmen die Botschaft, und sie hatten auch Erfolg. Justinian wollte deshalb den Krieg in Italien beenden und bot dem Vitigis Frieden an unter der Bedingung, daß er alles Land südlich vom Po abtrete. Die Gothen, welche nicht in des Kaisers Dienste treten, sondern dem Vitigis folgen wollten, sollten nördlich vom Po Land erhalten. Vitigis war damals von Belisar in Ravenna eingeschlossen, einige Römer hatten seine Kornspeicher verbrannt, und es herrschte großer Mangel. Er war deshalb gern bereit, mit dem Kaiser auf diese Bedingungen abzuschließen, aber Belisar hinderte die Ausführung des Vertrags. Er kannte die Zerfahrenheit der gothischen Verhältnisse. Mehrere Häuptlinge mit ihren Scharen waren bereits zu ihm übergegangen, und bald brach auch unter den mit Vitigis in Ravenna eingeschlossenen Gothen die Gährung aus. „Vitigis ist der Mann nicht, den wir nöthig haben, — er hat kein Glück". So sprachen viele von den Häuptlingen und sandten heimlich Boten an Belisar, welche ihn aufforderten, selbst die Herrschaft von Italien in die Hand zu nehmen. Vitigis könne ihr König nicht mehr sein, und dem Kaiser wollten sie sich nicht ergeben, weil sie fürchteten aus Italien fortgeführt zu werden. Belisar stellte sich, als gehe er darauf ein, und auch der Umstand störte die Verhandlungen nicht, daß Vitigis davon Kunde erhielt. Er schloß sich seinen Großen an, und so wurde dem Belisar die Stadt übergeben. Aber er trat dann nicht als Kaiser auf, sondern schickte den Vitigis mit den königlichen Schätzen als Gefangenen nach Byzanz. Auch dies hätten die Gothen jedoch ruhig ertragen, da sie zu Belisar Vertrauen hatten, aber als er bald darauf abberufen wurde, da ergriff sie die Furcht, daß sie als Besiegte behandelt und aus Italien fortgeführt werden würden. (539.) Deshalb vereinigten einige von den Häuptlingen ihre Scharen und erhoben den Ildibad zum Könige, den Häuptling der Gothen von Verona.

Aber es folgte ihm keineswegs das ganze Volk. Viele blieben stille in ihren Dörfern, namentlich in den entlegeneren Gebirgsthälern, und viele traten in des Kaisers Dienst. Zu ihnen gehörten auch diejenigen, welche sich dem römischen Wesen angeschlossen und das katholische Bekenntniß angenommen hatten, wie Jordanis, der Geschichtschreiber der Gothen. Er war katholischer Bischof von Croton, begleitete den Papst Vigilius, als derselbe 547 vor König Totila nach Konstantinopel floh, und schrieb hier seine Geschichte der Gothen, nicht ohne Stolz und Freude über ihre Thaten, aber in aufrichtiger Ergebenheit gegen den Kaiser Justinian und zu dessen Verherrlichung. Sein Ideal war, daß der gothische Staat unter einem dem Kaiser ergebenen Nachkommen des großen Theodorich wieder hergestellt werde. Die folgenden Könige betrachtete er als Abenteurer und selbst von Totilas Heldenthaten schwieg er. Indeß dergleichen zarte Erinnerungen hegten nicht eben viele, desto zahlreicher waren die, welche sich um nichts anderes kümmerten, als wo sie selbst Ehre und Reichthum finden möchten.

Ildibad hatte anfangs nur etwa 1000 Krieger, aber die römische Verwaltung und Heeresleitung war so kläglich, daß er bald bedeutende Fortschritte machte, und nun wuchs auch sein Anhang. Nur schlimm, daß der Zusammenhang in seinem Volke locker blieb, und daß ein großer Theil seiner Kraft in Familienfehden verbraucht wurde. Der König selbst verlor darin zuletzt das Leben. Der Vornehmste unter seinen Großen war Uraja, ein Verwandter des Vitigis. Diesem dankte Ildibad auch die Wahl. Da begab es sich, daß die schöne Frau des Uraja mit glänzendem Schmuck angethan und von großem Gefolge begleitet zum Bade ging und dabei der Gemahlin Ildibads begegnete. Diese ging sehr einfach daher, da der königliche Schatz dem Belisar in die Hände gefallen war, und sie mußte darüber spöttische Reden hören von der Frau des Uraja. Das klagte sie ihrem Manne, und der rächte sie, indem er den Uraja hinterlistig erschlug. Darüber entstand große Entrüstung im Volke, und im Vertrauen auf diese Stimmung wagte es ein weit geringerer Mann den König zu erschlagen, weil dieser seine Braut einem anderen zum Weibe gegeben hatte, während er im Felde war. Der Mann gehörte zu des Königs Leibwächtern und stand bei Tische hinter ihm. Eines Tages saß der König mit den Großen an der Tafel, er bog sich eben über den Tisch, um eine Schüssel zu nehmen: da schlug ihm der

Mann das Haupt ab. Es rollte auf die Tafel, während die Hände noch die Schüssel hielten.

Nach diesem Morde war es eine Zeit lang zweifelhaft, ob die Gothen noch einmal den Versuch machen würden, sich unter einem Könige als ein Volk und ein Staat zusammen zu schließen. Fast schien es, als werde jede Schar und jeder Häuptling [1]) für sich handeln. Da erhoben die Rugier, die im Venetianischen saßen, ihren hervorragendsten Mann zum Könige des Gothenreichs. Sein Name war Erarich. Die Rugier waren an sich ebensowohl dazu berechtigt, wie jede andere Gruppe des Gothenvolkes, — aber sie bildeten doch nur mehr ein Anhängsel des Gothenvolkes, und in gewöhnlichen Zeiten hätte es nicht für schicklich gegolten, daß sich die Gothen von den Rugiern einen König setzen ließen. Jetzt fügte sich jedoch ein großer Theil des Volkes, das dem Ildibad gefolgt war, und huldigte dem Erarich. Andere aber wollten eher mit dem Kaiser abschließen. So that auch Totila oder Badvila, ein Verwandter des Königs Ildibad und gefeiert als kühner und kluger Häuptling. Er sandte Boten an des Kaisers Statthalter in Ravenna, seine Forderungen wurden bewilligt, und der Tag festgesetzt, an dem seine Schar zugleich mit seiner Stadt Treviso den Kaiser als Herrn anerkennen sollte.

Unterdeß hatte Erarich seinen Anhang zum Theil schon wieder verloren und unterhandelte im Geheimen ebenfalls mit dem Kaiser, um ihm das Land zu unterwerfen. Unter diesen Verhältnissen begaben sich einige von den Großen zu Totila und forderten ihn auf, daß er sich an Stelle des Erarich zum Könige erheben lasse. Totila erklärte sich bereit, falls Erarich vor dem Tage beseitigt werde, an welchem sein, des Totila, Vertrag mit dem Kaiser in Kraft trete. Das geschah denn auch, und Totila wurde König der Gothen. (541.) Seine Schar war anfangs klein, kaum fünftausend Mann, aber damit unterwarf er in kurzer Zeit fast ganz Italien. Er hielt strenge Ordnung und behandelte die Römer mit einer Sorgfalt und Schonung, der nichts zu klein oder zu schwer war. Als er Neapel nach langer Belagerung durch Hunger einnahm, da theilte er den erschöpften Menschen erst kleine Gaben von Nahrung zu, damit ihnen der plötzliche Uebergang nicht schade. Auch für die abziehende Besatzung

[1]) Ich gebrauche diesen Ausdruck, denn ihre Macht ruhte nicht auf einem Amtstitel. Es gab keine Aemter mehr, seit es keinen König mehr gab, oder sobald sie sich gegen den König erhoben.

sorgte er wie für seine eigenen Leute. Den größten Ruhm trug ihm hier aber folgende Handlung ein. Ein Bürger kam zu ihm und klagte, daß ein Gothe seiner Tochter Gewalt angethan habe. Der Gothe leugnete auch nicht, und Totila ließ ihn in Haft setzen. Nun war es aber ein Mann, der hohes Ansehen im Volke genoß. So regten denn seine Freunde die Massen auf, und eine Anzahl vornehmer Männer begab sich zu Totila und suchte ihn frei zu bitten. Da sagte Totila: „Wollt ihr, daß wir den Sieg gewinnen und unser Reich wieder aufrichten, so laßt dem Rechte seinen Lauf. Entweder muß dieser eine Mann sterben, oder das ganze Volk muß untergehen." Da gingen sie fort, Totila aber ließ den Verbrecher tödten und schenkte das Vermögen desselben dem Mädchen, das er gekränkt hatte.

In all seinen Handlungen verfolgte Totila so den Plan, das Vertrauen der Römer zu gewinnen. Denn er wußte, daß die Masse längst wieder seufzte unter dem Druck der kaiserlichen Blutsauger und voll Sehnsucht der Tage des großen Theodorich gedachte. In den Städten, welche er belagerte, und namentlich in Rom selbst, ließ er deshalb Briefe und Proclamationen verbreiten und auf den öffentlichen Plätzen anschlagen, welche das Volk zum Aufstande gegen die römischen Besatzungen aufforderten. Aber die leitenden Kreise der Römer ließen sich nicht gewinnen, sie wußten ja auch den schlimmsten Druck von sich abzuwenden; und als sich Totila davon überzeugte, da begann er sie bisweilen auch durch Härte zu schrecken. In Tibur ward alles zusammengehauen, und sobald er eine Stadt einnahm, so brach er ihre Mauern. Auch Rom fiel in seine Hand, durch den Verrath einer Abtheilung der Besatzung. Er ließ die Stadt plündern, schonte jedoch das Leben der Bewohner und suchte wieder Frieden zu erhalten. Als es ihm nicht gelang, drohte er Rom dem Erdboden gleich zu machen, und schon war ein Theil der Mauer gebrochen, da gab er Befehl damit einzuhalten.

Ein Brief des Belisar soll ihn dazu bewogen haben, der für die heilige Stadt bat, mehr aber bestimmte ihn wohl die Hoffnung, doch noch Frieden zu erlangen. Denn Justinian führte den Krieg mit unglaublicher Lässigkeit. Das Heer des Belisar, der seit 543 wieder den Oberbefehl hatte, war ungenügend und unbotmäßig, und vergebens bat er um die nöthigen Verstärkungen. Aber zum Frieden kam es darum doch nicht, und Totila mußte es bereuen, daß er Roms Mauern nicht zerstört hatte. Denn er hatte nicht Mannschaft genug, um neben der Feldarmee eine genügende Besatzung zu bilden,

und als er einmal die Stadt verließ, da konnte sie Belisar wieder besetzen. So schleppte sich der Krieg Jahre lang hin, und immer rücksichtsloser hausten die Gothen. Sie drohten alle Senatoren mitsammt ihren Familien zu tödten, wenn der Kaiser nicht Frieden gäbe. Aber trotzdem entschloß sich Justinian weder zum Frieden noch zu einer kräftigeren Führung des Krieges. Der große Feldherr Belisar war in einer kläglichen Lage und bat auch wiederholt um seine Abberufung. Sobald er sie aber erhielt 549, da trat der elende Zustand der kaiserlichen Armee offen zu Tage, und Totila machte reißende Fortschritte. Zum zweiten Male nahm er Rom durch Verrath und jetzt schonte er die Stadt, weil er des Sieges sicher zu sein glaubte und Rom seine Hauptstadt werden sollte. Auf den Münzen nannte er fortan den Kaiser nicht mehr und ließ sein eigenes Bildniß mit der kaiserlichen Stirnbinde zieren statt wie bisher mit der Königskrone. Auch schuf er eine Flotte, ließ Sicilien plündern und landete selbst in Epirus 551.

Diese Fortschritte trieben Justinian endlich zu einer größeren Rüstung. Germanus sollte das Heer führen, ein angesehener Feldherr, der für diesen Krieg noch besonders deshalb geeignet schien, weil er die Gemahlin des Vitigis, eine Enkelin des großen Theodorich, zur Frau genommen hatte. Er war der Vater jenes Kindes, von dem Jordanis schwärmte, daß es berufen sei, Römer und Gothen zu versöhnen und zu vereinigen. Germanus starb jedoch, ehe er recht in Thätigkeit kam, und Narses erhielt das Commando, der bereits unter Belisar in Italien gefochten und demselben damals viele Schwierigkeiten bereitet hatte. Unterdeß waren an der Donau unter Gepiden, Langobarden, Herulern, Hunnen und anderen Barbaren starke Bewegungen gewesen. Mehrmals drangen sie plündernd über die Donau, aber durch große Geldzahlungen ließen sie sich immer wieder beruhigen, und da sie auch unter sich im Kriege waren und dabei Roms Hülfe suchten, so gelang es Justinian, hier im Ganzen die Grenze zu decken und Hülfstruppen von ihnen zu erhalten. Zum Heere des Narses stellte so der Langobardenkönig Audoin 2500 vornehme Krieger und über 3000 tapfere Leute geringeren Standes, und eine ähnliche Schar stellten die Heruler. Totila schickte einen Theil des Heeres unter Teja, dem späteren Könige, nach Verona, weil er von dort Gefahr fürchtete. Mit seiner übrigen Macht stand er am Südfuße des Apenin, als ihn Narses traf. Bei Tagina, unweit von dem berühmten Schlachtfelde von Sentinum, wurde dann die entscheidende Schlacht geschlagen.

Die Zeiten Homers kehrten wieder in diesen Kämpfen. Die Germanen standen in ihrem heroischen Zeitalter, wo im Kriege mehr die Personen ihre Kräfte messen als die Staaten, und das römische Heer war in den letzten Jahrhunderten fast ganz germanisirt. Nicht blos dem Personalbestände nach, auch in der Kampfesweise. Schon im vierten Jahrhundert erhoben die Legionen den Barritus, ehe sie zum Sturme schritten, in diesem gothischen Kriege traten aber häufig auch die besten Recken zum Einzelkampfe oder Waffenspiele vor die Schlachtreihe. Dann warteten die Heere mit dem Angriffe, mehr noch aus Freude über das herrliche Kampfspiel, als weil sie ein Gottesurtheil darin gesehen hätten. So geschah es auch vor dieser Schlacht. Totila erwartete noch Verstärkungen, und es lag ihm daran Zeit zu gewinnen. Da ritt er in glänzender Rüstung in die Mitte zwischen die beiden Heere. Gold glänzte von den Waffen, und Purpurfähnchen wallten herab von dem Wurfspieß und von der Lanze. So begann er ein kunstvolles Waffenspiel, und Freund und Feind schaute bewundernd zu. Den Männern leuchteten die Augen, wie er die Lanze hoch in die Luft warf und wieder auffing, oder wie sie aus einer Hand in die andere flog. Dann ließ er sein Roß kunstvolle Kreise traben, seltsam verschlungen. Aber der Sieg war ihm nicht beschieden. Sein Heer ward großentheils vernichtet, und Totila selbst starb auf der Flucht an seinen Wunden. Den blutgetränkten Rock und den mit edeln Steinen gezierten Hut sandte Narses dem Kaiser. Elf Jahre hatte er den Kampf aufrecht erhalten 541—552.

In Pavia sammelte sich dann wieder ein größerer Haufe und wählte den Teja zum Könige. Er führte das Volk im letzten Kampfe, und er führte es so, daß der Ruhm dieses Kampfes einen verherrlichenden Schimmer über den Untergang des Volkes verbreitet hat. Nach dem Siege von Tagina unterwarf sich dem Narses fast ganz Italien ohne Widerstand, auch Rom fiel bald. Zur Rache dafür tödtete Teja die dreihundert Jünglinge, die Totila einst aus den vornehmsten Familien an seinen Hof gefordert hatte, damit sie hier in ehrenvoller Form Geiseln für die Treue ihrer Städte bildeten. Ebenso stießen die Gothen jetzt alle anderen vornehmen Römer nieder, welche in ihre Hände fielen.

Mittelpunkt ihres Widerstandes war Verona im Norden und die Burg von Cumae im Süden. Im Norden commandirte Teja, in Cumae sein Bruder Aligern. Eine Zeitlang schien es, als würden

ie Franken ihnen Hülfe bringen — aber sie trieben nach wie vor
hr altes Spiel und unterhandelten mit beiden Parteien. Da nun
Narses Cumae bedrängte, so sammelte Teja seine kleine Schar und
vagte es, sich bis Cumae durchzuschleichen. Das Wagstück gelang.
Teja nahm unweit vom Vesuv eine feste Stellung, geschützt durch einen
leinen Fluß mit steilen Uferrändern und durch Schanzen und hölzerne
Thürme, auf denen Wurfgeschütze aufgestellt waren. Narses stand
m anderen Ufer des Flusses. Zu einer Schlacht kam es nicht, nur
u Einzelkämpfen und dem Geplänkel der Bogenschützen. Teja hatte
Schiffe, die ihn mit Lebensmitteln versorgten, so behauptete er sich
n dieser Stellung zwei Monate lang. Als er dann aber durch Ver-
ath seine Schiffe verlor, da zog er sich vom Ufer des Meeres weg
uf die Höhe des nahen „Milchberges“. Indeß nach wenigen Tagen
tieg hier der Mangel auf einen unerträglichen Grad, so daß sich die
Gothen entschlossen trotz ihrer geringen Zahl den Angriff zu wagen.
Unvermuthet überfielen sie die Römer und trieben sie eine Strecke
weit zurück, dann kam das Treffen zum Stehen, und nun entspann
ich ein wunderbarer Kampf. Die Gothen sprangen von den Pferden
und bildeten einen dichtgedrängten Sturmhaufen. Alsbald folgten
die Römer ihrem Beispiele — zu Fuß wollten sie die Entscheidung
uchen. Die Gothen rechneten kaum noch auf Sieg, das war ihre
einzige Hoffnung, daß es ihnen gelänge die Reihe der Feinde zu
durchbrechen.

Der König Teja begann den Kampf. Gefolgt von einer kleinen
Schar auserwählter Helden trat er vor die Schlachtreihe, und als-
bald ward er von zahlreichen Römern angegriffen. Einige schleuderten
Speere und Pfeile auf ihn, andere traten näher herzu und stachen
nach ihm. Wie angewachsen an den Boden stand der König, ohne
seine Stellung zu wechseln. Mit der Linken hielt er den mächtigen
Schild, der den ganzen Körper deckte, mit der Rechten führte er die
mächtige Lanze und streckte jeden nieder, der sich nahte. War der
Schild voll von feindlichen Speeren, so rief er einen seiner Waffen-
träger. Dieser trat vor, nahm den alten Schild und hängte ihm
einen frischen an den Arm. So hielt Teja vom frühen Morgen an
den Ansturm auf, bis ein Drittel des Tages vergangen war. Narses
machte keinen Versuch, ihn durch einen allseitigen Angriff zu über-
wältigen. Das hätten ihm seine Leute verübelt und wäre vermuth-
lich auch misglückt. Die gothische Schlachtreihe war ebenso nahe
und konnte ihn decken. Staunend sahen beide Heere dem Helden-

kampfe zu. Da geschah es, daß 12 Speere in dem Schilde hafteten. Wieder rief Teja den Waffenträger und wieder wollte dieser ihm den Schild umtauschen: aber in dem Augenblicke des Wechsels sauste ein Speer heran und durchbohrte dem Helden die Brust. Rasch ergriffen die Römer seine Leiche, schlugen den Kopf ab, steckten ihn auf einen Spieß und ließen ihn hinüberstarren nach den Scharen seiner Treuen, die er eben noch führte.

Schrecken fuhr in ihre Reihen, aber gleich verscheuchten ihn wieder Zorn und Muth. Bis in die Nacht hinein kämpften sie fort. Sie wichen nicht von der Stelle. Am folgenden Morgen erneuerte sich der Kampf, und wieder dauerte er ohne Entscheidung fort, bis nur noch tausend Gothen übrig waren. Da sandten sie einige ihrer Häuptlinge an Narses und sagten: „Wir sehen ein, daß Gott gegen uns ist. Wir wollen den Kampf beenden, aber wir wollen uns nicht in des Kaisers Dienst begeben, sondern uns an ein germanisches Volk anschließen, bei dem wir nach unseren Sitten und Gesetzen leben können." Narses bewilligte ihnen den Abzug und gab ihnen auch die ausbedungene Verpflegung. Das war das Ende des ostgothischen Reiches. Einige Haufen der Gothen hielten sich noch längere Zeit in den festen Plätzen — aber es kam nicht zur Wahl eines Königs. Sie erlagen einzeln. Manche zogen den Alamannen zu, die in den Alpen saßen, andere traten in des Kaisers Dienst. (552.)

Dagegen machten jetzt die Franken einen Versuch, Italien zu erobern. Es war jedoch nicht der König selbst mit dem Heerbann, sondern zwei von seinen Großen, die Alamannenfürsten Leutharis und Bucelin, hatten in altgermanischer Weise das Abenteuer auf eigene Hand unternommen und ein Heer von Freiwilligen zusammengebracht. Aber es war trotzdem ein sehr großes Heer, 75,000 Mann, theils Franken, theils Alamannen. Siegreich durchzogen sie die Halbinsel und verheerten sie fürchterlich. Auch fielen ihnen viele Gothen bei und wollten den Bucelin zum Könige erheben, aber Aligern, der Bruder von Teja, der den gothischen Königsschatz in Cumae verwahrte und unter den Gothen der bedeutendste Führer war, wollte davon nichts wissen. „Ihr seid zu spät gekommen", antwortete er den Franken und übergab dem Kaiser Burg und Schatz und trat mit seiner Schar in des Kaisers Dienst.

In Italien erlosch so der Name der Gothen, nur kleinere Scharen hielten sich noch hier und da, — aber in Constantinopel und den Städten des Orients spielten sie noch lange eine bedeutende

Rolle. Die Polizei hatte viel Noth mit den ungefügen Gesellen, die mit ihrem nordischen Durste den Wein des Südens in unerhörter Menge tranken und dann auf den platten Dächern gefährlich umherschwankten oder die Straße mit ihrem Lärm erfüllten [1]). Noch verhaßter waren sie der Geistlichkeit, denn sie waren hartnäckige Arianer und hatten immer noch Priester, die keine anderen Bücher anerkannten als die Schriften des Ulfila und seiner Schüler. Aber sie waren des Kaisers tapferste Soldaten, seine rechte Stütze in den Kriegen mit den Persern. Deshalb wurde ihnen viel nachgesehen. Während im ganzen Reich sonst kein Ketzer und vor allem kein Arianer seinen Gottesdienst halten durfte, hatten die Gothen noch bis gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts selbst in der Hauptstadt Constantinopel ihre arianische Kirche.

Die Franken hatten in Italien nur vorübergehende Erfolge. Sie theilten sich, und das eine Heer erlag einer Seuche, das andere ward von Narses überfallen und vernichtet. In Folge deß gaben die Franken auch alle früheren Eroberungen in Italien auf. (553.)

So war denn Justinian Sieger, und große Reden wurden gehalten, wie der mächtige Kaiser die heilige Roma erlöst habe von dem Joche der Barbaren. Die einen kleideten das in mythologische Formen, die anderen in fromme Phrasen. Das war der Lohn, der sichtbare Dank Gottes dafür, daß Justinian so fromm war und so unerbittlich gegen jede Ketzerei. Aber in Wahrheit war der Kaiser weder fromm noch stark, und Italien war nicht erlöst von einem Joch, sondern härter geknechtet als je, und in dem durch Justinians Schuld so lange hingezogenen Kriege unsäglich verwüstet. Was aber das Wichtigste war: der Sieg war vorzugsweise durch Barbaren erfochten und zum Theil gerade durch diejenigen Barbaren, welche hinter den Gothen saßen und gern an deren Stelle treten wollten. Wenige Jahre nur, und die Langobarden drangen in Italien ein, und wie sie rüttelten an dem scheinbar so glänzenden Gebäude der kaiserlichen Herrschaft, da brach es zusammen. Die Langobarden haben hier dann ein dauerndes Reich gegründet.

[1]) Josua Stylites aus dem sechsten Jahrhundert (Abhandlungen der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft Bd. VI, 1876) giebt Capitel 95 bis 98 anschauliche Züge davon.

Fünftes Capitel.

Das Reich der Vandalen.

Die Vandalen waren ein Volk gothischen Stammes. Ihre ältesten Sitze waren an der Oder, dann an der unteren Donau. Sie zerfielen in zwei Abtheilungen, die Silingen und Asdingen, und standen unter Königen, so lange wir sie kennen, bald vereinigt, bald getrennt. Unter Constantin erhielten sie einen Theil von Pannonien und siedelten hier in der alten Weise. Im Jahre 401 vereinigte sich ein Theil des Volkes unter dem König Godegisel zu einem großen Raubzug. Sie wußten nicht, wann und ob sie wiederkehren würden, und trugen ihren zurückbleibenden Volksgenossen deshalb auf, ihnen ihre Landmarken zu bewahren, was diese denn auch 40 Jahre lang gethan haben. Unterdeß hatten die Fortgezogenen viel erlebt. Im Bunde mit ähnlichen Schwärmen von Sueben und Alanen waren sie unter Kämpfen, die oben erzählt sind, durch Gallien nach Spanien gezogen und hatten daselbst unter Godegisels Sohne Genserich oder Geiserich eine bedeutende Stellung gewonnen. Aber sie waren nicht zahlreich. In den Kämpfen waren viele zu Grunde gegangen, viele auch hatten sich losgelöst. Genserich gebot anfangs nur über die Asdingen, und auch als sich die Reste der von den Gothen schwer geschlagenen Silingen und der Alanen ihm anschlossen, zählte sein Volk nur etwa 50,000 Köpfe, und darunter waren die Alanen so zahlreich, daß sich Genserich König der Vandalen und Alanen nannte. Er theilte sein Heer zwar in 80 Tausendschaften, aber statt Tausend zählte die Abtheilung nur wenige Hundert.

Indeß die rastlose Energie und die rücksichtslose Gewaltthätigkeit

des kleinen, seit einem Sturze mit dem Pferde hinkenden, wortkargen Mannes vervielfachte ihre Kraft, und die Verhältnisse kamen ihm zu Hülfe. In einem Bürgerkriege zwischen den höchsten Gewalthabern des römischen Reichs rief ihn der Statthalter von Afrika in dieses Land, und das benutzte Genserich, um sich hier dauernd festzusetzen. In den ersten Jahren war er dann freilich oft in großer Bedrängnis, und er mußte sich dem Kaiser sogar zur Zahlung eines Tributes verstehen, wohl eines Theiles der aus dem besetzten Lande fälligen Steuern. Allein ein neuer Bürgerkrieg im römischen Reiche machte ihm wieder Luft, und 439 gelang es ihm Karthago zu besetzen. Das wurde seine Hauptstadt, und die Kämpfe mit den Westgothen und mit Attila hinderten die Kaiser zwanzig Jahre hindurch, auch nur einen Versuch zu machen, sie ihm wieder zu entreißen. Als sich dann der tapfere Majorian dazu rüstete, verbrannte Genserich die Flotte im Hafen von Karthagena 460, und ein ähnlicher Schlag gelang ihm, als sich Ostrom und Westrom 468 zu einem großartigen Angriff vereinigt hatten. Schon war Sardinien verloren und die feindliche Flotte bedrohte Karthago, da überfiel sie Genserich in der Nacht mit seinen Brandern und zerstörte sie.

Unterdeß war sein Volk verstärkt durch Haufen von allerlei Germanen, die dem siegreichen Könige zuzogen, und von den Mauren erhielt er Söldner und Zuzug in Menge. Besonders gefürchtet war seine Flotte. Die Vandalen waren bis dahin vorzugsweise ein Reitervolk, aber so wie sie die See berührten, so wurden sie kühne Seeleute, ganz wie die Gothen und die Sachsen. Ihre Raubschiffe plünderten alle Küsten des Mittelmeers und 455 sogar Rom selbst. So lange Genserich in Kraft war, so lange gab es für Rom keinen Frieden. Erst 475 ward er geschlossen, und das war nicht lange vor dem Tode des alten Kriegers. (477 Januar.) Genserich hatte die Nachfolge durch ein Gesetz geregelt. Bisher waren bei den Vandalen wie bei den anderen Stämmen oft mehrere Könige neben einander gewesen. Bei der großen Ausdehnung des Reichs und der geringen Zahl der Vandalen durfte dies nicht mehr sein, wie denn auch die Westgothen, Ostgothen und Burgunder diese Theilungen beseitigt haben. Hier geschah es jedoch in eigenthümlicher Weise. Nach dem Tode des Königs sollte immer der älteste von allen Nachkommen Genserichs zur Nachfolge gelangen, gleichviel ob dies ein Sohn des Königs sei oder ein anderer Verwandter. Diese Einrichtung schien das Regiment von minderjährigen Kindern zu verhüten

und die jüngeren Brüder zu entschädigen, die bei der alten Gewohnheit der Theilung auch einen Thron erhalten hätten. So konnten sie hoffen, daß sie selbst oder ihre Nachkommen später einmal das ganze Reich erhalten könnten. Das Gesetz sicherte jedoch die Ruhe des Reiches nicht. Schon Genserich selbst tödtete die Wittwe seines Bruders und ihre Söhne, damit seine Linie allein herrsche, und sein Sohn und Nachfolger Hunerich machte einen ähnlichen Versuch, der jedoch mislang. Diese Morde setzten immer große Gruppen der Vandalen in Feindschaft zum Könige, und ähnliche Streitigkeiten wiederholten sich, so lange das Reich bestand.

Bei Hunerichs Tode 484 folgte Gunthamund, der Sohn von Hunerichs Bruder Genzo. Hunerich und Gunthamund waren beide kräftig, aber nur mühsam konnten sie das Reich erhalten. Die Mauren waren von je her lästige Nachbarn der Culturstaaten Afrikas, flüchtig und veränderlich, noch mehr wie die germanischen Stämme an Roms Grenze. Waren sie einige Male schwer gezüchtigt, und hatte die Regierung Karthagos den Ruf außerordentlicher Kraft, dann fügten sie sich und stellten ihr brauchbare Hülfstruppen. Aber bald erhob sich wieder hier und dort einer der Häuptlinge zu kecken Raubzügen. Sofort schlossen sich ihm Tausende an, und wenn es auch gelang, sie zu schlagen, so war den flüchtigen Scharen doch nicht beizukommen. Das hatten einst die Karthager erfahren und nach ihnen die Römer, und jetzt ging es den Vandalen ebenso. Unter Genserich waren die Mauren ihnen mehr nützlich gewesen. Gemeinsam hatten sie Rom geplündert. Sobald aber die Vandalen aufhörten, den Krieg in gleicher Weise wie die Mauren oder Numidier als Hauptgeschäft des Lebens zu betreiben, und in Ruhe zu herrschen begannen; da begann die Landplage der maurischen Raubzüge. Hunerich und Gunthamund sind wiederholt gegen sie ausgezogen, haben auch Siege über sie erfochten, aber die Quelle des Uebels war nicht zu verstopfen. Das schwächte das Reich, und Gunthamunds Bruder Thrasamund (496—523) trat sogar in eine enge Verbindung mit den Ostgothen, bei welcher der große Theodorich die Rolle des überlegenen Bundesgenossen spielte. Auf Thrasamund folgte Hilderich, der Sohn des Hunerich und einer Römerin, einer Tochter des Kaisers Valentinian, die 455 bei der Plünderung Roms nach Karthago geschleppt worden war. Mit ihm begann der Untergang des Reichs. Er war unkriegerisch und fiel deshalb bei den besten Männern seines

Volkes in Verachtung. Dazu brach er das Bündnis mit den Ostgothen, indem er die Wittwe seines Vorgängers, die Tochter Theodorichs, und die 6000 Gothen erschlagen ließ, welche einst mit ihr nach Afrika gekommen waren. Wenige Jahre nur währte sein Regiment, da erhob sich sein Neffe Gelimer gegen ihn. Die Masse der Vandalen fiel ihm zu, setzte den Hilderich ab und berief den Gelimer auf den Thron, der nächst Hilderich der älteste Mann aus dem Hause Genserichs war. (530.) Diese Umwälzung benutzte Justinian, und begann den Krieg gegen Gelimer im Namen des gestürzten Königs Hilderich. Gleichzeitig fiel der Statthalter von Sardinien ab, und während ein auserwähltes Heer der Vandalen damit beschäftigt war, die Insel wiederzuerobern, landete Belisar in Afrika. Er hatte nur ein kleines Heer, aber die Ostgothen gewährten ihm in Sicilien einen Stützpunkt für den Angriff, um sich für die Ermordung der Sechstausend zu rächen, und jene Aufstände und Parteikämpfe lähmten die Widerstandskraft der Vandalen. Dazu kamen die Schwierigkeiten, welche in der Verfassung des Landes begründet waren.

Genserich war kein bloßer Eroberer und Zerstörer, er wollte ein Reich aufrichten, das auch durch seine Künste und seine Sitten stark sei. Die Mauern der Städte zerstörte er allerdings, mit Ausnahme der von Karthago, weil das vandalische Heer ein Volksheer war und nicht zu dauernden Besatzungen verwerthet werden konnte; aber im übrigen ließ er die Städte bestehen, und in den Städten erhielt sich Handel und Gewerbe in Blüthe. Nur das schmutzige Gewerbe der öffentlichen Hurerei verbot Genserich, die zahllosen Dirnen zwang er einen ihrer Zuhälter zu ehelichen, und auf Ehebruch setzte er Todesstrafe. Konnten dergleichen Maßregeln auch das in Liederlichkeit verkommene Römerthum nicht reformiren — so zeigen sie doch den Willen des Königs und die Art, wie er seine Aufgabe faßte. Aber dem Staate fehlte die Einheit. Der Gegensatz zwischen Römern und Germanen war hier noch schroffer als in dem Reiche der Ostgothen. Aus dem Gebiete von Karthago, der römischen provincia proconsularis, hatte Genserich die Römer größtentheils vertrieben, oder er hatte sie verknechtet und mit den Grundstücken selbst an die Vandalen vertheilt, die hier in zusammenhängender Masse siedelten. Diese Grundstücke hießen Loose, lateinisch sortes, und da sie zusammenlagen, so hieß auch die ganze Provinz Sortes Vandalorum. In den anderen Provinzen, und damit also in etwa

drei Viertheilen des Landes, blieben die Besitzverhältnisse im Wesentlichen unverändert und ebenso auch die Verhältnisse der Bevölkerung und der Kirche. Der Gegensatz der Nationen war also auch landschaftlich ausgeprägt und gewann aus dieser Wurzel immer neue Kraft.

Auch die Art, wie die Vandalen das Regiment führten, verschärfte die Stimmung. Im Ganzen freilich war ihr Regiment besser als das kaiserliche. In den mittleren und unteren Schichten — Stadtbehörden, Zoll- und Hafenaufsehern u. s. w. — blieb die römische Verwaltung unverändert: aber über ihnen standen nicht länger die großen Würdenträger des absoluten Kaisers, gestützt auf ein Heer von Söldnern, sondern die Grafen, Herzoge und Tausendführer, deren Amt aus dem freien Staate der Urzeit stammte. Sie waren nicht blos die Diener des Königs, sondern auch die Großen des Reichs, ohne deren Mitwirkung nichts Wichtiges geschehen sollte. Dieser aristokratische Charakter des germanischen Regiments und dann vor allem die Thatsache, daß das Heer kein Söldnerheer war, sondern der Herbann der freien Männer, trug einen erfrischenden Hauch der Freiheit in die vom Despotismus niedergetretene Gesellschaft. Dazu kamen fühlbare Erleichterungen. Einmal fand man jetzt bei dem nahen Könige besseren Schutz gegen die Erpressungen der hohen Beamten, als einst bei dem fernen Kaiser, und dann waren auch die ordnungsmäßigen Lasten leichter. Genserich hatte die alten Steuerrollen vernichtet und gefordert, was ihm gut schien. Das war nicht wenig, aber schon der Wegfall des römischen Heerwesens mußte bedeutende Erleichterungen bringen, und der Schatz des Königs füllte sich zudem durch die glücklichen Raubzüge, während die römischen Kassen immer leer gewesen waren und durch außerordentliche Steuern hatten gefüllt werden müssen. Als nach dem Sturze des Vandalenreichs die römische Verwaltung und die römische Steuer eingeführt ward, da seufzten die Leute.

Allein es war in diesem Staate doch auch vieles, was den natürlichen Widerwillen der Römer gegen die Barbaren verschärfte und die Besserungen des Regiments vergessen ließ. In der Zeit der Eroberung waren furchtbare Thaten geschehen, und am stärksten hatten gerade die tonangebenden Kreise der Gesellschaft gelitten. Tausende wurden verknechtet, die bisher in fürstlichem Luxus gelebt hatten, und vornehme Frauen mußten rohen Vandalenweibern als Mägde dienen.

Auch später fehlte es nicht an ähnlichen Gewaltthaten, welche diese Erinnerungen frisch erhielten und trotz aller Besserungen in der Verwaltung bei den Römern die Sehnsucht weckten, von den Barbaren befreit zu werden. Namentlich waren die Könige Genserich und Hunerich oft von entsetzlicher Rohheit und Willkür. Was das römische Recht und was die germanische Barbarei an grausamen Strafen kannte, das mußte ihnen dienen, um ihre Feinde zu quälen. Ertränken, von Pferden zu Tode Schleifen, Feuertod, Verstümmlung und jede Art der Folter verfügten sie, und oftmals ohne Urtheil und Recht. Vor allem aber schärfte der religiöse Hader diesen Haß. Die Vandalen waren Arianer, und wiederholt haben sie die Römer wegen ihres katholischen Glaubens bedrängt. Arianischer Eifer hatte übrigens den geringsten Antheil daran, mehr schon die Habsucht und dann die Ueberzeugung von dem unversöhnlichen Haß der mächtigen Bischöfe. Vorzugsweise aber gab die Verfolgung der Arianer im römischen Reiche Anlaß dazu. Um die Kaiser zur Duldung der Arianer zu bewegen, drohten sie mit denselben Maßregeln gegen die Katholiken ihres Reiches vorzugehen; und als die Drohung fruchtlos blieb, führten sie dieselbe aus. Indeß geschah dies nur zeitweise, und auch dann wurden die Maßregeln bei weitem nicht so allgemein und so vollständig durchgeführt, wie im römischen Reiche gegen die Arianer. Einmal beschränkte sich die Verfolgung fast ausschließlich auf die Sortes Vandalorum, und selbst in dieser Provinz blieben den Katholiken auch nach der schlimmsten Verfolgung noch einige fünfzig bischöfliche Kirchen, also etwa die Hälfte der ursprünglich vorhandenen. Die anderen waren den Arianern gegeben oder nicht besetzt. Selbst in der Hauptstadt Karthago war das Bisthum nur zeitweise unbesetzt, und auch in dieser Zeit war die Ausübung des Cultus den Katholiken nicht untersagt. — Von den etwa 400 Bisthümern in den anderen Provinzen waren nur zehn unbesetzt. König Hunerich erließ allerdings einmal ein allgemeines Verbot des katholischen Cultus, aber es wurde nicht ausgeführt und nach wenigen Monaten zurückgenommen.

Nach wie vor blieben ferner zahlreiche Katholiken im Besitz von Aemtern. Die ursprünglich römischen Aemter waren sogar fast ausschließlich in ihrer Hand, und manche gewannen auch am Hofe des Königs einflußreiche Stellungen. So stand der Römer Severianus bei Genserich in großem Vertrauen. Eines Tages sagte der König zu ihm, er möchte auch durch den Uebertritt zum Arianismus be-

weisen, daß er ein treuer Anhänger sei. Dies forderte Genserich von ihm in Gegenwart vieler Hofleute. Da bat Sebastianus um ein Stück ganz weißen Brodes und sagte: „Dies Brod ist aus dem Mehl gebildet mit Wasser und Feuer. So bin auch ich durch das Wasser der Taufe und das Feuer des heiligen Geistes bereitet. Nimm nun das Brod und zerbrich es in Stücke, befeuchte es mit Wasser und thue es wieder in den Ofen. Wenn es dann weißer und besser daraus hervorgeht, dann will ich es auch versuchen, mich noch einmal taufen zu lassen." Es traten sogar nicht wenige Vandalen zum Katholicismus über. In der Verfolgung des Hunerich haben sie dann allerdings besonders leiden müssen — aber es war weder von vornherein verboten, noch allgemein gehindert. Und alles dies geschah zu einer Zeit, wo im römischen Reiche den Arianern schon längst nicht nur jede Möglichkeit einer Anstellung im Staate genommen, sondern auch die Ausübung ihrer Religion untersagt war.

Aber auch diese beschränkte Verfolgung genügte, um den für alle diese Germanenstaaten unheilvollen religiösen Gegensatz empfindlich zu verschärfen. Für die Masse der Bevölkerung blieb der König mit seinen Vandalen der Feind und Eindringling, und die katholischen Bischöfe waren die Führer dieser Opposition. Sie waren aber trotz der Einbußen durch die Verfolgung noch immer die einflußreichsten Männer der römischen Bevölkerung. Als Belisar mit dem römischen Heere kam, da fielen sie ihm zu und ebneten ihm jeden Weg.

So stand es mit der römischen Bevölkerung, und auch bei den Vandalen selbst waren mancherlei bedenkliche Zustände. Die Verfassung blieb zwar rechtlich im Wesentlichen so, wie sie in der Urzeit war. Das Heer war das nach Tausendschaften geordnete Volk und die Volksversammlung und der Rath der Großen besaßen bei wichtigen Fragen die letzte Entscheidung. Einzeln haben sie dieses Recht auch wirklich ausgeübt, und noch am Ende des Reichs ist es vom König Gelimer ausdrücklich anerkannt — aber es kam nicht zu einer Fortbildung dieser Institutionen, zu einer Regelung ihres Einflusses unter den so völlig neuen Verhältnissen. Die Vandalen waren große Grundherren geworden, aber zugleich eine Art von Sklavenvögten über die ihnen verknechteten Römer der Provinz Sortes Vandalorum, und wenn der Staat länger bestand, so ließ sich die Heerverfassung nicht mehr halten, und es war Gefahr vorhanden, daß die Vandalen

ihrem Könige gegenüber so rechtlos wurden, wie die unterworfenen Römer.

Leicht gewöhnten sie sich ferner an die Fülle der Bedürfnisse, an die Behaglichkeit des vornehmen römischen Hauses. Ihre Kinder wurden theilweise erzogen wie die Kinder der römischen Großen. Mancher ward ein Gelehrter oder doch ein Halbgelehrter, und da die römische Litteratur überwiegend kirchlich war, und zwar römisch-orthodoxen Glaubens, so traten jene Männer dann häufig zu dem römischen Bekenntniß über. Durch alle diese Verhältnisse wurden viele ihren Volksgenossen entfremdet. Der Krieg riß sie wohl von Zeit zu Zeit heraus aus diesem weichlichen Leben — aber der Krieg gewährte ihnen nicht mehr die alte Befriedigung, war ihnen eine Last. Die Einheit des Wesens war verloren, die Zuversicht zu sich selbst.

Recht ein Bild dieses unklaren Uebergangszustandes war Gelimer, der letzte König des Volkes. Persönlich tapfer und voll Ehrgeiz entriß er seinem unkriegerischen Vorgänger die Herrschaft mit Gewalt; aber als König fehlte ihm Kraft und Klarheit, und in dem entscheidenden Kampfe gegen Belisar die Ausdauer. Seine Flucht machte den Sieg der Römer erst vollständig. Drei Monate harrte er denn in einer öden Bergfeste bei dürftiger Nahrung aus. Der Heruler Phares, der ihn hier belagerte, forderte ihn auf, sich zu ergeben. „Ich bin auch von königlichem Geschlecht und diene dem Kaiser. Ist es denn eine Schande, dem Kaiser zu dienen, dem auch Belisar dient?“ Gelimer lehnte den Rath ab, benutzte aber die Unterhandlung und bat den Phares, ihm drei Dinge zu senden: ein Brod, einen Schwamm und eine Cither. Das Brod wünschte er, weil er so lange keins mehr gesehen, den Schwamm, um sein entzündetes Auge zu reinigen, die Cither, um ein Lied zu begleiten, das er über seinen Sturz gedichtet hatte. Zuletzt ergab er sich auf Grund eines Vertrags, daß er im römischen Reiche einen ansehnlichen Grundbesitz und die Würde eines Patricius erhalte.

Als er dann in Karthago vor Belisar geführt ward, da brach er in ein lautes Gelächter aus, und als er in Konstantinopel im Triumphzuge gehen mußte vor der gaffenden Menge und in dem Circus vor dem Kaiser niederknieen, da wiederholte er immer wieder das biblische Wort: „Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel.“ Lächerlich erschien ihm das Treiben der Welt, lächerlich die Wichtigkeit, mit der sich die Menschen um Dinge mühen, die der Hauch

des Windes zerstreut. Ein Regentag verzögert den Marsch e
Truppe, ein Sturm zerstreut eine Flotte, ein Verräther verläßt
Posten: da geht die entscheidende Schlacht verloren, und ein Ge
gener ist der, welcher sonst als siegreicher König gepriesen sein wü
und alle seine Handlungen werden von dem späteren Geschle
unter dem Eindruck dieser letzten Niederlage bekrittelt
bespöttelt.

Sechstes Capitel.

Das Reich der Westgothen in Spanien. 526—711.

Seit dem Tode Theodorichs des Großen 526 wurde das west-
ische Reich wieder selbständig unter König Amalrich, aber er
viel Noth mit widerspänstigen Großen und nach einem unglück-
n Kampfe gegen die Franken ward er ermordet. (531.) Das
das Ende des stolzen Königsgeschlechts, welches den Staat ge-
det hatte. Keiner Familie gelang es fortan den Thron dauernd
ewinnen, und viele Könige waren mehr Parteihäupter als Landes-
en. Nicht wenige kamen durch Aufruhr auf den Thron, und fast
Hälfte von allen wurde ermordet oder ins Kloster gesteckt. Im
ten Jahrhundert kam dazu noch der religiöse Gegensatz zwischen
arianischen Gothen und katholischen Römern. Während dieser
ren Kriege suchten die Franken Septimanien, das gothische Gallien,
ewinnen, und die Römer kamen von Afrika und Italiën herüber
besetzten ohne Schwertstreich wichtige Häfen und auch feste
dte im Binnenlande. Das geschah in dem Aufstande, durch den
nagild 554 den Thron gewann. Als er seine Herrschaft be-
gt hatte, da suchte er die römischen Bundesgenossen wieder aus
Lande zu treiben; doch gelang es ihm trotz seiner Tapferkeit
ganz, und sein Tod warf den Staat in die Anarchie zurück.
7.) Aber glänzend erhob ihn bald wieder daraus König Leovigild.
570 gewann er den Thron, und zehn Jahre hindurch ließ er das
wert nicht ruhen. Den Byzantinern entriß er eine Reihe der
tigsten Städte und schränkte sie auf wenige Küstenplätze ein.
Nordwesten warf er den König der Sueben nieder und in den

cantabrischen Bergen die noch nie ganz unterworfenen Bergvölker. Am wichtigsten aber war, daß er den Großen Gehorsam lehrte. Er brach ihre Burgen, und aus ihren Gütern sammelte er einen bedeutenden Schatz, der dem Königthum ein neues Uebergewicht gewährte. Sodann umgab er den Thron mit Formen, die dem römischen Kaiserthum entlehnt waren. Bis dahin hatten sich die gothischen Könige in ihrer Tracht und in ihrem Auftreten von den Volksgenossen nicht unterschieden. Leovigild trug das Purpurgewand und saß auf einem Throne, die goldene Krone auf dem Haupte und das edelsteingezierte Scepter in der Hand. In diesem Glanze zeigten ihn auch Münzen dem Volke. Sicherheit kehrte zurück, die Gesetze walteten, die Kraft des Staates stieg. Auch für den Fall seines Todes suchte Leovigild zu sorgen und ernannte seine beiden Söhne zu Mitregenten, damit nicht wieder die Aufregung der Wahl das Land zerreiße. Aber gerade in einem dieser Söhne erstand ihm der gefährlichste Feind. Leovigild hatte von seiner ersten Frau zwei Söhne, Hermenegild und Reccared. Nach seiner Thronbesteigung vermählte er sich mit Goiswinthe, der Wittwe seines Vorgängers Athanagild, der Mutter der Frankenkönigin Brunhild. Mit Brunhilds Tochter Ingunde vermählte er dann seinen ältesten Sohn. Ingunde war also die Enkelin der Goiswinthe und recht geeignet, das Bindeglied zu werden zwischen Goiswinthe und den Söhnen der ersten Ehe. Dem jungen Paare ward in Sevilla eine besondere Hofhaltung eingerichtet. Hermenegild sollte von hier aus den Süden des Reichs in etwas größerer Selbständigkeit verwalten. Aber bald entstanden Zwistigkeiten und daraus ein Bürgerkrieg, der vier bis fünf Jahre andauerte. Hermenegild hatte bedeutenden Anhang, und drei Jahre (bis 582) hatte Leovigild nöthig, um nur erst die Funken des Aufruhrs zu ersticken, die in anderen Theilen des Reichs in Flammen auszubrechen drohten. Dann zog er mit seinen Getreuen nach dem Süden und stürmte weitere zwei Jahre hindurch gegen die Mauern der von den Rebellen und den mit ihnen verbündeten Byzantinern besetzten Städte. Eine nach der anderen erlag, zuletzt auch Sevilla und Cordova. Aber es hatte furchtbare Anstrengungen gekostet. Sevilla widerstand länger als ein Jahr. In Cordova ergriff er seinen Sohn. Ein Jahr hielt er ihn in leichter Haft, dann mußte er ihn tödten lassen, um die Ruhe zu sichern.

Die Franken verfolgten diesen Bürgerkrieg im Nachbarlande mit großem Antheil, und es verbreiteten sich bei ihnen allerlei Sagen

darüber, in deren Mittelpunkt Ingunde stand, die fränkische Königstochter. Hermenegild sei durch seine Gemahlin zum katholischen Bekenntniß geführt worden, und das sei der Grund des Krieges. Ingunde aber habe um ihres Glaubens willen von ihrer bösen Großmutter die rohesten Mishandlungen ertragen müssen. Allein zwei spanische Bischöfe, die alle diese Dinge mit erlebten, und deren Chroniken die wichtigsten Quellen für diese Zeit bilden, wissen davon nichts. Obwohl sie eifrige Katholiken waren, so war ihnen Hermenegild nur der Rebell und nicht der Märtyrer. Jene fränkischen Erzählungen sind nichts als die regelmäßige Form, in welcher die Sage bei den Germanen schwere Vorgänge in den Königsfamilien erklärt. Da ist es immer der Haß oder die Begierde der Frauen, welche die Männer zum Verbrechen treibt. Aus den Heiligenleben kam dann noch der weitere Zug in diese Sage, daß Ingunde jene Mishandlungen mit Engelsgeduld ertrug.

Die Rebellion fiel in eine sehr gefährliche Zeit. Die Sueben und die Basken erhoben sich wieder, und von den Franken war beständig ein Angriff zu gewärtigen. Aber Leovigild zeigte sich aller Noth gewachsen. Die Basken schlug er nieder, und um sie im Zaum zu halten gründete er die feste Stadt Vittoria. Mit dem Frankenkönig Chilperich verhandelte er über eine Vermählung ihrer Kinder, und einen späteren Angriff der beiden anderen Frankenkönige auf Septimanien schlug er siegreich zurück. Zu Wasser und zu Lande brachte er ihnen schwere Verluste bei. Die Sueben zwang er zur Heeresfolge, und da ihr König starb und allerlei Unruhen in dem kleinen Reiche ausbrachen, vereinigte er es ganz mit dem Gothenreiche. Den Byzantinern bot er in dem gefährlichsten Augenblicke Gold, dann zeigte er auch ihnen die Schärfe des Schwertes und entriß ihnen Cordova, das ihnen der Rebell geöffnet hatte.

Mitten in jenen Kämpfen unternahm es Leovigild auch den religiösen Gegensatz zu beseitigen, der seinen Staat zerriß. Die Einheit im Glauben war damals nothwendig. Religion und Leben waren zu eng mit einander verknüpft. Nun fühlte sich aber der Gothe als der eigentliche Träger des Staates und glaubte fordern zu dürfen, daß die Römer sich nach ihm richteten. Was ihn trieb, war nicht Fanatismus für die arianische Auffassung. Leovigild brachte heiligen Männern von dem katholischen Bekenntniß bereitwillig seine Verehrung dar, und einer seiner Großen sagte zu dem Bischof Gregor von Tours die denkwürdigen Worte: „Lästere nicht den Glauben

anderer. Wir Gothen lästern auch nicht was ihr glaubt, obschon wir euren Glauben nicht theilen. Wir sehen es nicht als ein Verbrechen an so oder so zu glauben. Es ist bei uns eine gewöhnliche Rede, es sei nicht sträflich, wenn man zwischen Altären der Heiden und einer Kirche Gottes hindurch geht, beiden seine Ehrfurcht zu beweisen."

Leovigild berief ein Concil der arianischen Bischöfe nach Toledo und ließ hier ein vermittelndes Bekenntnis aufsetzen und die Form des Uebertritts erleichtern. Es sollte fortan keine neue Taufe vorgenommen werden, ein bloßes Handauflegen sollte genügen. Da traten auch wirklich viele über, und gegen die Hartnäckigen ging Leovigild mit Strafen vor. Aber er drang nicht durch. Die Römer waren an Zahl überlegen und noch mehr an religiösem Eifer. Außerdem hatte das katholische Dogma an der Verbindung mit der übrigen römischen Welt und an der großen patristischen Litteratur zu dauerhafte Stützen. Die arianische Litteratur trat dagegen ganz zurück. Alle Gothen, die sich eingehender mit Theologie beschäftigten, waren deshalb gezwungen, sich in diese katholischen Schriften zu versenken. Nun standen aber damals die Menschen älteren Schriften sehr abhängig gegenüber, nicht anders wie die Humanisten dem Cicero und dem römischen Recht, und so kamen gerade die gelehrtesten Gothen dazu, dem katholischen Dogma beizutreten.

Leovigilds Sohn und Nachfolger Reccared sah ein, daß auf dem Wege, den Leovigild eingeschlagen hatte, das Ziel der Glaubenseinheit nicht erreicht werden konnte. Das Ziel mußte aber erreicht werden, wenn der Staat bestehen sollte, und so schlug denn Reccared den entgegengesetzten Weg ein und einigte sein Volk in dem katholischen Dogma. Bald nach seinem Regierungsantritt erließ er an alle Bischöfe seines Landes, die arianischen sowohl wie die katholischen, die Einladung zu einem Religionsgespräch, auf dem entschieden werden sollte, welcher Glaube der rechte sei. Es war das nur eine Form. Reccared war schon vorher entschieden, und am Schluß der Wortkämpfe erklärte er sich öffentlich für das katholische Bekenntnis. Ein großer Theil der Gothen folgte ihm, auch viele von den arianischen Geistlichen — andere aber grollten, und rasch nach einander kam es zu einigen Aufständen. Reccared dämpfte sie, schlug auch die Franken, welche sich trotz ihres katholischen Bekenntnisses mit den Vertheidigern des Arianismus verbanden, und suchte dann mit ihnen durch wiederholte Gesandtschaften zu einem dauernden Frieden zu gelangen.

Das katholische Gothenreich. 586—711.

Diese Beseitigung des religiösen Zwiespalts bildete einen Wendepunkt in der Geschichte der Westgothen — erst von da ab gewann das römische Element, und gewannen vor allem die Concilien der Bischöfe die politische Bedeutung, welche die zweite Periode des gothischen Staates charakterisirt. Auf den Provinzialconcilien wurden Beschwerden gegen hohe Beamte und sonst übermächtige Leute entgegengenommen, und die Reichsconcilien zu Toledo entschieden über die wichtigsten politischen Fragen. Da sind Könige entthront und Usurpatoren für rechtmäßige Herrscher erklärt worden, da wurde die Wahl des Königs geregelt und die Behandlung des Kronguts. Aber ganz irrig wäre es, wenn man sich deshalb nun die Bischöfe als die eigentlichen Herren im Reich vorstellte. Vor allem, das Concil konnte nur zusammentreten, wenn der König es berief. König Recceswinth, der zu den Königen gezählt wird, die gegen geistlichen Einfluß besonders nachgiebig waren, berief vierzehn Jahre hindurch kein Concil, und auch sein Nachfolger that es erst vier Jahre nach seinem Regierungsantritt: so daß zwischen dem zehnten und dem elften Concil zu Toledo achtzehn Jahre lagen. In Wirklichkeit war die Pause noch größer, da das neunte und das zehnte Concil nur kleinere Versammlungen waren, ohne politische Bedeutung. Aehnliche Pausen kamen auch sonst vor, und selbst die Provinzialconcilien durften nicht gehalten werden, wenn der König es verbot. Ferner: Von dem Könige hing es ab, ob und welche politische Angelegenheiten auf dem Concil verhandelt werden sollten. Viele beschäftigten sich nur mit kirchlichen Dingen. Ehe das Concil zusammentrat, machte sich der König mit den Großen seines Hofes und erlesenen Geistlichen über diejenigen Gegenstände schlüssig, die dem Concil vorgelegt werden sollten. Das Ergebniß dieser Berathungen ward in einem Schriftstück, dem Tomus, zusammengefaßt und von dem Könige dem Concil übergeben. Außerdem ließ der König einige seiner Großen an den Verhandlungen des Concils theilnehmen und seine Forderungen auf demselben vertreten, und es ist kein Fall bekannt, in welchem die Bischöfe anders beschlossen hätten, als der König forderte. Indirekt beherrschte der König das Concil noch dadurch, daß er das Recht hatte, die Bischöfe zu ernennen, und keinen Anstand nahm, widerspenstige Bischöfe zu entsetzen, zu verbannen oder zu tödten. Endlich aber ist zu beachten, daß die Beschlüsse der Concilien an sich nur

kirchliche Bedeutung hatten — öffentliches Recht wurden sie wie die Beschlüsse der Reichsversammlungen in all diesen Staaten nur in der Form, in welcher sie der König bekannt machte. Auf den Concilien und auf der freilich seltener zusammentretenden allgemeinen Reichsversammlung offenbarte sich am glänzendsten die Macht des Adels im gothischen Reich: aber sie dienten doch mehr nur dazu, demjenigen die gesetzliche Weihe zu geben, was geschehen war. Die treibende Kraft der Zeit lag nicht in solchen Formen und Versammlungen. Regelmäßig beschloß die Versammlung, was der König ihr vorlegte, aber er durfte ihr nichts vorlegen, was gewichtige Kreise der geistlichen oder weltlichen Großen zu stark verletzte. Harte Kämpfe mochten oft vorausgehen, ehe der König seine Forderungen so formulirte, wie sie jetzt in den Acten der Concilien oder den Gesetzen der Könige vorliegen. In diesen Acten und Gesetzen ist uns eben nur ein Rest des Lebens erhalten, nicht das Leben selbst. Die treibende Kraft des Staates lag in den Verbindungen der Großen, die sich um den König scharten oder sich ihm widersetzten. Das Schwert war mächtiger als die Feder und die Stola. Und das Schwert war nicht nur in der Hand des Königs. Er hatte kein Söldnerheer, das Heer war das Aufgebot des Volkes, und ein großer Theil des Volkes war in Abhängigkeit von den Großen, konnte auch von ihnen unter die Waffen gebracht werden. So verlief denn auch die Geschichte der Westgothen in beständigen Empörungen der Großen und gewaltigen Schlägen, mit denen die meistens sehr kräftigen Könige die Empörer niederwarfen.

Im römischen Reich haben die Concilien auch nicht entfernt einen derartigen Antheil an dem politischen Leben gehabt, wohl aber in allen germanischen Staaten, in denen der Gegensatz der Bekenntnisse beseitigt wurde — so bei den Franken, namentlich in der karolingischen Zeit. Die Bischöfe zählten zu den Großen des Reichs und zwar zu den mächtigsten, ihre Versammlungen waren also Versammlungen von Großen des Reichs und solche Versammlungen hatten nach dem altgermanischen Grundsatz die Angelegenheiten des Staates, die gerade schwebten, dem Könige entscheiden zu helfen. Diese Erweiterung der Befugnisse der Concilien war eine Germanisirung der Concilien, und sie bildet ein beredtes Zeugnis für die Kraft, mit der die germanische Auffassung alle Seiten des öffentlichen Lebens dieser Staaten durchdrang und auch die von den Römern übernommenen Ordnungen umgestaltete. Denn die Kirche mit ihren Concilien war

das lebenskräftigste Institut der römischen Welt und entzog sich einer Germanisirung um so leichter, als die Germanen in kirchlichen Dingen die Schüler der Römer waren. In keinem dieser Staaten haben nun aber die Concilien einen so starken Einfluß auf die politischen Angelegenheiten gehabt wie bei den Westgothen. Die Erklärung liegt darin, daß die weltliche Reichsversammlung nicht so regelmäßig berufen wurde, wie in den anderen Staaten. Dagegen nahmen an den westgothischen Concilien vielfach weltliche Große theil. Indeß war das doch immer eine kleinere Zahl; die Geistlichen überwogen, es erhielten sich die Formen der kirchlichen Synode, und die Könige verhandelten mit ihnen in den ehrerbietigen Formen, welche der Kirche gegenüber Brauch waren. Traten sie in die Versammlung, so beugten sie sich vor ihr, einige Könige warfen sich sogar vor ihr auf den Boden, und mehrfach bezeichneten sie ihre Beschlüsse als Aussprüche des heiligen Geistes. Schwer ist es, unter solchen Verhältnissen eine Vorstellung von der Stellung der Kirche in diesem gothischen Staate zu gewinnen. Von der einen Seite betrachtet, scheint sie ein Werkzeug des Königs zu sein, von der anderen Seite sein Herr. Aber folgende Merkmale treten deutlich hervor. Neben der politischen Aufgabe bewahrten die Concilien ihre kirchliche. Ferner erhielt sich trotz alles Einflusses des Königs auf die Kirche der Satz, daß die Bischöfe im Besitze besonderer geistlicher Gaben seien, und daß geistliche Angelegenheiten deshalb von den Bischöfen entschieden werden müßten. Die Bischöfe waren die Väter in geistlichen Dingen, die Laien die Söhne. Auch ein allgemeiner Grundsatz des germanischen Staates sicherte die Selbständigkeit der Kirche. Der germanische Staat mischte sich nicht in die Angelegenheiten der Korporationen, die er umschloß, und die Kirche war noch dazu eine solche Korporation, die über die Grenze des Einzelstaates hinausreichte.

Allein die Kirche war doch so eng verwachsen mit dem Staate und von so unendlicher Wichtigkeit für den Staat, daß diese allgemeinen Grundsätze dadurch wesentliche Einschränkungen erfuhren. Die gothische Kirche war zwar ein Theil der allgemeinen Kirche, nahm Theil an den Bewegungen in derselben und blieb namentlich mit Rom in Verbindung, aber sie stand unter den Beschlüssen der von den gothischen Königen berufenen und unter dem Einfluß der jeweiligen Machtverhältnisse der Parteien im gothischen Staate beschließenden gothischen Concilien. Die gothische Kirche war zunächst Landeskirche, die Zugehörigkeit zu der allgemeinen Kirche trat zurück. Die Ver-

bindung mit dem Staate war so eng, daß nicht nur kirchliche Strafen und kirchliche Weihen auch bürgerliche Wirkungen hatten: sondern daß auch die Verbannung aus dem Reich die Excommunication aus der Kirche zur Folge hatte, und daß umgekehrt die Begnadigung durch den König auch an sich schon die Wiederaufnahme in die Kirche bewirkte. Der König hatte thatsächlich auch für die kirchlichen Angelegenheiten zu sorgen, ihren Gang zu überwachen. War doch z. B. wesentlich durch ihn und die von ihm geleitete Staatsgewalt der Arianismus unterdrückt und die katholische Lehre zur herrschenden gemacht. Es war die Anerkennung und gewissermaßen die Entschuldigung dieses thatsächlich nun einmal nicht zu beseitigenden, aber mit der Idee der Kirche unvereinbaren Einflusses des Königs auf die Kirche, wenn die Bischöfe von dem Könige sagten, daß er ebenfalls die Gaben des heiligen Geistes besitze. Aehnliche Erscheinungen zeigte die Geschichte aller germanischen Staaten, am meisten aber glichen dem westgothischen Staate darin der Staat Karls des Großen und die Staaten der Angelsachsen.

Die nächsten Nachfolger Reccareds wurden durch Aufstände beseitigt, aber trotzdem folgte auf die religiöse Einigung bald ein großer politischer Erfolg, die Vertreibung der Byzantiner von dem Boden Spaniens. Es waren die Könige Sisebut und Suinthila, denen dies gelang. Sisebut war ein Mann von durchgreifender Kraft, und die Feder führte er mit der gleichen Gewandtheit wie das Schwert. Man muß den Brief lesen, in welchem er einen Bischof züchtigte, der ihm ungehörig geschrieben hatte. Auch im eigentlichen Sinne war er litterarisch thätig. Wir haben ein Leben des heiligen Desiderius von ihm und eine theologische Abhandlung, durch welche Sisebut den Langobardenkönig für das katholische Bekenntniß zu gewinnen suchte. Aber diese gelehrten Neigungen lähmten seinen kriegerischen Sinn nicht. Die Byzantiner schlug er in zwei großen Schlachten und entriß ihnen den größten Theil der Besitzungen, die sie in den Bürgerkriegen zur Zeit des Athanagild und dann des Hermenegild eingenommen hatten. Sein Werk vollendete der tapfere Suinthila und da auch die Bergvölker in den Pyrenäen zum Gehorsam gebracht waren, so gehorchte zum ersten Male die ganze Halbinsel dem Könige der Gothen. Der Bischof Isidor von Sevilla, der damals (625) seine Geschichte der Gothen schrieb, schloß sie mit einem überschwänglichen Lobe des Königs und mit Bitten und Gebeten, daß ihm noch lange

Jahre gewährt sein möchten und nach ihm dereinst sein Sohn in gleichem Segen walte.

Aber wenige Jahre später wurde Suinthila durch eine Verschwörung gestürzt. In Septimanien erhob sich der Gothe Sisinanth, und sein Anhang war so stark, daß der fränkische König einen Vertrag mit ihm schloß und ihm ein Heer zur Unterstützung gab. Im Augenblick der Entscheidung wurde Suinthila von seinem Heere verlassen, und er mußte ohne Kampf auf die Krone verzichten. Sisinanth berief dann die Bischöfe zu einem Reichsconcil nach Toledo, damit sie die Empörung rechtfertigten. Sie konnten nicht damit zu Stande kommen, und so reihten sie denn ein paar plumpe Lügen aneinander. „Suinthila kam zur Erkenntnis seiner Verbrechen", sagten sie, „und entäußerte sich selbst der königlichen Gewalt. Mit dem Volke haben wir dann darüber Rath gehalten und haben beschlossen, daß Suinthila mit seinem Weibe und seinen Söhnen wegen ihrer Verbrechen aus unserer Gemeinschaft ausgeschlossen sein und nie wieder zu den Ehren erhoben werden soll, welche sie verloren haben." Solches beschloß die Versammlung unter dem Vorsitz eben jenes Isidor von Sevilla, der wenige Jahr vorher den Suinthila als das Muster eines Königs gepriesen hatte. Aber Sisinanth fühlte, daß seine Empörung dem Königthum eine tiefe Wunde geschlagen hatte, und deshalb mußte das Concil den Fluch aussprechen über jeden, der sich gegen einen König empöre. Dreimal wiederholten die Bischöfe den Fluch, und dann mußte das versammelte Volk die Schlußworte des Fluches ebenfalls dreimal wiederholen. Den Beschluß über diese Verfluchung künftiger Empörer leiteten die Bischöfe ein durch folgende Erwägung. Sie hätten gehört, daß in anderen Ländern dergleichen Empörungen vorkämen und deshalb zieme es sich Vorsorge zu treffen, daß diese Pest nicht auch in das Gothenland komme [1]). Ist es nicht, als ob diese armen Heiligen auch dem blödesten Auge offenbaren wollten, daß alles Lug und Trug war, was sie über König Suinthila gesagt hatten? Durch schändlichen Verrath war der König gestürzt, durch ein Bündnis mit dem Landesfeinde hatte der Empörer gesiegt, die Bischöfe

[1]) Acten der vierten Toledanischen Synode 633 bei Mansi oder bei Aguirre Collectio maxima conciliorum omnium Hispaniae. 76. Multarum quippe gentium ut fama est tanta exstat perfidia animorum, ut fidem sacramento promissam regibus suis servare contemnant .... 77. unde et nos cavere oportet casum hujuscemodi gentium ne similiter plaga feriamur praecipiti.

hatten die Empörung gutheißen müssen und den Mann einen Verbrecher schelten, den sie bis dahin überschwänglich lobten: und da geberdeten sie sich, als ob im Gothenreiche nie eine Empörung stattgefunden habe! Unter Sisinanths Nachfolgern ward jener Fluch noch mehrfach von den Concilien wiederholt, auch die Wahl des Königs ward geregelt, und den Getreuen des Königs ward zugesichert, daß der Nachfolger ihnen nicht nehmen dürfe, was ihr Herr ihnen verliehen habe. Aber alle diese und ähnliche Beschlüsse schafften dem Lande keine Ruhe. Ruhe fand das Reich erst unter Chindaswinth, der im Jahre 641 und zwar durch eine Empörung den Thron gewann. Er war bereits ein alter Mann, 79 Jahre zählte er, und ein alter Empörer. An mancher Verschwörung hatte er theilgenommen, und er kannte die Männer unter den Großen, die keine Ruhe halten konnten. Er wußte, daß sie nicht zu bändigen waren durch Verträge und nicht zu gewinnen durch Gnadengaben. Nur ihr Tod schaffte Ruhe, und er ließ sie alle sterben. Zweihundert vom hohen Adel und fünfhundert Männer geringeren Ranges schlug er nieder. Es war ein furchtbares Morden, und mit den Schuldigen litten viele Unschuldige — aber im Ganzen segnete das Land den eisernen Greis. Das Reichsconcil verstärkte mit seinen geistlichen Strafen und mit seiner Autorität die Strafen, welche Chindaswinth allen denjenigen androhte, die über die Grenze geflohen waren. Auch Priester waren darunter, sie wurden durch das Concil ihrer Stellen enthoben und zugleich ward verordnet, daß ihnen Nachfolger gegeben werden sollten. Mit dieser Strenge vereinigte Chindaswinth einen regen Sinn für die geistigen Interessen der Zeit, und besaß eine solche Schlagfertigkeit und Sicherheit im Gebrauch der Feder, daß er den wortgewandtesten seiner Bischöfe mit seinen eigenen Worten zu widerlegen wußte. Zehn Jahre herrschte Chindaswinth so, da erhob er seinen Sohn Reccesswinth zum Mitregenten, überließ ihm dann ganz die Regierung und lebte bis zu seinem Tode 652 in geistlichen Uebungen. Zwanzig Jahre regierte darnach Reccesswinth im Frieden über das Reich und gestattete vielen von denjenigen, die vor Chindaswinth geflohen waren, die Rückkehr. Er hatte zwar einst dem Vater schwören müssen, daß er niemals einem von ihnen verzeihen werde — aber er ließ sich durch ein Concil von diesem Eide entbinden. „Gott selbst", erklärte die Priester, „sagt in der Schrift: „Mich gereut das", und ände[rt] seinen Entschluß. Schrecklich wäre es, wenn der König nicht dür[fe] Barmherzigkeit üben." Aber mit der Begnadigung war den B[...]

bannten wenig genützt, wenn sie nicht auch ihre Güter zurückerhielten. Da entstand jedoch eine Schwierigkeit. Das westgothische Reich kannte bis dahin keine Scheidung des Kronguts von dem Privatbesitz des Königs. Die zahlreichen Güter, die Chindaswinth eingezogen hatte, waren gleicher Weise in seiner Hand und zu seiner Verfügung, wie die Güter, die er durch Erbe besaß. Nun hinterließ er außer Recceswinth noch andere Söhne, und bei seinem Tode forderten dieselben, daß seine ganze Hinterlassenschaft getheilt werde. Recceswinth wollte aber den Verurtheilten oder deren Erben wenigstens die Güter zurückgeben, die noch nicht an andere verliehen waren, und erließ deshalb das Gesetz, daß die Hinterlassenschaft eines Königs in zwei Theile zerfalle. Was derselbe besaß, ehe er den Thron bestieg oder während er König war, durch Erbgang oder sonst auf privatrechtlichem Wege erwarb, das sollte den Kindern oder sonstigen Erben vertheilt werden. Was ihm aber kraft seiner Stellung als König zufiel, das sollte dem Nachfolger gehören. Das Verfügungsrecht des Königs ward durch diese Bestimmung nicht eingeschränkt. So lange er lebte, konnte der König über alle Güter, auch über die durch Confiscation erworbenen, nach Belieben verfügen, und auch in seinem Testamente. Das Gesetz bildete nur den Anfang dazu, in den Besitzungen des Königs Hausgut und Krongut zu unterscheiden, schied es nur in dem durch kein Testament geregelten Nachlaß. Trotzdem aber war damit ein Grundsatz von weittragender Bedeutung in den gothischen Staat eingeführt, der ihm wie den meisten germanischen Staaten bis dahin fehlte, und augenblicklich war er von großen praktischen Folgen.

Die Brüder des Königs werden sich dem nur schwer gefügt haben, deshalb ließ Recceswinth dies Gesetz in einer allgemeinen Reichsversammlung (judicium universale) berathen. Sie trat zusammen zur Zeit des bereits berufenen Concils, und bestand 1) aus den Mitgliedern des Concils, sechsundsiebzig Geistlichen und siebzehn Laien; 2) aus dem ganzen Hofe, d. h. allen Gardingen oder Paladinen; 3) aus den übrigen Großen, so viele nach der Hauptstadt gekommen waren, um bei diesen wichtigen Entscheidungen über das Schicksal ihrer Freunde oder ihrer Gegner mitzuwirken; 4) aus dem Volke der Hauptstadt und der Umgegend, das den Umstand bildete. Die Versammlung berieth das Gesetz und verkündete ihren Beschluß im Namen des Königs. Aber dieser Beschluß hatte nur den Werth eines Rathes, einer Begründung des Gesetzes, das der König dann verkündete. In dieser königlichen Fassung hatte es

Rechtskraft, ward es in das Gesetzbuch eingefügt. Ueberaus merkwürdig sind die Gedanken, mit denen die Landesversammlung das Gesetz rechtfertigte. „Im Laufe der Zeit sind die Könige zu Tyrannen geworden, und manche Könige haben ihre Unterthanen beraubt, die sie schützen sollten. Viele Männer wurden auch durch das Urtheil der Gerichte ihres Vermögens beraubt. Mit Thränen haben wir viele von dem Mittelstande und viele von den Reichen verurtheilen sehen. Das Schlimmste aber ist, daß die Güter, welche die Könige durch solche Confiscationen zusammenbrachten, nicht dem Lande zu Nutzen kommen, sondern an die Kinder des Königs übergehen. Was die Könige erwarben, das erwarben sie nicht als Personen, sondern als Inhaber der öffentlichen Gewalt. Die Gewalt macht den König, nicht der kleine Mensch, der gerade ihr Träger ist (Regem etenim jura faciunt non persona, quia nec constat sui mediocritate sed sublimitatis honore). Traurig ist es, wenn mächtige Familien durch Richterspruch ihrer Güter beraubt werden — aber ihre Güter sollen dem Staat zu gute kommen und zur Belohnung der Beamten dienen oder zur Erhebung anderer Familien an Stelle der Gestürzten. Wenn das nicht geschieht, so hilft die strenge Anwendung des Gesetzes nicht der Zucht im Volke auf, sondern sie vernichtet die Kraft des Volkes. Der König ist der Bauch des Staates, das Volk bildet die Glieder, aber es darf nicht so sein, daß nur dieser Bauch gefüllt wird, und alle übrigen Glieder kraftlos werden vor Mangel."

Der Beschluß dieser Versammlung und das auf Grund desselben vom König erlassene Gesetz wurden den Acten des Concils angefügt und mit derselben heiligen Autorität geschützt, welche die kirchlichen Gesetze umgab. Wahrscheinlich hatte Recceswinth übrigens die Begnadigungen theilweise schon vor diesem Concil verkündet[1]), und viele von den Flüchtigen waren bereits in ihre Güter wieder eingesetzt und nahmen an diesen Verhandlungen Theil. Sein Vertrauen ward nicht getäuscht. Nur einmal erhob sich ein Aufstand, und auch den warf Recceswinth leicht nieder.

Dreißig Jahre hindurch genoß das Reich so einer in dieser gährenden Zeit in allen Staaten seltenen Ruhe, und die Könige Chindaswinth und Recceswinth benutzten dieselbe zu einem großartigen Werke der Gesetzgebung. Bis dahin hatten die Römer im gothischen

---

[1]) Dies ist zu schließen aus dem Verfahren König Erwigs im gleichen Falle.

Reiche ein besonderes Gesetzbuch gehabt, und die Gothen ein besonderes. Um 650 setzten die Könige diese besonderen Rechtsbücher außer Kraft und gaben ihrem Volke ein gemeinsames Gesetz. Dies Gesetz war im Wesentlichen das bisher für die Gothen allein gültige Gesetz. Man sagt daher besser: die Römer verloren ihr Sonderrecht und wurden dem gothischen unterstellt. Ursprünglich waren die Rechtsgewohnheiten der Römer und Gothen ganz verschieden gewesen, aber zweihundert Jahre hatten sie jetzt mit einander gelebt und fünfzig Jahre auch in religiöser Gemeinschaft. Die Gothen galten dabei als das herrschende Volk, das Reich ward stets nur das Reich der Gothen genannt, zum König durfte nur ein Gothe gewählt werden, die Mehrzahl der Beamten waren Gothen, und in allen öffentlichen Einrichtungen, in Heer-, Gerichts-, Beamten-, Gemeindeverfassung und im Ständewesen herrschte gothische Rechtsauffassung. So wurden denn auch keine Klagen laut über diese Vereinigung, es war die rechte Zeit. Die Römer hatten sich in die germanischen Rechtsauffassungen hineingelebt, und in das gothische Recht war gar manches aufgenommen aus den römischen Rechtsgewohnheiten. Die höhere Cultur der Römer hatte sich geltend gemacht und Berücksichtigung gefunden. Unter den Beweismitteln spielte die schriftliche Urkunde jetzt eine große Rolle, und wenn einer ein Verbrechen begangen hatte, so ward nur er selbst bestraft, nicht mehr zugleich auch seine Familie. Die Weiber, Kinder und Unfreien unterstanden dem Schutz des Gesetzes. Die Strafen waren Schläge, Ehrenstrafen, Verbannung, Gütereinziehung, Verstümmelung und Tod, nicht mehr ausschließlich Geldbußen. Aber die germanische Grundlage blieb gewahrt, und manches, was aus den römischen Einrichtungen herübergenommen ward, ward in germanischem Geiste umgewandelt. Der Richter hatte den Mörder vor Gericht zu ziehen, nicht mehr die Familie des Gemordeten, aber wenn der Richter es versäumte, so hatte er der Familie eine hohe Buße zu zahlen. Das ist charakteristisch für die gegenseitige Durchdringung römischer und germanischer Formen. Noch schärfer zeigt sich dieser Proceß in der Art und Weise, wie die Folter umgestaltet wurde.

Die Römer hatten mancherlei Folterwerkzeuge, das Pferdchen, die Krallen, die Schwippe, die glühende Zange, Geißeln mit Bleikugeln u. s. w. Es gab ferner eine Reihe von Bestimmungen darüber, wann und wie gefoltert werden dürfe. Befreit waren von der Gefahr diejenigen, welche gewisse hohe Aemter im Dienste der

Gemeinde und des Staates bekleidet hatten, und an Fest- und Feiertagen sollten alle sicher sein vor der Folter. Aber es gab auch wieder Ausnahmen von diesen Ausnahmen. So waren die Stadtmagistrate im allgemeinen vor der Folter geschützt — aber mit der Bleigeißel sie zu schlagen war gestattet, nur sollte es mit Moderation geschehen. In diesem Zustande überkamen die Gothen die Folter. Der Richter verfügte sie, der öffentliche Folterknecht vollzog sie, und in der Hauptsache hing es vom Richter ab, wann und wie er foltern lassen wollte. Blieb der Gefolterte beim Betheuern seiner Unschuld und ließ ihn der Richter nicht zu Tode foltern — so war er eben nicht verurtheilt. Was machten die Gothen daraus? Zunächst fielen alle Einzelbestimmungen fort, und es trat an Stelle derselben die allgemeine Bestimmung, daß bei gewissen Processen die Folter angewendet werden dürfe. Es geschah auf Anordnung des Richters, aber nicht nach dessen Dafürhalten, sondern auf Antrag des Klägers, und der Richter hatte dem Antrag Folge zu geben, wenn der Kläger mit dem Beklagten gleichen Standes war. Alsdann wurde der Angeklagte aber nicht dem Folterknecht übergeben, auch nicht in der vom Richter befohlenen Weise gefoltert — der Angeklagte ward vielmehr dem Kläger übergeben. Drei Tage lang konnte dieser ihn quälen, wie er am besten glaubte, ihn zum Geständnis zu bringen. Aber er schwebte dabei selbst in einer schrecklichen Gefahr. Wenn der Angeklagte die Folter aushielt, so ward ihm sein Kläger ausgeliefert, und er konnte dann zeitlebens mit ihm machen, was er wollte. Nur durfte er ihn nicht tödten. Wenn der Angeklagte unter der Folter starb, dann ward der Kläger den Verwandten desselben ausgeliefert, und sie konnten mit ihm thun, was sie wollten, konnten ihn auch in derselben Weise zu Tode quälen. Ferner war verordnet, daß der Kläger dem Angeklagten kein Glied zerbreche, und daß er die Folter vornehme vor dem Richter und einer Anzahl ehrbarer Männer aus der Gemeinde. Und der Richter wurde ebenfalls mit seinem Leibe und mit seinem Vermögen den Verwandten dafür haftbar, daß bei der Folter das Maß nicht überschritten wurde. Ließ er zu, daß der Mann durch die Folter zu Tode gebracht wurde; so wurde er ebenso wie der Kläger den Verwandten überliefert. Konnte er schwören, daß er nicht böswillig hinweggesehen hatte, als der Kläger seinen Gegner zu Tode folterte, so wurde er zwar den Verwandten nicht ausgeliefert, mußte ihnen aber die schwere Buße von fünfhundert Solidi bezahlen.

Aber diese Umgestaltung der Gesetze und Einrichtungen hatte

doch nicht Schritt halten können mit den Umwälzungen, welche die gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse durchgemacht hatten. Es war diese Veränderung das Ergebnis derselben Entwickelung, die alle diese Staaten ergriff und bei dem Frankenreiche näher geschildert werden wird. Die Einrichtungen des Staates hatten zur Voraussetzung ein Volk von freien Bauern, und man hatte ein Volk von Herren und Knechten. Daher auch das Unbestimmte und Unsichere in manchen Gesetzen, und die harten Strafen, mit denen man die Menschen zwingen wollte, trotz der Veränderung der Verhältnisse den alten Pflichten zu genügen. Wohl bemühten sich die Könige, die geringen Leute gegen die Großen zu schützen. Vor Gericht durfte der Arme eine Sache, die er gegen einen Mächtigen führte, einem Vornehmen übergeben, der ebenso mächtig war wie sein Gegner, und den Freien, welche sich in den Dienst eines Großen begaben, ward das Recht gesichert, den Dienst wieder zu verlassen. Aber alle solche Erlasse hielten die Bewegung nicht auf, welche den bäuerlichen Mittelstand zerstörte. Am schroffsten zeigte sich die Unverträglichkeit der Einrichtungen des Staates mit dem Zustande der Gesellschaft in der Heerverfassung. Die Heerverfassung des gothischen Reichs war im Wesentlichen noch die altgermanische. So oft es nöthig war, rief der König das Volk auf, sei es durch das ganze Land oder durch eine einzelne Provinz, und dann mußte jeder Erwachsene die Waffe nehmen und sich an den Ort stellen, den des Königs Beamten ihm bestimmt hatten. Aber diese in den einfachen Verhältnissen der Urzeit leichte Pflicht war jetzt eine drückende Last. Tausende hatten nur so viel, um mit aller Anstrengung leben zu können. Mußten sie in den Krieg ziehen, so verfielen sie in Schulden und Knechtschaft. An Tapferkeit fehlte es nicht, und doch suchte man sich auf jede Weise dem Kriege zu entziehen. Das geschah namentlich durch Bestechung der Beamten des Königs, die zugleich die Officiere waren, oder der königlichen Sclaven, welche das Aufgebot in den Ortschaften verkündeten und die Liste der Pflichtigen aufstellten. Unter solchen Umständen lag es nahe, nach römischem Vorbilde ein Berufsheer zu schaffen. Aber das haben die Gothen nicht versucht. Sie konnten es auch nicht versuchen, es widerstrebten dem alle Einrichtungen des Staates und der ganze Geist desselben. Sie hätten nicht nur das Heerwesen, sie hätten auch die Beamten und die Steuern in römischer Weise umgestalten müssen. Vielmehr bemühten sich die Könige dieser Zeit, den alten Heerbann zu erhalten.

Mit rücksichtsloser Energie trug hierfür namentlich Recceswinths Nachfolger Wamba Sorge, alle Männer forderte er zur Landwehr, auch die Geistlichen; selbst der Bischof sollte mit der Waffe auf dem Sammelplatz erscheinen. Wer Sclaven hatte, mußte sie waffnen und sich mit ihnen stellen. Wer sich dieser Pflicht entzog, verlor seine Rechtsfähigkeit, und der König konnte über ihn verfügen, wie er wollte. Wamba war ein ungemein kräftiger Fürst und durch ordnungsmäßige Wahl auf den Thron gekommen. Als die Nachricht erscholl, daß König Recceswinth dem Tode nahe sei, da sammelten sich in dem Sterbehause auf einer Villa bei Salamanca die Großen des Reichs, wie es die Wahlordnung vorschrieb. Mit dem Tode des Königs begann die Wahl, und noch an dem Todestage selbst einigten sie sich über die Wahl Wambas. Dabei legten sie ihm einen Eid vor, der ihnen Bürgschaft gewährte für alles das, was sie glaubten besonders sichern zu müssen, und auch sie leisteten ihm einen Eid. Sie leisteten ihn mündlich und schriftlich. Dann riefen sie Wamba vor dem Volke als König aus, und die Bewohner des Ortes, so gering ihre Zahl auch war, übten hier nach germanischer Sitte das dem ganzen Volke zustehende Wahlrecht. Wie das Volk ihm „Heil“ zugerufen hatte, da betrachtete sich Wamba als König, bildete seinen Hof und vergab die hohen Aemter. Neunzehn Tage nach seiner Wahl traf er in der Hauptstadt Toledo ein, um hier in feierlicher Form den Regierungsantritt zu wiederholen. In der Kirche zu St. Peter und Paul trat er im königlichen Schmuck vor den Altar und schwur dem Volke den Treueid. Dann ließ er sich auf die Kniee nieder und empfing die Salbung mit dem heiligen Oele.

Wamba war ein würdiger Nachfolger der Leovigild und Chindaswinth. In Gallien erhob sich ein Prätendent; der Anführer des Heeres, das Wamba gegen ihn sandte, verband sich mit den Aufrührern und ließ sich zum Könige ausrufen. Die festen Schlösser, welche die Pässe der Pyrenäen beherrschten, waren in seiner Hand, die Großen dieser Gegenden, auch die Bischöfe traten zu ihm über, und fränkische Scharen kamen ihm zu Hülfe. Dies geschah, während Wamba mit den ewig unruhigen Basken kämpfte. Aber in wenig Tagen beendete Wamba deren Unterwerfung, erstürmte die Pyrenäenschlösser, eroberte Narbonne und Nimes, wo sich der Usurpator zuletzt noch in dem festen Amphitheater wie in einer Citadelle zu halten suchte, und scheuchte die Franken über die Grenze. Dann hielt er strenges Gericht, entließ das Heer und widmete sich mit

gleicher Kraft der inneren Verwaltung, namentlich der verfallenen Kirchenzucht und Heerverfassung. Sein Gehülfe bei diesen Arbeiten und Kämpfen, und zugleich der Herold seines Ruhmes war der Erzbischof von Toledo, der kluge Julianus, und nach allen Seiten schien seine Herrschaft gesichert zu sein. Aber im Herbste 680 wurde er plötzlich und ohne Kampf gestürzt.

Erwig, einer der vornehmsten Hofleute Wambas, der Gardinge wie sie mit gothischem oder der Paladine, wie sie mit lateinischem Namen genannt wurden, zettelte eine Verschwörung an und gewann dazu eine genügende Schar mächtiger Männer. Sie gaben Wamba einen Trank ein, der ihm die Besinnung raubte, schoren ihm in diesem Zustande das freie Haar und legten ihm ein Mönchsgewand an. Dadurch war er nach Gothenrecht unfähig gemacht, das Schwert zu führen und über Männer zu herrschen. Als er aus seiner Betäubung erwachte, nöthigten ihn die Verschworenen eine Schrift zu unterzeichnen, in welcher er den Erwig zu seinem Nachfolger erklärte, und eine zweite, welche dem Erzbischof von Toledo befahl, den Erwig zu salben. Die Verschworenen unterzeichneten die beiden Urkunden ebenfalls und bezeugten, daß Wamba in ihrer Gegenwart die Tonsur empfangen und jene beiden Urkunden ausgestellt habe. Erwig übernahm darauf das Regiment und berief als König die Bischöfe zum Reichsconcil nach Toledo. Hier wurden ihnen jene Urkunden vorgelegt, und sie mußten der Welt verkünden, „wie ruhig und ordentlich es bei der Erhebung Erwigs zugegangen sei". Sodann mußten sie ihren ehrwürdigen Namen und ihren Heiligenschein noch zu einer Reihe von Verordnungen leihen, die Erwig ihnen schriftlich vorlegte. Zunächst forderte Erwig Sicherheit, daß Wamba nie wieder den Thron besteigen könnte. Wamba hatte nachträglich gegen seine Tonsur protestirt und behauptet, diese erzwungene Ceremonie sei nicht gültig, schaffe keinen priesterlichen Character, könne ihm die Schwertehre nicht nehmen. Dagegen mußte das Concil erklären, „daß auch die erzwungene Tonsur bindend sei. Auch die Kinder empfingen ja die Taufe, ohne daß sie davon wüßten, und die Wirkung des Sacraments trete doch ein. Der Eid, den das Volk dem König Wamba geleistet habe, sei durch die Tonsur hinfällig geworden." Das Rechtsgefühl der Männer mußte sich empören über dieses schändliche Spiel, aber nur leise gaben sie dem Ausdruck in der ganz allgemeinen Verordnung, daß kein Priester eine solche Weihe vornehmen dürfe, wenn nicht der Betreffende sein Verlangen darnach deutlich zu erkennen

gebe. Es ist der alte Lauf der Welt, je zerrütteter die Zustände sind, desto sorgfältiger werden die Regeln.

Die Auflösung des Staates. 680—711.

Erwig war kein unbedeutender Mann, und vielleicht trieb ihn auch nicht blos persönlicher Ehrgeiz, sondern die Noth der Tausende, welche durch Wambas Heergesetz die Rechtsfähigkeit verloren hatten und all ihre Habe. Die Hälfte der Bewohner sei von diesem Lose betroffen, sagte er auf dem Concil, und Tausende von Rechtssachen hätten deshalb nicht zur Entscheidung gebracht werden können. Es war einer der ersten Acte seiner Regierung, daß er diesen Leuten die Rechtsfähigkeit zurückgab. Dann ersetzte er Wambas Heergesetz durch eine andere Verordnung, die freilich auch noch sehr hart war. Die Vornehmen, die dem Aufgebot nicht folgten, verloren ihre Güter und wurden verbannt. Die Gemeinfreien wurden schimpflich geschoren, erhielten 200 Hiebe und mußten eine Geldstrafe zahlen. Die Männer waren gehalten, den zehnten Theil ihrer Sclaven wohl bewaffnet dem Befehlshaber vorzuführen. Was nach den Listen an dem Zehntel fehlte, das verfiel dem Könige. Die Dienstpflicht der Geistlichen erwähnte das Gesetz nicht. Erwig befreite dieselben also von dem persönlichen Dienst, aber ihre Mannschaft mußten sie stellen.

Tausende von Familien waren durch jenen Gnadenact dem Lande zurückgegeben, und drei Jahre später begnadigte Erwig auch alle, die seit den Tagen des König Chintila († 640) wegen Aufruhr Ehre und Güter verloren hatten, und gab ihnen oder ihren Erben die Güter zurück, so weit dieselben noch im Domänengut lagen und nicht bereits an Dritte vergabt waren. Es traf das namentlich die Anhänger des Usurpators aus Wambas Zeit und diejenigen, welche König Chindaswinth vertrieben oder verknechtet hatte. Auch erließ er alle aus der Zeit seiner Vorgänger noch rückständigen Steuern.

Solche Gnadenerlasse gehörten zu den regelmäßigen Hülfen des gothischen Reichs. Sonst wäre bald alles verjagt und verknechtet worden, was Besitz und Kraft hatte. Unter den Verurtheilten waren viele der besten Männer. Der Quell der Empörung lag ja weniger in dem Geiste dieser bestimmten Personen, als in den Verhältnissen, und so lange sie in der Fremde umherirrten oder in der Knechtschaft litten, so lange sannen sie natürlich darauf, die Nachbarmächte zum Kriege zu bewegen oder Empörung zu erregen. So umfassend wie

Erwig übte aber kein König die Begnadigung. Er hatte nun viele von diesen Verbannten bereits vor dem Concil zurückgerufen, auf dem er die Begnadigung beschließen ließ, und hatte sie auch an seinen Hof gezogen. Nach gothischem Recht folgte aber der politischen Verbannung die kirchliche Excommunication, und die Priester hatten sich deshalb geweigert, jene Flüchtlinge in die Kirchen eintreten zu lassen, ehe nicht die Excommunication von ihnen genommen sei. Deshalb mußte das Concil erklären, „wenn der König einen Verbannten zurückruft, so wird durch diese Begnadigung auch die kirchliche Excommunication aufgehoben, welche in Folge jener weltlichen Strafe verhängt wurde." Unverhüllt mußten die Bischöfe durch diesen Beschluß anerkennen, daß die Kirche vom Staate abhängig war. Noch schwerer traf sie ein anderer Beschluß, den der König von ihnen verlangte. Die Bischöfe wurden vom Könige ernannt. Das war Herkommen und auch gesetzlich anerkannt, trotz aller Bestimmungen der Concilien über die freie Wahl derselben. Aber bisher hatte der Erzbischof der Provinz die Weihe und damit auch eine Mitwirkung bei der Wahl gehabt. Erwig erklärte, daß diese Mitwirkung des Metropoliten die Sache oft verschleppe, und daß viele Kirchen deshalb oftmals lange ohne Hirten blieben. Fortan solle deshalb der Erzbischof der Residenzstadt Toledo das Recht haben, die vom Könige ernannten Bischöfe aller Provinzen des Reiches zu bestätigen und zu weihen. Diese Bestimmung schwächte die mächtigen Erzbischöfe und machte die Kirche unmittelbar abhängig von dem Könige, zugleich aber verband sich Erwig dadurch den einflußreichen Bischof Julian von Toledo.

Endlich milderte Erwig einige der grausamen Judengesetze und setzte Prügelstrafen und Landesverweisung, wo bisher Steinigung und Feuertod verordnet war. Durch diese Maßregeln mochte Erwig einen großen Anhang gewinnen, und seine Gegner schreckte er durch rücksichtslose Strenge: aber er wurde doch die Sorge nicht los, daß diese Gegner ihn stürzen möchten. Wamba lebte noch lange, und sein Name bot jedem Empörer den Vorwand des Rechts. Besonders fürchtete er die Rache der Feinde für seine Familie. Zu dem Fluche, den die Concilien über jeden auszusprechen pflegten, der sich an dem Haupte des Königs vergreife, ließ er deshalb noch einen anderen hinzufügen über jeden, der nach dem Tode des Königs seiner Wittwe und seinen Kindern ein Leid zufügen werde. Aber auch das beruhigte ihn noch nicht. Seine Söhne waren noch jung oder hatten aus

anderen Gründen keine Aussicht auf die Nachfolge, und da er fühlte, daß er nicht mehr lange leben werde, so vermählte er einen der Großen mit seiner Tochter, ernannte ihn zu seinem Nachfolger und ließ ihn schwören, für seine Kinder zu sorgen und ihre Processe wie seine eigenen zu führen. Ein zweiter Eid verpflichtete ihn, keine von den Anordnungen Erwigs umzustoßen. Egica leistete den Eid, aber als er gekrönt wurde und nun schwören mußte, Recht und Gerechtigkeit über alle walten zu lassen mit gleichem Maße, da fühlte er sich in seinem Gewissen durch die Eide bedrängt, die er seinem Vorgänger hatte leisten müssen. Er berief deshalb die Bischöfe des Reichs. Noch war Julian von Toledo am Leben, er hatte einst den König Wamba gepriesen, hatte dann die Revolution des Erwig gutgeheißen und jetzt war er das Werkzeug, um die Maßregeln aufzuheben, die dem Erwig besonders wichtig gewesen waren. In ausführlicher Erörterung löste er den Conflict. „Die beiden Eide sind zu einem einzigen zu verschmelzen," sagte er, „der König hat die Söhne Erwigs zu schützen, soweit es ohne Verletzung der Gerechtigkeit gegen andere geschehen kann." Das klang sehr unbefangen, aber Erwigs Söhne mochten zittern. Egica rief dann alle zurück, die Erwig verbannt hatte, und bald darauf gab ihm der Tod Julians von Toledo Gelegenheit, dies wichtige Bisthum mit einem verläßigen Mann zu besetzen. Er wählte den Gothen Sisbert, aber mit dieser Wahl hatte Egica Unglück. Der ehrgeizige Mann bildete alsbald eine Verschwörung zur Ermordung des Königs. Egica warf sie nieder, entsetzte den Bischof, ernannte ihm einen Nachfolger und ließ sein Urtheil durch ein Concil bestätigen, das bereits unter der Leitung des neu ernannten Bischofs tagte.

Große Sorge bereiteten ihm die Juden. Er hatte sie milder behandelt als die meisten Könige, aber der seit hundert Jahren auf diesem Volke lastende Druck trieb es damals endlich zum Aufstande.

Ursprünglich lag den Gothen jeder Fanatismus und jede Proselytenmacherei fern. Die Juden waren zahlreich im Gothenreich und lebten in demselben ohne jede Beschränkung. Manche stiegen im Dienste des Königs zu Macht und Einfluß auf. Das dauerte, so lange die Gothen Arianer waren und der Gegensatz der Bekenntnisse die Idee der Staatskirche nicht aufkommen ließ. Mit der Bekehrung unter Reccared begannen dagegen Beschränkungen dieser Freiheit. Zunächst ward den Juden verboten, christliche Sclaven zu halten, damit sie dieselben nicht zum Abfall vom Christenthum nöthigen könnten. Bald

verbanden sich damit allerlei Bedrückungen, um sie zur Taufe zu zwingen. Sie durften nicht als Beamte angestellt werden, auch nicht als Aufseher und Verwalter von Landgütern, denn sie sollten über Christen keine Strafe verhängen. Eine Reihe von Gesetzen nahm ihnen dann die Freiheit der Religionsübung. Ihre Ehe sollten sie nach christlichem Ritus schließen und gemäß den Bestimmungen der Kirche über die Ehehindernisse; die Beschneidung, die Speisegesetze, die Feier der Festtage und Sabbathe wurden verboten. An den Festtagen und Sabbathen sollten sie bei dem Bischofe des Ortes zusammen kommen und unter dessen Aufsicht leben, damit sie nicht heimlich ihren Gottesdienst abhielten. Die Uebertretung dieser Vorschriften war mit furchtbaren Strafen bedroht, wie denn das gothische Strafrecht überhaupt grausam war, meist mit Steinigung und Feuertod. Wenn man diese Gesetze überblickt, so begreift man zunächst nicht, wie sich überhaupt noch Juden in diesem Staate erhalten konnten. Allein wahrscheinlich bezogen sich die Verbote der Cultusgebräuche nur auf diejenigen Juden, welche sich hatten taufen lassen, aber im Verdacht standen, im Stillen Juden geblieben zu sein. Und dann gab es auch manche Wege, auf denen man die Gesetze umgehen konnte. Wenn die Juden einen von den mächtigen Großen gewannen, so lebten sie in dessen Gebiet wie in einem Staate für sich. Jedenfalls gab es noch hundert Jahre nach dem Beginn jener feindseligen Gesetzgebung eine zahlreiche Judenschaft im Gothenreiche, und sie hatten diesen Druck ertragen, ohne daß sie irgend jemals erheblichen Widerstand versucht hätten. Unter Egica brach die Gährung aus. Sie sollen sich zum Sturze des Gothenreichs verschworen haben. Vermuthlich waren es verrätherische Verbindungen mit den Franken und Arabern, in deren Ländern die Juden größere Freiheit genossen. Aber König Egica unterdrückte den Versuch der Unglücklichen leicht und beschloß nun, das Judenthum im Gothenreiche gänzlich auszurotten. Er befahl, daß alle Juden die Taufe nachsuchen sollten. Diejenigen, welche sich weigerten, sollten ihre Güter verlieren und von dem Könige an solche Leute als Sclaven verschenkt werden, von denen er voraussetzen konnte, daß sie ihnen nicht gestatten würden, ihren Cultus wieder zu pflegen. Die Kinder sollten ihnen mit dem siebenten Jahre entrissen, als Christen erzogen und später mit Christen verheirathet werden. Das Gesetz ist schwerlich in größerem Umfang ausgeführt worden, ebenso wenig wie ein ähnliches Gebot König Sisebuts durchgeführt worden war. Aber es bezeichnete doch jedenfalls

wieder eine Steigerung des Druckes, der nun schon hundert Jahre auf dem unglücklichen Volke lastete. Viele hatten sich im Laufe der Zeit durch die Beschränkungen und Plagen bewegen lassen, ihren Glauben abzuschwören und Christen zu werden. Die meisten von ihnen waren jedoch nur zum Schein übergetreten und hofften in der Stille die Religion ihrer Väter pflegen zu können. Diese hatten sich sehr geirrt. Mit grausamen Strafen wurde jeder Rückfall geahndet. Gegen diese heimlichen Juden wurden die allerschärfsten Gesetze erlassen, und sie mußten sich den demüthigendsten Vorschriften unterwerfen.

Die Könige, welche diese Gesetze erließen, waren fast sämmtlich umsichtige und bedeutende Männer, und sie handelten dabei in Uebereinstimmung mit dem Volke. Einige Geistliche erhoben wohl einmal ihre Stimme gegen die gewaltsame Bekehrung, so der heilige Isidor, der bekannte Erzbischof von Sevilla, aber es waren das eben nur einzelne Stimmen. Im sechsten und siebenten Jahrhundert ging durch die ganze Welt eine intolerante Strömung. Im römischen Reiche wie in den Staaten der Franken wurden damals Versuche gemacht, die Juden zur Taufe zu zwingen. Bei den Westgothen kamen nun besondere Umstände hinzu, welche diese Strömung verstärkten. Fast zwei Jahrhunderte hatte der Staat schwer gelitten unter der Spaltung des Volkes in zwei Bekenntnisse. Als dann die Glaubenseinheit errungen war, da erschien sie als ein unentbehrliches Gut. Staat und Kirche waren seither eng verbunden. Jede Feindschaft gegen die gothische Kirche war auch Feindschaft gegen den gothischen Staat. In den politischen Kämpfen der Zeit herrschte aber schonungslose Gewaltthätigkeit, und diese übertrug sich auch auf das kirchliche Gebiet, sobald es in den Kreis des Staates eingetreten war. Dazu kam noch ein anderes Moment. Die Juden standen gesellschaftlich tief, sie zählten zu den Römern, und zwar zu der geringen Klasse der Römer. Das Strafrecht der Germanen ward aber nach Ständen abgestuft. Der gemeine Mann ward für dasselbe Vergehen anders bestraft als der vornehme. Geldstrafen wurden ihm geringer, Leibesstrafen und Ehrenstrafen leichter und rücksichtsloser zuerkannt. Mit dem kirchlichen Hasse verband sich endlich auch noch wie in unseren Tagen ein wirthschaftliches Motiv. Unter den Römern war der Jude schon zur Zeit des Heidenthums verhaßt, und diese Stimmung trugen die Römer in die germanischen Staaten mit hinüber. Dieser Haß hatte seine Hauptnahrung aus dem Wucher gezogen,

der von den Juden vielfach betrieben wurde, und in diesen Jahrhunderten einer großen gesellschaftlichen Umwälzung steigerte er sich naturgemäß mit der Zahl der wirthschaftlichen Existenzen, die dem Wucher zum Opfer fielen. In der Gesetzgebung der Gothen tritt übrigens das Motiv nicht hervor — es läßt sich nur vermuthen, daß es mitwirkte.

Der Untergang des Reichs.

Im zehnten Jahre seiner Regierung ernannte Egica seinen Sohn Witiza zum Mitregenten, der dann bald allein regierte und fünfzehn Jahre lang in Ruhe und Frieden herrschte. Die Großen, welche sein Vater verknechtet oder verbannt hatte, setzte er wieder in ihre Ehren ein, und „ganz Spanien lebte unter Witiza froh und vergnügt". So schildert die einzige leidlich zuverlässige Chronik das Regiment dieses letzten Königs. — Das ist aber auch alles, was wir von ihm wissen. Sonst ist alles vergessen über dem furchtbaren Schicksal, das nun hereinbrach. Im Jahre 711 bemächtigte sich Roderich, der unter Witiza Graf von Cordova gewesen war, durch List und Gewalt des Thrones, und in der Verwirrung, die darüber entstand, drangen die Araber über die Meerenge. Das führte dann den Untergang des Reichs herbei.

Nach langen Kämpfen hatten die Araber in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts Nordafrika unterworfen. Nur einige feste Plätze hielten sich noch, vor allem Ceuta. Dorthin hatte sich Julianus, der Exarch der Provinz, zurückgezogen und gebot hier wie ein kleiner Fürst, ähnlich wie zweihundert Jahre früher Syagrius in Soissons als ein König über den Rest der römischen Herrschaft in Gallien geboten hatte. Von Byzanz konnte er keine Hülfe hoffen, darum hatte er sich in eine lose Abhängigkeit zu dem Westgothenkönige begeben, dessen Schiffe ihn mit Lebensmitteln versahen, als er von den Arabern in Ceuta belagert wurde. Unter Roderich löste sich diese Verbindung, und nun unterwarf sich Julian durch Vertrag dem arabischen Statthalter in Afrika und veranläßte ihn über die Meerenge zu setzen und einen Raubzug in das Westgothenreich zu machen. Es wäre falsch, wollte man mit ihm darüber rechten. Kleine Staaten, halbsouveräne Fürsten sind selten in der Lage, sich in einem Kampfe, wie dieser Weltkrieg zwischen Mohammedanismus und Christenthum nach den großen Gesichtspunkten zu entscheiden, und in

diesem besonderen Falle kam dem Julian schwerlich auch nur der Gedanke, daß er dem Christenthum ein großes Land entreißen und seiner eigenen Selbständigkeit die beste Stütze nehmen werde. Die Mohammedaner erschienen damals nicht als eine große geschlossene Weltmacht, wie sie uns heute aus der Ferne erscheinen. Unaufhörlich bekämpften sie sich untereinander, und niemand dachte daran, daß die Araber Afrikas das Westgothenreich zerstören könnten. Einen Streifzug sollten sie machen. Das war nicht nur die Meinung Julians, das war auch der Befehl des Kalifen, als Musa, der Statthalter Afrikas, die Erlaubnis für die Expedition nachsuchte. Zu einem ernsthaften Eroberungszuge schienen den Arabern Afrikas die Mittel zu fehlen. Erst setzten nur einige Hundert nach Spanien hinüber und kamen mit Beute beladen zurück. Dann folgte Tarik mit seinem Heere, das ebenfalls nicht groß war und nur theilweise beritten. Auch Tarik hatte nur die Absicht, einen Raubzug zu machen. Da kam ihm König Roderich entgegen, und am 19. Juli 711 trafen sich die Heere am Wadi-Becca, einem kleinen Flüßchen, das heute den Namen Salado führt und in der Nähe des Cap Tarifa mündet. Roderichs Heer war zahlreich, aber ein Theil der Großen war ihm mit ihren Abtheilungen nur zugezogen, um ihn zu verderben. Im entscheidenden Augenblick verließen sie ihn, und Roderichs Heer wurde vollständig geschlagen. Tarik verfolgte seinen Sieg rasch, in mehreren wichtigen Städten erhoben sich die Juden, die Leibeigenen, die Freunde der Verbannten, kurz alle die zahlreichen Elemente, welche unter dem Druck der gesellschaftlichen Ordnung und der Kirche litten oder in den Parteikämpfen ihre Habe und ihre Ehre verloren hatten. Ein großer Theil des Landes ward so erobert. Die Gothen sammelten sich nicht wieder zu einer Königswahl. Sie suchten jeder für sich Widerstand zu leisten, was manchem auch mit gutem Erfolge gelang. So ging das Reich zu Grunde, obwohl es noch immer reich war an kriegerischer wie an geistiger Kraft. Es ging zu Grunde, weil die Zustände der Gesellschaft nicht mehr zu vereinen waren mit den aus der Urzeit überkommenen Einrichtungen des Staates. Das fränkische Reich war um dieselbe Zeit in einem ähnlichen Zustande der Auflösung. Aber es kam kein auswärtiger Feind, stark genug, um den Widerstand der einzelnen Gewalten zu überwinden, in die sich das Reich aufgelöst hatte. Und dann wurde im achten und neunten Jahrhundert in dem Lehnwesen die Staatsform gefunden, welche für diese Gesellschaft paßte. Die Durchführung der Reform gelang, weil

eine von den mit einander ringenden Familien dauernd die Krone gewann, und weil dem Staate in dem Kampfe gegen die Sachsen und Slaven und in der Aufrichtung des abendländischen Kaiserthums große Aufgaben gestellt wurden, deren Lösung dem Könige eine Macht und einen Glanz verlieh, vor dem auch die allermächtigsten Großen unbedeutend erschienen.

Was so dem fränkischen Staat eine glückliche Entwicklung brachte, das brachten nach Spanien die Araber. An die Stelle der überlebten Wehrverfassung trat eine dem Lehnwesen vergleichbare Ordnung, eine Art Ritteradel, der von den Bauern ernährt ward und dafür die Last der Heerfolge allein trug. Leicht fügte sich deshalb die Masse der Bevölkerung ihrem Regiment. An Stelle der gothischen und römischen Großen traten die siegreichen Araber, und sie räumten dabei die Widersprüche hinweg, welche bis dahin das Verhältnis der Großen und der Bauern unklar und zugleich unerträglich gemacht hatten. Vollständiger und rücksichtsloser nahmen sie die Ehren und Rechte eines herrschenden Adels in Anspruch, vollständiger übernahmen sie aber auch die Pflichten desselben.

Die christlichen Bauern auf dem Lande, und die Handwerker und Kaufleute in den Städten waren eine verachtete Menge. Stolz sah der Moslim auf sie herab, achtete sie nicht werth, die Waffe zu führen — aber er forderte es auch nicht und ließ sie ihrer bürgerlichen Beschäftigung. Die Moslim allein waren heerpflichtig. Die Kirchen wurden von den Arabern geplündert und die prächtigsten zu Moscheen umgewandelt; aber die Freiheit der Religionsübung ward im Ganzen nicht beschränkt. Wer zum Islam übertrat, ward von der schweren Kopfsteuer befreit[1]) und noch andere Vortheile lockten zum Uebertritt — aber es erfolgte keine gewaltsame Unterdrückung, und nach wie vor wurden in den Städten Bischöfe und Erzbischöfe bestellt.

Die Ansiedelung der arabischen Herren erfolgte in verschiedener Weise. In den Städten und Landschaften, die durch Kapitulation übergeben waren, behielten die Bewohner ihren Grundbesitz. Nur die Güter der Krone, der Kirche und der geflüchteten Großen wurden eingezogen. In den ohne Vertrag eroberten Landstrichen fiel aller

---

[1]) Nach Dozy, Geschichte der Mauren in Spanien, I, 272, betrug sie dem heutigen Geldwerthe nach etwa 316 Franken für die erste Classe, 158 für die zweite, 79 für die dritte.

Besitz an die Sieger. Ein Fünftel davon erhielt der Staat, das andere ward unter die Soldaten ausgetheilt. Aus Kriegern wurden Rittergutsbesitzer. Die alten Bewohner litten in den Jahren der Eroberung fürchterlich. Die Vornehmsten wurden getödtet, und zum Theil auf sehr grausame Weise, oder nach Afrika und Syrien geschleppt, die anderen wurden Hörige und Sclaven der Sieger. Am besten hatten es diejenigen, welche auf dem Khoms wohnten, d. h. auf dem Fünftel, das der Staat zurückbehielt. Sie zahlten nur ein Drittel des Ertrags von dem ihnen überwiesenen Grundstück, und der Satz blieb auch, als diese Domänen an Araber ausgetheilt wurden, die später nachkamen. Schwerer waren die Abgaben auf den Gütern, die gleich an die Einzelnen vertheilt waren: indeß ein Volk kann viel ertragen und findet Mittel und Wege, die schlimmsten Härten zu umgehen.

So hätten sich denn die Christen von den Schrecken der Eroberung erholen mögen, aber das Regiment der Araber war voller Gewaltthätigkeit, und die Bürgerkriege nahmen kein Ende. Die Eroberer bewahrten auch in dem fremden Lande ihre Stammeseintheilung und ihren Stammeshaß. Nach Stämmen und Familien siedelten sie zusammen und wurden sie aufgeboten, nach Stämmen und Familien beanspruchten sie aber auch die großen Ehrenstellen des Staates. Daraus entstanden endlose Bürgerkriege, und sie wurden mit Grausamkeit geführt. Die Unterworfenen hatten dabei zwar nicht mitzukämpfen, aber sie litten darum nicht weniger. Andererseits gaben diese Kriege auch den Resten der Gothen, welche in den nördlichen Bergen ihre Freiheit behaupteten, Gelegenheit sich auszudehnen. Ihre Kämpfe mit den Mauren bildeten den Anfang der spanischen Geschichte, in diesen Kämpfen verschwand der letzte Unterschied zwischen den Gothen und Römern. Alle Christen bildeten fortan eine einzige Nation.

Siebentes Capitel.

Geschichte der Franken. 511—613.

Chlodowech hinterließ vier Söhne: Theuderich, Chlodomer, Childebert und Chlothar. Sie theilten das Reich, wie das auch in der Urzeit üblich war. In diesem Falle lag es noch besonders nahe, da das Reich Chlodowechs aus mehreren, bisher selbständigen Staaten zusammengebracht war. Jeder der Brüder erhielt bei der Theilung einen oder einige dieser kleinen Staaten. Theuderich erhielt Ripuarien, Chlothar das altsalische Land, Childebert Armorica, d. h. den Küstenstrich zwischen Seine und Loire, Chlodomer Aquitanien, das den Westgothen entrissene Gebiet. Keineswegs stellte jedoch diese Theilung die alten Staaten rein wieder her. Ein Stück von Aquitanien war mit Theuderichs Reich vereint, die altsalischen Besitzungen waren vielleicht ebenfalls in zwei Theile zerrissen, und von dem ehemaligen Gebiete des Syagrius hatte jeder ein Stück. Dort hielten auch alle Könige regelmäßig ihren Hof (Theuderich in Metz, Chlodomer in Orleans, Childebert in Paris, Chlothar in Soissons), dort war der Mittelpunkt des Reichs. Jedes Reich war selbständig, und alle vier Reiche blieben doch ein zusammengehöriges Ganze. Dies äußerte sich so, daß bald die eine Vorstellung mehr zur Geltung kam, bald die andere. Der Zusammenhang trat besonders in den kirchlichen Angelegenheiten hervor. Die Bisthümer der Frankenreiche waren ohne rechtliche Verbindung mit den Bisthümern in den Landen der Gothen, Burgunder, Römer — aber die Bisthümer der Theilreiche waren nicht so schroff getrennt. Es gab Concilien, welche von mehreren Königen zusammenberufen waren, und auch auf den Landes-

concilien der Theilstaaten konnten Bischöfe aus den anderen Theilstaaten erscheinen. Ging die Grenze der Staaten durch eine Diöcese, so blieben die politisch abgetrennten Theile kirchlich doch zu einer Diöcese vereinigt. Es kam wohl vor, daß einmal ein König die Theile seines Landes, welche zu der Diöcese eines Bischofs in dem Nachbarstaate gehörten, zu einem besonderen Bisthum zu erheben versuchte, aber es erregte dies allemal heftigen Widerspruch bei den Bischöfen, und ist, so weit bekannt, nur in einem Falle wirklich durchgeführt.

Die politische Geschichte der nächsten hundert Jahre ist bald erzählt, denn auch von den wichtigsten Ereignissen weiß man kaum etwas anderes, als daß sie geschehen sind. Gregor von Tours theilt uns allerdings mancherlei Reden der Könige und ihrer Rathgeber mit, malt die Beweggründe ihres Handelns aus und die Gewalt und List, mit der sie zum Ziele kamen: aber diese Erzählungen haben meist nur einen typischen Werth. Für den Character der Zeit, ihrer politischen Moral und ihrer politischen Ideale sind diese Angaben unschätzbar; unfruchtbar aber ist in den meisten Fällen der Versuch, hier Sage und Geschichte zu scheiden. Im Jahre 558 waren alle vier Reiche in der Hand des einen überlebenden Bruders Chlothar I. vereinigt und blieben bis 561 in seiner Hand. Sein Tod bildete einen natürlichen Abschnitt in der Geschichte dieser Staaten. In diese Zeit fiel die Eroberung fast des ganzen noch übrigen Theiles von Gallien und die Ausdehnung der rechtsrheinischen Besitzungen bis an die Elbe und die Donau. Während die Reiche der Ostgothen und Vandalen zerfielen, gewann das Reich der Merowinger so seine volle Ausdehnung, und die rechtsrheinischen Germanen gewöhnten sich in dem Frankenreiche das Reich zu sehen und in dem Frankenkönige den großen König.

Unterwerfung der Thüringer.

Für diese Stellung im Osten vom Rhein war es entscheidend, daß die Thüringer unterworfen wurden. Das Gebiet derselben dehnte sich aus vom Harz und der Leine bis zur Donau bei Regensburg, und von der Weser bis zur Elbe. In der Gegend von Cassel und südlich davon an der Rhön grenzten sie mit den Franken. Damals nun herrschten drei Brüder über das Volk, Hermenfrid, Baderich und Berthar, die Söhne des Königs Basinus. Sie hatten

das Reich nach alter Sitte getheilt, aber im Bunde mit den Franken besiegte und tödtete Hermenfrid den einen Bruder, und der andere ordnete sich ihm unter. Mehrere Jahre stand Hermenfrid so an der Spitze aller Thüringer, dann erlag er selbst einem Angriff der Frankenkönige Theuderich und Chlothar. Der Kampf war hart, und die Franken siegten nur durch die Hülfe einer Schar von 9000 Sachsen. Zuerst ward bei Rönneberg nahe bei Hannover gekämpft, dann an der Ocker und zuletzt bei Scheidungen an der Unstrut. Die beiden Könige der Thüringer kamen um, Berthars Tochter Radegunde schleppte Chlothar mit fort und zwang sie sein Weib zu werden. Hermenfrids Familie entkam, und sein Sohn trat in die Garde des oströmischen Kaisers ein. (531.) Dieser Krieg hatte ungeheure Folgen und machte auch auf die Völker einen tiefen Eindruck. Die Sachsen wußten noch im zehnten Jahrhundert eine Menge von Sagen zu erzählen über die Thaten ihres Volkes in der Schlacht von Scheidungen, und bei den Franken und Thüringern bildeten der Tod des Hermenfrid, die Verschlagenheit seines Rathgebers Irinc, die Leichenbrücke über die Unstrut, der Streit der Brüder Theuderich und Chlothar und viele andere Ereignisse Mittelpunkte für ganze Reihen von Sagen. Ein Theil des Thüringer Landes — zwischen Bode und Unstrut — wurde den Sachsen gegeben, doch hatten sie davon einen Bodenzins an den fränkischen König zu zahlen.

Unterwerfung der Burgunder.

Um dieselbe Zeit erlag das burgundische Reich den Franken. Im Jahre 523 vereinigten sich die drei Brüder Chlodomer, Childebert und Chlothar zu dem Angriff auf das von Unruhen aller Art zerrissene Land. König Sigismund war solcher Noth nicht gewachsen. Er ward geschlagen, und als er fliehen wollte, da ergriffen ihn Leute seines eigenen Volkes und lieferten ihn den Franken aus. Diese schleppten ihn sammt seiner Familie nach Orleans, wo König Chlodomer gebot. Das war ein ganzer Barbar, und er nahm auch darauf keine Rücksicht, daß Sigismund der Schwiegervater seines Bruders Theuderich in Metz war. Er ließ die Gefangenen in einer Cisterne ersäufen, und nicht nur den König selbst, sondern auch seine Söhne und seine Gemahlin. Vergebens beschwor ihn ein frommer Abt, die Gefangenen zu schonen. Diese Könige ehrten die Kirche wohl als eine große und geheimnisvolle Macht, in ihrer Leidenschaft

ließen sie sich aber von ihr nicht stören. Chlodomer beging den Mord, als er im folgenden Jahr 524 von neuem gegen Burgund zog, wo Sigismunds Bruder Godomar die Kräfte des Volkes wieder gesammelt hatte. Diesen Feldzug machte Chlodomer im Bunde mit Theuderich von Metz; obschon dieser doch hätte Rache nehmen müssen für die Ermordung seines Schwiegervaters. Bei Vésérونce, dort wo die Rhone nach dem Ausfluß aus dem Genfersee die scharfe Biegung nach Norden macht, kam es zur Schlacht. Die Burgunder siegten, und Chlodomer fiel selbst im Kampfe. So war Burgund noch einmal gerettet, aber 532 griffen es die Franken zum dritten Male an. Godomar ward bei Autun geschlagen und entfloh. Sein Reich ward verheert, und einige Jahre später unter die drei Staaten von Metz, Soissons und Paris getheilt. (534.)

Erfolge in Gallien und Italien.

Um diese Zeit kämpften die Franken auch mit den Westgothen. Keineswegs war dabei der Sieg immer auf ihrer Seite, aber innere Unruhen im Gothenreiche kamen ihnen zu Hülfe, und sie behielten zuletzt ein bedeutendes Stück von Septimanien mit den Städten Albi, Lodève, Uzès. Noch größeren Gewinn brachte ihnen der Krieg zwischen dem Kaiser und den Ostgothen. Der Kaiser suchte ihre Hülfe zu gewinnen, sendete ihnen große Summen Geldes, und größere versprach er zu zahlen, wenn sie die Hülfe geleistet hätten. Aber ehe sie auszogen, kamen Leute des Gothenkönigs Vitigis und boten den Frankenkönigen die Provence und gewisse von Alamannen besetzte Landstriche in den Alpen an, wenn sie ihm helfen wollten. Sie sagten die Hülfe zu, aber mit der Bedingung, daß der Vertrag geheim bleibe, und daß sie nicht eigentliche Franken, sondern Mannschaften von den anderen Stämmen ihrer Reiche schicken wollten, weil sie eben erst mit dem Kaiser einen Vertrag geschlossen hätten. Auch dauerte es noch zwei Jahre, bis die Hülfe wirklich kam. Es waren 10,000 Burgunder, und sie halfen dem Vitigis Mailand erobern. Bis auf das westgothische Septimanien, das in einem schmalen Streifen von der Rhonemündung zu dem Ostende der Pyrenäen reichte, gehorchte nun ganz Gallien den Franken.

Ihr Reich zerfiel damals nur noch in drei Staaten. Chlodomer von Orleans hatte nur drei unmündige Söhne hinterlassen. Einige Jahre schützte die Großmutter Chrotihilde ihr Erbe — aber eines

Tages beredeten sich Childebert und Chlothar, das Land an sich zu nehmen. Mit List brachten sie die Knaben in ihre Gewalt, dann sendeten sie einen Boten an ihre Mutter, der hatte eine Scheere und ein Messer. Sie möchte wählen, ob die Knaben sterben sollten oder ihre Locken verlieren und ihr Leben im Kloster verbringen. Das eine war dem stolzen Sinne der alten Königin kaum weniger hart als das andere, und in ihrem Zorn rief sie: „Eher mögen sie sterben, ehe ich sie geschoren sehe.“ Wie der Bote mit dieser Meldung zurückkam, waren Chlothar und Childebert mit zweien von den Knaben in einem Saale. Der ältere war zehn Jahr alt, der jüngere sieben. Chlothar ergriff den älteren, schlug ihn zu Boden und rannte ihm das Messer in die Seite. Wie das der kleinere sah, lief er zu Childebert hin, umfaßte seine Kniee und bat ihn um Schutz. Childebert wurde gerührt und wollte ihn retten. Aber Chlothar fuhr ihn hart an und schalt ihn einen Feigling. Da ließ Childebert den Knaben von sich und Chlothar stieß ihn nieder. Der dritte Knabe wurde von einigen muthigen Männern geborgen und trat später in den geistlichen Stand. Darauf ließen die Könige auch die ganze Schar der Diener und Erzieher der königlichen Knaben tödten, damit keiner von ihnen einst Rache übe, wie es die Treue forderte. Dann stiegen sie zu Roß und ritten zum Thore hinaus. Ihre alte Mutter aber eilte herbei, bahrte die Leichen ihrer Enkel prächtig auf, und durch die Straßen von Paris wälzte sich ein feierlicher Leichenzug. Priester und Mönche sangen, das Volk gaffte, aber bald sprach man nicht mehr davon. Denn ähnliche Gewaltthat geschah vielfach. Mit den Großen des Landes müssen die Könige dann über die Theilung einig geworden sein, denn es gab fortan nur noch drei Staaten. (c. 526.)

Einen ähnlichen Versuch machten die Brüder, als Theuderich von Metz starb, aber dessen Sohn Theudebert wußte sich ihrer zu erwehren und stieg bald zu großer Macht auf. Er hatte den Hauptgewinn von den italienischen Verträgen und zog 539 selbst nach Italien. Er kam scheinbar den Gothen zu Hülfe, wandte sich aber gegen jede gothische und gegen jede römische Abtheilung, die ihm in den Weg kam, plünderte weit und breit und eroberte Ligurien und einen großen Theil von Venetien. So beherrschte er das Grenzgebiet, aus dem altberühmte Wege den Germanen nach der goldenen Stadt Konstantinopel wiesen. Dem Theudebert kam auch die Versuchung. Er schloß mit den Ostgothen einen Vertrag, sich in Italien

gegenseitig im Besitz anzuerkennen und nach dem Siege über Ostrom eine endgültige Regelung der Grenze vorzunehmen. Sein Plan war, sich mit den Langobarden und den Gepiden zu verbinden und dann in Thracien einzubrechen. Das waren damals die beiden mächtigsten Völker in den Donaulanden. Die Langobarden waren um 500 in Oestreich und Salzburg erschienen, in Rugiland, wie es damals hieß nach den Rugiern, die hier lange gesessen hatten. Sie waren von Odovakar vernichtet, und in das entvölkerte Gebiet waren die Langobarden eingedrungen. Bald aber rückten sie weiter nach Osten in die Tiefebene Ungarns. Siegreich kämpften sie hier mit ihren Nachbarn, besonders mit den Herulern, und um 540 war ihr König Wacho ein gepriesener und gefürchteter Herr. Nacheinander gaben ihm die Könige der Thüringer, der Gepiden und der Heruler ihre Töchter zu Frauen, und er vermählte zwei Töchter an die Könige von Metz; die eine dem mächtigen Theudebert, die andere dem Sohne desselben. Das mag in der Zeit geschehen sein, als Theudebert die großen Pläne über den Kriegszug gegen Konstantinopel hegte, aber sie kamen nicht zur Ausführung. Theudebert starb, und der Langobardenkönig unterstützte den Kaiser, statt ihn anzugreifen. Sonst hätte Justinian wohl um seine Hauptstadt kämpfen müssen, statt Italien zu erobern.

Die Franken griffen erst nach dem Untergang des Tejas wieder nachdrücklich in den gothisch-römischen Krieg ein. Es fanden sich damals noch einige Reste des ostgothischen Volkes zusammen, die den Widerstand fortsetzen wollten. Von ihnen ging eine Gesandtschaft nach Metz und bat den König Theudebald um Hülfe. Er lehnte es ab, aber er hinderte nicht, daß der Alamannenherzog Bucelin mit seinem Bruder Leutharis eine Heerfahrt nach Italien unternahm. Es war das ähnlich, wie in der Zeit des Armin. Ein angesehener Führer gab seinen Plan bekannt, und Tausende strömten zusammen, um an dem Abenteuer Theil zu haben. 75,000 Mann führten die Herzoge über die Alpen. Plündernd zogen sie durch die Halbinsel bis zur Meerenge von Messina. Auf dem Rückwege wurden sie jedoch in getrennten Haufen von Narses überwältigt und erlitten die schwersten Verluste. Dazu kamen verheerende Seuchen, und nach der Sage sollen von dem großen Heere nur fünf Mann über die Alpen zurückgekommen sein. Da waren auch die italienischen Besitzungen nicht mehr zu behaupten. (553.) Die Könige von Paris und Soissons hatten unterdeß noch einen Versuch gemacht, die Westgothen zu besiegen, waren auch siegreich über die Pyrenäen gedrungen,

hatten Pampeluna genommen und belagerten Saragossa. Aber hier wendete sich das Glück, und sie kamen nur unter schweren Verlusten in die Heimat zurück. (542.)

Bald nach dem Verluste Italiens starb König Theudebald. (555.) Sein Reich fiel an Chlothar, und als drei Jahre später auch Childebert ohne Erben starb, da waren alle Theilstaaten mit dem Reiche von Soissons vereinigt. Chlothar war Alleinherrscher im Reiche der Merowinger, wie einst Chlodowech. Aber sein Reich war vielleicht noch einmal so groß als Chlodowechs Reich. Burgund, die Provence, ein Theil von Septimanien, das Reich der Thüringer, der ostgothische Theil der Alamannen waren hinzugekommen, und schon war auch der jetzt zuerst auftauchende Staat der Baiern in Abhängigkeit gebracht. Ihrem Herzog Garibald gab Chlothar die Wittwe Theudebalds zur Frau, und als die Langobarden das hörten, da sahen sie darin eine Erniedrigung ihrer Königstochter, denn Garibald sei kein selbständiger Fürst.

Von der zweiten Theilung bis zum Gesammtreich Chlothar II. 561—613.

Drei Jahre herrschte Chlothar I. noch, dann starb auch er, und seine vier Söhne theilten das Reich wiederum in vier Theilstaaten. Die Brüder starben in großen Zwischenräumen nacheinander, theils mit, theils ohne Erben, und oftmals wurde deshalb die Theilung des Reichs verändert. Meist aber waren es drei Staaten, für welche sich die Namen Burgund, Austrasien oder Austrien und Neustrien festsetzten. Der Name Burgund darf nicht verführen, in der Entstehung dieses Staates eine Wiedererhebung der Burgunder zu erblicken. Burgund war das Reich von Orleans und umfaßte, wie schon diese Hauptstadt zeigt, außer den von Burgundern germanisirten Gegenden bedeutende Gebiete, die von Gothen und Franken germanisirt waren. Die Könige und die Großen dieses Reichs fühlten sich als Könige und Große eines fränkischen Reichs. Die Burgunder hatten kein Bestreben, sich den Franken als Volk entgegenzustellen, wie denn auch die Franken ihnen nicht als Volk entgegenstanden, sondern Theile der Franken standen mit ihnen verbunden anderen Theilen der Franken gegenüber. Ihre Großen konnten dieselbe politische Rolle spielen wie zur Zeit, da sie ihr altes Königshaus hatten. Austrasien oder Ostfranken hieß das Reich von Metz und

Reims, das von Soissons und Paris hieß im Gegensatz dazu Neustrien. Diese beiden Namen waren auch bei anderen Germanen neben einander in Gebrauch. Austrien bezeichnete Ostland, Neustrien war entweder ebenfalls von der Lage hergenommen oder hieß Neuland, Neufranken.

Das einst von den Gothen besiedelte Aquitanien zwischen Loire und Pyrenäen hatte in den Kämpfen, durch welche das Land an die Franken gekommen war, den größeren Theil seiner gothischen Bevölkerung verloren, und nur wenige Franken kamen an ihre Stelle. So bewahrte Aquitanien einen überwiegend romanischen Character, aber obwohl es durch diesen Gegensatz der Bevölkerung, sowie durch seine Lage und Geschichte besonders dazu berufen schien, ein Land für sich zu bilden, so wurde es doch meist in verschiedene Stücke zerrissen, die theils Burgund, theils Neustrien, theils Austrasien beigegeben wurden und von ihrem Hauptlande oft durch weite Strecken fremder Herrschaft getrennt waren. Im achten Jahrhundert, als die Römer sich politisch germanisirt hatten, erstand hier südlich von der Loire auch ein Staat für sich. Die Entwickelung desselben wurde dadurch befördert, daß im sechsten Jahrhundert zahlreiche Basken von den Pyrenäen herab eindrangen, die kriegerische Kraft des Landes vermehrten und den nationalen Gegensatz gegen die Franken verschärften. Sie waren so zahlreich, daß sie dem Lande bis zur Garonne den noch heute bestehenden Namen Gascogne gaben. Diese Basken und die Kelten in der Bretagne erkannten wohl die Oberhoheit der Frankenkönige an, und die Einrichtungen des Frankenreichs waren nicht ohne Einfluß auf ihre inneren Verhältnisse — aber im Ganzen führten diese Theile Galliens doch ein Leben für sich.

So traten die römischen Bezeichnungen der Provinzen zurück, für die kleineren Gebiete Gascogne und Bretagne kamen die Namen der aus Spanien und Britannien eingedrungenen Stämme auf, und das ganze übrige Gallien erhielt die deutschen Namen Neustrien, Austrien und Burgund. Ueberblickt man diesen Verlauf der fränkischen Staatenbildung, so ergiebt sich, daß diejenigen Gegenden des Frankenreichs den Kern für die Theilstaaten bildeten, welche genügend germanisirt waren, und zwar ohne Unterschied, von welchem Stamm sie germanisirt waren. Salier, Ripuarier, Burgunder, Alamannen — alle Germanen erwiesen sich im Wesentlichen gleich geeignet, die Grundlage für einen der fränkischen Theilstaaten zu bilden. Salische Bevölkerung verlieh dem Staate kein Uebergewicht. Daß sich ferner

gerade drei Theilstaaten bildeten, war nicht durch eine Dreitheilung der Bevölkerung bestimmt, sondern durch den Gang der Vererbung und andere geschichtliche und geographische Ereignisse und Verhältnisse veranlaßt. Zu den Aquitaniern südlich der Loire fühlten sich die übrigen Franken in einem gewissen nationalen Gegensatz, ähnlich wie zu den rein germanischen Landen jenseit des Rheins. Noch stärker trat solcher Gegensatz hervor gegenüber den Basken und Bretagnern. In die Kämpfe mit diesen Völkern mischte sich ein nationales Element, zwischen den drei Staaten Burgund, Austrasien und Neustrien bestand dagegen ein nationaler Gegensatz nicht. Zwischen Austrasien und Neustrien hat man ihn wohl zu finden gemeint, und hat Austrasien als das germanische Franken dem romanischen Neustrien gegenübergestellt, aber dabei werden die Zustände verschiedener Zeiten verwechselt. Zu Austrasien gehörten allerdings auch damals schon die rein germanischen Gebiete rechts vom Rhein, aber sie wurden mehr als ein Nebenland betrachtet. Austrasien war ebenso wie Neustrien ein romanisch-germanisches Land und umfaßte auch manche überwiegend romanische Landstriche. Erst im achten und neunten Jahrhundert bildete sich ein solcher nationaler Gegensatz aus, daß Neustrien und Burgund die romanische, Austrasien die germanische Hälfte des Frankenreichs bildeten. Und zwar geschah dies dadurch, daß die rechtsrheinischen Germanen durch die Bekehrung zum Christenthum enger mit dem Frankenreich verbunden wurden und zuletzt das Hauptland von Austrasien bildeten, während gleichzeitig die Germanen an der Seine und Rhone ihre Sprache mit dem romanischen Dialect vertauschten. Diese frühere Periode der fränkischen Geschichte war vielmehr dadurch characterisirt, daß ein solcher Gegensatz fehlte, daß alle Theilstaaten ihren Schwerpunkt in den Gebieten hatten, wo Römer und Germanen in starker Mischung wohnten, und daß die rein germanischen und rein romanischen Gebiete des Reiches eine Nebenrolle spielten. So lag denn auch die Quelle der vielen Kriege zwischen Neustrien, Austrasien und Burgund nicht in einem nationalen Gegensatz, sondern in der Unfertigkeit der Zustände, in der Gährung der aus zwei grundverschiedenen Elementen zusammengesetzten Gesellschaft und vor allem in der Sitte der Franken, das Reich unter die Söhne des verstorbenen Königs zu vertheilen. Nicht bloß die Söhne forderten das, das forderten ebensowohl die Mannen. Nicht darauf ging ihr Verlangen, ein großes Reich zu bilden, sondern darauf, ihrem Könige nahezustehen, in ihrem Staate etwas zu bedeuten. Im

Frankenreiche waren die Theilungen noch dazu so verwickelt, die Theile lagen so durcheinander, daß oft nicht zu unterscheiden war, ob ein Anspruch begründet sei oder nicht.

Im Jahre 613, also wieder nach etwa fünfzigjähriger Trennung, vereinigte endlich Chlothar II., der Sohn Chilperichs, das ganze Reich wieder, wie es sein Großvater Chlothar I. vereinigt hatte. Die Geschichte dieser fünfzig Jahre trug einen andern Character als die Zeit der Söhne Chlodowechs. Damals überwog noch die Einheit des Staates, wenn es auch nicht an Reibungen und Kämpfen unter den Brüdern fehlte. In der Zeit nach 561 nahm der Bürgerkrieg dagegen kein Ende. Schon über die Theilung kam es zum Kampf, und der Vertrag, der schließlich vereinbart wurde, ward bereits im folgenden Jahre durch neuen Krieg zerrissen. Auch das unterschied diese Periode von der vorigen, daß an zwei Grenzen des Reichs kräftige Nachbarn auftraten, an der Ostgrenze die Avaren, im Südwesten die Langobarden. Die Avaren waren den Hunnen verwandt und spielten auch die Rolle, welche die Hunnen zweihundert Jahre früher gespielt hatten. Am Nordrande des Schwarzen Meeres, dann in Ungarn siedelten sie als Nachbarn der Langobarden und des Römerreichs, oft längere Zeit mit ihnen in guter Freundschaft, aber immer als gefährliche Nachbarn. Sie waren noch roher als die Germanen, und ihre Roheit war anderer Art; das verstärkte den Schrecken vor ihnen unter den germanischen Völkern, die damals im Uebergang zur Cultur begriffen waren. Zuerst wurde Sigibert von Austrasien von ihnen geschlagen, bewog sie jedoch zu einem Vertrag und tauschte mit ihrem Khan Geschenke aus. Das war um 565. Während der Bedrängnis des Bruders durch so furchtbare Feinde überfiel Chilperich Reims. Allein Sigibert kehrte ungeschwächt aus dem Kriege zurück, zwang Chilperich, Reims wieder herauszugeben, und entriß ihm sogar noch seine Hauptstadt Soissons.

Bald darauf begannen auch die Kriege mit den Langobarden. Im Jahre 568 eroberten sie Oberitalien, und seitdem drangen Jahr um Jahr große Haufen derselben über die Alpen. Meist waren die Franken in diesen Kämpfen siegreich, aber die Provence litt furchtbar, und ein gut Theil der fränkischen Kriegsmacht wurde hier gefesselt. Nach der schweren Niederlage der Langobarden im Jahre 575 hatten diese Einfälle ein Ende, und die Franken schlossen in den folgenden Jahren Verträge mit dem Kaiser und suchten nun im Bunde mit ihm die Langobarden zu unterdrücken. Wiederholt zogen

ihre Heere durch Oberitalien, brachten Beute heim, hielten zeitweise auch eine Anzahl Städte und Burgen besetzt — aber es kam nicht zu dauernden Eroberungen. Seit 590 herrschte dann Friede zwischen Franken und Langobarden. Diese Kriege wurden von den Franken nicht mit gesammter Hand geführt, sondern von einzelnen Theilkönigen. Die Einfälle der Langobarden bis 575 wehrte das zunächst bedrohte Burgund ab, die Raubzüge nach Italien seit 583 machten die Ostfranken. Aber all diese auswärtigen Kriege bedeuteten wenig gegenüber den Kriegen unter den Theilstaaten. Es ist unmöglich ihrem Verlauf nachzugehen oder gar zu untersuchen, wer in jedem besonderen Falle die Schuld an dem Unheil trug. Die Verhältnisse boten tausend Anlässe zum Streit, und da findet sich immer die Leidenschaft der Menschen bereit sie aufzugreifen, zumal in einem so kriegerischen Zeitalter. Aus dem Getümmel dieser Kämpfe ragten einige Menschen hervor, deren Schicksale und deren Verbrechen mit gewaltigen Zügen den Character der Zeit schildern und zugleich einen Leitfaden durch die Geschichte der Periode bilden: das waren die Königin Brunhilde, König Chilperich I. und sein Weib Fredegunde.

Brunhilde und Fredegunde.

König Sigibert von Austrasien war ein tapferer Krieger und ein tüchtiger Mann, aber noch höher priesen die Zeitgenossen seine Gemahlin Brunhilde. Sie war die Tochter des Westgothenkönigs Athanagild. Durch Empörung und durch ein Bündnis mit den Römern hatte er den Thron gewonnen. Später wußte er zwar diesen gefährlichen Bundesgenossen einen Theil der Städte wieder zu entreißen, die er ihnen hatte überlassen müssen; aber er kam doch nicht zu dem ungestörten Besitze von Spanien. Um so mehr mußte er sich hüten, mit den Franken in Krieg zu kommen, damit nicht die Römer wieder von der anderen Seite vordrängen. Die Franken hatten schon wiederholt das westgothische Gallien zu erobern versucht, und hatten auch trotz mancher Niederlagen bedeutende Stücke davon losgerissen. Leicht konnten sie wieder kommen, während die Westgothen erst die Pyrenäen überschreiten mußten, um dies entlegene Grenzland zu vertheidigen. Das gab den Franken das Gefühl der Ueberlegenheit — aber sie wußten doch, daß in dem Gothenreiche eine bedeutende Macht ruhte, und außerdem galt es ihnen als das

reichere Land. Der Hof der gothischen Könige war glänzender, als der irgend eines fränkischen Königs. So lagen die Verhältnisse, als König Sigibert um Athanagilds Tochter Brunhilde warb. Mancherlei Verhandlungen gingen der Werbung vorauf. Der Hausmeier, also der höchste Beamte König Sigiberts, führte selbst die Gesandtschaft. Sein Name war Gogo. Er war Franke von Geburt, aber bewandert in dem, was damals die vornehme römische Welt als Bildung betrachtete. Er wußte ein Diner zu geben, bei dem die Fische servirt wurden, als schwämmen sie im Meere, und bei dem diese und ähnliche Künste des Kochs den Poeten, die geladen waren, den Stoff boten zu einem Dutzend ebenso künstlicher Verse. Er wußte auch selbst mit den Worten zu spielen, wie die Rhetoren. Wie oft durch diese Feinheiten die wilde Roheit durchschimmerte, hat der Hofdichter nicht verrathen, der ihn dankbar pries: aber jedenfalls war Gogo recht ein Mann der Zeit, und die Gothen konnten an ihm sehen, daß die Franken jetzt in derselben Umwandlung begriffen waren, in der sie schon zwei Menschenalter länger standen. Es waren nicht schlechtweg Barbaren, zu denen die Königstochter ziehen sollte. Zunächst wurde der Streit ausgetragen über einige Städte des gothischen Galliens, welche die Franken besetzt hatten oder beanspruchten. Man einigte sich dahin, daß sie der Brunhilde als Mitgift und Morgengabe gegeben werden sollten. Der Vater und der Gemahl schenkten sie ihr so gemeinsam. Dann rüstete man den Brautwagen mit köstlichem Schmuck, und in strahlendem Glanze zog Brunhilde der neuen Heimat zu. (567.) In Metz veranstaltete König Sigibert ihr zu Ehren große Feste. Germanische Gelage und römischer Pomp vereinigten sich, und der Dichter Venantius Fortunatus sang der jungen Königin ein lateinisches Hochzeitslied, in welchem Venus und Cupido abwechselnd die Vorzüge des jungen Paares rühmten. Aber auch die ernsthafteren und gewichtigeren Männer freuten sich dieser Königin. Ihre ungewöhnliche Schönheit, ihr glänzender Schmuck, ihre feine Sitte und ihr kluger Geist blendeten die Augen und gewannen die Herzen. Das war ein Stolz für das Reich und eine Freude für die Mannen. Eins nur erregte Anstoß. Brunhilde kam als Arianerin in das Land. Aber sie fühlte bald, daß es nothwendig sei, diese Schranke zu zerbrechen, wenn sie nicht fremd bleiben wollte in der neuen Heimat. So ließ sie sich denn von den Bischöfen unterweisen, trat zum katholischen Bekenntnis über und herrschte mit ihrem Gemahl in Frieden und Ansehen.

Wohl ging die Rede, daß ihr Wille der stärkere sei, aber nicht in Unehren ward es gesagt.

Allein diese Tage des Glücks dauerten nicht lange. Es folgte eine Kette von Kriegen und Mordthaten, in denen alles vernichtet wurde, woran Brunhilde ihre Freude hatte, und worauf sie ihre Hoffnung stützte. Sigiberts Bruder Chilperich hatte bereits viele Weiber gehabt, als ihn das Beispiel Sigiberts reizte, auch eine Königstochter aus dem reichen Spanien heimzuführen. So warb er denn um Brunhildens ältere Schwester Galswinth. Der Vater wollte sie nicht weggeben, bis daß Chilperich gelobte, alle anderen Weiber abzuthun und der Galswinth allein die Stellung und Ehre der Königin zu gewähren. Das ward denn auch feierlich beschworen, und bei der Hochzeitsfeier in Rouen schwuren ihr auch die fränkischen Großen den Treueid auf ihre Waffen. Aber nach wenigen Monaten herrschte die frühere Buhlerin Fredegunde wieder in dem Hause. Galswinth bat den König, sie in die Heimat zurückkehren zu lassen. Selbst auf ihre Mitgift wollte sie verzichten. Aber Chilperich machte ihr erst wieder Versprechungen, und dann ließ er sie durch einen Diener erdrosseln. Einige Tage stellte er sich, als ob er sie beweine, dann erhob er die Fredegunde förmlich zu seiner Gemahlin.

Schamlos in seinen Begierden und rücksichtslos in seinen Mitteln that dieser König, was ihm beliebte. Nicht als ob ihm durch die Verfassung des Reichs absolute Macht zugestanden hätte, oder als ob er dies auch nur selbst beansprucht hätte. Er verfuhr so rücksichtslos mehr als Privatmann. Die Großen seines Reichs machten es ähnlich, und ebenfalls meist ungestraft. Der Name des Königs lieh vollends den Gewaltthaten leicht den Schein des Rechts, und die feige Masse fügte sich ihm. „Du kannst unser Freund nicht mehr sein", sagte man auf einer Synode zu dem Bischof Prätextatus, „da du die Gnade des Königs verloren hast." Zerriß aber ein tüchtiger Mann jenen Schleier und nannte das Unrecht mit seinem Namen; so tobte Chilperich wohl eine Zeit lang, suchte ihn zu schrecken oder zu gewinnen — aber wer fest blieb, der drang durch. Die Schranken der kirchlichen und staatlichen Ordnung lebten zu kräftig in dem Bewußtsein der Menschen, als daß er sie hätte leugnen können, und zum Tyrannen im großen Stile fehlte ihm die Kraft. Er that alles halb. Er hatte mancherlei Gaben und Einsicht in die Verhältnisse, aber auch dem glücklichsten Gedanken seines Lebens gab er keine dauernde Folge. Die Güter der Kirchen und Klöster mehrten sich

damals in einer Weise, welche Staat und Gesellschaft bedrohte. Das erkannte Chilperich und sprach es auch scharf aus. „Siehe, unser Schatz ist leer," sagte er, „unsere Güter sind an die Kirchen gekommen. Schier niemand hat Macht als die Bischöfe. Unsere Ehre ist vernichtet und an die Bischöfe gekommen." Aber was that er zur Abhülfe? Er vernichtete einige Testamente, die der Kirche Schenkungen zuwiesen, im übrigen ließ er aber die Dinge gehen — und sie gingen weiter bis zu jenem Ruin beider, der Kirche und des Staates, aus der sie erst die Reform des achten Jahrhunders wieder erhob. Eitelkeit und unruhige Thatensucht trieben ihn manches zu versuchen, um die Länder seiner Brüder án sich zu reißen, aber meist erlitt er Niederlagen. Ebenso war es endlich auch mit seinen geistigen Interessen. Er hatte Sinn für die römische Cultur und auch Fleiß darauf verwendet. Er machte lateinische Gedichte über kirchliche Stoffe nach dem Vorbilde des Sedulius und trieb theologische und grammatische Untersuchungen. Aber die Verse hinkten, und die Theologie führte ihn zu einer ketzerischen Lehre, die er erst mit Gewalt zur Anerkennung bringen wollte, aber wieder fallen ließ, sobald ihm einige Bischöfe muthig entgegentraten. Die Frucht seiner grammatischen Studien war ein Versuch, dem lateinischen Aphabet vier neue Buchstaben hinzuzufügen. Für langes o ⊙, für ae ψ, für the Z und für wi ⊿. Durch alle Städte seines Reichs erließ er Schreiben, daß die Knaben so unterrichtet, und die Bücher mit Bimsstein radirt und danach umgeschrieben werden sollten. Aber bald kam die Sache wieder in Vergessenheit.

Er war kein Schwächling, er verstand die Waffen zu führen und fürchtete sich nicht mit dem Bären und dem Eber zu kämpfen; aber er war doch ein elender Mensch. Er dachte nur an sich, er kannte keine Pflicht und keine Liebe. Der Bauch war sein Gott und die Laune seine Herrin. An Fredegunde hielt ihn anfangs die Begierde fest, dann fesselte ihn die Gewalt dieses fürchterlichen Weibes. Alles mußte er thun, was sie verlangte. Den einzigen Sohn, der ihm übrig geblieben war, und den Fredegunde haßte und fürchtete, weil er von einer anderen Frau geboren war, lieferte er ihr gebunden in die Hände. Chlodowech hieß der Jüngling. Er hatte damit geprahlt, daß ihm dereinst das ganze Reich zufallen werde, und seine Gegner raunten Fredegunde zu, daß er ihre Söhne vergiftet habe. Er liebe eine ihrer Dienerinnen, und deren Mutter habe den Mord vollbracht. Da ließ sie das Mädchen geißeln und an einen gespaltenen

Pfahl vor der Wohnung Chlodowechs aufknüpfen. Die Mutter aber ward so lange gefoltert, bis sie alles aussagte, was man von ihr forderte. Auf Grund dieser Aussagen ließ Chilperich seinen Sohn hinterlistig ergreifen und der Fredegunde ausliefern, daß sie mit ihm thue, wie sie wolle. Standhaft beharrte der junge Prinz darauf, daß alles Lug und Verleumdung sei, aber er blieb gefesselt im Kerker und ward nach drei Tagen in demselben ermordet. Seine Leiche ward erst verscharrt, dann wieder aus der Erde gewühlt und in die Marne geworfen. Dem Könige sagte man, der Sohn habe sich selbst getödtet; und Chilperich kümmerte sich nicht weiter darum. Dann ward die Mutter jenes Mädchens lebendig verbrannt, obwohl sie auf dem Scheiterhaufen alles zurücknahm, was sie auf der Folter ausgesagt hatte.

Und damit war ihr des Mordens noch nicht genug. Auch Chlodowechs Mutter Audovera, die dem Chilperich zwei Söhne und eine Tochter geboren hatte, wurde grausam getödtet. Ihre Tochter wurde in ein Kloster gesteckt, und die Diener des Hauses wurden weit hin auf entlegene Güter zerstreut. So schaffte sich Fredegunde Ruhe, und so jämmerlich waltete Chilperich über sein Haus. „Er hat niemanden aufrichtig geliebt", sagte der Bischof Gregor von ihm, der ihn wohl kannte, „und ist auch von niemandem geliebt worden". Fredegunde war sein böser Geist. Durch Buhlerei zur Königin geworden, häufte sie Mordthat auf Mordthat, um sich im Besitz der Macht zu behaupten. Ist etwas an ihr zu bewundern, so ist es die fürchterliche Sicherheit, mit der sie ihre Feinde zu treffen wußte. Die beiden Söhne Chilperichs von der Audovera, diese selbst, den König Sigibert, den Bischof von Rouen, dann den vornehmen Franken, der sie dieses Mordes wegen vor Gericht zog: und das waren nur die hervorragenden Opfer ihrer Rache. Wahrscheinlich hat sie endlich auch ihren Gemahl, den König Chilperich ermordet, weil sie von ihm auf Buhlerei ertappt wurde und seiner Rache zuvorkommen wollte. Sie war klug und voll Ausdauer, und sie besaß viele von den Eigenschaften, mit denen man sich Menschen dienstbar macht: allein im Ganzen bietet sie ein furchtbares Bild. Unter den Männern jener Tage waren viele nicht besser, und König Chilperich theilte alle ihre Laster, nur daß ihm ihre Kraft fehlte — aber sie war ein Weib, und darum war ihre Verruchtheit um so schrecklicher.

Zur Zeit, da die Galswinthe ermordet ward, lebte ihr Vater Athanagild nicht mehr, und seine Nachfolger waren mehrere Jahre

lang durch innere Kriege beschäftigt. Chilperich hatte von dort her also keine Rache zu fürchten, aber Sigibert zwang ihn, an die Schwester Brunhilde eine Buße zu zahlen, deren Höhe von einem Gerichtshof aus vornehmen Franken unter dem Vorsitz König Guntrams bestimmt wurde. Sie urtheilten, daß Chilperich an Brunhilde die Städte Limoges, Cahors, Bordeaux, Béarn und Béziers geben solle, welche der Galswinthe theils von ihrem Vater als Brautschatz, theils von ihrem Gemahl als Morgengabe erhalten hatte. Guntram nahm die Städte auch in Empfang, lieferte sie aber nicht aus, und darüber kam es dann zu einem kurzen Kriege zwischen Sigibert und Guntram. So ging diese Gefahr an Chilperich vorüber. Der große Krieg, der einige Jahre später zwischen Sigibert und Chilperich ausbrach, war nicht durch die Pflicht der Blutrache veranlaßt, sondern durch einen Angriff Chilperichs auf die Städte Tours und Poitiers, die zu Sigiberts Reich gehörten. Der Krieg verlief unter mannigfaltigem Wechsel der Parteien. Verträge wurden geschlossen und wieder gebrochen, und große Theile des Landes wurden verwüstet. Zweimal bot Sigibert die rechtsrheinischen Germanen auf. Sie lebten noch fast ganz in der Weise der Urzeit, und es ward immer als etwas Besonderes empfunden, wenn ihre wilden Scharen in die Kämpfe der linksrheinischen Lande hineingezogen wurden. Mit ihnen siegte er vollständig über Chilperich und hielt Hof in dem eroberten Paris.

Da versammelten sich die Großen von Neustrien und schickten Boten an Sigibert, er möge zu ihnen kommen, sie wollten Chilperich absetzen und ihn zum König erwählen. Das geschah zu Vitry bei Arras. Als sie ihn aber auf den Schild erhoben und ihm huldigten, da drängten sich zwei Mörder an ihn heran. Fredegunde hatte sie geschickt und hatte ihnen Messer gegeben, die in Gift getaucht waren. Die rannten sie dem Könige in die Seite, daß er todt niedersank. (575.) Damit war alles geändert. Die Neustrier erklärten, jetzt sei Chilperich wieder König, und die Mächtigsten unter den austrasischen Großen entrissen der Brunhilde den jungen Sohn, um ihn in Metz als König auszurufen und in seinem Namen zu herrschen. Ihnen war es recht, daß Brunhilde unterdeß von Chilperich wie eine Gefangene gehalten wurde, sie selbst in Rouen und ihre Töchter in Meaux. Auch den königlichen Schatz hatte man ihr genommen. Sie war ganz verlassen und mittellos.

Da begann sie den leidenschaftlichen Kampf, der ihren Namen in der Geschichte berühmt und gefürchtet gemacht hat. Sie gewann

den ältesten Sohn Chilperichs mit Namen Merowech und vermählte sich mit ihm. Chilperich eilte nach Rouen, um das Paar zu trennen. Sie flüchteten in eine Kirche und verließen das Asyl nicht eher, bis Chilperich gelobte, ihre Ehe anzuerkennen. Allein kurze Zeit darauf warf er den Sohn in Haft. Brunhilde entkam zwar nach Austrasien, aber die Großen gestatteten ihr keinerlei Einfluß, duldeten auch nicht, daß ihr Gemahl Merowech in das Land kam, als er von Fredegunde auf den Tod verfolgt wurde. So mußte Brunhilde es ertragen, daß Merowech wieder von Versteck zu Versteck rannte und sich endlich von einem treuen Diener den Tod geben ließ. (577.) Das war zwei Jahre nach dem Tode ihres ersten Gemahls.

Unterdeß erhob sich die Bretagne gegen Chilperich, und auch zwischen den drei Theilstaaten tobte beständiger Krieg. Die Parteistellung wechselte. König Guntram hatte keinen Sohn, und 577 adoptirte er den jungen Childebert, Brunhildens Sohn, aber im folgenden Jahre verbündeten sich die Regenten von Austrasien mit Chilperich gegen Guntram. Dann wechselte es wieder, und jeder Wechsel war begleitet von verwüstenden Kriegen. Da ward Chilperich (584) ermordet. Seine Söhne waren todt bis auf einen, der vier Monate früher von Fredegunde geboren war, aber laut ging das Gerücht, daß er nicht Chilperichs Sohn sei, sondern ein Bastard, und daß auch Chilperichs Mörder von Fredegunde gedungen gewesen sei. Fredegunde rief den König Guntram ins Land und gab sich mit ihrem Sohne in seinen Schutz. Der aber wollte das Kind nicht als Sohn Chilperichs anerkennen, bis daß Fredegunde mit drei Bischöfen und dreihundert vornehmen Männern als Eidhelfern beschwor, das Kind von Chilperich empfangen zu haben. Viele von den Großen schlossen sich jedoch an Austrasien an. Hier hatte Brunhilde allmälig Einfluß gewonnen, freilich unter harten Kämpfen. Als die frechsten unter ihren Gegnern den Herzog Lupus ermorden wollten, der zu Brunhilde hielt, da sprang sie zwischen die Pferde und hemmte den Kampf. Wüthend schrie der Führer der Bande: „Zurück Weib, es mag dir genügen unter deinem Manne geherrscht zu haben, jetzt ist dein Sohn König und wir sind seine Vormünder, nicht du. Geh zurück, oder die Hufe unserer Rosse sollen dich zertreten.“ Aber Brunhilde ging nicht fort und erreichte wirklich, daß der Mord unterblieb. Lupus flüchtete jedoch nach Burgund, und seine Feinde plünderten seine Besitzungen. Unter solchen Scenen rang Brunhilde sich empor, mit solchen Gegnern hatte sie zu thun. So konnte sie in

Neustrien auch nur mit halber Kraft auftreten, und nach mancherlei Drohungen und Verhandlungen ward Fredegundens Sohn Chlothar II. als König von Neustrien ausgerufen, und Guntram als Vormund und Regent anerkannt. Allein Guntram fühlte sich in dem neuen Lande nicht sicher. Nicht einmal in die Kirche wagte er ohne großes Gefolge zu gehen, und an einem Sonntage erhob er sich in der Kirche und sprach zu dem Volke folgende Worte, wie sie wohl nie von einem Könige zu seinen Unterthanen gesprochen sind: „Ich beschwöre euch, ihr Männer und Weiber, die ihr zugegen seid, haltet mir eure Treue unverletzt und tödtet nicht auch mich, wie einstmals meine Brüder. Möge es mir nur vergönnt sein, mindestens drei Jahre meine Neffen zu erziehen, die ich als Söhne angenommen habe. Sonst möchte sich ereignen, was der ewige Gott verhüten möge, daß ihr nach meinem Tode mit jenen Kleinen zu Grunde gehet, da dann von unserem Stamme kein kräftiger Sproß mehr da sein wird, sie zu schützen."

In allen Theilen des Frankenreiches herrschte unterdessen die Gewalt. Sogar der Brautzug der Tochter Chilperichs wurde geplündert. Kurz vor seinem Tode hatte nämlich König Chilperich seine Tochter Rigunde einem westgothischen Prinzen verlobt und sie mit großem Geleit nach Spanien gesendet. Aber ehe noch die Grenze erreicht war, kam die Nachricht vom Tode Chilperichs. Alsbald löste sich das Gefolge auf, und Desiderius, der Herzog des Landes, plünderte selbst den Brautzug der Tochter seines Königs, bei dem er noch dazu in besonderer Gunst gestanden hatte. Die Treue war verschwunden aus dem Leben, weil die Ordnungen verfallen waren, welche die gegeneinanderstrebenden Interessen der Menschen beherrschen und leiten müssen. Die Großen waren zu mächtig geworden, sie fügten sich weder dem Könige noch dem Gesetz, und damals gerade vereinigten sie sich zu einer Verschwörung, welche alle Gewalt der Könige zu zerstören drohte. Das war die Verschwörung des Gundovald. Gundovald war ein Sohn Chlothars I., aber von dem Vater nicht anerkannt. Die Mutter ließ ihn sorgfältig erziehen und sein Haar nach der Weise der Merowinger wachsen. Als die Zeit günstig schien, brachte sie ihn zu Childebert, dem Bruder Chlothars. Der hatte keine Kinder und nahm ihn auf, schützte ihn aber nicht, als Chlothar seine Auslieferung forderte und ihn scheeren ließ. Nach Chlothars Tode fand er bei dem einen seiner Brüder zeitweilige Anerkennung, von dem andern aber wurde er aufs neue

geschoren und mußte in Köln in dürftigen Verhältnissen leben. Als Hausmaler erwarb er sein Brod. Von dort floh er nach Italien und von dort nach Konstantinopel, hier erkannte man ihn als merowingischen Fürstensohn an, um ihn gelegentlich gegen die fränkischen Könige gebrauchen zu können. Um 581 vereinigten sich nun die angesehensten Großen des Frankenreichs, diesen Flüchtling nach Gallien zu rufen, ihn auf den Thron zu heben und durch ihn zu herrschen. Die Häupter der Verschwörung waren Guntram-Boso aus Austrasien und Herzog Mummolus aus Burgund.

Mummolus war Römer von Geburt. Sein Vater war Graf im Gau Auxerre. Einst nun besorgte er, daß der König die Grafschaft einem andern verleihen werde und sandte deshalb seinen Sohn an den Hof, mit vielen Geschenken. Der wußte die Geschenke auch richtig zu vertheilen und den König zu gewinnen, aber nicht für seinen Vater, sondern für sich selbst. Mit dieser Nichtswürdigkeit eröffnete sich Mummolus den Weg zur Macht, und rasch stieg er auf zu dem Range eines Patricius. Das war ein Titel, der sich aus römischer Zeit erhalten hatte, aber das Amt hatte nichts Römisches, es war im Wesentlichen dasselbe, was die Franken sonst als Herzogthum bezeichneten, wie denn auch Mummolus bisweilen Herzog genannt wurde. Mummolus erhielt das Amt, um die Langobarden abzuwehren, und er erfüllte seine Aufgabe auf das Glänzendste. Alle die Jahre hindurch war Guntrams Heer siegreich, und Mummolus in des Königs höchster Gunst. Aber im Jahre 581 verließ Mummolus plötzlich des Königs Hof und warf sich mit seiner Familie, seinen Schätzen und der Schar der von ihm abhängigen Leute in die Stadt Avignon. Er wählte sie, weil sie sehr fest war, und weil sie zu Austrasien gehörte. Mit den Großen, die hier für Childebert regierten, war er im Einverständnis und wurde in Avignon nicht gestört.

Um dieselbe Zeit begann Guntram-Boso, welcher vom König Guntram als Gesandter an den Kaiser geschickt war, in Konstantinopel Verhandlungen mit Gundovald. Im Namen der regierenden Großen von Austrasien forderte er ihn auf, nach Gallien zu kommen, und da ihm der Kaiser reiche Geldmittel zur Verfügung stellte, so wagte Gundovald der Einladung zu folgen und landete in Marseille. Der Bischof der Stadt hatte von den Leitern der austrasischen Regierung Befehl, den Gundovald aufzunehmen, und er gehorchte demselben. Auch Guntram-Boso war zur Hand, und Mummolus zog mit

einer Reiterschar herbei. So schien der Erfolg gesichert. Da scheiterte der Plan durch Guntram-Bosos doppelten Verrath. Guntram-Boso war vielleicht noch ruchloser als Mummolus. „Er schwur nie einen Eid, ohne ihn zu brechen", sagte man von ihm. Er hatte die ganze Sache eingeleitet, und jetzt fiel er plötzlich über Gundovalds Schätze her, die in Marseille lagen, und führte den Bischof von Marseille als Landesverräther gefangen vor König Guntram. Da mußte sich Mummolus wieder in Avignon einschließen, und Gundovald verbarg sich auf einer der Inseln an der Küste. So ruhte die Sache, bis König Chilperich starb und sein Tod das ganze Frankenreich in Verwirrung setzte. Alsbald verband sich Mummolus mit dem Herzog Desiderius, der in Aquitanien die größte Macht hatte und damals gerade durch die Plünderung des Brautschatzes der Rigunde in den Besitz großer Geldmittel gekommen war. Gundovald verließ die Insel und zog mit dem Heer, das ihm Desiderius und Mummolus stellten, durch Aquitanien. Viele Städte fielen ihm zu, und in Brives-la-Gaillarde ward er in großer Versammlung auf den Schild gehoben und als König ausgerufen. In den Städten, die zu Austrasien gehörten, ließ er sich in Childeberts Namen huldigen, für den er die Vormundschaft beanspruchte, in Neustrien und Burgund nahm er die Huldigung im eigenen Namen entgegen. Diese Lande beanspruchte er selbst.

Die Hoffnung des Unternehmens ruhte vorzugsweise auf dem Zwiespalt zwischen Guntram und dem austrasischen Hofe. Nach Chilperichs Tode schien es über die Erbschaft zum offenen Kampfe zu kommen, und auf dem Landtage, der zur friedlichen Auseinandersetzung berufen wurde, entstand nur neuer Streit. Der Landtag fand in Guntrams Reiche statt. Die Gesandten seines Neffen forderten erstens mehrere Städte aus Chilperichs Erbschaft und zweitens die Auslieferung der Fredegunde. Sie sei eine Zauberin und habe viele von dem königlichen Geschlechte getödtet. König Guntram weigerte beides und überhäufte die Gesandten noch dazu mit Vorwürfen. Sie seien die Urheber der Verschwörung des Gundovald. Da gab es einen Wortwechsel, und zum Schluß rief einer der Gesandten: „Wir gehen jetzt fort, o König, weil du aber die Städte deines Neffen nicht zurückgegeben hast, so wollen wir eingedenk sein, daß die Streitaxt noch vorhanden ist, die deinen Brüdern die Köpfe gespalten hat — bald wird sie auch dir die Hirnschale einschlagen." Damit verließen sie die Versammlung. König Guntram aber ließ

ihnen in seiner Wuth Pferdemist, faules Holz, Spreu und Koth nachwerfen, und jubelnd betheiligte sich die Masse an diesem Hohn, so daß die Gesandten übel zugerichtet wurden.

Es hat den Anschein, als ob sich Brunhilde damals mit den Großen ihres Reiches verbunden hätte, um sich aus ihrer drückenden Lage zu befreien und Fredegunde zur Strafe zu ziehen. Es ging sogar das Gerücht, sie wolle sich mit Gundovald vermählen. So verworren lagen alle Verhältnisse, als es dem König Guntram gelang, den jungen König Childebert zu gewinnen. In feierlicher Versammlung überreichte er dem fünfzehnjährigen Knaben seine Lanze und sprach: „Dies sei das Zeichen, daß ich dir mein ganzes Reich übergebe. Kraft dessen ziehe nun aus und mache alle meine Städte deiner Herrschaft und deinem Gebot unterthan, gleich wie deine eigenen. Du sollst mir als Erbe in meinem ganzen Reiche folgen und kein anderer.“ Dann nahm er ihn bei Seite und nannte ihm die Personen, vor denen er sich zu hüten habe. Nach dieser geheimen Unterredung trat er mit ihm wieder vor die Heerversammlung und sprach: „Seht euch vor, Männer, denn mein Sohn Childebert ist schon zum Manne erwachsen. Sehet euch vor und hütet euch, ihn für ein Kind zu halten. Lasset jetzt eure Empörungen und Verschwörungen. Er ist euer König und ihr müßt ihm dienen.“ Große Gelage bildeten den Schluß dieser feierlichen Wiederholung der schon 577 vollzogenen Adoption. Die bisherigen Regenten mußten das alles geschehen lassen, wohl deshalb, weil die Masse der Franken und vor allem die Großen, welche an dem Regimente keinen Antheil erhalten hatten, zu dem jungen König hielten.

Auf die Nachricht von dieser Verbindung zwischen Austrasien und Burgund begann der Abfall unter den Verschworenen, und bald waren Mummolus und Gundovald gezwungen sich in die Bergstadt Convenae zu werfen. Sie lag an der oberen Garonne, auf einem alleinstehenden Berge. Lange leisteten sie hier Widerstand, als man aber Mummolus Gnade zusicherte, da lieferte er den Gundovald aus. Dieser wurde niedergestoßen, aber Mummolus gleich darauf ebenfalls. (585.) Die fürchterlichsten Eide schwuren diese Menschen einander, obschon sie wußten, daß jeder den Eid brechen werde, sobald es ihm Vortheil brachte. Ohne ein gewisses Vertrauen kamen sie eben nicht weiter, und so fand immer einer durch den Verrath des anderen seinen Tod.

Brunhildens Regiment 585—613.

Um diese Zeit erfolgte auch ein Umschwung in Brunhildens Schicksal. Bis dahin war die Regierung von Austrasien in der Hand ihrer Feinde, welche die Vormundschaft über den jungen König an sich gerissen hatten. Aber dieser war jetzt fünfzehn Jahre alt, hatte also den ersten Mündigkeitstermin schon seit drei Jahren überschritten und brauchte rechtlich keinen Vormund mehr zu haben, in drei, vier Jahren aber kam er „zu seinen Tagen", und dann durfte er keinen Vormund mehr haben. Er war auch bereits verheirathet, und die Großen sahen, daß ihre Vormundschaft bald zu Ende gehen müsse. Sie kannten aber Brunhildens mächtige Persönlichkeit und wußten, daß sie thatsächlich regieren werde, sobald Childebert dem Namen nach ohne Vormund König war. Aus diesen Gründen hatten sie den Prätendenten Gundovald im Nachbarlande zum Könige erheben und zum Vormund über Childebert bestellen wollen, um durch ihn ihre Stellung zu sichern. Der Untergang Gundovalds hatte diese Pläne gekreuzt, und als bald darauf Wandalen starb, der Erzieher Childeberts, der das Haupt der vormundschaftlichen Regierung gewesen war, da setzte Brunhilde durch, daß kein neuer Vormund für Childebert bestellt wurde. So stand sie am Ziele, und als die Großen dann eine Verschwörung machten, um Childebert zu ermorden und für seine zwei kleinen Söhne wieder eine vormundschaftliche Regierung zu bestellen: da überwältigte sie Brunhilde und befreite bei dieser Gelegenheit das Land von einer Anzahl der gewaltthätigsten und ruchlosesten Menschen.

Um die Ruhe des Reiches zu vollenden, kam darauf Guntram mit Childebert, sowie mit Brunhilde und der Schwester und der Gemahlin Childeberts zu Andelot nördlich von Langres zusammen, und hier schlossen sie unter allerlei Festlichkeiten einen Vertrag mit einander, dessen Wortlaut uns erhalten ist. Der Vertrag regelte den Besitzstand der beiden Reiche, verfügte die Ausweisung der Unterthanen, die aus dem einen in das andere Reich übergetreten waren, sicherten dem Unterthanen jedes Reichs die Besitzungen, die er etwa in dem andern hatte und verbürgte freien Verkehr und sonst gute Beziehungen. (587.) Diese erhielten sich denn auch fortan zwischen den beiden Staaten. Childebert zweifelte nicht, daß er einst Guntrams alleiniger Erbe sein werde, und Guntram freute sich der Ehrerbietung, die ihm Childebert bewies. Als z. B. der Ostgothenkönig Reccared

um Childeberts Schwester warb, da sagte sie ihm Childebert nicht gleich zu, sondern fragte erst bei Guntram an und ließ ihm sagen, daß er nicht ohne seine Zustimmung handeln werde. Es fehlte nicht an mancherlei Irrungen, aber sie wurden überwunden. Guntram wollte Krieg mit den Westgothen und ihnen Septimanien entreißen, Brunhilde und Childebert unterhielten dagegen einen freundschaftlichen Verkehr mit König Reccared und suchten Guntram als Bundesgenossen zu einem Zuge nach Italien zu gewinnen. Es gelang ihnen nicht, und Guntram begann den Krieg. Er wurde aber bei Carcassonne so empfindlich geschlagen, daß er fortan Ruhe hielt. (589.) Brunhilde und Childebert hatten unterdeß mit dem Kaiser Unterhandlungen geführt, der sie zu einem gemeinsamen Angriff gegen die Langobarden zu bewegen suchte, die in Oberitalien noch nicht zu sicherem Besitz gekommen waren und an innern Unruhen litten. 20,000 Sachsen, welche dem Alboin zugezogen waren, zogen wieder in die Heimat, und von den Langobarden selbst traten manche Haufen in des Kaisers Dienst. Das Volk war noch in dem lockeren Staatsverbande der Urzeit. Der Kaiser hoffte deshalb das Land wieder zu unterwerfen, und Brunhilde und Childebert erwarteten dabei große Beute zu gewinnen. Da Baiern ihnen bereits gehorchte, so hatten sie von zwei Seiten Zugang nach Italien, über die Westalpen und über Trident, und sie waren deshalb sehr gefährliche Gegner für die Langobarden. Aber es war ihnen nicht gerade darum zu thun, die Langobarden zu vernichten. Sie verfuhren nicht anders wie einst in den Gothenkriegen und unterhandelten mit beiden Gegnern, um den größten Gewinn aus der Lage zu ziehen. Aus dem Jahre 588 ist ein Theil der Briefe erhalten, die zwischen Metz und Konstantinopel gewechselt wurden und welche zeigen, wie sich damals die Frankenkönige zu dem Kaiser stellten. Sie erhoben nicht den Anspruch, ihm an Rang gleich zu stehen, aber diese Ehrerbietung minderte in keiner Weise das Gefühl ihrer Selbständigkeit. Brunhilde und Childebert hatten bei diesen Verhandlungen auch noch persönliche Wünsche. Brunhildens Enkel, der Sohn ihrer Tochter Ingunde und des westgothischen Prinzen Hermenegild, war in dem Aufstande dieses Prinzen gegen seinen Vater den Römern in Obhut gegeben und wurde von ihnen immer zurückgehalten. Brunhilde suchte ihn zu befreien und bat auch die Kaiserin und den Sohn des Kaisers sich dafür zu verwenden. Das Bündnis kam zu Stande, aber der Kaiser klagte, daß Childebert nur seinen Vortheil suche. Childebert war 588 in Italien eingefallen, während

die Römer von der andern Seite angriffen. König Authari erwehrte sich jedoch glücklich des Doppelangriffs und brachte den Franken empfindliche Verluste bei. Im folgenden Jahre kaufte er ihren Angriff ab, und 590 eroberten die Franken zwar mehrere Plätze im Tridentinischen, wurden dann aber durch Krankheiten geschwächt und mußten zurück. Das war der letzte Zug. 591 vermittelte Guntram den Frieden zwischen Childebert und den Langobarden.

Zwei Jahre danach starb Guntram, und Childebert vereinigte das große Reich desselben mit Austrasien. Er war jetzt der mächtigste König des Abendlandes, von der Rhone und Seine herrschte er bis zur Elbe und bis zu den Pässen, die von der Isar hinabführen zum Inn und weiter zu den Seen Oberitaliens. Den Baiern setzte er hier im Osten einen Herzog, der zwar kein bloßer Beamter war aber Childebert als Herrn anerkannte. Und in Childeberts Reiche behielt Brunhilde einen maßgebenden Einfluß. An sie wandte sich auch der Papst Gregor der Große, wenn er in dem Frankenreiche etwas erreichen wollte. Bald bat er um Schutz und Unterstützung für die Missionäre, die durch Gallien nach England gingen, bald für den Verwalter eines Gutes, das die römische Kirche in Gallien besaß, bald drang er auf Abstellung grober Verirrungen in der fränkischen Kirche. Vor allem wünschte er, daß eine Synode gehalten wurde. Der Verkehr erfolgte in sehr höflichen Formen. Gregor hütete sich wohl, Befehle zu erlassen und Anordnungen zu treffen, aber auch so erreichte er nicht viel, nicht einmal, daß ein Concil berufen wurde. Das war die Hauptsorge der großen Königin und ihres Sohnes, wie sie die Großen im Zaume hielten. Vor dieser Aufgabe traten alle anderen zurück. Und dies gelang denn auch, bis Childebert starb. (596.) Er war erst 26 Jahre alt, sein ältester Sohn Theudebert zehn, der jüngere Theuderich kaum neun Jahre. Zunächst glückte es Brunhilde das Regiment festzuhalten. In Metz regierte sie selbst für den älteren Enkel, in Orleans ein zuverlässiger Hausmeier mit dem jüngeren. Aber von allen Seiten regte sich die Begierde, ihr die Herrschaft zu entreißen oder doch das Erbe zu plündern. Fredegunde brach mit ihrem Sohne Chlothar über die Grenze, besetzte Paris und andere Städte und schlug Brunhildens Heer. Es war der letzte Erfolg, den Fredegunde sah, im folgenden Jahre starb sie. (597.) Gleichzeitig drangen von Osten her die Avaren vor, und im Innern erhoben sich die Großen. Den Angriff der Avaren wehrte Brunhilde mit Geld ab, und die Großen

bändigte sie. Aber 599 erneuerte sich die Empörung. Brunhilde mußte aus Austrasien fliehen und begab sich zu dem jüngeren Enkel Theuderich nach Orleans. Dergleichen Aufruhr und Gewaltthat hinderte jedoch nicht, daß sich die beiden Staaten im folgenden Jahre (600) gegen Chlothar vereinigten. Sie eroberten zurück, was er ihnen (596) entrissen hatte, und noch einen Theil seines väterlichen Reichs, so daß Chlothar nur zwölf Gaue zwischen Seine, Oise und dem Meere blieben.

Die beiden Könige waren jetzt rechtlich mündig und sie waren wie alle diese Merowinger früh entwickelt. Im Jahre 602 ward dem Theuderich von Orleans bereits ein Sohn geboren, — obwohl er erst 14 bis 15 Jahre alt (geb. 588) war. Indeß die Regierung stand thatsächlich unter der Leitung seiner Großmutter Brunhilde, während für den Bruder in Metz die Großen regierten. Da war nun ein beständiger Kampf unter den Hofleuten um die wichtigsten Aemter und um den Einfluß auf den jungen König. Einer von diesen Kämpfen ist uns ausführlicher bekannt und gewährt einen Einblick in das gewaltthätige Treiben. Brunhilde hatte den klugen Römer Protadius zu Theuderichs Hausmeier gemacht. Mit Hülfe desselben bewog sie den Theuderich zum Kriege gegen die Großen, die sie aus Austrasien vertrieben hatten. Bei Cerizy an der Oise standen sich die Heere gegenüber — aber in dem Heere der Burgunder erhob sich plötzlich das Geschrei, es sei besser, daß ein Mann sterbe, als daß ein so großes Heer in Gefahr komme, und da erschlugen sie den Protadius im Zelte des Königs. (605.) Es geschah das nicht aus Mangel an Kriegslust und noch weniger aus Patriotismus. Einige von den Großen hatten es angezettelt, die den Protadius haßten. Augenblicklich hatten sie das Uebergewicht, und auch auf den König stärkeren Einfluß. Es wurde Friede gemacht, und der Mord nicht untersucht, aber Brunhilde wußte die Gelegenheit zu finden, um die beiden Hauptschuldigen zu strafen. Den einen ließ sie tödten, den andern verstümmeln. Indessen war ihr Theuderich mehr und mehr entwachsen.[1] Er war eine heftige Natur von starken Trieben. Im Jahre 610 hatte ihm der Bruder das Elsaß entrissen, und dafür wollte er sich rächen. Er verhandelte deshalb mit Chlothar, daß derselbe dem Theudebert nicht zu Hülfe komme

[1] In dieser Zeit war es, daß Brunhilde den Zorn des heiligen Columban auf sich zog, weil sie kein Ohr hatte für seine Mahnungen und Reformen.

und hielt dann im Mai 612 zu Langres Heerschau über seine Völker. Bei Toul und dann zum zweiten Mal bei Zülpich schlug er Theudebert. Die letzte Schlacht war sehr blutig, und bis Köln hin waren die Straßen von den Leichen der Flüchtigen besäet. Theudebert ward auf der Flucht eingeholt, erst in ein Kloster gesperrt und dann getödtet. Auch seinen kleinen Sohn ergriff ein Mann auf Theuderichs Befehl am Fuße und zerschmetterte ihm das Köpfchen an einem Steine.

Im folgenden Jahre zog Theuderich dann gegen Chlothar, der sich des ihm versprochenen Gebietes selbst bemächtigt hatte — aber ehe es zum Kampf kam, starb Theuderich plötzlich. Er war erst 25 Jahre alt und hinterließ 4 Söhne, von denen der älteste 10 bis 11 Jahre zählte. Brunhilde ließ ihn als König ausrufen und bot das Heer wieder auf, das bei des Königs Tode auseinandergegangen war. Aber viele von den Großen in Austrasien und in Burgund wollten von einer vormundschaftlichen Regierung der Brunhilde für ihre Urenkel nichts wissen und riefen den Chlothar ins Land. An der Aisne trafen sich die Heere, aber es kam nicht zur Schlacht. Brunhildens Heer löste sich auf, die jungen Könige fielen in Chlothars Hände und wurden beseitigt. Brunhilde entfloh, aber in Orbe im Waadtland ward sie von den burgundischen Großen ergriffen und vor Chlothar gebracht. Mit heftigen Worten warf er ihr vor, zehn Frankenkönige gemordet zu haben, und diese ungerechte Anklage mußte dann die grausame Rache rechtfertigen, welche die feindlichen Großen und der Sohn Fredegundens an der Königin nahmen. Brunhilde war zwischen sechzig und siebzig Jahre alt, und 46 Jahre lang hatte sie den Namen einer Königin der Franken geführt: aber Ehrfurcht kannte dies Geschlecht nicht. Drei Tage lang ließ sie Chlothar martern, dann ward sie auf ein Kamel gesetzt und durch das Lager geführt und endlich mit dem Haupthaar, einem Arme und einem Fuße an den Schwanz eines wilden Pferdes gebunden, und so ward sie von den Hufen des davon sprengenden Thieres zerschlagen, bis ihr Glied für Glied abfiel. Es war ein bezeichnender Schluß für diese von Rohheiten aller Art erfüllte Periode der fränkischen Geschichte.

Achtes Capitel.

Das Merowingische Reich von 613—714.

Die Großen hatten Chlothar den Sieg verschafft und jetzt heischten sie ihren Lohn. In Austrasien ward eine selbständige Verwaltung unter einem Majordomus eingesetzt, und dem Führer der burgundischen Großen, welche Brunhilde und den jungen König verrathen hatten, mußte Chlothar das Amt eines Majordomus von Burgund verleihen und ihm zusichern, daß er es zeitlebens behalten sollte. Unmittelbar gebot also Chlothar nur in seinem Stammlande Neustrien. Gewisse Rechte blieben indeß dem Könige auch in Austrasien und Burgund vorbehalten, und wenn er erschien, so fiel die den Hausmeiern verliehene Regentschaft an ihn zurück. Chlothar durchzog auch wirklich noch in demselben Jahre das Elsaß (Austrasien) und hielt strenges Gericht. Schon regte sich aber wieder das Verlangen, ihn zu beseitigen. Ein gewisser Aletheus, der sich rühmte von dem alten Königshause der Burgunder abzustammen, und der Bischof von Sitten im Rhonethal bildeten eine Verschwörung, die durch Burgund und Elsaß verbreitet war. Die nöthigen Geldmittel versuchte der Bischof aus dem Königsschatze selbst zu erhalten. Er prophezeite der Königin, Chlothar werde bald sterben, und dann werde Aletheus König werden. Sie möchte deshalb einen möglichst großen Theil von dem Königsschatze an sich bringen und mit demselben nach Sitten kommen, dann werde Aletheus sie heirathen. Die Königin gerieth in große Angst. Die Bischöfe standen in dem Rufe, übernatürliche Kräfte zu besitzen, Wunder zu thun und das Künftige vorher zu wissen. So fürchtete sie denn, die Prophezeiung

könne sich erfüllen, aber sie widerstand der Versuchung und offenbarte die Sache dem Könige. Der erstickte dann die Verschwörung im Keime und warf auch sonst viele von den gewaltthätigen Großen nieder. Aber das waren immer nur einzelne und keineswegs immer die schlimmsten Störer des Friedens, sondern die, deren Anhang gerade schwächer war.

Ihre Macht ruhte auf dem Grundbesitz und der Gewalt über die Hintersassen, welche auf demselben lebten. Die Bischöfe, die Aebte und die weltlichen Großen hatten Besitzungen, die ganze Dörfer und Hundertschaften umfaßten, und manche von ihnen hatten mehrere solcher Besitzungen in verschiedenen Provinzen des Reichs. In der Verordnung über die Stellung einer Bürgerpolizei in den Hundertschaften behandelte Chlothar II. die königlichen Domänen und die Grundherrschaften der Großen als Verwaltungsbezirke ähnlich den Hundertschaften. Die Beamten dieser Grundherrschaften führten die Titel Richter, Missi, Agenten, die auch für die öffentlichen Beamten üblich waren, und der Reichstag von 614 beschäftigte sich in ähnlicher Weise mit den Regeln für die Bestellung der Beamten auf den Gütern der Grundherrn, wie er die Bestellung der Grafen des Königs regelte. Thatsächlich hatten diese grundherrlichen Beamten denn auch die richterliche und die militärische Gewalt über die Hintersassen, wie der Graf über den Gau. Ihr Gericht war freilich nur ein Schiedsgericht — der ordentliche Richter für alle Freien war jetzt noch, und ebenso noch zweihundert Jahre später, der Graf. Wenn einer von den freien Hintersassen einen Streit mit einem andern Hintersassen oder seinem Herrn vor das öffentliche Gericht ziehen wollte, so stand ihm rechtlich nichts im Wege. Thatsächlich aber mußte er in dem Hofgericht erledigen lassen, was der Herr dort erledigen wollte. Ebenso war es mit der Wehrpflicht. Rechtlich unterstanden die Hintersassen dem öffentlichen Aufgebot, wie alle anderen Gaueingesessenen, thatsächlich bot der Grundherr die Leute auf und führte sie dem Könige zu oder gegen den König.

Durch den Sturz der Brunhilde war diese Macht der Großen wieder mächtig gewachsen, und es fand dies damals auch einen rechtlichen Ausdruck. Auf den October des Jahres 614 berief König Chlothar die geistlichen und die weltlichen Großen zu sich nach Paris. Hier wurde von den Geistlichen ein Concil gehalten, an welchem 79 Bischöfe und ein Abt theilnahmen, und acht Tage später ein großer Hoftag der weltlichen wie der geistlichen Großen. Auf Grund der

mit ihnen gepflogenen Berathungen erließ dann König Chlothar eine Verordnung, deren Inhalt in vielen Punkten bereits den Bestimmungen der magna charta des englischen Staates und der sonstigen Freiheitsbriefe des Mittelalters gleicht. Eben weil sich die Großen über die Stellung von Unterthanen erhoben, so erregten sie leicht den Verdacht der Könige und wurden dann ohne Recht und Gericht ihrer Güter beraubt oder getödtet, als gäbe es für sie keinen Schutz der Gesetze. Es erinnert an die westgothischen Zustände, wenn man sieht, wie die Könige ihre Regierung mit Gnadenacten für die begannen, welche unter dem Vorgänger verjagt oder beraubt waren. Das Edict wendete sich gegen eine Reihe solcher Gewaltthaten: Hinrichtungen ohne richterliche Untersuchung, Eingriffe in den Erbgang, zwangsweises Verheirathen von Erbtöchtern, die in das Kloster treten wollten, Entziehung der von früheren Königen verliehenen Güter. Ausdrücklich wurde noch ausbedungen, daß alle diejenigen ihre Güter zurückerhalten sollten, welche sie in den Zeiten des Bürgerkriegs durch die Treue für ihren Herrn verloren hätten. Aber die weitaus wichtigste Bestimmung des Edicts betraf die Bestellung der Grafen. Bisher konnte der König zum Grafen ernennen, wen er wollte, auch einen Unfreien. Der Graf war der Diener des Königs, weiter nichts, die Hand, durch welche der König das that, was er nicht selbst thun konnte. Es war deshalb schlechthin nur seine Sache, wen er dazu nahm. Thatsächlich war er freilich oft gezwungen gewesen, hervorragende Personen bei der Wahl nicht zu übergehen, aber jetzt wurde das Ernennungsrecht gesetzlich eingeschränkt. Der König sollte fortan nur solche Männer zu Grafen eines Gaues machen, welche in demselben ansässig waren und einen Grundbesitz hatten, groß genug um die hohen Bußen zu zahlen für etwaigen Misbrauch der Amtsgewalt. Es war das ein berechtigter Wunsch des Volkes. Der Graf war der Richter, der Verwaltungsbeamte und der Befehlshaber des Bezirks. Ueber tausend Dinge gab es keine feststehende Regel — die Meinung, das persönliche Urtheil des Mannes entschied. Dazu war vielfach das Interesse des Grafen mit seiner Entscheidung verknüpft. Strafgelder fielen ihm zu, Gegner sollten gedemüthigt werden. Der Mann ging nicht auf in seinem Amt, die Befugnis galt mehr nur als eine der Stützen seiner persönlichen Bedeutung, mehrte das Gewicht, das er durch seinen Ruhm oder seinen Reichthum besaß. Es war oft vorgekommen, daß Leute von niederer Herkunft und nichtswürdigem Charakter durch Dienste bedenklicher Natur sich von

dem Könige diese einflußreichen Stellungen erschlichen und sich dann durch Plünderung der alten Familien bereicherten. Die Bürgerkriege hatten diese Gefahr doppelt nahe gelegt. Der Mann, der ein so wichtiges Amt bekleidete, mußte eine gewisse Bürgschaft gewähren. Aber so billig diese Forderung war, sie hat doch verhängnißvolle Folgen gehabt. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, die Entwicklung zu fördern, die den Grafen aus einem Diener und Werkzeug des Königs zu einer fürstlichen Stellung erhob: es war diese Bestimmung ein entscheidender Sieg der Aristokratie über das Königthum.

Einige Bestimmungen sorgten für die Masse des Volkes und seine Bedürfnisse. „Es sollen keine Steuern und Zölle erhoben werden, als die hergebrachten". „Die Schweinehirten des Königs dürfen die Wälder der Privaten nicht betreten". „Die Bauern, welche ihre Heerden in den Wäldern des Königs mästen und dafür eine Abgabe zahlen, sollen frei sein von dieser Abgabe in den Jahren, in denen keine Mast gewachsen ist".

Zahlreiche Bestimmungen des Edicts betrafen die kirchlichen Angelegenheiten. Die Kirche war eine Korporation im Staat, und sie regelte wie jede andere Korporation im fränkischen Reiche ihre Angelegenheiten selbständig und in den selbst geschaffenen Formen. Indeß weil sie eine so wichtige Korporation war, so übte der Staat seine Aufsicht strenger, und die Vertreter der Korporation durften sich nur dann zur Synode versammeln, wenn der König sie berief oder die Berufung gestattete [1]). Und andererseits fühlte sich die Kirche nicht blos als Korporation, sondern als Theil des Staates, sorgte nicht nur für das Wohl der Kirche, sondern sie trat zusammen, „um das Wohl des Landes und den Dienst des Königs zu berathen." Das Ergebnis ihrer Berathungen hatten die Bischöfe in 17 Beschlüssen zusammengefaßt. Sie bezogen sich auf die Kirchenzucht, die Wahl der Bischöfe, die geistlichen Güter und die geistliche Gerichtsbarkeit, und sie berührten vielfach wichtige Rechte des Königs und seiner Beamten. Regelmäßig ernannte der König die Bischöfe, das Concil erklärte, der Bischof dürfe nur durch freie Wahl der Gemeinde und des Clerus bestellt werden, jede andere Bestellung sei ungültig. Ein anderer Canon bedrohte die Richter mit Excom-

[1]) Schreiben König Sigiberts um 645: sic nobis cum nostris proceribus convenit, ut sine nostra scientia synodale concilium in regno nostro non agatur.

munication, welche einen Geistlichen ohne Wissen des Bischofs zur Strafe ziehen würden, sowie jeden, der das Erbe eines verstorbenen Klerikers an sich nähme, ehe es ihm von der kirchlichen Behörde übergeben sei. Kein Befehl des Richters und selbst kein Befehl des Königs sollte ihn ermächtigen. Der letzte Kanon griff sogar unmittelbar in das Beamtenernennungsrecht des Königs ein. Er verbot, daß ein Jude militärische oder sonst eine amtliche Gewalt über Christen ausübe, thue er es, so müsse er sammt seiner Familie getauft werden.

Diese Beschlüsse faßten die Bischöfe ganz ungestört und auch unbekümmert, ob sie damit die im Frankenreiche bestehenden Zustände verurtheilten, aber die Wirksamkeit derselben war beschränkt. Für künftige Concilien und für die geistlichen Gerichte hatten sie bindende Kraft. Sie hatten ferner einen großen Einfluß auf die Ausbildung der öffentlichen Meinung, der Ansichten in den einflußreichen Kreisen des Landes. Für das öffentliche Gericht hatten sie dagegen keine Gültigkeit. Was vor Gericht Recht sei, das wurde von dem Könige mit dem Reichstage bestimmt, der acht Tage später zusammentrat. Jene achtzig hohen Geistlichen bildeten einen einflußreichen Theil desselben, und den einzigen, der eine geschlossene Organisation hatte. Auch verstärkte es ihren Einfluß, daß sie auf dem Concile ihre Ansichten bereits ausgesprochen hatten. Es fehlte jedoch an den parlamentarischen Formen, welche derartige Vortheile auf dem Reichstage zur vollen Geltung kommen ließen. Wer die größte Schar von bewaffneten Knechten auf den Reichstag geführt hatte oder auf demselben unter seinen Freunden zusammenbringen konnte, und wer von solcher Macht am rücksichtslosesten Gebrauch machte, der hatte den größten Einfluß.

Die Geistlichen erreichten die Anerkennung eines Theiles ihrer Forderungen — aber einige derselben wurden nicht unwesentlich eingeschränkt, vor allem ihr Beschluß über die Ernennung der Bischöfe. Zunächst wiederholte zwar das Edict den Beschluß des Concils, daß der Bischof von der Gemeinde und dem Klerus frei gewählt werden solle, fügte aber hinzu, daß die Einsetzung des Gewählten und damit die Entscheidung über die Würdigkeit der Person dem Könige zustehe. Darauf folgte dann noch ein zweiter Zusatz, der die freie Ernennung durch den König zuließ, nur sollte er einen gelehrten und würdigen Mann wählen. Thatsächlich wurden denn auch die meisten Bischöfe durch königlichen Einfluß ernannt oder durch den Einfluß

der Großen der Provinz, welche die Bisthümer wie die Grafschaften in den dauernden Besitz ihrer Familien zu bringen strebten.

Lehrreich ist endlich noch zu beachten, von welchen Dingen auf dem Concile und in dem Edicte nicht die Rede war. Vor allem, daß des Papstes keine Erwähnung geschah: er hatte keine Gewalt über die fränkische Kirche. Keine Rede war ferner von den Städten und ihren Rechten. Städte kannte das fränkische Reich rechtlich nicht. Auch die Gesetzgebung und das Zoll- und Steuerwesen fanden wenig Berücksichtigung. Ungerechte Zölle und Abgaben wurden im allgemeinen verboten — aber sonst überließ man diese Einrichtungen ihrem Verfall.

Zwei Jahre später erschienen die geistlichen und weltlichen Großen aus Burgund unter Führung ihres Majordomus vor dem Könige auf seiner Villa bei Paris, und der König erließ dann wieder ein Edict, durch welches er den Beschlüssen oder Forderungen dieser Versammlung gesetzliche Kraft gab. Das Edict ist nicht erhalten. Das aber ist bezeichnend, daß Burgund unter seinem Majordomus einen eigenen Landtag hatte. Noch stärker war das Bedürfnis nach einem solchen selbständigen Regimente in Austrasien. Die weiten Lande jenseit des Rheins, die Thüringer, Hessen, Schwaben und Baiern konnten nicht von Paris aus in Gehorsam gehalten werden. Sie verlangten einen König, der ihnen näher war und Zeit für sie hatte. Dazu kam der Ehrgeiz der großen Geschlechter an Mosel, Maas und Rhein. So lange hatten sie das Regiment ganz in der Hand gehabt, und nun sollten sie sich von einem Hofe regieren lassen, den die Großen von Neustrien bildeten! Chlothar widersetzte sich dem Verlangen nicht und übergab 622 seinem Sohne Dagobert die Länder östlich von den Ardennen und Vogesen als Theilstaat. Metz war die Hauptstadt. Dagobert stand hier unter der Leitung des heiligen Arnulf, welcher Bischof von Metz war, und Pippin des Aelteren (von Landen), der das Amt des Majordomus erhielt. Pippin gehörte einem vornehmen fränkischen Geschlecht an, und als sich seine Tochter um 630 mit dem Sohne des heiligen Arnulf vermählte, da wurde zwischen Maas, Mosel, Rhein und Roer ein sehr großer Besitz zusammengebracht, der dann später die Grundlage bildete für die Macht, welche der Enkel dieses Paares erwarb, Pippin der Mittlere (von Heristal), der Gründer der Dynastie der Karolinger.

Dagobert nahm unter der Führung jener Räthe alsbald eine selbständige Stellung ein und handelte auch in wichtigen Fällen gegen

den Wunsch seines Vaters. Im Jahre 625 rief Chlothar die Großen aus allen drei Landen zu einem Reichstage auf seine Villa Clichy bei Paris und in dieser glänzenden Versammlung ward Dagobert mit der Schwester von seines Vaters Gemahlin verheirathet. Am dritten Tage nach dem Feste kam es aber zwischen den Königen zu ernstem Streit. Dagobert forderte für Austrasien alle die Lande, die ehemals dazu gehört hatten, und Chlothar verweigerte sie. Die Entscheidung wurde einem Schiedsgericht von zwölf fränkischen Großen übertragen, und diese gaben dem Dagobert alle alten austrasischen Lande mit Ausnahme der Theile, die südlich der Loire lagen. Auf dem nächsten gemeinsamen Reichstage erhob sich ebenfalls ein gefährlicher Streit. Chlothar hatte noch einen zweiten Sohn namens Charibert. Er war noch nicht erwachsen, aber nach der Sitte der Franken hatte er schon einen eigenen Hof und eine Schar von Großen, die ihm besonders verpflichtet waren. An der Spitze derselben stand sein Erzieher Ermenchar. Der wurde auf dem Reichstage von den Leuten eines vornehmen Sachsen namens Aegyna erschlagen, und nun drohte sich die Versammlung in eine Schlacht zu verwandeln, denn alle diese Großen waren mit Haufen bewaffneter Knechte erschienen. Da befahl König Chlothar dem Aegyna, sich mit seiner Schar auf den Mont-Martre zurückzuziehen und verkündete, daß er mit rücksichtsloser Strenge gegen jeden einschreiten werde, der zur Selbsthülfe greife. Vor seinem Richterstuhle sollten die Parteien Recht suchen. So bändigte er den Bürgerkrieg noch einmal, aber jeden Tag drohte die gleiche Gefahr.

Die Regierung Chlothars II. seit 613 und die seines Sohnes Dagobert bildeten die glänzendste Zeit des Merowingischen Reichs. Von der Elbe und dem Inn reichte die Grenze bis an den Biscayschen Meerbusen, kein Nachbar war den Franken gewachsen, und die Bürgerkriege hatten ein Ende gefunden. Die Basken, die Bretagner und die Völker östlich vom Rhein waren zwar oft unbotmäßig, aber sobald die Könige ihre Macht gebrauchten, so mußten alle sich fügen. Trotzdem war das Reich dem Verfalle nahe. Die Großen hielt der König meist nur dadurch im Zaum, daß er einen gegen den andern benutzte. Bezeichnend ist, daß Chlothar und Dagobert die Großen, welche sie des Todes schuldig hielten, nicht richteten, sondern ermordeten und meist mit abscheulicher Hinterlist ermordeten. Den entscheidenden Einfluß hatten diejenigen, welche den Hof des Königs bildeten, unter denen einige als Träger der großen Hofämter und

als seine Tischgenossen oder Antrustionen besonders ausgezeichnet waren. Zu ihnen gesellten sich diejenigen, welche in der Nähe wohnten und häufig zu Hofe kamen. Chlothar hielt sich fast immer in der Gegend von Paris auf — dort hatte er zahlreiche Hofgüter in angenehmster Lage. Aber Paris war nicht die Hauptstadt des Reichs im heutigen Sinne. Nicht die Stadt Paris, nicht die Summe von Kapital und Intelligenz, die in der Bürgerschaft vereinigt war, bildeten den Sitz der Regierung, den Mittelpunkt des Reichs, sondern Clichy an der Seine, Bonneuil an der Marne nnd die anderen später zu Dörfern und Städten erwachsenen Landgüter, auf denen der König Hof hielt. König Chlothar residirte in Paris heißt nur, sein Hof war regelmäßig auf einem der königlichen Güter, welche in dem Gau von Paris lagen. Es erregte deshalb auch keinerlei Aufsehn, wenn ein späterer König in Compiegne oder Bourges residirte, und von den austrasischen Königen weiß man für eine lange Zeit nicht anzugeben, ob Metz oder Reims ihr Sitz war. Blieb er nur in ihrer Gegend, so war es den Großen gleich, auf welcher Villa der König Hof hielt. Die Städte hatten für die Könige mehr nur Werth als feste Plätze, oder um der berühmten Kirchen, großen Gebäude willen und vor allem weil die dortigen Zölle und Abgaben den Schatz füllten. Die Bürger waren meist geringe Leute, Hörige oder Schutzgenossen des Königs oder der geistlichen und weltlichen Großen. Bei den Erbtheilungen der Brüder wurden die Städte häufig sogar getheilt [1]). Einer erhielt das Recht, den Grafen zu ernennen, der andere den Bischof, der eine erhielt diese Häuser, Mühlen und Güter, der andere jene.

---

[1]) Auch Paris gehörte bisweilen zu den so getheilten Städten und man hat dies fälschlich benutzt, um zu beweisen, daß Paris eine hervorragende Stellung gehabt habe. Unter den Staaten der ersten Theilung 511 hatte nicht das Reich von Paris, sondern das Reich von Metz die größte Bedeutung, und bei der zweiten Theilung kam Paris an Charibert, der durchaus nicht hervortrat. Bei seinem Tode 567 wurde das Erbe unter die drei Brüder getheilt und dabei wurden viele von seinen Städten in drei Theile zerlegt. Unter ihnen war auch Paris, und da wurde nun für Paris zugleich die besondere Bestimmung getroffen, daß keiner von den Brüdern ohne Begleitung der beiden anderen die Stadt betreten dürfe. Dies geschah aber nicht, weil der Besitz der Stadt für das ganze Frankenreich von Bedeutung war, sondern weil der Besitzer der festen Stadt die Brüder der hier so zahlreichen Güter und Einkünfte berauben konnte.

König Dagobert.

Bei der Nachricht vom Tode seines Vaters bot Dagobert die Austrasier auf und zog mit dem Heere nach Neustrien und Burgund. Boten gingen vorauf, welche die Großen dieser Staaten aufforderten, ihn zum Könige zu wählen. Dagegen nahm sein Bruder Charibert diese Krone für sich in Anspruch. Die Entscheidung lag wieder bei den Großen, wie auf dem Tage von Clichy, und sie entschieden, daß Charibert das Land südlich der Loire erhalten sollte, alles übrige Dagobert. Charibert fügte sich und wußte sein Gebiet durch glückliche Kämpfe mit den Basken auszudehnen. Vor ihm und nach ihm erkannten sie die fränkische Herrschaft meist nur dem Namen nach an, Charibert gebot wirklich bis zu den Pyrenäen. Aber der kräftige Fürst starb bereits nach zwei Jahren, und alsbald tödtete Dagobert den kleinen Sohn desselben und nahm das Erbe an sich. So war Dagobert nun Alleinherrscher und nahm seinen Sitz in Paris, um in dem neuerworbenen Lande festeren Boden zu gewinnen und die dortigen Großen niederzuhalten oder zu befriedigen. Dadurch verletzte er freilich die Austrasier, die nun den Hof und damit ihren Einfluß verloren. Indeß wußte Dagobert trotzdem zunächst mit Kraft und Geschick das Regiment aufrecht zu erhalten. Er war der letzte kräftige Mann, der aus Chlodowechs Hause den Thron inne hatte. Alle folgenden waren Kinder oder wurden doch von der Umgebung gehindert, sich als Männer zu erweisen. Der Sage galt Dagobert deshalb als der große König und zugleich als der gute König, als der eigentliche Gründer von Ordnung und Gesetz. Klöster und Kirchen führten gern auf ihn ihre Gründung zurück oder ihre Privilegien. Allein dieser „gute" König besaß auch die alte Leidenschaft und Rücksichtslosigkeit seines Hauses. Nach Belieben verstieß er seine Weiber und nahm andere, kirchliche Gebote und menschliches Recht trat er zu Boden, wo es ihm lästig war. Zu anderen Zeiten ehrte er dann wieder die Kirche überschwänglich, that den Armen Gutes und schaffte mit starker Hand den Bedrückten Recht. Er hatte eine hohe Vorstellung von seiner Würde, aber er behandelte sie mehr wie einen privaten Besitz als wie ein Amt. Er hatte Kraft aber keine Mäßigung, er hatte Interesse für seinen Schmuck und schöne Bauten und für alle Zweige höherer Kultur, aber er war doch ein Barbar. Sein Wesen war so ungeregelt, so gährend von den entgegengesetzten Elementen wie das Land, das er regierte, und die

Gesellschaft, die in demselben nach neuen Formen rang. Auch der beste Mann an seinem Hofe war nicht sicher, daß er nicht plötzlich überfallen und beseitigt ward, aber Dagobert war eben auch der besten Männer nicht sicher. Immer mehr entwuchsen sie der Stellung von Unterthanen und schlossen Verbindungen unter einander, wie sie wohl Staaten mit einander schließen.

Unter den übrigen Culturstaaten behauptete Dagobert das Ansehn seines Reiches mühelos. Mit dem oströmischen Kaiser und den Langobarden stand er in friedlichem Verkehr, und im Westgothenreiche half er einem Prätendenten die Krone gewinnen und empfing dafür reichen Lohn. Auch die Baiern, die Alamannen und die Thüringer wurden nachdrücklich daran erinnert, daß der Frankenkönig ihr Herr war. Den Thüringern setzte er einen Herzog, und den Baiern und Alamannen gab er Gesetzbücher. Größere Sorgen bereiteten ihm die Basken und Britten durch ihre Aufstände und dann die Barbaren an der Ostgrenze des Reichs, die Wenden und Avaren. Im Osten der Elbe, in den Landen an der Moldau, Oder und Donau, welche von den Gothen und anderen germanischen Stämmen im dritten Jahrhundert verlassen und seitdem von slavischen Stämmen besetzt worden waren, entstand damals ein großes Reich der Wenden unter dem König Samo, der von Geburt ein Franke war. Als Händler war er in das Land gekommen mit allerlei Producten der römisch-fränkischen Cultur, und da fand er das Volk in großer Noth. Die Avaren, welche in Ungarn saßen, fielen regelmäßig in diese Lande ein und hausten dann mit rücksichtsloser Gewalt. Da wählten die Wenden den klugen Samo zum Anführer, und als er den Sieg gewann, erhoben sie ihn zum Könige. Er nahm wendische Weiber und wendische Sitten an und dehnte sein Reich durch glückliche Kriege weit aus. Im Norden reichte es bis in die Gegend von Magdeburg, im Süden bis nach Passau. Mit diesem Reiche gerieth Dagobert in Krieg. Die Ursache war der Schutz des Handels, den viele Franken nach diesem Barbarenlande trieben. Mehrfach waren die Karawanen überfallen worden, die Waaren geraubt und die Männer erschlagen. Die Familien der Erschlagenen wandten sich an Dagobert, dieser schickte eine Gesandtschaft an Samo, und da sie nichts ausrichtete, so bot er sein Heer auf. Von Süden her drangen die Baiern vor und hatten auch Erfolg, das Hauptheer aber, das aus den Franken selbst bestand, ward in einer dreitägigen Schlacht bei Wogastisburg in Böhmen geschlagen. (630.) Längere Zeit litten seitdem die

Thüringer von den Einfällen der Slaven. Dann gelang es ihrem Herzog Radulf sie zurückzuschlagen, aber diese selbständigen Erfolge erweckten in dem Herzoge und in den Großen auch das Verlangen, wieder ein selbständiges Reich zu bilden. Radulf erkannte wohl dem Namen nach die Herrschaft der Franken an, in Wahrheit aber gab es jetzt wieder ein thüringisches Reich neben dem fränkischen.

Auch Baiern betheiligte sich an diesem Aufstande der Thüringer, und dem Sachsenvolke am Harz mußte Dagobert den Tribut erlassen, den sie bisher zahlten. Was aber das Wichtigste war: Dagobert mußte seinen unmündigen Sohn zum König von Austrasien ernennen, d. h. er mußte den Großen von Austrasien die Regierung überlassen. Der Bischof Kunibert von Köln und der Herzog Adelgisel, der Sohn des heiligen Arnulf und Schwiegersohn des älteren Pippin, hatten das Regiment. Von da ab wurden die Wenden mit Erfolg wieder in ihre Grenzen zurückgetrieben. Es hatte den Austrasiern nicht an Kraft dazu gefehlt, aber an dem Willen, so lange sie durch die neustrischen Großen Befehle empfingen.

In demselben Jahre, in welchem Dagobert jene Niederlage erlitt, ward sein Reich auch im Südosten beunruhigt. In Ungarn entstand Krieg zwischen Avaren und Bulgaren. Die Bulgaren erlagen, und eine Schar von 9000 Mann mit ihren Weibern und Kindern kam um Schutz flehend an die bairische Grenze. Dagobert befahl den Baiern zunächst, sie aufzunehmen und einzeln bei den Familien einzuquartieren. Später aber hielt er Rath mit seinen Hofleuten, und dann befahl er, die Baiern sollten in einer bestimmten Nacht ein jeder über seine Gäste herfallen und sie erschlagen. Das ist denn auch geschehen, nur 700 retteten sich zu den Mähren. Die Geschichte kennt manches ähnliche Gemetzel, aber keins von allen macht einen so widerwärtigen Eindruck. Denn es ist ganz und gar verhüllt, was für Gründe vorlagen, die dazu drängten oder doch dazu verleiteten.

Im Jahre 633 ward Dagobert noch ein Sohn geboren, und da gedachte er dessen, wie er selbst einst bei des Vaters Tode mit dem Heere von Austrasien herangezogen war und seinen jüngeren Bruder der Herrschaft beraubt hatte. Deshalb hielt er einen großen Hoftag, und nach dem Rathe der Großen schloß er mit seinem Sohne Sigibert oder vielmehr mit den Großen, die für ihn regierten, einen Vertrag ab, daß bei seinem Tode Neustrien und Burgund an den zweiten Sohn Chlodowech fallen, Sigibert aber sich mit Austrasien begnügen sollte. Alle Bischöfe und alle weltlichen Großen mußten

eidlich geloben, daß sie es so halten wollten. Dieser Vertrag wurde auch erfüllt, Sigibert beraubte den Bruder nicht — aber beide Brüder herrschten nur dem Namen nach.

Das Emporkommen der Karolinger.

Mit dem Tode Dagoberts 638 begann ein endloser Bürgerkrieg, in welchem die großen Familien mit einander um die Herrschaft rangen. In Austrasien war die Familie der Karolinger die mächtigste. Zwar der ältere Pippin starb bald, aber sein Sohn Grimoald und sein Schwiegersohn Adalgisel waren Männer voll Kraft und eng verbunden mit dem Bischof Kunibert von Köln, der gleichfalls zu den einflußreichsten Großen zählte. In diesem Bündnis erneute sich die Verbindung zwischen Pippin und Arnulf, durch welche die Karolinger zuerst groß geworden waren. Allein zunächst gewann doch ein anderer das Amt des Majordomus. Da ließ ihn Grimoald erschlagen und riß das Amt an sich. Er beherrschte den König vollständig, auch nachdem derselbe mündig geworden war. Vierzehn Jahre hindurch war er der eigentliche Herrscher im Lande, und bei König Sigiberts Tode 656 versuchte er die Krone selbst an sein Haus zu bringen. Den jungen Sohn des Königs steckte er in ein Kloster und rief den eigenen Sohn als König aus. Da sammelten sich aber alle, die sich von dem ehemaligen Genossen nicht völlig wollten überflügeln lassen, und schlossen sich an König Chlodowech an, den Bruder Sigiberts, der in Neustrien und Burgund gebot. Grimoald unterlag und wurde getödtet. Für einige Jahre trat nun die Karolingische Familie zurück, aber es gelang auch keiner anderen ein entschiedenes Uebergewicht zu gewinnen. Zwar behauptete sich der Hausmeier Ebroin über zehn Jahre im Besitze der Gewalt (656—670), aber das Land kam nicht zur Ruhe, und endlich gelang es dem Bischof Leodegar von Autun ihn zu stürzen. Im Kloster Luxeuil ward er gefangen gesetzt. Schon drei Jahre später wurde aber Leodegar ebenfalls gestürzt und in dasselbe Kloster gesperrt. Darauf entstand allgemeine Anarchie, und in diesem Wirrwarr gewann Ebroin seine Macht wieder und ließ den Leodegar erst blenden und dann tödten. (678.) Die Könige bedeuteten in diesen Kämpfen nichts, waren nur Werkzeuge in der Hand der Parteien, sie waren die Träger des formalen Rechts und mußten den Handlungen der Partei, in deren Hand sie waren, den Schein des Rechts geben. Die Parteien selbst

waren nicht durch allgemeine Gesichtspunkte, nicht durch entgegenstehende Ansichten über die Regierung des Staates gebildet, sondern durch persönliche Interessen. Höchstens, daß sich der Gegensatz von Austrasien und Neustrien einmischte. Aber wiederholt fochten Parteien von Austrasiern und Neustriern gemischt gegen einander.

Auch nach dem Tode des Leodegar gewann Ebroin nicht die volle Gewalt wieder. Namentlich leistete ihm in Austrasien die Karolingische Familie Widerstand, die sich in der Stille von dem Schlage erholt hatte, der sie 656 zu vernichten schien. Güter und Aemter waren in ihrem Besitz, und andere mächtige Familien waren ihr verbunden. Ihr Haupt war Pippin der Mittlere (von Heristal). Er war ein Sohn Adalgisels und ein Neffe Grimoalds, der Enkel des heiligen Arnulf und Pippin des Aelteren. Er vereinigte die Besitzungen und die Anhänger der beiden großen Familien und wagte den Kampf gegen Ebroin. Er ward allerdings geschlagen, aber da Ebroin bald darauf ermordet ward, so behauptete Pippin in Austrasien die leitende Stellung. In Neustrien gewann gleichzeitig die Familie des Waratto das Amt des Majordomus, und Pippin schloß mit ihr einen Freundschaftsvertrag. Allein in jener Familie brachen dann innere Zwistigkeiten aus. Erst verdrängte der Sohn den Vater, und als nach dem Tode der beiden der Schwiegersohn die Würde in Anspruch nahm: da rief ein Theil der Großen Pippin herbei. Bei Testri unweit St. Quentin siegte Pippin, ließ den Rivalen zwar in seinem Amt, da dieser aber bald darauf von Leuten seines Hauses erschlagen ward, so vermählte Pippin die Wittwe desselben mit seinem Sohne Drogo. Es geschah dies im Einverständnis mit ihrer Familie, und Pippin vereinigte so die dritte mächtige Familie mit dem Karolingischen Hause und verschaffte ihm dadurch auch in Neustrien großen Besitz und Anhang.

Seine Stellung war ganz unregelmäßig. Er war ursprünglich nur der Führer der überwiegenden Partei in Austrasien, ein Herzog der Austrasier, und zwar ohne königliche Ernennung, nicht anders wie es gleichzeitig der Herzog von Aquitanien war, und wie es im Anfang des zehnten Jahrhunderts die Herzöge von Baiern und Sachsen waren. Später erhielt er das Amt des Majordomus und war der Form nach Beamter des Merowingischen Königs. Dieser wahrte auch die äußeren Ehren des Regiments, hielt Hof auf den verschiedenen Villen seines Reichs, in oder bei Compiegne, Bourges, Paris, Valenciennes u. a. O., hielt Gerichtssitzungen, ließ Urkunden ausstellen,

empfing Gesandte, und nahm die Heerschau ab — aber der Wille Pippins entschied, Pippin war der Regent. So herrschte er von 687 bis 714 in Austrasien, in Neustrien und in Burgund. Aber die Grenzen dieser Reiche waren in den letzten fünfzig Jahren bedeutend eingeengt worden. Südlich der Loire und östlich vom Rhein hatten sich die unabhängigen Staaten der Aquitanier und der Baiern gebildet, und die Thüringer und die Alamannen suchten sich ebenfalls von dem Reiche der Merowinger loszulösen. — „Wir wollen den Herzögen der Austrasier nicht gehorchen", heißt es einmal in diesen Kämpfen. An der Nordgrenze stellte Pippin das Uebergewicht der fränkischen Waffen wieder her. Den Friesenherzog Ratbod schlug er bei Wyk de Durstede in der Nähe von Utrecht 689 und entriß ihm Westfriesland, d. h. alles Land westlich vom Zuydersee und seinem nördlichen Ausfluß. Diese Siege öffneten der christlichen Mission am Niederrhein die früher schon einmal eröffnete, dann aber lange wieder versperrte Bahn. Unter Pippins Schutze erneuerte der heilige Willibrord in Utrecht die verfallene Kirche, gründete der heilige Suidbert das Kloster auf der Insel Kaiserswerth, und wirkten mit und neben ihnen noch viele andere meist aus England gekommenen Missionare. In den übrigen Provinzen hatte Pippin dagegen keinen dauernden Erfolg, auch nicht in Alamannien, obschon er mehrere Feldzüge dorthin unternahm.

Inmitten dieser Arbeit traf ihn das Schicksal, die Söhne zu verlieren, denen er sein Werk zur Vollendung übergeben wollte. Drogo, der älteste, derselbe, den Pippin mit der Wittwe seines Gegners vermählt hatte, wurde im Jahre 708 von einem Fieber hinweggerafft. Der andere Sohn hieß Grimoald. Ihn hatte Pippin zum Majordomus von Neustrien erhoben und mit einer Tochter des Friesenherzogs Ratbod vermählt. Er wurde im Jahre 714 ermordet, als er nach der Villa Jüpille bei Lüttich an das Krankenlager seines Vaters eilte. Selbst sterbend mußte Pippin so seine Hoffnung zu Grabe tragen sehen. Da ernannte er den sechsjährigen Sohn Grimoalds zum Majordomus, ließ ihn in dem Saale des Königs feierlich mit dieser Würde bekleiden und bestellte seine Gemahlin Plectrudis zum Vormund des Knaben.

Es war dies ein überaus merkwürdiger Vorgang. Er zeigte, wie völlig die Stellung Pippins über die Maßen und Schranken eines Beamten hinausgewachsen war. Das war gewöhnlich, daß der unmündige Sohn eines Königs die Krone erhielt, denn der Major-

domus konnte an seiner Stelle regieren. Aber das Amt des Majordomus in die Hand eines Unmündigen legen und in die Vormundschaft einer Frau — das war gegen alles Herkommen und gegen die Natur des Amtes. So verfügt nicht ein Beamter, sondern ein Fürst, wie denn Pippin auch von den Zeitgenossen vielfach der Fürst der Franken genannt wurde. Ein Theil des Volkes war bereit, diese Erbfolge gutzuheißen — aber es waren doch auch andere da, die den Anspruch erhoben, Pippins Stelle einzunehmen. So entbrannte mit dem Tode Pippins der Bürgerkrieg von neuem, und an der Grenze standen die Araber. Das Frankenreich schien unterzugehen, wie das Westgothenreich untergegangen war.

Neuntes Capitel.

Land und Leute in diesen Staaten.

Die germanischen Staaten auf römischem Boden umfaßten die Lande Gallien, Spanien, Italien und Nordafrika. Politisch gehörten noch dazu bald größere, bald kleinere Theile von den Alpen, den Sau- und Donaulanden und den Landen rechts vom Rhein. Aber diese Gebiete bildeten nur Anhängsel, in ihnen war die staatliche Ordnung meist nur locker, und es herrschten hier entweder die Zustände der germanischen Urzeit oder jenes Chaos der Auflösung, das sich in dem Leben des heiligen Severin zeigt. Sieht man von ihnen ab, so bleibt immer noch ein Gebiet von etwa 40,000 Quadratmeilen fruchtbaren Landes mit einer Bevölkerung von nicht weniger als 20 Millionen Menschen; wahrscheinlich aber über 30 und 40 Millionen. In dieses Gebiet theilten sich um 500 die Staaten der Westgothen, Burgunder, Franken, Ostgothen und Vandalen, und zwar waren diese Staaten nicht von der Gesammtheit der Stämme gegründet. Von Westgothen und Franken waren in Gallien schwerlich mehr als je eine Million, von keinem der drei anderen Stämme mehr als $^1/_2$, das wären im ganzen etwa $3^1/_2$ Millionen Germanen. Aber rechnete man auch 4 oder 5 Millionen, immer bliebe die Zahl der Römer eine fünf bis zehnfach größere.

Nimmt man dazu die überlegene Bildung der Römer, so scheint nur zweierlei möglich. Entweder mußten die Römer geknechtet werden, wie die Rajah in den Türkenstaaten, oder den Staaten ihr Gepräge geben. Aber es geschah doch keins von beidem. Die Römer wurden freie Bürger dieser Staaten, gelangten in denselben zu Ehren

und Einfluß und gestalteten auch in Folge dieser freien Entfaltung ihres Wesens die Sitten, die Beschäftigung, die Religion und die Sprache der unter ihnen wohnenden Germanen nach und nach romanisch um. Dagegen waren alle wichtigen Einrichtungen des Rechts- und Staatslebens nicht nur anfangs germanisch, sondern sie erhielten sich auch so. Als die Franken längst französisch sprachen, war das Recht und der Staat Frankreichs eine Fortbildung altfränkischen Rechts und altfränkischer Staatsordnung. Als die Westgothen und Langobarden nach langem Sträuben die Confession der Römer annahmen, da blieben ihr Staat und ihr Recht in allen Hauptpunkten germanisch, in der Heerverfassung, in der Gerichtsverfassung, in der Beamtenverfassung, in dem Königthum. Diese Thatsache ist schwer zu verstehen, denn die germanische Verfassung war zur Zeit der Gründung jener Staaten sehr unentwickelt, hatte keine Formen und keine Begriffe für die tausend Verhältnisse und Bedürfnisse, welche der an Zahl und Bildung bedeutend überwiegende römische Theil der Bevölkerung ausgebildet hatte. Dazu kam, daß alle Gesetze, Formeln und Verordnungen in römischer Sprache geschrieben wurden und meist von Römern ihre bindende Fassung erhielten. Allein so manchen römischen Brauch auch die Germanen deshalb in ihre Rechtsordnungen aufnehmen mußten: alle diese Dinge blieben Einzelheiten und mußten sich so umgestalten, wie es die germanische Grundform des Staates forderte. In dem Kampfe des germanischen mit dem römischen Rechte erwies sich das germanische dauernd als das stärkere.

Zur Erklärung dieser Thatsache genügt es nicht darauf hinzuweisen, daß die römischen Staatseinrichtungen verkommen waren; der Hauptgrund lag darin, daß die Germanen in allen diesen Staaten den kriegerischen Adel bildeten. Zunächst wurden sie sogar ausschließlich als Staaten der Germanen gedacht. So hießen sie auch: Staaten der Westgothen, der Burgunder, der Ostgothen, der Langobarden u. s. w. Die Vandalen in Afrika und die Ostgothen in Italien sind über dies Stadium nicht hinausgekommen. Bei den Westgothen, Burgundern, Langobarden und Franken sind dagegen nach einem bald kürzeren, bald längeren Uebergangszustand die Römer auch thatsächlich voll und ganz Bürger des germanischen Staates geworden. Und zwar war die Lösung in allen Staaten die, daß sich die Römer politisch germanisirten. Die Römer wurden politisch Gothen, Burgunder, Franken, Langobarden. So blieben die Germanen trotz ihrer geringen Zahl in politischen Dingen das vorherrschende

Element, während sie auf allen anderen Gebieten theilweise oder vollständig romanisirt wurden. Indessen blieb die Aufgabe immer doch eine ganz ungeheuere, und sie verzehrte die Kraft der Völker rasch. So konnten sie denn auch das Gebiet nicht in vollem Umfange behaupten. In Italien mußte das germanische Element mehrmals erneuert werden, Afrika ging nach hundertjährigem Besitz ganz verloren und später auch Spanien. Aber Spanien doch nicht eher, als bis die Römer hier politisch germanisirt worden waren, und dadurch die westgothischen Einrichtungen so tief Wurzel geschlagen hatten, daß sie die lange Fremdherrschaft überdauerten, und das mittelalterliche Spanien eine ähnliche Entwicklung nehmen konnte, wie die übrigen germanisch-romanischen Länder.

Die nächste Aufgabe war, zwischen den beiden so ganz verschiedenen Völkern den Frieden zu erhalten. In allen diesen Staaten bereitete das den Königen große Schwierigkeit. Denn der Germane war gewöhnt die Römer als wehrlose Beute zu behandeln, und die Römer wollten nicht begreifen, daß staatliche Ordnung auch bei den Barbaren zu finden sei. Sobald die Angst aufhörte, so überließen sie sich ihrem alten Stolze und sprachen voll Verachtung von dem Gesindel, das sich auf ihren Besitzungen eingenistet habe. Der kirchliche Haß gegen die Arianer kam hinzu, und bei den Westgothen außerdem noch das Verbot der Ehe zwischen Römern und Gothen. Die Reiche der Ostgothen und Vandalen gingen an diesem Gegensatz schließlich zu Grunde, und die Reiche der Westgothen und Burgunder wurden durch denselben wiederholt gefährdet — aber als ihr gallisches Gebiet an die Franken fiel, da war doch bereits ein guter Theil der Aufgabe gelöst. Große Kreise der römischen Bevölkerung hatten den germanischen Königen die Heerpflicht geleistet, und alle hatten sich mehr oder weniger an die Formen und Pflichten des germanischen Staatslebens gewöhnt. Auch das Denken und Empfinden der Menschen hatte sich theilweise schon ausgeglichen, und bei den Franken machte dieser Proceß dann schnell weitere Fortschritte, weil der confessionelle Gegensatz fehlte. Der Geschichtschreiber Gregor von Tours gehörte denjenigen Kreisen der Gesellschaft an, welche den Römerstolz am meisten pflegten, und doch zeigt sein Geschichtswerk fränkischen Patriotismus. Er schrieb um 590, und bei seinem Fortsetzer, der eine Generation jünger war, läßt sich nicht einmal mit Sicherheit erkennen, ob er germanischer Herkunft war oder römischer.

Diese Ausgleichung der nationalen Gegensätze vollzog sich auf allen Gebieten des Lebens, aber auf allen Gebieten unter mannigfaltigen Opfern der einen wie der andern Seite. Denn von vornherein war der Gegensatz der hier vereinigten Nationen in Sprache, Sitte und Recht, und in allem anderen, was das Wesen des Volkes ausmacht, sehr schroff.

Die Westgothen im tolosanischen Reiche und die Burgunder im Rhonethale hatten die einzelnen Güter mit den Römern getheilt und wohnten schachbrettartig untermischt mit ihnen. Aus diesem Zusammenwohnen und aus den mannigfaltigen Rechten und Verpflichtungen, welche den beiden „Genossen am Gute" theils zusammen gegen Dritte, theils gegeneinander zustanden, ergab sich eine solche Fülle gemeinsamer Interessen, daß man sich schon um einander kümmern, den andern verstehen und mit ihm leben lernen mußte. In Spanien haben die Westgothen nur strichweise so siedeln können, das Gebiet war zu groß. Bei den Vandalen und Ostgothen war die Art der Siedelung ein wesentliches Hindernis der gedeihlichen Entwicklung des Staates. Die Franken nahmen keine Landtheilung vor nach Art der Gothen und Burgunder. Ihr Land zeigte alle möglichen Arten der Mischung der Bevölkerung. Am Rhein und an der Mosel, dann an der Maas und Schelde bis zur Somme war die römische Bevölkerung größtentheils verschwunden. Nur in den Städten hielten sich noch einige Reste, aber in den Städten am Rhein und in dem nächstgelegenen Gebiete nicht stark genug, um ihre Sprache zu behaupten. Das alte Argentoratum verschwand, und das deutsche Straßburg trat an seine Stelle. Südlich und westlich von diesem germanisirten Gebiete begann das große Gebiet der gemischten Bevölkerung. An der Loire gab es noch im achten Jahrhundert Landstriche, in denen nur oder doch überwiegend deutsch gesprochen sein muß. Die Güter in der Umgegend von Paris waren zu einem guten Theil in fränkischer Hand, und auch in der Stadt selbst wohnten im sechsten Jahrhundert Franken in bedeutender Menge.

In diesem mittleren Gallien saßen noch Germanen, die hier einst durch die Kaiser als Militärcolonien angesiedelt worden waren oder sich wie die Sachsen von Angers in der Zeit der Auflösung mit Gewalt festgesetzt hatten. Dazu kamen diejenigen, welche von den fränkischen Königen Land erhalten hatten. In den Kriegen, durch welche Chlodowech und seine Söhne Gallien unter ihre Gewalt brachten, waren große Strecken verödet und als herrenloses Gut in die Hand

Element, während sie auf allen anderen Gebieten theilweise oder vollständig romanisirt wurden. Indessen blieb die Aufgabe immer doch eine ganz ungeheuere, und sie verzehrte die Kraft der Völker rasch. So konnten sie denn auch das Gebiet nicht in vollem Umfange behaupten. In Italien mußte das germanische Element mehrmals erneuert werden, Afrika ging nach hundertjährigem Besitz ganz verloren und später auch Spanien. Aber Spanien doch nicht eher, als bis die Römer hier politisch germanisirt worden waren, und dadurch die westgothischen Einrichtungen so tief Wurzel geschlagen hatten, daß sie die lange Fremdherrschaft überdauerten, und das mittelalterliche Spanien eine ähnliche Entwicklung nehmen konnte, wie die übrigen germanisch-romanischen Länder.

Die nächste Aufgabe war, zwischen den beiden so ganz verschiedenen Völkern den Frieden zu erhalten. In allen diesen Staaten bereitete das den Königen große Schwierigkeit. Denn der Germane war gewöhnt die Römer als wehrlose Beute zu behandeln, und die Römer wollten nicht begreifen, daß staatliche Ordnung auch bei den Barbaren zu finden sei. Sobald die Angst aufhörte, so überließen sie sich ihrem alten Stolze und sprachen voll Verachtung von dem Gesindel, das sich auf ihren Besitzungen eingenistet habe. Der kirchliche Haß gegen die Arianer kam hinzu, und bei den Westgothen außerdem noch das Verbot der Ehe zwischen Römern und Gothen. Die Reiche der Ostgothen und Vandalen gingen an diesem Gegensatz schließlich zu Grunde, und die Reiche der Westgothen und Burgunder wurden durch denselben wiederholt gefährdet — aber als ihr gallisches Gebiet an die Franken fiel, da war doch bereits ein guter Theil der Aufgabe gelöst. Große Kreise der römischen Bevölkerung hatten den germanischen Königen die Heerpflicht geleistet, und alle hatten sich mehr oder weniger an die Formen und Pflichten des germanischen Staatslebens gewöhnt. Auch das Denken und Empfinden der Menschen hatte sich theilweise schon ausgeglichen, und bei den Franken machte dieser Proceß dann schnell weitere Fortschritte, weil der confessionelle Gegensatz fehlte. Der Geschichtschreiber Gregor von Tours gehörte denjenigen Kreisen der Gesellschaft an, welche den Römerstolz am meisten pflegten, und doch zeigt sein Geschichtswerk fränkischen Patriotismus. Er schrieb um 590, und bei seinem Fortsetzer, der eine Generation jünger war, läßt sich nicht einmal mit Sicherheit erkennen, ob er germanischer Herkunft war oder römischer.

Diese Ausgleichung der nationalen Gegensätze vollzog sich auf allen Gebieten des Lebens, aber auf allen Gebieten unter mannigfaltigen Opfern der einen wie der andern Seite. Denn von vornherein war der Gegensatz der hier vereinigten Nationen in Sprache, Sitte und Recht, und in allem anderen, was das Wesen des Volkes ausmacht, sehr schroff.

Die Westgothen im tolosanischen Reiche und die Burgunder im Rhonethale hatten die einzelnen Güter mit den Römern getheilt und wohnten schachbrettartig untermischt mit ihnen. Aus diesem Zusammenwohnen und aus den mannigfaltigen Rechten und Verpflichtungen, welche den beiden „Genossen am Gute" theils zusammen gegen Dritte, theils gegeneinander zustanden, ergab sich eine solche Fülle gemeinsamer Interessen, daß man sich schon um einander kümmern, den andern verstehen und mit ihm leben lernen mußte. In Spanien haben die Westgothen nur strichweise so siedeln können, das Gebiet war zu groß. Bei den Vandalen und Ostgothen war die Art der Siedelung ein wesentliches Hindernis der gedeihlichen Entwicklung des Staates. Die Franken nahmen keine Landtheilung vor nach Art der Gothen und Burgunder. Ihr Land zeigte alle möglichen Arten der Mischung der Bevölkerung. Am Rhein und an der Mosel, dann an der Maas und Schelde bis zur Somme war die römische Bevölkerung größtentheils verschwunden. Nur in den Städten hielten sich noch einige Reste, aber in den Städten am Rhein und in dem nächstgelegenen Gebiete nicht stark genug, um ihre Sprache zu behaupten. Das alte Argentoratum verschwand, und das deutsche Straßburg trat an seine Stelle. Südlich und westlich von diesem germanisirten Gebiete begann das große Gebiet der gemischten Bevölkerung. An der Loire gab es noch im achten Jahrhundert Landstriche, in denen nur oder doch überwiegend deutsch gesprochen sein muß. Die Güter in der Umgegend von Paris waren zu einem guten Theil in fränkischer Hand, und auch in der Stadt selbst wohnten im sechsten Jahrhundert Franken in bedeutender Menge.

In diesem mittleren Gallien saßen noch Germanen, die hier einst durch die Kaiser als Militärcolonien angesiedelt worden waren oder sich wie die Sachsen von Angers in der Zeit der Auflösung mit Gewalt festgesetzt hatten. Dazu kamen diejenigen, welche von den fränkischen Königen Land erhalten hatten. In den Kriegen, durch welche Chlodowech und seine Söhne Gallien unter ihre Gewalt brachten, waren große Strecken verödet und als herrenloses Gut in die Hand

der Könige gekommen. Dazu nahmen sie alle Domänen, und endlich gewannen sie zahlreiche Güter durch die in solchen Uebergangszeiten sehr zahlreichen Confiscationen. Diese Grundstücke waren über das ganze Reich zerstreut. Der König behielt davon nur einen Theil in eigener Verwaltung, das Meiste vergab er an Franken und andere Germanen, die ihm gedient hatten. Hervorragende Männer erhielten große Güter, auf anderen Flächen erstanden Gemeinden von kleineren Leuten. Diese Ansiedelungen fanden sich bis tief in den Süden hinein, allein je mehr nach Süden je dünner wurden diese germanischen Siedelungen. Südlich von der Loire hatten die Gothen gesessen, aber sie waren durch den Eroberungskrieg meist vernichtet oder vertrieben. Ihr Land fiel natürlich dem Könige zu und ward zu Verleihungen benutzt, aber das germanische Element blieb hier doch schwach. Im achten Jahrhundert ward das Land südlich der Loire als „Römerland" dem „Frankenland" nördlich der Loire gegenübergestellt, und für die fränkischen Beamten Graf und Centenar, sowie für den Begriff Leute oder Unterthanen waren hier ausschließlich die lateinischen Benennungen comes, vicarius, fideles üblich, während nördlich der Loire die lateinischen und die deutschen Benennungen neben einander gebraucht wurden. So war also am Rhein und bis zur Mosel und Somme fast rein deutsche, südlich der Loire überwiegend römische Bevölkerung. Zwischen Somme und Loire, im Gebiete der Seine und ihrer Zuflüsse, sowie im Gebiete des Doubs, der Saone und der Rhone saßen Römer und Germanen in starker Mischung. Wie gestaltete sich hier die Sprache? Alle hervorragenden Männer verstanden beide Sprachen — auch im Gericht wurden beide Sprachen gesprochen, nur daß gewisse Formeln der fränkischen Rechtssprache unverändert angewendet werden mußten. So viel Fränkisch mußte auch der Römer erlernen, und diese Formeln wurden deshalb in die Texte des lateinisch geschriebenen Gesetzes der Franken mit dem Zusatz „auf dem Malberge" aufgenommen. Die Schriftsprache blieb Latein. Aber was für ein Latein! In einer Formel aus der Stadt Angers aus dem sechsten Jahrhundert, welche angiebt, wie bei einem gewissen Rechtsstreit um Land der Richter das Urtheil zu formuliren hatte, heißt es: ut illi in noctes tantas aput homines tantus vicinis ... de ipsa condita mano sua quarta ... excusare deberit quod terra sua (das Land des Gegners) male ordine nunquam fossadasset. Hier steht illi für ille, tantus für tot, vicinis für vicinos, mano für manu, deberit für deberet,

terra sua für terram illius oder ejus. Es verlor sich das Gefühl für die Endung und für die Construction des Satzes. Noch schlimmer war es bei den Langobarden. Diese Schriftsprache war deshalb oft kaum zu verstehen, aber die deutsche Sprache wurde doch nicht an ihre Stelle gesetzt. Es ist ein sehr großer Schritt, eine bisher nicht oder so gut wie nicht geschriebene Sprache zu schreiben, und es waren auch fast ausschließlich Römer, die da schrieben. In lateinischer Sprache ward ferner der Gottesdienst gehalten, und an den freilich wenig zahlreichen Schulen unterrichtet. Diese Umstände verstärkten in den gemischten Gebieten die Stellung der lateinischen Sprache so, daß die germanischen Dialecte nach und nach vor ihr zurückwichen und im neunten Jahrhundert verschwanden.

Die Städte.

Die Städte behielten abgesehen von den Rheingegenden überwiegend römische Bevölkerung. Die Germanen zogen es vor auf dem Lande zu leben. Die Könige und die Großen hatten wohl Häuser in der Stadt, hielten sich aber in denselben nur vorübergehend auf. Ihre eigentliche Residenz war auf ihren Landgütern. Was von Germanen dauernd in den Städten wohnte, das waren meist arme Leute, die keinen Grundbesitz mehr besaßen und auch als Hintersassen der Großen keinen Platz mehr gefunden hatten. Ihre Zahl war schon im sechsten Jahrhundert nicht klein. Da suchten sie allerlei Erwerb. Ein verstoßener Königssohn, der in der Verborgenheit leben mußte, arbeitete um 570 in Köln als Hausmaler. In Paris, Rouen, Lyon u. s. w. bildeten Römer die überwiegende Masse der Bevölkerung und bewahrten die Tradition im Handel und Handwerk.

Die Verfassung der Städte blieb äußerlich zunächst unverändert; um die Art, wie die Gemeinde ihre besonderen Aufgaben löste, sorgte sich der fränkische Staat nicht. Aber es änderte sich die Bedeutung der Aemter und Einrichtungen, und es änderte sich das Verhältnis von Stadt und Land. In römischer Zeit waren die Städte die Mittelpunkte des öffentlichen Lebens. Das Reich zerfiel in Provinzen und die Provinz in Stadtgebiete, welche den Gauen der fränkischen, den Regierungsbezirken oder Departementen der heutigen Zeit entsprachen. Die Großgrundbesitzer des Gebietes bildeten den Kern der Bürgerschaft, die Dörfer und Landstädte bildeten Sondergemeinden,

aber nur für einen begrenzten Kreis von Aufgaben, sie standen ebenso wie die Stadt selbst unter der Verwaltung der Stadtmagistrate. Diese waren zugleich die ausführenden Organe der kaiserlichen Provinzialbehörde. Sie hatten die Steuern umzulegen, die Lieferung für die kaiserlichen Magazine zu besorgen, die Aushebung, die Post u. s. w., und außerdem hatten sie noch eine bedeutende Gerichtsbarkeit. Alles dieses fiel weg oder änderte sich doch wesentlich mit der Aufrichtung der westgothischen und der fränkischen Herrschaft. Die öffentliche Gewalt über das Stadtgebiet ging von den Decurionen oder der Curie an den Grafen des Königs über. Die Curie konnte nur noch schiedsrichterliche Urtheile fällen, der ordentliche Richter war in allen Sachen der Graf oder sein Unterbeamter der Centenar oder Vicar. Die Decurionen verloren ferner die Privilegien, die sie vor anderen Bürgern auszeichneten, indem die Bürger durch den allgemeinen Wegfall der bezüglichen Lasten und Einrichtungen die gleiche Freiheit erhielten. Diese Privilegien wirkten nur insofern nach, als sie dazu beitrugen, daß der Inhaber von den Franken als ein Vornehmer betrachtet wurde. Andererseits fielen auch die Lasten und Pflichten weg, welche diesen an und für sich hochgeehrten Stand so namenlos elend gemacht hatten, aber er fand deshalb doch keine Kräftigung. Seine wesentlichsten Aufgaben waren fortgefallen und ebenso viele andere Bedingungen seiner Existenz. Dagegen drängten andere Bedürfnisse nach anderen Gemeindebildungen, welche den Zerfall der römischen Stadtverfassung beschleunigten.

Bei den Franken ist nur noch selten von den städtischen Beamten die Rede, und wenn man schärfer zusieht, so sind wenigstens in den Fällen, wo die städtischen Behörden in römischer Weise staatliche Funktionen zu erfüllen scheinen, die alten Namen gebraucht für die neuen Behörden. Der Schreiber sagte Defensor, wo er den Grafen meinte, wie die Elsässer heute vom Präfecten sprechen, wo sie den Präsidenten meinen, und die Schweizer noch vom Reichsschwert sprachen, als sie bereits dreihundert Jahre vom Reiche getrennt waren. Im Reiche der Westgothen erhielten sich die Namen und Einrichtungen der Magistrate länger, aber wenigstens im siebenten Jahrhundert waren sie auch hier ohne Bedeutung für die Staatsverfassung.

Es verlor sich ferner das Uebergewicht der Stadt über das Land. Die Stadt war im fränkischen Reiche nichts als eine der Hundertschaften, in welche der Gau oder das alte Stadtgebiet zerfiel. Rechtlich von Bedeutung war nur ihr Malberg oder ihre Gerichtsstätte,

aber diese hatte keinen höheren Rang als die Gerichtsstätten in den anderen Hundertschaften, mochten sie auch in dem kleinsten Dörfchen liegen. Das Stadtgericht war kein höheres Gericht. Die Competenz des Gerichts hing von dem Richter ab, nicht von der Gerichtsstätte, und der Graf, der die volle Competenz hatte, hielt ebenso wohl auf den Dingstätten der anderen Hundertschaften Gericht wie in der Stadt. Es gab kein anderes Gericht als das der Hundertschaft, es gab kein Gaugericht und auch keine Gauversammlung zu anderen Zwecken. Wenn ein neuer König gewählt worden war und das Volk den Treueid leistete, so sammelte es sich nicht nach Gauen, sondern nach den Unterabtheilungen der Gaue, den Hundertschaften oder, wie man südlich der Loire sagte, den Conditae und Vicariae. Die Stadt war politisch nicht die Hauptstadt des Gaues. Aber sie war es in kirchlicher Beziehung. Hier wohnte der Bischof, und hier übten die Diöcesanen, und das waren die Gaueingesessenen, ihr Wahlrecht, falls es zu einer Bischofswahl kam. Der Bischof war auch die wichtigste Person in der Stadt. Großer Grundbesitz stand ihm zur Verfügung und ein ungeheuerer Einfluß. In jeder Noth und bei jedem Feste war er der Führer oder Vertreter der Gemeinde. Der Graf des Königs hatte wohl ein Haus in der Stadt, hielt sich vielleicht auch mehr dort auf als in anderen Orten des Gaues, aber die Wurzel seiner Kraft war nicht in der Stadt, sondern in dem Könige. Der Bischof galt als das Haupt der Stadt, der Graf als Vertreter der Regierung. Vor dem Bischofe waren die Stadtbehörden schon in der letzten römischen Zeit zurückgetreten, in entscheidenden Stunden hatte schon damals der Bischof an Stelle der Magistrate im Namen und Auftrag der Stadt gehandelt — in dem gothischen, fränkischen und langobardischen Staate vollendete sich diese Entwicklung. Die Stadt hatte die größte Kirche, den glänzendsten Gottesdienst. An den hohen Festtagen strömte die Menge hier zusammen. Das natürliche Uebergewicht des größten Orts mit den reichsten Vorräthen jeder Art, dem wichtigsten Markte u. s. w. erhielt durch den Bischof und die bischöfliche Kirche eine bedeutende Verstärkung. Besondere Wichtigkeit behaupteten die Städte endlich noch als feste Plätze — freilich nicht blos die Städte im Rechtssinn der römischen Zeit, sondern auch manche kleinere Orte.

Aber so bedeutend man dies auch betonen mag: mit der alten Herrschaft der Städte über das Land war es vorbei. Große Reichsversammlungen traten in kleinen Orten zusammen. Auf den Gütern

der fränkischen Großen und auf den Lieblingsklöstern der Könige entstanden großartige Bauten, während in manchen Städten die alten Bauten verfielen, und wichtige Staatsgefangene wurden Klöstern übergeben, nicht dem städtischen Gefängnis. Zollprivilegien erhoben den Markt von St. Denys zu einer Bedeutung, vor welcher der Markt von Paris zurücktrat. Aus Gütern und Klöstern erwuchsen Dörfer und Landstädte, während die Bevölkerung der meisten alten Städte wahrscheinlich eher abnahm als zunahm. Neugründung von Städten ist im merowingischen Reiche nicht vorgekommen, im westgothischen einige Male, aber immer aus militärischen Gründen. Die Masse der städtischen Bevölkerung galt einem Autor des siebenten Jahrhunderts als schmutziges Gesindel (sordidissimum genus hominum). Stolz sah der Bauer auf sie herab.

Stände.

Dieser Wechsel in den Verhältnissen von Stadt und Land deutet auf eine starke Veränderung in der Ordnung der Stände. Sie war vollständig. Freilich unterschieden die Germanen wie die Römer Vornehme, Gemeine, Freigelassene und Unfreie. Aber verschieden waren die Anschauungen, nach denen die Menschen gewerthet wurden, die Rechte, die mit dem Unterschiede verbunden waren, und die Stufen, in welche sich die Stände gliederten. Im römischen Kaiserreich knüpften sich die wichtigsten Unterschiede an den Rang, den man in der Beamtenwelt bekleidete, und an die Art des Geschäfts, das einer betrieb. Da gab es Erlauchte Herren und Hochansehnliche, Senatoren, Augustalen, die Zehn Ersten u. s. w. Mit allen diesen Titeln waren Reihen von besonderen Berechtigungen und Freiheiten verknüpft. Diese Rangunterschiede fielen im fränkischen Reiche fort. Die Franken unterschieden im Volke zunächst Freie und Unfreie. Die Unfreien zerfielen wieder in zwei Stufen, die eigentlichen Sclaven und die Liten, denen man auch die Freigelassenen zurechnen mag, da sie meistens nicht mit Vollfreiheit beschenkt wurden. Die Liten waren unfreie Hintersassen, welche das Land eines andern bauten und mit diesem Lande von ihrem Herrn veräußert wurden. Sie zahlten ihrem Herrn eine Abgabe von dem Lande und von ihrem Leibe, wurden von ihm vor Gericht vertreten und folgten ihm in den Krieg, wenn er es ihnen befahl. Sie hatten selbständig kein Recht und keine Pflicht im Staate. Am schärfsten kam der Standesunterschied nach

fränkischem Recht in dem Wergelde zum Ausdruck, es war dies die Summe, die als Buße gezahlt wurde, wenn der Mann erschlagen wurde, und die er umgekehrt zu zahlen hatte, wenn er sich gewisser Vergehen schuldig machte. Das Wergeld des Freien betrug 200 Schillinge oder 200 Kühe, das Wergeld des Liten nur die Hälfte davon.

Wie ordneten die Franken nun in diesen Rahmen die bunte Welt der römischen Gesellschaft ein? Am besten erging es den germanischen Laeten oder Militärcolonisten. Sie waren einstmals unter zum Theil ungünstigen Bedingungen von den Kaisern in das Reich aufgenommen und auf den wüsten Aeckern der Grenzgebiete angesiedelt worden, um für den Nießbrauch dieser Ländereien die Grenze zu schützen. Sie gehörten bis dahin zu der untersten Schicht der römischen Gesellschaft, wenn sie überall dazu gerechnet wurden. Von den Franken scheinen sie meist als Genossen behandelt zu sein. Sie waren von dem kriegerischen Stamme der Barbaren und bebauten steuerfreies Land — damit waren die beiden Bedingungen gegeben, um zu den Freien gerechnet zu werden. Alle anderen Römer theilten die Franken in zwei Classen. Wer eigenen Grundbesitz hatte, gehörte zu den Possessoren, und diese bildeten die erste Classe; die Hintersassen auf den Gütern und die städtische Menge zahlten Kopfsteuer und bildeten die niedere Classe. Die Possessoren hatten ein Wergeld von 100 Solidi, also die Hälfte vom Wergeld des Franken, die übrigen Römer hatten nur 45 Solidi als Wergeld, also noch nicht den vierten Theil des Wergeldes jedes Franken.

In diesen Wergeldsätzen ist es ausgesprochen, daß in dem fränkischen Reich die Gesellschaft zunächst in eine höhere und in eine niedere Classe zerfiel — die Germanen bildeten die höhere, die Römer die niedere. Diese höhere Stellung der Germanen kam weiter noch darin zum Ausdruck, daß die Römer steuerpflichtig waren, die Germanen aber steuerfrei, und dann in einigen den Stufen des Wergelds entsprechenden rechtlichen Vorzügen, wie sie bei den Germanen mit den Standesunterschieden immer verknüpft waren. Wenn ein Römer einen Franken ohne rechtlichen Grund ergreifen und binden ließ, so mußte er die doppelte Buße zahlen wie der Franke, der ihm das Gleiche that. Man sieht, die Franken haben sich mit den Römern zuerst auseinandergesetzt in einer Gegend, in welcher das römische Element schwach war und keine Rücksicht fordern konnte. Die Eroberungen Chlodowechs und seiner Söhne brachten nun aber

Gebiete hinzu, in denen die Römer eine bedeutende Stellung einnahmen und auch von den Germanen höher gewerthet waren. Das burgundische Gesetz unterschied drei Stände unter den Freien: Adlige, Mittelfreie und kleine Leute, und in allen drei Ständen waren Burgunder und Römer, die unter sich gleich standen. Das wirkte zurück auf die Stellung der Römer im fränkischen Reich überhaupt.

Mehr noch trug die Entwicklung des Lebens zu diesem Ausgleich bei. Worauf beruhte die Werthschätzung eines Mannes bei den Germanen? Einmal darauf, daß er seinen Platz im Heerbann ausfüllte. Wer das Schwert nicht schwang und die Lanze nicht führte, wenn das Gerücht erscholl oder des Königs Aufgebot die Männer an die Grenze rief, der galt nicht für voll. Demnächst bestimmte der Besitz den Werth des Mannes. Bei den Angelsachsen wurden in einigen Gesetzen geradezu die Stufen des Besitzes an Stelle der Standesstufen genannt. Nun waren in der Zeit, da das Recht der Franken zuerst aufgezeichnet und den Römern jener mindere Rang zugewiesen ward, die Masse der Franken grundgesessene Bauern, die Masse der Römer gedrückte Hintersassen. Da begreift sich jene Standesordnung der Gesetze. Aber es blieb nicht so. Die Römer traten bald in den Heerbann ein, und die Besitzverhältnisse änderten sich. Viele Franken kamen in Noth und in wirthschaftliche Abhängigkeit. In dem erweiterten Gebiete fanden sich dagegen viele Römer, die bedeutenden Reichthum hatten, und ihre höhere Bildung wirkte ebenfalls als eine gesellschaftliche Macht. So kam es, daß bereits im sechsten Jahrhundert der von dem Gesetz begründete Unterschied zwischen den beiden Nationen im Leben zurücktrat. Gregor von Tours (um 590) zeigt uns eine Gesellschaft, die in Mächtige und in kleine Leute zerfiel, aber so, daß sich in beiden Ständen sowohl Römer als Germanen befanden. Beschleunigt wurde diese Entwicklung dadurch, daß alle diejenigen, welche in den Dienst oder den Schutz des Königs traten, das dreifache Wergeld ihres Standes erhielten. Viele Römer gewannen so ein Wergeld von 300 Solidi. Noch mehr aber stiegen die Römer durch das hohe Wergeld und die große Ehre, die den Geistlichen gewährt wurde, welche meist Römer waren. So kam es im fränkischen Reiche bald zu einem ähnlichen Zustande, wie der, den die Gesetze der Burgunder und Westgothen zeigen. Der Unterschied der Herkunft — ob Römer oder Germane — verlor seine Bedeutung für die ständische Gliederung. Der Unterschied von Reich und Arm beherrschte die Gesellschaft. — Gleichzeitig

verlor sich auch der durch die Steuerpflicht begründete Gegensatz. Es gehört das zu den wichtigsten Thatsachen der fränkischen Geschichte und fordert eine ausführlichere Darstellung.

Die Vertheilung der Leistungen an den Staat.

Im Reiche der Westgothen waren die Lasten anfangs so vertheilt: die Gothen leisteten die Heerespflicht, die Römer zahlten die Steuern. Im sechsten und siebenten Jahrhundert wurden die Römer dann in gleicher Weise wie die Gothen zur Heerespflicht hinzugezogen, aber daneben blieb der alte Grundsatz, daß die Gothen steuerfrei waren. Die Ausführung dieses Grundsatzes geschah aber nicht so, daß die gothische Nationalität des Besitzers alle Grundstücke befreite, sondern es wurden die zur Zeit der Ansiedlung den Gothen überwiesenen Güter aus der Steuerrolle gestrichen, und die Steuerpflicht lag als eine freilich je nach der Höhe der Ausschreibung wechselnde Reallast auf den damals den Römern verbliebenen Grundstücken. Bei den Franken galt derselbe Grundsatz. Die Römer waren steuerpflichtig, die Germanen waren steuerfrei. Und zwar galt der Satz für die Römer ohne Unterschied, für Vornehm und Gering: ihnen allen gegenüber genoß der Germane den Vorzug der Steuerfreiheit. Das war nicht nur eine Erleichterung, das war noch außerdem die stärkste Anerkennung einer höheren Ehre. Wer Steuern zahlen mußte, der galt dem Germanen nicht als voll frei. Daß sich dieser tiefgreifende Unterschied allmählich abschwächte und ausglich, dazu half zunächst schon die Art der Erhebung. Die wichtigste Steuer war die Grundsteuer. Der König hatte Steuerbücher in der Weise, wie sie in römischer Zeit geführt worden. Darin standen die Namen und die Güter verzeichnet und der Betrag, den sie schuldeten. Es ward diejenige Abgabe erhoben, welche in der ersten Zeit des merowingischen Reichs erhoben worden war. An und für sich hatte der König das Recht, ihn zu erhöhen — aber es ward als eine Gewaltthat bezeichnet, wenn es einer versuchte. Die Grundsteuer gewann so noch mehr als im gothischen Reich den Charakter einer Reallast, die mit gewissen Gütern verbunden war. Wer ein solches Gut erwarb, der hatte die Steuer zu zahlen, gleichviel ob er Römer oder Franke war. Wer eins der zur Zeit der Eroberung an Germanen gekommenes Gut an sich brachte, der zahlte keine Abgabe, auch wenn er ein Römer war. Auf diese Weise milderte sich mehr und mehr

die Vorstellung der Rechtsungleichheit zwischen Römern und Germanen, soweit dieselbe auf der Grundsteuer ruhte. Die Grundsteuer war aber die wichtigste Steuer. Daneben ward aus römischer Zeit noch die Kopfsteuer beibehalten, die von dem besitzlosen Haufen erhoben wurde. Bei dieser Steuer erhielt sich der Satz, daß nur der Römer steuerpflichtig sei, der Germane steuerfrei in voller Schärfe. Aber bei dem aristokratischen Charakter des Staates trug es für die gesammte Stellung der Römer im Staate wenig aus, daß in dieser untersten Schicht der Bevölkerung die Römer noch eine Last mehr zu tragen hatten.

Noch gründlicher verwischte sich diese Ungleichheit der Lasten zwischen Römern und Franken dadurch, daß das Steuerwesen im Frankenreiche in Verfall gerieth. Die Veränderungen im Grundbesitz, Wechsel der Besitzer, Theilung und Zusammenfall der Güter, wurden nicht sorgfältig genug nachgetragen und bereits im sechsten Jahrhundert war es in manchen Orten kaum möglich die Steuer regelmäßig zu erheben. Einige Orte und Landschaften, namentlich Kirchen und Klöster wurden auch durch Privilegien der Könige von jeder Steuer befreit, an anderen Orten wurde der Ertrag von dem Könige an Private geschenkt, und an anderen Orten kam die Steuer in der Zeit der Bürgerkriege in Wegfall. Nun hatten aber die Römer von den Germanen rasch die Vorstellung angenommen, daß jede Steuer ein Unrecht sei, eine Erniedrigung des freien Mannes. Deshalb wehrten sie sich mit leidenschaftlichen Bitten, oft auch mit Gewalt, wenn ein König die Steuer mit größerer Strenge erheben oder sie wieder einführen wollte, wo sie durch ein Privileg oder durch Unordnung zeitweise aufgehört hatte. Zieht man die Summe aus diesen Vorgängen, so ergiebt sich, daß der bei der Gründung des fränkischen Reichs in dem Wergelde und den sonstigen Vorzügen begründete Gegensatz von Römern und Germanen nicht durch ein Gesetz beseitigt, sondern durch die Neubildungen der Gesellschaft überwuchert und erstickt wurde. Und damit offenbarte sich schon in dieser ersten großen Entwicklung der fränkischen Geschichte derselbe Zug, den die Geschichte der auf dem Boden des fränkischen Staates entstandenen Staaten des Mittelalters zeigt. Die Gesetzgebung leitet das Leben nicht, kaum daß sie ihm nachgeht; das Leben erzeugt die Formen, die es nöthig hat.

Sitte.

Es giebt auf dem Boden des alten Frankenreichs eine große Anzahl von Städten, welche die Namen Colmar, Colombe, Colombette, Colombes, Colombier u. s. w. führen, die alle auf das lateinische Columbaria, das Taubenhaus, zurückgehen. Es war das ein obscöner Name für das genicium oder Mägdehaus auf den Gütern der Großen, denn die Mägde waren ihrem Herrn und meist auch seinen Vasallen schutzlos preisgegeben. Aehnliche Zustände zeigt ein langobardisches Gesetz, das da verbot, ein wegen Unzucht zur Knechtschaft verurtheiltes Mädchen in ein königliches Spinnhaus zu stecken, weil sie da erst recht Gelegenheit finde, ihrem Laster zu fröhnen. Diese Thatsachen charakterisiren die Zeit. Noch im fünften Jahrhundert wurde die Sittenstrenge der Germanen gepriesen — im sechsten und siebenten Jahrhundert war sie einer grauenhaften Zügellosigkeit gewichen. Zu der alten Rohheit war die römische Liederlichkeit hinzugekommen, und die Geschichte der Merowinger ist voll von den widerlichsten Scenen jeder Art. Ein merowingischer König ließ das kleine Kind seines Bruders am Bein ergreifen und ihm das Köpfchen an einem Stein zerschlagen. Ein Bischof ließ einen Priester, der ihm lästig war, lebendig in einen Steinsarg schließen, in welchem schon eine Leiche verweste. Ein vornehmer Mann sengte seinen Sclaven aus bloßer Laune mit der Fackel das Fleisch von den Beinen. Das sind Typen für die Rohheit der Zeit, und die Erzählungen von der Liederlichkeit und Treulosigkeit sind noch zahlreicher.

Aehnlich war es in den anderen Staaten, namentlich an den Höfen. Ehe König Alboin mit seinen Langobarden nach Italien zog, hatte er die Gepiden besiegt und ihren König erschlagen. Den Schädel desselben ließ er in Silber fassen und gebrauchte ihn als Trinkbecher, zugleich aber zwang er dessen Tochter Rosamunde sein Weib zu werden. Als er nun einst in Verona länger beim Mahle saß und vom Weine erregt war, da hieß er den Schenken den Schädelbecher auch der Rosamunde reichen und forderte sie selbst auf „lustig mit ihrem Vater zu trinken". Da verwandelte sich alles Gefühl des Weibes in Gift, und sie rächte den Tod des Vaters durch den Mord des Gatten. Von den Westgothen sagte man im sechsten Jahrhundert, sie haben die Gewohnheit, ihre Könige zu ermorden; und von den 15 Königen, die im achten Jahrhundert über Nord-

humbrien herrschten, wurden 13 vertrieben oder ermordet oder abgesetzt. Die gleiche Gewaltsamkeit herrschte in allen Kreisen des Volkes. Im Jahre 579 ward zu Paris die Frau eines Franken beschuldigt, die Ehe gebrochen zu haben. Die Familie des Mannes forderte von dem Vater der Frau, daß er die Unschuld der Tochter beweise oder sie sterben lasse. Der Vater erklärte sich bereit, am Altar des heiligen Dionysius den Reinigungseid zu schwören. In Menge strömten die Freunde und Genossen der Familien zu dem Act, und zwar in Waffen. Die Gegner rechneten darauf, daß der Vater aus Scheu vor dem heiligen Orte den Eid nicht leisten würde, — als er es aber that und die Beschuldigung nun rechtskräftig zurückgewiesen war, da rissen sie die Schwerter heraus und zuckten die Speere. In der Kirche selbst kam es zum Kampf, und nur mit Mühe ward die Ruhe hergestellt. Um eine ähnliche Fehde zu beenden, die das Land lange in Aufruhr setzte, lud die Königin Fredegunde eine Menge Franken zu einem Gelage ein. In langen Reihen saßen sie und tranken im Uebermaß. Nun hatte Fredegunde die drei Hauptträger der Fehde neben einander setzen lassen, und die Diener füllten ihnen die Becher, bis sie trunken den Kopf auf den Tisch sinken ließen. Dann traten drei Knechte hinter sie, das Zeichen wurde gegeben, und ihre Beile schlugen die Köpfe ab. In dem berühmten Kloster der heiligen Radegunde empörten sich bald nach dem Tode der Stifterin die Nonnen gegen die Aebtissin, und ein ganzes Jahr lang war das Kloster der Schauplatz von Mord und Gewaltthat. Der Bischof, der Graf schritten ein — es half nichts; einige Nonnen vornehmer Herkunft fanden Unterstützung bei ihren Familien, warben Banditen an und waren die Führerinnen bei den greulichsten Auftritten.

Flaochad, der Majordomus von Burgund, wollte den Willebad tödten, den reichsten und mächtigsten Mann im Lande, der so stolz auftrat, als bedeute er doch mehr wie jener Flaochad mit seinem Amt. Er versuchte es zuerst auf einem Landtage in Chalons. Es kam auch zum Handgemenge, aber als Willebad schon unterliegen wollte, da traten andere zwischen die Haufen und trennten sie. Im folgenden Jahre berief Flaochad einen Hoftag nach Autun. Willebad kam nur zögernd, mit feierlichen Worten hatte ihm erst ein hoher Beamter des Hofes Sicherheit versprechen müssen. Vor der Stadt schlug er seine Zelte auf und sandte aus seinem Anhange einen Bischof und einen Grafen in die Stadt, um die Lage zu erkunden. Aber die

beiden ließ Flaochad nicht wieder hinaus, sondern stürmte mit seinem Haufen aus dem Thore auf das Lager des Willebad, sodaß dieser kaum Zeit fand seine Leute zu ordnen. Manche von den anderen Großen betheiligten sich an dem Kampfe, viele aber standen mit ihren Scharen von ferne und schauten zu, als gälte es ein Spiel. Schon war Willebad gefallen und der größte Theil seiner Leute, da zog der Pfalzgraf Berthar aller Augen auf sich. Er hatte sich in dem Kampfe besonders hervorgethan, und darüber ergrimmte Manwulf, der sein Freund gewesen war, den aber das Leben auf die Seite des Willebad geführt hatte. Er sprang aus der Reihe heraus und stürmte gerade auf den Berthar los. Dieser erkannte ihn und der alten Freundschaft gedenkend, hob er den Schild in die Höhe und rief: „Komm unter meinen Schild, ich will dich aus dieser Gefahr retten." Aber Manwulf dachte nicht an seine Rettung, sterben wollte er mit den Genossen, aber erst sollte der Führer der Feinde sterben. So rannte er ihm den Speer in die Brust, es rührte ihn nicht, daß Berthar sie entblößt hatte, um ihn mit dem Schilde zu decken. Das aber ersah Berthars Sohn, und im gewaltigen Sprunge eilte er herbei den Vater zu retten. Sein erster Stoß streckte den Manwulf nieder, andere Schläge jagten dessen Knechte davon.

Das geschah auf einem Hoftage des Königs und geschah von dem Majordomus des Landes, vor den Augen und unter Mitwirkung der angesehensten Männer des Landes, auch der Bischöfe und Aebte. Nach dem Ende des Kampfes wurden Willebads Zelte geplündert, und an dieser Plünderung betheiligten sich auch diejenigen, welche an dem Kampfe selbst keinen Theil genommen hatten. So ging es im Jahre 642, und alle die folgenden Jahre hindurch nicht besser. Da ist es schwer die Männer der Zeit zu verstehen. Schrieb der Gegner ihr Leben, so erscheinen sie als Teufel, wer ihnen aber günstig war, der entschuldigte solcherlei Gewaltthat leicht und sah nur darauf, ob der Mann im Ganzen tüchtig gewesen war.

Auch die Geistlichen lebten nicht anders. Der heilige Leodogar stürzte den furchtbaren Ebroin, und das that er mit all den Mitteln der Intrigue und der Gewalt, die das Leben forderte. Sein Biograph schilderte ihn trotzdem als einen Heiligen, und in vieler Beziehung hat Leodegar ohne Zweifel auch so gelebt, wie man es von einem Heiligen forderte. Denn so waren die Menschen. Mit gleicher Rücksichtslosigkeit entäußerten sie sich auf Zeiten jeder weltlichen Lust — dann schenkten sie ihre Güter an Klöster, oder zogen sich wohl auch in die

Wildnis zurück. Raubend und mordend hatten sie die Dörfer und Saaten der armen Bauern durchzogen, die das Unglück hatten Hintersassen ihres Gegners zu sein: jetzt pflegten sie die Armen, schonten das Reh im Walde und ehrten Gott in seinem unbedeutendsten Geschöpf. Glücklich, wem sich dann die Gelegenheit bot, im Dienste Gottes die alte Kraft und Leidenschaft aufzubieten. Diese ehemaligen Recken waren die richtigen Apostel für die Sachsen und Friesen, die Thüringer und Baiern, die noch Heiden waren. Freilich waren sie im Dogma selten fest und in den Gebräuchen der Kirche wenig bewandert. In gutem Glauben ließen sie manchen alten Brauch üben, bis dann ein Gelehrter kam und ihnen sagte, daß es Sünde sei, so zu thun.

So bildete die Kirche immer noch einen Halt gegen das wüste Treiben, und auch in den schlimmsten Zeiten hatte sie einige Männer von echter Frömmigkeit und bedeutender Kraft. Der Bischof Gregor von Tours, derselbe, dessen Kirchengeschichte die reiche und alle anderen weit übertreffende Quelle für die Kenntnis der Zeit bildet, war in seinem ehrlichen Gottvertrauen, seinem festen Willen und seiner klaren Beurtheilung der Verhältnisse für Tausende ein Schutz, und mancher mag sich an diesem ebenso tapferen wie guten Manne aufgerichtet haben, wenn er in dem wüsten Treiben allen Glauben an die Menschheit verlieren wollte. Noch bessern Schutz gegen Gewaltthat lieh die abergläubische Furcht vor der Zauberkraft heiliger Reliquien. Oft freilich geschahen gerade in den Kirchen schwere Gewaltthaten, und auch gegen das ruchlose Spiel, das mit dem Eide getrieben wurde, suchte man vergebens dadurch Hülfe, daß man den Eid auf Reliquien ablegen ließ, statt in alter Weise auf die Waffen. Die in den Rechtsverhältnissen begründete Versuchung zum Meineid war zu stark, und die Leidenschaft der Menschen zu groß. In wichtigen Fällen führte man die Schwörenden von Kapelle zu Kapelle und ließ sie den Schwur wiederholen, um möglichst viele Heilige als Rächer des Eidbruchs zu bestellen. Aber die Männer verhärteten ihr Gemüth zu frechem Trotz nnd schwuren Meineid auf Meineid. Mochten die Heiligen sie verderben, sie wollten ihren Willen durchsetzen. Es berührt dies den dunkelsten Zug in dem Bilde der Zeit. Weder göttliches noch menschliches Recht war diesem Geschlechte heilig.

Zehntes Capitel.

Verfassung. Entwicklung des Königthums von 500—700.

Im Jahre 507 kam eine Gesandtschaft des Kaisers Anastasius nach Tours und überbrachte dem Frankenkönige die Insignien und den Titel eines römischen Consul. Chlodowech nahm sie an. Im Purpurgewande bestieg er das Roß, und sein Haupt geschmückt mit dem Diadem ritt er von der Kirche des heiligen Martinus aus durch die Straßen der Stadt, Gold und Silber ausstreuend unter das gaffende Volk. Fühlte er sich darum als ein Beamter des Kaisers? Gewiß nicht. Es war eine Ehre, die ihm Freude machte, ein Glanz, der die letzten Tage seiner langen Herrschaft verschönte. Die Macht der Könige in diesen Staaten war nicht abgeleitet aus Befugnissen, welche der Kaiser verliehen hatte, noch war sie der kaiserlichen Gewalt nach gebildet. Alle Merkmale, die ihr wesentlich sind, Titel, Wahl, Eid, die Organe, durch welche sie thätig ward, die Stellung zu dem Volke unterschieden sie scharf von der Gewalt des römischen Kaisers. Es war das heroische Königthum der Urzeit, aber gesteigert und entwickelt durch die Aufgaben, welche die neue Zeit ihm stellte, und die Mittel, welche sie ihm bot.

Ueber die Ansiedlung der Gothen und Burgunder wurden zwar einige gesetzliche Bestimmungen erlassen, aber die meisten Verwicklungen mußten doch schlechtweg durch das Machtwort des Königs erledigt werden. Die Vertheilung des herrenlosen Landes, die Klagen der Landschaften, welche stärker herangezogen waren, die Besteuerung der Römer, die Vertheilung von Land an neu zuströmende Barbaren, die Conflicte zwischen den römischen und germanischen Rechts-

anschauungen: alle diese und ähnliche Dinge waren von dem Könige zu entscheiden. Auch kamen die Dichter und die Gelehrten, welche den Rest der Litteratur bewahrten, an die Höfe der Gundobad und Theodorich, forderten Schutz und Pflege ihrer Interessen und redeten dafür in römisch überschwänglicher Weise von der Allgewalt des Königs. Noch weit wichtiger aber war das großartige Gebiet tiefgreifenden Einflusses, das sich dem Könige in der Kirche eröffnete.

Die Kirche galt allerdings als eine Korporation im Staate und hatte als solche ihre Angelegenheiten selbst zu regeln. Aber sie war durch tausend wichtige Interessen eng verknüpft mit dem Staate, und die Könige übten deshalb einen starken Einfluß auf dieselbe. Bei den Burgundern, Westgothen und Langobarden kam die Entscheidung in dem Kampfe zwischen der arianischen und der römischen Confession vorzugsweise durch die Könige, und ebenso bei den Angelsachsen in dem Kampfe zwischen der römischen und irischen Osterrechnung und sonstigen Observanz. Bei den Franken waren so große Fragen nicht zu entscheiden, aber bei der Behandlung der Juden und bei den Ansprüchen der Kirche, die Ehe kirchlich zu reguliren, die Wahlen der Bischöfe zu bestimmen, und bei ähnlichen für Lehre und Brauch der Kirche, wie für den Staat wesentlichen Fragen übten die fränkischen Könige den gleichen Einfluß. Der Einfluß dagegen, den der Papst im fünften Jahrhundert in der gallischen Kirche erworben hatte, erlosch unter der fränkischen Regierung. In all diesen Staaten durften die Concilien nicht ohne Erlaubnis des Königs zusammentreten, öfter aber wurden sie von den Königen selbst berufen, und ihre Beschlüsse dem Könige zur Bestätigung vorgelegt. Die Bischöfe endlich wurden meist vom Könige ernannt und wie eine Art von Beamten behandelt [1]).

Es war unvermeidlich, daß der Einfluß des Königs auf so großen, bisher zum Theil ganz fehlenden Gebieten des Lebens mächtig zurückwirkte auf die Vorstellung von dem Wesen der königlichen Gewalt. Römische und alttestamentliche Anschauungen mischten sich in die altgermanischen, und es fand dies auch in Tracht und Sitte einen Ausdruck. Etwa hundertundfünfzig Jahre hindurch behielten die Könige der Westgothen die einfachen Formen der Urzeit. Dichter

[1]) Besonders stark trat das in dem angelsächsischen Staate hervor, aber auch im fränkischen Reiche fehlte es nicht an Spuren der Art. So rangirten z. B. in der Reihe der Wergeldsätze die Geistlichen untermischt mit den Beamten des Königs.

nd Redner stellten sie als „die Könige in der Wildschur" den Kaisern im Purpurgewande" gegenüber. Leovigild († 586) nahm Krone und Purpur an und führte mancherlei römisches Ceremoniell ein. Seitdem wurden alle Könige und Königinnen mit den zum Theil noch heute erhaltenen kostbaren Kronen gekrönt und gesalbt. Bei den Langobarden verdrängte in ähnlicher Weise die Erhebung auf den Thron die altnationale Erhebung auf den Schild, auch nahmen ihre Könige, ebenso wie die der Westgothen den Beinamen Flavius an, den die Kaiser führten. Die Franken blieben einfacher. Auch wo sie sich in feierlichem Pomp zeigten, führten sie nicht ein Scepter, sondern die alte Lanze. Aber einen Goldreif zogen auch sie um ihre langen Locken, die noch immer ihre vorzüglichste Auszeichnung bildeten.

Manche Könige waren nicht weniger gewaltthätig wie die absoluten Kaiser. Der Frankenkönig Chilperich ließ freie Männer foltern, blenden, tödten; aber wenn das Volk ihn gewähren ließ, so geschah das nicht deshalb, weil es dem Könige despotische Gewalt zugestand, sondern weil es Sache der Verwandten war, Rache zu nehmen für die Gequälten und Gemordeten. Alle jene „Tyrannenhandlungen" Chilperichs waren eben nur einzelne Gewaltthaten, nicht anders wie die, welche viele der Großen verübten an denen, die schwächer waren als sie. Ebenso war es mit den scheinbar despotischen Königen der Westgothen. Trotz der durch die Verhältnisse gesteigerten Macht der Könige erhielt sich in allen diesen Staaten die Anschauung, daß der König nicht der Inhaber des Staates sei, sondern nur der Vorsteher, nur der Inhaber einer ihm vom Volke übertragenen und jeden Augenblick durch den Volkswillen beschränkbaren Gewalt. Bei zahlreichen Anlässen kam diese Anschauung zu scharfem Ausdruck, und die Reichsversammlung behielt in allen diesen Staaten ihre rechtliche Bedeutung. Bei den Langobarden wurde jeder Zusatz zum Landrecht mit den Worten eingeleitet: „wie es uns im Verein mit unseren Beamten und allen Langobarden recht schien". Das Gesetz der zum fränkischen Reiche gehörenden Alamannen wurde festgestellt „von dem Könige Chlothar, den Großen und dem versammelten Volke." Das Gesetz der Baiern „von dem Könige und seinen Großen und dem ganzen christlichen Volke, welches zu dem Reiche der Merowinger gehört." Bei den Angelsachsen durfte der König auch über die Domänen nicht ohne die „Versammlung der Weisen" verfügen. Bei den Franken empfing der König selbst fremde Gesandte in solchen Versammlungen, und der Wille des Volkes griff oft in

die persönlichen Wünsche der Könige ein. Als König Theodebert sieben Jahre mit der Tochter des Westgothenkönigs verlobt war und noch immer zögerte sie zu heirathen, weil er an anderen Weibern Gefallen fand, da nöthigten ihn die Franken sie heimzuführen; und den König Chlothar zwang das Volk den Frieden zu verwerfen, den die Sachsen anboten und den er annehmen wollte.

In diesem Falle und in einem ähnlichen unter König Sigibert war es das Heer, das die Entscheidung gab, aber das Heer war eben nichts anderes als das Volk in Waffen und konnte in jedem Augenblick als regierende Volksversammlung auftreten. Darin lag die Schranke gegen jede Veränderung der königlichen Gewalt in römischen Despotismus. Nun zerfiel allerdings der stolze Bauernstand, welcher die Voraussetzung für diese Heerverfassung bildete — aber gleichzeitig erhob sich eine mächtige Aristokratie, und diese legte dem Könige gleich starke Schranken auf. Auch bewahrte die königliche Gewalt den persönlichen Charakter, der dem Königthum der Urzeit eigenthümlich war. Der König war der Vornehmste im Volke und der Einflußreichste, aber er stand nicht außerhalb der Reihe, er blieb ein Genosse und wurde nicht ein Gott wie der Kaiser. Eine Beleidigung des Königs wurde durch Geld gebüßt, wie die Beleidigung jedes andern, nur daß der Satz höher war, der höchste in der Stufenreihe der Sätze. An dieser höheren Schätzung nahm auch der Ort Theil, an dem der König sich aufhielt. Jede Gewaltthat, die da verübt ward, unterlag einer erhöhten Strafe. Bei den Angelsachsen reichte dieser Schutz über einen großen Kreis: „Drei Meilen nach jeder Seite und drei Ackerlängen und drei Handbreiten und drei Gerstenkörner," sagt das alte Recht, „das ist die Grenze des Königsfriedens." Ebenso waren durch höhere Bußen alle geschützt, die zu des Königs Haushalt gehörten oder in seinen besonderen Schutz aufgenommen waren. Dazu gehörten auch alle Fremden und Verwandtenlosen, alle Schwachen und alle Geistlichen, auch der Flüchtling, der des Königs Haus erreichte, der Mann, der auf dem Wege zu ihm war.

Der eigentliche Kern der königlichen Gewalt lag in dem Rechte des Königs, zur Erfüllung seiner Aufgaben die Hülfe jedes Mannes in Anspruch zu nehmen, der ihm tauglich, und unter Verbot zu stellen, was ihm verderblich schien. Wer dem nicht nachkam, galt als Verächter des Königs und hatte eine schwere Buße zu zahlen. Bei den Angelsachsen hieß dies Recht des Königs overhyrnisse und overseeunge, bei den Franken der Bann. Bei den Franken wurde diese

Gewalt am großartigsten entwickelt, und wenn man sie allein betrachtet, so scheint der König unbeschränkt zu sein. Aber die Banngewalt war ihrem Wesen nach beschränkt. Sie war nicht Gesetzgebungsgewalt, sondern Verordnungsgewalt. Der König konnte kein Gesetz erlassen, dazu bedurfte es der Volksversammlung. Der Bann ergänzte das Gesetz nur oder durchbrach es, wie es nöthig erschien. Ganze Reihen von Handlungen, die nach dem Volksrecht nicht strafbar waren, stellten die Könige unter Strafe. Die kirchlichen Ehegesetze, die Behandlung des Grundbesitzes als volles Eigenthum und die Möglichkeit ihn zu pfänden, die Bestimmungen über die Wirksamkeit der Urkunden, die Strafen für Versäumnis der Gerichtsversammlungen und tausend andere wichtige Dinge sind durch des Königs Verordnung eingeführt worden. Im Laufe der Zeit gewannen diese Verordnungen den Werth von Gesetzen — aber noch im achten Jahrhundert durfte über liegende Gründe nur gerichtet werden, wenn die Ladung in den Formen des Volksrechts erfolgte und nicht durch die auf königlichem Bann beruhende Ladung des Richters. Diese Gewalt forderte förmlich zum Misbrauch auf, aber der Mann wußte sich nöthigenfalls wieder mit Gewalt zu schützen. — In den meisten dieser Staaten endete deshalb ein Drittel, ja bis über die Hälfte der Könige durch Mord oder Absetzung, und bei den Franken löste sich das Königthum auf in eine Herrschaft der großen Familien. Es war keine Zeit der Verfassungsparagraphen, es war eine Zeit des Schwertes, und das Königthum dieser Zeit war das heroische Königthum der Urzeit umgeben von Einrichtungen und ausgestattet mit Befugnissen, wie sie die verwickelten Verhältnisse der hochcultivirten Lande forderten, in die es versetzt war.

Die Beamten dieser Staaten.

Graf, Markgraf, Herzog, Fürst — comte, vicomte, marquis, duc, prince — conte, marchese, duca, principe — conde, marques, duque, principe — count, viscount, marquis, duke. Das sind noch heute die Titel, welche den hohen Adel in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien und England bezeichnen, und diese Titel sind abgeleitet von den deutschen oder lateinischen Titeln der Beamten dieser germanischen Staaten. Denn diese Beamten waren zugleich die Großen des Reichs, und die Entwicklung der Verfassung ging dahin, daß der Character des Amts zurücktrat und der Begriff des Adels

übrig blieb. Die Beamten dieser Staaten unterschieden sich in allen wesentlichen Merkmalen von den Beamten des römischen Reichs. Die Römer theilten die militärische Gewalt und die bürgerliche Gewalt, die Franken, Langobarden, Westgothen, Burgunder und Angelsachsen vereinigten sie. Derselbe Beamte war der Richter und der Führer des Heerbanns. Die Römer gaben den Beamten Gehalt, die Franken, Langobarden und Angelsachsen gaben ihnen keinen Gehalt sondern Macht, dazu einen Theil von den Strafgeldern und meistens wohl auch die Nutznießung gewisser Gebäude und Grundstücke. Die Römer hatten Staatsbeamte nur zur Verwaltung großer Provinzen, denen die Magistrate der Städte als Unterbeamte für die Verwaltung der einzelnen Stadtgebiete dienten. Der regelmäßige Beamte der Franken u. s. w. war dagegen ein Verwalter des Stadtgebietes. Die Magistrate verloren ihre Bedeutung für die öffentliche Verwaltung.

In den Staaten der Urzeit gab es keine Beamten — außer dem Könige oder Richter, der an der Spitze des Staates oder des Theilstaates stand. War der Staat klein, so regierte der König ihn selbst mit Hülfe seiner Diener oder Gefolgsleute: war er größer, so zerfiel er in Theilstaaten mit Unterkönigen oder wie die Häuptlinge sonst heißen mochten. Die Diener und Gefolgsgenossen des Königs und die Unterkönige ersetzten in der Urzeit den Beamtenstand, und aus diesen beiden Wurzeln entwickelte sich denn auch der Beamtenstand der germanischen Staaten auf römischem Boden. Es gab in all diesen Staaten zweierlei Beamte. Einmal Beamte in strengem Sinne, das waren die Nachfolger der Diener und Gefolgsgenossen der Urzeit, und zweitens Beamte mit größerer Selbständigkeit, das waren die Nachfolger der alten Unterkönige. So war es in allen diesen Staaten, aber im Einzelnen war die Entwicklung sehr verschieden. Am reinsten waren beide Arten von Beamten in der Verfassung der Angelsachsen ausgebildet. Jede Scire oder Grafschaft hatte zwei Beamte: den Gerefen, den Diener des Königs, und den Ealderman, den zum Beamten gewordenen Unterkönig. Bei den Langobarden standen in mancher Beziehung ähnlich, aber doch wieder wesentlich anders der Gastalde und der Herzog neben einander. Wieder anders war es bei den Franken, und die Entwicklung, welche die Beamtenverfassung hier nahm, ist von welthistorischer Bedeutung geworden.

Seit Chlodowech war der regelmäßige und strenggenommen der

einzige Beamte des fränkischen Staates der Graf. Für jedes Stadtgebiet wurde ein solcher Graf ernannt, der im Namen des Königs das Gericht zu halten, alle Arten Verwaltungsgeschäfte zu besorgen und beim Aufgebot die Mannschaft zu sammeln, ihre Bewaffnung zu untersuchen und sie dem Könige zuzuführen hatte. Die Stadtgebiete bildeten die Provinzen des Reichs, und der Name dieser Provinzen war Gau oder Grafschaft. Das Wort Graf, angelsächsisch Gerefa, bedeutete Diener und ward für hohe und niedere Diener gebraucht, für Diener des Königs wie für Diener von Privaten. Es gab nicht nur Burggrafen, Markgrafen, Gaugrafen, sondern auch Holzgrafen und Schweinegrafen. So hatte denn auch der fränkische Gaugraf kein Amt mit umschriebenen Rechten und Pflichten, sondern einen Dienst, einen Auftrag, dem der Herr nach seinem Belieben engere oder weitere Grenzen ziehen [1]), den er jeden Augenblick zurücknehmen, oder auf einen andern übertragen, mit dem er einen vornehmen Herrn oder einen seiner Unfreien betrauen konnte.

Indeß erhielt die Stellung des Gaugrafen bald größere Festigkeit und damit das, was das Amt vom Dienst unterscheidet; denn der Bezirk war fest, für den er ernannt ward, und die Leitung der Gerichte, die ihm zustand, war an feste Regeln gebunden. Um 600 war diese Entwicklung so weit vollendet, daß auch die Ernennung des Grafen gesetzlich geregelt wurde, bei welcher der König ursprünglich ganz nach Willkür verfahren konnte. Der König sollte den Grafen fortan nur aus den Großgrundbesitzern des Gaus ernennen. Das Recht den Grafen abzusetzen behielt der König, aber die Ausübung desselben erschien meist als ein Act der Gewalt, als ein Kampf des Königs gegen den Mann und seine Familie. Denn die großen Familien brachten die Grafschaften mehr und mehr in ihren erblichen Besitz. Die Beamten waren die Großen des Reichs, das Amt hatte einen Adel schaffen helfen.

Die übrigen Beamten.

Unter den Grafen standen die Centenare, die Vorsteher der Hundertschaften. Sie waren zugleich die Stellvertreter der Grafen,

---

[1]) In manchen Grafschaften wurden deshalb zwei Grafen ernannt, von denen der eine den Titel domesticus führte und besonders mit der Aufsicht über die Domänen betraut war.

wie sie denn auch Vicare genannt wurden. Zur Ausführung ihrer Befehle nahmen der Graf und der Centenar ihre Knechte, auch der Schreiber des Gerichts stand nicht im Dienst des Gerichts, sondern im Dienst des Grafen. Bei Geschäften, für welche die Knechte nicht geeignet waren oder ihre Kraft nicht ausreichte, bot der Graf Leute aus der Gemeinde auf, in ähnlicher Weise wie noch heute bei einer Reihe von Geschäften von der Verwaltung Bürger zugezogen oder bei Unruhen als Verstärkung der Polizei aufgeboten werden. Nur fand dies damals in größerer Ausdehnung statt. So ward in jeder Hundertschaft eine Schar von Wolfsjägern gestellt, die dafür von anderen Lasten frei waren, und eine andere Schar hatte die Polizei zu üben. Diese Schar hatte einen sehr verantwortlichen Dienst. Wenn sie den Räuber nicht faßte und auch seine Spur nicht bis in die nächste Hundertschaft verfolgen konnte, so mußte sie den Schaden ersetzen.

Ueber den Grafen standen Herzoge, die sich von den gewöhnlichen Grafen durch höheren Rang unterschieden und dadurch, daß sie den Oberbefehl über den Heerbann mehrerer Grafschaften hatten. Das Herzogthum war keine regelmäßige, keine allgemeine Einrichtung im fränkischen Reiche, es gab auch Grafen, die nicht unter einem Herzog standen. Auf einem Reichstage unter Chlothar II. waren 33 Bischöfe, 34 Herzoge und 65 Grafen zusammen. So war das Zahlenverhältnis, auf einen Herzog kamen zwei, drei Grafen. Aber einige Herzoge waren über größere Gebiete gesetzt, und diese traten dann aus der Stellung der gewöhnlichen Beamten heraus, näherten sich der Stellung der ehemaligen Unterkönige. Von vornherein hatten diese Stellung die Herzoge von Baiern, Alamannien und Thüringen. Sie wurden zwar auch von den Frankenkönigen eingesetzt und hatten wenigstens zeitweise recht straffen Gehorsam zu leisten: aber es blieb doch unvergessen, daß diese Länder einst für sich gewesen waren. Sie lagen zu weit ab und hatten andere Culturverhältnisse. Sie fühlten sich weniger als Provinzen des merowingischen Reichs denn als Staaten, die von dem mächtigen Nachbar abhängig geworden waren, und ihre Herzoge wurden nicht aus der Menge genommen sondern aus den alten Familien, die hier einst selbständig geboten hatten, oder wenn vornehme Franken dazu erwählt wurden, so gingen sie rasch in dem neuen Stamme auf, fühlten sich nicht als Franken. Kurz, diese Herzoge waren dem Wesen nach mehr Unterkönige als Beamte. In ihnen und in den Grafen oder Herzogen von der Bretagne, welche

fast noch loser mit dem Frankenreiche verbunden waren, ragte ein Stück der Verfassung der Urzeit, welche keine Provinzen kannte und keine Beamte sondern nur Theilstaaten und Unterkönige, in die merowingische Verfassung hinein.

Ueber alle erhob sich im siebenten Jahrhundert das Amt des Majordomus oder Hausmeiers. Im sechsten Jahrhundert war der Majordomus nur ein Haus- oder Hofbeamter des Königs. Ein Gebiet des Reichs oder ein Zweig der Regierungsgeschäfte war ihm nicht überwiesen. Er konnte großen Einfluß auf die Regierung haben, aber nur soweit er Einfluß auf den König hatte und bei demselben seine Meinung zur Geltung brachte oder von demselben mit einem Auftrag betraut wurde. Als aber das fränkische Reich Ende des sechsten und dann im siebenten Jahrhundert wiederholt lange Zeit minderjährige Könige hatte, da gelang es den Hausmeiern so häufig mit der Leitung des Hauses auch die Vormundschaft über das königliche Kind und damit die Regierung des Reichs zu gewinnen, daß ihr Amt als das erste unter allen Aemtern angesehen ward. Besonders wichtig war für diese Entwicklung das Jahr 613.

Nach dem Siege über Brunhilde verpflichtete sich damals König Chlothar, den Majordomus von Burgund, der ihm den kleinen König verrathen und das Land übergeben hatte, in seinem Amte zu lassen. Gleicherweise ließ er auch in Austrasien einen Majordomus regieren. Das waren die ersten Fälle, in denen ein Majordomus nicht als Hausbeamter des Königs, sondern in der Weise der eigentlichen Staatsbeamten einen Theil des Reichs regierte. Sie standen etwa wie die Herzoge von Baiern und Thüringen, sie waren der Sache nach Unterkönige und führten den Titel eines Hausbeamten des Königs, ohne in seinem Hause zu sein. Die Grafen und Herzoge des Landes standen unter ihnen, wurden wahrscheinlich auch von ihnen ernannt. Sie hielten auch Landtage mit ihnen ab, deren Beschlüsse jedoch der Bestätigung des Königs bedurften. Das Amt erlosch dann zunächst wieder mit dem Tode jener Männer, dafür ward aber für Austrasien ein wirklicher Unterkönig bestellt und zwar in dem Sohne des Königs. In der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts folgten dann abermals Regierungen von unmündigen Königen, und damit Regierungen von Hausmeiern, bis endlich Pippin der Mittlere im Besitz dieser Würde eine dauernde Herrschaft gewann. (687—714.) Als Hausmeier regierte er und regierten später sein Sohn Karl Martell und dessen Söhne Pippin und Karlmann für den König, nur daß es

keinen Unterschied machte, ob derselbe erwachsen war oder nicht. Jahre lang regierten sie auch ohne König. Die Befugnis zu alledem entnahmen sie aber nicht aus den besonderen Rechten dieses Amtes, sondern aus ihrer Machtstellung, welche auf dem Besitze von Gütern und Grafschaften, und auf dem starken Anhang ihrer Familie und Freunde ruhte, und welche die Zeitgenossen kurz damit bezeichneten, daß sie diese Karolinger Herzoge der Franken nannten. Ihr Majordomus-Amt war kein Amt, es war eine Gewalt, welche die kraft ihres Amts zur Herrschaft berufene Person verdrängte, während es den Gewalthabern noch an Zuversicht fehlte, diese Verdrängung ganz offenkundig zu machen und den Titel König anzunehmen.

Das einzige Amt, das die Franken von den Römern übernahmen, war das Amt des Referendarius oder Kanzlers des Königs. Die Urkunden und der schriftliche Verkehr hatten eine solche Wichtigkeit erlangt, daß die Könige einen Beamten haben mußten, der ihre Schriften besorgte und überwachte. Aber das Amt gestaltete sich ganz germanisch. Der Referendar war einer der Hofbeamten, und je nachdem er das Vertrauen des Königs genoß, stand er hoch oder niedrig und wurde er auch zu anderen Geschäften benutzt. König Dagobert machte seinen Kanzler zum Anführer eines Heeres, und wohl regelmäßig nahmen diese Beamten an dem Gericht und dem Rathe des Königs Theil. Das Amt war also nicht aus der römischen Staatsordnung übernommen, sondern auf der Basis der fränkischen Verfassung durch die römische Cultur erzeugt.

Das Rechtswesen.

In allen diesen Staaten behielten die Römer ihr Privatrecht. Es entsprach das der germanischen Sitte und war in vieler Beziehung auch ein Gebot der Nothwendigkeit. Denn das germanische Leben hatte ganze Reihen von Einrichtungen, in denen die Römer handelten und wandelten, noch nicht erzeugt und also auch keine Rechtsbegriffe für dieselben. Die Beamtenverfassung, das Strafrecht und das Gerichtsverfahren waren dagegen in allen diesen Staaten und im besonderen auch im fränkischen Reiche einheitlich. Es gab in allen Theilen des Reichs nur die gleichen Beamten, und in allen Theilen ward nur in fränkischer Weise Klage erhoben und Urtheil

gesprochen[1]), und für Mord und Brandstiftung wurden die Römer mit denselben Strafen belegt wie die Germanen der gleichen Standesclasse. Vor dieser Gemeinsamkeit verlor die Verschiedenheit im Privatrecht ihre Bedeutung. Früh schon begann nun eine Ausgleichung der Rechtsanschauungen der so vereinigten Völker und dem entsprechend eine Umgestaltung der Einrichtungen und Gesetze.

In manchen Stücken erfuhr das römische Privatrecht schon dadurch Aenderungen, daß die Beamten und die Einrichtungen fehlten, die es zur Voraussetzung hatte, und auch ohne solche Nöthigung gingen die Römer allmählich zu fränkischen Rechtsformen über. Selbst südlich der Loire, wo die Römer am wenigsten mit Germanen untermischt saßen, begegnete es bereits im achten Jahrhundert, daß ein Römer bei einem Kauf die feierlichen Formen der fränkischen Investitur anwandte, statt den Verkauf nach römischer Art durch einfache Uebergabe der Urkunde zu vollziehen. Wichtiger war es, daß die Franken ihr Proceßverfahren durch Aufnahme römischer Rechtsformen und Rechtsmittel den neuen Verhältnissen anpaßten. Das mannigfaltige Leben eines Kulturvolkes konnte nicht geregelt werden mit den Mitteln des altgermanischen, speciell des fränkischen Verfahrens. Es ist bereits im ersten Bande geschildert, aber hier muß sein Character noch einmal scharf hervorgehoben werden.

Alle Rede und alle Handlung vor Gericht war Rede und Handlung mit Gefahr. Es ging das so weit, daß für eine Reihe von Gegenständen und Thieren, um die häufig im Gericht gestritten wurde, besondere Ausdrücke üblich waren. Der Stier hieß der Heerführer, die Ziege die Lauchfresserin, handelte es sich aber um mehr als drei, so hieß sie Schilffresserin, der Zeigefinger der Pfeilsender, der Hund der an die Kette Gewöhnte u. s. w. Wer statt dieser Ausdrücke die gewöhnlichen Namen gebrauchte, der verlor den Proceß.

Nicht der Richter, sondern die Partei lud den Gegner vor Gericht durch die feierliche Ladung, die Mannitio. Nicht der Richter, sondern die Partei hatte die Macht den Gegner zur Antwort zu zwingen durch die feierliche Frage (tangano) und zur Erfüllung des Urtheils durch den feierlichen Vertrag. Der Richter war nicht bedeutungslos — er hatte die Vollzugsgewalt und war verantwortlich

---

[1]) In Baiern erhielt sich noch lange Zeit im Gericht das hergebrachte Verfahren, aber zum Theil wohl deshalb, weil Baiern bis auf Karl den Großen mehr als ein Nebenland, denn als eine Provinz galt.

dafür, daß nach dem Recht gerichtet werde, aber die Hauptthätigkeit fiel den Parteien zu. Noch schärfer trat das in dem weiteren Verlauf des Processes hervor. Die Antwort auf die vom Kläger gestellte Frage mußte eng gebunden sein an die Worte der Frage und war eine Antwort mit Gefahr. Eine Unbestimmtheit, eine Einschränkung, ein Wenn oder Aber, sowie eine Abweichung von der Frage führte zum Verlust. Hatte der Beklagte geantwortet, so sprach einer von den Schöffen das Urtheil. Dies Urtheil war kein Urtheil über die Wahrheit der Behauptungen der Parteien oder die Richtigkeit der Thatsachen, welche sie vorbrachten. Das Urtheil bestimmte nur, welche Partei der andern den Beweis für ihre Behauptungen zu erbringen hatte, und mit welchen Mitteln der Beweis zu erbringen war. Diese Beweismittel waren formaler Natur, bestanden in feierlichen Handlungen. Es waren drei, das Gottesurtheil, der Eid mit der vom Gericht bestimmten Zahl von Zeugen, der Zweikampf. Die Gottesurtheile waren fast ausnahmslos so, daß der Angeklagte verurtheilt werden mußte, wenn nicht einmal ganz besondere Umstände bewirkten, daß er den Arm aus dem siedenden Wasser oder von dem glühenden Eisen unverletzt zurückzog. Die Zeugen hießen auch Eidhelfer, und ihr Eid war grundsätzlich verschieden von dem, was wir heute unter Zeugeneid verstehen. Der Eid wurde nicht dem Richter geschworen, sondern der Gegenpartei, bildete nicht die Grundlage des Urtheils, sondern die Erfüllung des Urtheils, diente nicht zur Ueberzeugung des Richters, sondern zur Befriedigung der Partei (satisfacere). Die Zeugen schwuren nicht, daß sie die Wahrheit sagen wollten, und sagten dann was sie von der Sache wußten, damit sich die Richter ein Urtheil bilden könnten, sondern sie beschworen die Behauptung, von deren Beschwörung das Urtheil die Rechtsentscheidung abhängig gemacht hatte. Sie mußten Wort für Wort schwören. Es war ganz gleichgültig, ob sie im Stande waren, andere Angaben zu machen, welche die Richter von dem Rechte ihrer Partei überzeugt haben würden. Das Urtheil des Gerichts bestimmte schlechthin nichts anderes, als welche Partei dem Volksrecht gemäß der anderen den Beweis zu erbringen habe, mit welchen Mitteln sie ihn zu erbringen habe, und ob derselbe richtig erbracht worden sei. Die Zeugen wurden deshalb erst dann geladen, wenn das Urtheil ergangen war, und die Eidhülfe war eine Pflicht der Geschlechtsgenossen und Freunde, gleichviel ob sie von der Wahrheit der Behauptung überzeugt waren oder nicht. Wollten sie den

Eid nicht schwören, so hatten sie den Genossen zu zwingen vom Processe abzusehen. Gegen den Freund einen Eid zu leisten war unmöglich, auch wenn man im heutigen Sinne des Wortes der nächste Zeuge war. Gegen dies Urtheil gab es keine Appellation, wohl aber gab es Mittel, die Sache an den Zweikampf zu ziehen und durch den Zweikampf zu entscheiden.

Das Gerichtsverfahren der Gothen, Burgunder und Langobarden wich von dem fränkischen vielfach ab, aber das Beweisverfahren war ebenfalls formaler Natur, und in allen diesen Staaten erhob sich deshalb laute Klage über den Misbrauch des Eides und daß der Unschuldige Gewalt erleide. Man suchte auf mannigfaltige Weise Abhülfe zu schaffen. Die Westgothen gestatteten dem geringen Manne, der einen Proceß gegen einen Großen führte, die Führung desselben einem Manne von gleichem Rang zu übergeben; die Burgunder und Franken erlaubten, die Eidhelfer des Gegners vor dem Eide zum Zweikampfe zu fordern, auch ein Verhör der Eidhelfer durch den Richter ward verordnet und der Einfluß des Richters gesteigert: aber neben solchen Besserungen des altgermanischen Verfahrens mußten alle diese Staaten auch gewisse Formen des römischen Verfahrens in ihren Proceß aufnehmen. Es geschah dies vornehmlich durch Erweiterung der richterlichen Befugnisse, durch Anwendung von schriftlichen Urkunden, durch Einführung von Zeugen im römischen oder was dasselbe ist im heutigen Sinne und endlich durch die Folter.

Diese römischen Einrichtungen wurden jedoch nicht einfach übernommen, sondern nach den germanischen Einrichtungen und Anschauungen umgestaltet. Bei den Westgothen trat die Anklage des Richters an Stelle der Anklage der Familie des Gemordeten, aber wenn der Richter seine Pflicht versäumte, so wurde er dieser Familie gegenüber straffällig. Bei den Franken wurde neben und an Stelle des alten formalen Beweises ein dem römischen nachgebildeter Zeugenbeweis ausgebildet, aber so eigenthümlich, daß man seine Ableitung aus dem römischen mehr vermuthen als beweisen kann. Die Urkunde gewann in dem fränkischen Rechtsleben eine große Bedeutung, aber ihre Anwendung wurde mit deutschrechtlichen Anschauungen erfüllt. Der Römer übergab die Urkunde, damit die Partei künftig ein Beweismittel habe über den Abschluß des Rechtsgeschäfts, bei den Franken war daneben auch die Uebergabe der Urkunde von Bedeutung. Diese Uebergabe bildete einen Formalact, der das Geschäft vollendete.

Ganz unrömisch war ferner der Unterschied, den die Franken zwischen einer Königsurkunde und einer Privaturkunde machten.

Die Folter endlich ließen die Franken nur bei Unfreien anwenden, und die Westgothen gestalteten sie zu einer Art von Zweikampf um, wie das oben geschildert wurde. Der Angeklagte wurde nicht dem Folterknecht übergeben, sondern dem Kläger. Der durfte ihn drei Tage foltern aber nicht tödten und ihm kein Glied zerbrechen, sonst wurde er den Verwandten des Gefolterten übergeben, daß sie mit ihm verführen, wie sie wollten. Und ebenso wurde er dem Gefolterten selbst übergeben, wenn dieser die Folter überstand, ohne das verlangte Geständnis zu machen. Was ist da noch übrig geblieben von der römischen Folter? In ähnlicher Weise lehrreich ist die Art und Weise, wie die Franken den Appenis umgestalteten. Appennis nannten die Römer eine bestimmte Art von Urkunden. Wenn jemand durch Brand oder Krieg die Urkunden über den rechtlichen Erwerb seiner Grundstücke verloren hatte, so konnte er sich in folgender Weise Ersatz schaffen. Er begab sich vor den Rath der Stadt, erzählte sein Unglück und gab ein Verzeichnis der verlorenen Urkunden zu Protokoll mit möglichst genauer Angabe des Inhalts derselben, namentlich der Grundstücke, über deren Erwerb sie ausgestellt waren. Dies Verzeichnis ward dann vom Magistrat drei Tage lang öffentlich ausgehängt, und wenn unterdeß keine Einsprache dagegen erhoben ward, so wurde das Verzeichnis mit der Unterschrift des Magistrats versehen und mit der Bemerkung, daß es öffentlich ausgehängt gewesen sei. Diese Urkunde hieß von dem Anhängen (appendere) Appennis, und wenn der Eigenthümer in einem Rechtsstreite eine jener Urkunden vorweisen sollte, so diente ihm dies Verzeichnis als ein Ersatz. Diesen Brauch fanden die Franken vor, und sie erkannten bald, daß er nicht zu entbehren sei, denn fortwährend wurden Häuser und Dörfer zerstört und mit ihnen viele Urkunden. Aber das Verfahren erhielt eine andere Form. Wem das Haus mitsammt seinen Urkunden zerstört wurde, der hatte das Hülfegeschrei zu erheben und den Centenar und die Dorfgenossen an die Stelle zu führen. Da mußten sie mit eigenen Augen die Zerstörung schauen, die rauchenden Trümmer oder die zerschlagenen Thüren und Wände. Alsdann ordneten sie sich zur Gerichtsversammlung, und in derselben wurde ein Bericht über den Thatbestand aufgesetzt. Mit diesem Bericht begab sich der Geschädigte in die Stadt vor den Grafen, und in dessen Gericht wurde die Sache noch einmal öffentlich verhandelt

und darnach von den Schöffen das Urtheil gefällt, daß der Mann die Grundstücke, über deren Erwerb ihm die Urkunden verloren waren, auch ohne dieselben rechtmäßig besitze. Darüber wurde eine Urkunde ausgefertigt, die dann ebenfalls noch drei Tage aushing [1]).

Die Westgothen haben durch dergleichen römische Einrichtungen ihren Proceß, ihr Strafrecht, kurz alle Theile ihres Rechtswesens sehr wesentlich umgestaltet; obschon es auch ihnen nicht gelang aus den beiden Rechten ein Recht herzustellen, wie es das Bedürfnis der Zeit forderte. Bei den Franken war die Gesetzgebung viel weniger thätig, die meisten Veränderungen setzten sich in der Praxis durch, aber auch was so geschah reichte bei weitem nicht aus. Um 800 herrschte gesetzlich noch das alte formale Verfahren mit Gottesurtheil und Eidhelfern. Für einen großen Theil der Bevölkerung war dies geradezu eine Rechtsverweigerung, und der Zustand wäre unerträglich gewesen, wenn nicht der König durch seine besondere Gewalt die größten Härten gemildert hätte. Er that dies einmal durch Ertheilung von Gerichtsprivilegien und sodann durch Ausbildung des Königsgerichts. Schon im sechsten Jahrhundert ertheilte der König seinen Hintersassen und allen, die sonst in seinem besonderen Schutze standen, wie die Gefolgsgenossen, die Fremden, die Wittwen und Waisen, ferner den Römern und den Juden das Privileg, daß sie im Gericht dem Kläger „ohne Gefahr“ antworten konnten. Sie durften reden, wie sie glaubten ihre Sache am besten darstellen zu können, und waren nicht an die Worte der Frage gebunden. Dieselbe Freiheit herrschte auch in dem Gericht des Königs. Der König oder sein Vertreter konnte in der Verhandlung alles thun, was er zur Feststellung des Rechts für nöthig hielt — nur daß er über freie Männer keine Folter verhängen durfte. Vor das Königsgericht lud nicht die Partei, sondern der Bote des Königs, hier stellte nicht die Partei die Fragen, sondern der Richter, hier war die Antwort ohne Gefahr, hier brachte nicht blos die Partei der Partei den Beweis, sondern die Parteien suchten den König und die Richter von ihrem Rechte zu überzeugen. Kurz, dies Königsgericht war ein Gericht, wie es die Verhältnisse forderten, und man hätte denken sollen, daß nun das Verfahren aller Gerichte nach diesem Muster umgeändert,

[1]) Hierin wurde eine bedeutungslos gewordene römische Form bewahrt. Außerdem haben übrigens die Franken den Appennis noch in anderer Weise umgebildet zu der sogenannten Pankarta, in welcher von den römischen Formen noch weniger erhalten ist.

oder daß doch wenigstens ein Gesetz erlassen worden wäre, welches gewisse Sachen an das Königsgericht gewiesen oder eine Appellation von dem Grafengericht an das Königsgericht zugelassen hätte. Aber von alle dem geschah so gut wie nichts. Zäh hielten die Franken an dem alten Formalverfahren, nur der König hatte die besondere Freiheit, von diesen Formen abzusehen, und er durfte einzelnen Personen oder Gruppen von Personen durch Privilegien einen Antheil an dieser Freiheit gewähren, indem er ihnen gestattete, im Königsgericht zu klagen.

Die Vorstellung von den rechtlichen Zuständen des Frankenreichs wäre aber nicht vollständig, wenn man nicht zugleich die Veränderung der Gesellschaft ins Auge faßte. Schon um 600 waren zahlreiche Grundherrschaften entstanden, deren Aecker an viele Tausende freie oder unfreie Leute ausgeliehen waren. Die Rechtssachen dieser Hintersassen kamen meist nicht vor das öffentliche Gericht, sondern vor das Schiedsgericht des Grundherrn, das zwar im ganzen nach dem Muster des öffentlichen Gerichts gebildet war, aber doch freier verfahren konnte. Gegen die Unfreien namentlich wurde mit allen Mitteln, welche das römische oder das germanische Verfahren kannte, vorgegangen. Sie hatten kein Recht, und wenn es ihnen auch verbürgt wurde, so litten sie doch vielfach Gewalt.

In ähnlicher Weise herrschte die Gewalt überall, und sie gewährte auch wieder Hülfe gegen die unerträglichen Härten des Rechts. Wer den andern durch das Recht um seinen Besitz gebracht hatte, der mußte die Rache fürchten. Immer erwächst ja aus dem Uebel selbst auch ein Heilmittel, aber daß die Gewalt das Recht corrigiren mußte, das ist zugleich die schwerste Anklage gegen den Zustand des Gerichtsverfahrens.

Vielleicht ebenso verderblich wirkte es, daß das altgermanische Strafrecht, welches fast nur Geldstrafen kannte, erhalten blieb. Nur ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung war im Stande diese hohen Bußen zu bezahlen, alle anderen sahen sich gezwungen zur Fehde zu greifen oder alle ihre Habe zu verlieren. Und umgekehrt war der Kläger nicht im Stande, ihnen gegenüber auf dem Rechtswege Genugthuung zu erhalten. Alles drängte zur Gewalt und namentlich zur gewaltthätigen Behandlung der kleinen Leute.

Betrachtet man diese Entwicklung, so ergiebt sich, daß der Gegensatz von Römern und Franken auf dem Rechtsgebiet rasch seine Bedeutung verlor. Immer stärker trat dagegen der Unterschied

hervor zwischen denen, welche im Stande waren die Formen des öffentlichen Verfahrens zu erfüllen, und denen, welche dazu nicht im Stande waren und entweder den Schutz eines Privilegiums gewannen oder der Willkür, der Folter und der körperlichen Züchtigung anheim fielen. Der Gegensatz von Römern und Nichtrömern ging auch auf dem Gebiete des Rechts in dem Gegensatz von Reich und Arm, von Vornehm und Gering unter.

Die wirthschaftlichen Zustände.

Die Germanen erfuhren in dieser Periode, was einst die Römer erfahren hatten. Auch die römische Verfassung kannte ursprünglich keine Steuern und keine bezahlten Dienste. Was zu leisten war, das leisteten die Bürger persönlich und unentgeltlich. Sie zogen mit eigenen Waffen in den Krieg, verfolgten den Räuber, hegten das Gericht. Damit war der Kreis der Aufgaben in der Hauptsache geschlossen, und diese Aufgaben selbst waren leicht gelöst. Auch die Kriegspflicht lastete nicht zu schwer, die ganze Lebensweise war kriegerisch, und bei der Kleinheit der Staaten dauerte der Krieg nicht zu lange. Als sich dann aber der Staat erweiterte, da wurden diese Aufgaben schwerer, und gleichzeitig stellte die gesteigerte Cultur größere Forderungen an den Mann, der eine Familie ernähren mußte. In Folge des erlag das Volk der wirthschaftlichen Noth, bis in furchtbaren Revolutionen die Republik zerfiel, und das Kaiserthum mit seinem Berufsheer und Berufsbeamten jene Bedürfnisse des Volkes auf andere Weise befriedigte. Alsbald erholte es sich denn auch wieder, und die ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit gewährten großen Kreisen des Volkes einen Wohlstand und eine behagliche Pflege der Künste des Friedens, wie sie es seit lange nicht gekannt hatten.

Die Germanen erlebten den gleichen Wechsel in den Lebensverhältnissen, welcher die alte Verfassung unerträglich machte, aber er kam nicht allmählich sondern plötzlich. Er war gegeben mit dem Tage der Einwanderung auf das römische Gebiet. Die Ansiedlung der Burgunder und ähnlich die der Westgothen vollzog sich in folgender Weise. Zunächst wurden sie nach Art der römischen Soldaten einquartiert und so lange von dem Wirth verpflegt, bis ihnen Land zugewiesen wurde, und sie von demselben ernten konnten. Regelmäßig erhielten sie das Land auf ihren Quartierwirth angewiesen. Von seinem Acker erhielten sie zwei Drittel, von Hof und Obstgarten

die Hälfte, Wald und Anger blieben ungetheilt. Der Antheil, der einem Germanen zugewiesen ward, hieß sors Los, alter und neuer Besitzer hießen consortes Genossen oder hospites Wirthe. Das Grundstück galt auch nach der Theilung noch in mancher Beziehung als ein Ganzes. Der Römer hatte an dem Theil seines germanischen Mitwirthes ein Vorkaufsrecht. Entstand zwischen zwei benachbarten Germanen Streit über die Grenze ihres Besitzes, so hatten ihre römischen Mitwirthe den Streit auszumachen. Nicht alle Burgunder wurden so angesiedelt. Es gab weite Strecken verlassenen herrenlosen Landes. Davon vergab der König an mehrere Burgunder geschlossene Güter. Diese Leute wurden zwar auch zunächst bei einem Römer einquartiert und bis zur eigenen Ernte verpflegt: aber sie erhielten keinen Antheil an seinem Lande.

So brachte die Ansiedlung vielfache Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten. Auf Seite der Beraubten erregte sie Wuth und Verzweiflung, bei den Empfängern Uebermuth und Habgier. Wer so viel erhielt, mochte gern alles haben. Die Römer sahen sich tausendfacher Unbill preisgegeben, sie fürchteten oft ganz zu erliegen[1]).

Aber auch den Germanen erwuchsen aus dieser Ansiedlung schwere Aufgaben. Die Burgunder hatten noch am Rhein in altgermanischer Weise gelebt, und die Gothen waren im Jahre ihrer Ansiedlung 419 seit fünfzig Jahren von Athen bis Lissabon, von den Alpen bis an die Straße von Gibraltar hin und hergezogen, und hatten auch vorher nur eine flüchtige Siedelung gehabt, hatten mehr in Zelten und Wagen als in Häusern gewohnt. Jetzt wurden sie plötzlich Grundbesitzer inmitten einer hochcultivirten Landschaft, wo der Landwirth zugleich Kaufmann sein mußte. Sie kannten weder die kunstvoll ausgebildete Art der Bebauung — die Behandlung der Weinberge, die Pflege der Kunstwiese, die Wahl der Frucht nach der Art des Bodens — noch kannten sie die Bezugsquellen und die Absatzgebiete. Der Verkehr ging in einer fremden Sprache vor sich. Sie mußten vermuthen, daß die Römer darauf ausgingen, ihre Unkunde zu benutzen und ihnen im Kleinen wieder abzunehmen, was sie im Großen verloren hatten. Da zuckte manchem die Hand nach der Streitaxt,

---

[1]) Darauf geht es, wenn es von König Gundobad heißt, er habe den Burgundern mildere Gesetze gegeben und die bis dahin verachteten Römer sicher gestellt. Andererseits zeigen die Schriften des Presbyter Salvian, daß viele Römer mit leichterem Herzen, als wir uns zunächst denken, einen Theil ihres Ackers hergaben, da sie hoffen durften, dem bisherigen Steuerdruck zu entgehen.

mit der sie bisher die Forderungen eines Römers beantwortet hatten. Jetzt aber bedrohte sie das Gericht des Königs, denn der Römer stand im Schutze des Königs, war Bürger des Staates wie der Germane.

Es fehlte ferner die Markgenossenschaft und die Hülfe, die sie gewährte. Bei den Burgundern wurde als Ersatz die Bestimmung gegeben, daß der Bauer, auf dessen Lose kein Wald stand, im Walde des Nachbarn Holz schlagen durfte. Das war ein dürftiger Ersatz für den alten Markwald, und öfter wahrscheinlich eine Quelle von Streit und Zank mit dem Nachbarn als eine Hülfe. Mit der Markgenossenschaft war auch die Behörde weggefallen, welche die Wald- und Feldpolizei, und was damit zusammenhängt, Wege und Flüsse, Viehtrift und Wildfallen geregelt hatte. Das mußte nun der Staat thun, und es begann bei den Burgundern eine kleinliche Gesetzgebung, die aber den örtlichen Bedürfnissen doch nicht gerecht werden konnte.

So fühlten sich denn die Germanen in ihren neuen Besitzungen meist recht unbehaglich, und viele Burgunder veräußerten ihre Landlose so leichtfertig, daß König Gundobad ein besonderes Gesetz dagegen erlassen mußte. Aber solche Gesetze halten wirthschaftliche Entwicklungen selten auf, sie geben mehr nur Zeugnis von dem Schaden. So kam denn auch bald ein großer Theil der Germanen in Armut und Abhängigkeit.

Die Ansiedelung hatte die Zahl der mittleren Besitzer ansehnlich vermehrt und die Arbeit wieder zu Ehren gebracht. Die gefürchteten Germanen führten selbst den Pflug. Aber es währte nicht lange, da verschwand dieser Mittelstand und die Bewohner zerfielen wieder in wenige große Besitzer und die besitzlose Masse. Die wirthschaftliche Bewegung führte dahin, und die Theilung der Grundstücke unter die zahlreichen Söhne der germanischen Familien sowie die endlosen Kriege beschleunigten den Proceß. Drang ein Feind ins Land, so verknechtete er alle, deren er habhaft werden konnte. Oftmals wurden die Bewohner ganzer Städte und ganzer Landschaften auf einmal in Knechtschaft geschleppt.

Schon um 500 war in Burgund diese Entwicklung im Wesentlichen beendet. Die Masse war abhängig, und das Land war angefüllt von flüchtigen Sclaven. Jeder Fremde, der auf einem Gute vorsprach, ward für einen solchen Flüchtling angesehen. In diesem Zustande kamen die ehemals westgothischen und burgundischen Lande, also alles Land südlich der Loire, zu der fränkischen Monarchie. Die

Franken nahmen keine neue Landtheilung vor. Wohl erhielt eine Anzahl fränkischer Männer Landbesitz in diesen Gebieten, aber im ganzen nahm jene wirthschaftliche Bewegung, welche den mittleren Besitz beseitigte, nur weiteren Fortgang. Aehnlich war es in dem ehemals vom Syagrius beherrschten Gebiete, und wenn in den altsalischen Landen an der Somme, an der Mosel und am Rhein der mittlere Besitz stärker vertreten und besser gefestigt war, so wurde er doch nach und nach ebenfalls in diese Bewegung hineingezogen. Schon die fortgesetzten Schenkungen an die Kirchen und Klöster führten dazu, und die Großen wetteiferten mit einander in dem Erwerb des Bauernguts. Der Druck der öffentlichen Pflichten und das System der Geldstrafen boten dazu die Gelegenheit. Die Gerichtspflicht forderte leicht zwanzig und mehr Tage im Jahre den Mann zur Dingversammlung, und so oft es ein echtes Ding war, immer drei Tage hintereinander. Noch schwerer drückte die Heerverfassung. Die Kriege dauerten Wochen lang, ja es konnten Wochen vergehen, ehe man nur die Grenze überschritt. Darüber versäumte der Mann die Zeit der Bestellung des Ackers oder der Ernte, und bei der höheren Entwicklung des Ackerbaus rächte sich das schwer. In der Urzeit bot die Feldgemeinschaft mancherlei Wege, die Last zu mindern, wie z. B. bei den Sueben der zurückbleibende Theil der Bauern den Acker für die zum Kriege Aufgebotenen mit zu bestellen hatte. Auch ein feindlicher Einfall war schnell verwunden. Das Schlimmste war der Verlust der Herden und Sclaven, aber was an Gebäuden und Culturen zerstört war, ließ sich bald wieder ersetzen. Es waren einfache Bauten gewesen, und der gemeine Wald lieferte alles ohne Kosten, was zum Neubau nöthig war. Das war jetzt anders. In den meisten Gegenden des Frankenreichs gab es keinen Wald und keinen Steinbruch für den gemeinen Nutzen. Die Verluste waren dagegen empfindlicher, denn die Bevölkerung hatte größere Bedürfnisse, ihre Wohnungen und Werkzeuge waren besser gebaut und schwerer ersetzt. Die Kriege der Frankenkönige waren aber zum großen Theil innere Kriege und verheerten alle Theile des Landes. So kamen Tausende dahin, daß sie ihr Land den Reichen überlassen mußten, der sie in solcher Nothzeit erhielt. Aehnlich wirkten die mancherlei anderen Dienste, welche der Staat oder die Gemeinde von dem Manne forderten, die Verpflegung der Gesandten, der Bau der Brücken und Wege, die Vertilgung der Wölfe, die Verfolgung der Räuber. Wer sich weigerte, wenn der Graf seinen Dienst forderte, der fiel

in hohe Buße. Die Geldbußen beherrschten das Recht. Fast alle Vergehen wurden mit Geldstrafen gebüßt, und diese Strafen waren meist so hoch, daß sie ein mittleres Vermögen leicht aufzehrten. Wer vor Gericht geladen war und den Termin ohne ernsthafte Noth versäumte, hatte 15 Solidi zu zahlen oder 15 Kühe oder 7 Ochsen und eine Kuh, oder zwei Hengste und drei Kühe oder 5 Stuten. Die Kühe mußten ohne Fehl sein, wohlgeformt und sehenden Auges. Wer einen Franken erschlug, hatte 200 Kühe zu zahlen oder 100 Ochsen, und jede starke Verletzung an Ohren, Augen, Nase oder Fuß ward mit 100 Kühen gebüßt, und jeder Schlag mit einer Kuh. Das Scheltwort Hase kostete 6, Hure 45 Kühe, und die falsche Beschuldigung, den Schild weggeworfen zu haben und geflohen zu sein, 3 Kühe. Wer nicht zahlen konnte, ward gepfändet, kam in Schulden und bei manchen Forderungen in Schuldknechtschaft. Bei den Angelsachsen nahm die Zahl dieser Unglücklichen so sehr überhand, daß ein König bestimmte, jährlich sollte ein Theil von dem Ertrage der Domänen zum Loskaufe solcher Strafhörigen verwendet werden. Bei den Gothen und Franken war es nicht besser, und oft benutzten die Grafen ihre Gewalt, um durch solche Bußen kleine Bauern vom Erbe zu treiben, deren Güter sie gern zu ihrem Besitz hinzuschlagen wollten.

Die Art der Wirthschaft.

Italien ist in der Zeit nach den punischen Kriegen durch solche Verhältnisse entvölkert worden, und England erfuhr im 15. und 16. Jahrhundert das gleiche Schicksal. Das kam daher, daß die Grundherren ihr Land selbst in Bewirthschaftung nahmen. Erst trieben sie Plantagenwirthschaft, und wenn dieselbe bei der zunehmenden Entvölkerung oder aus anderen Gründen nicht mehr lohnte, so wandelten sie den Acker in Weideland. In einer Rede, die er 1549 am Hofe König Eduards VI. hielt, klagte ein englischer Bischof: „Wo früher zahlreiche Häuser und Menschen waren, da giebt es jetzt nur noch einen Schäfer und seinen Hund.“ Und in einer amtlichen Denkschrift hieß es: „Wo früher 12000 Menschen wohnten, sind jetzt kaum 4000; Schafe und Rindvieh, bestimmt von den Menschen gegessen zu werden, haben die Menschen aufgefressen. Es fehlt an Leuten, den Feind abzuwehren.“ Die Insel Wight war bereits um 1480 eine einzige große Weide.

Solche Plantagenwirthschaft entstand in den germanischen Staaten nicht, und so wurde denn auch niemals über Entvölkerung geklagt. Der Grundherr nahm regelmäßig nur einen Theil in eigenen Betrieb, nur so viel als nöthig war, um ihn und sein Gesinde zu unterhalten, und als die benachbarte Stadt ihm abnahm. Das Letztere war nicht viel, die meisten Bürger trieben selbst Ackerbau. Groß war dagegen der Verbrauch der Herren selbst. Sie hielten oft mehrere hundert bewaffnete Knechte, denen sie auch Waffen und Kleidung reichten, und ferner hatten sie für die Waffen und die Verpflegung vieler von den freien Insassen auf ihren Gütern zu sorgen. Für alles das waren dann wieder Scharen von Knechten und Mägden nöthig, um das Linnen und die Wolle zu bereiten, oder auch die Schwerter und Helme zu schmieden oder zu bessern. Durch solchen Unterhalt großer Scharen von abhängigen Leuten nutzte der Herr seinen Besitz am vortheilhaftesten, denn für einen Großbetrieb des Ackerbaus fehlte der Markt, und je größer die Schar seiner Leute war, desto höher wurde er angesehen, desto leichter erzwang er, was er wollte, und mehrte seinen Besitz. Den weitaus größten Theil, meist neunzig und mehr Procent, seines Landes gab der Grundherr als Zinsgut an Hintersassen, die dafür einen Theil des Ertrags abzuliefern und gewisse Frohnden zu leisten hatten.

In Spanien und Südfrankreich war diese Grundherrschaft schon im siebenten Jahrhundert verbreitet; in den östlichen und nördlichen Theilen Galliens und noch mehr in den altgermanischen Gebieten rechts vom Rhein überwog dagegen noch lange Zeit der bäuerliche Besitz, und hier ist besonders zu beachten, wie sich die Grundherrschaft mit der alten Markgenossenschaft auseinandersetzte. Das Land war mit Dörfern bedeckt, welche Wald und Weide in gemeinsamer Nutzung hatten. Der ungetheilte Besitz hieß die gemeine Mark, und die Theilhaber hießen Markgenossen. Diese Gemeinschaft umfaßte bald ein einzelnes Dorf bald mehrere. Der Acker war getheilt, in dem Walde konnte aber jeder Genosse Holz schlagen, soviel er nöthig hatte, und wenn er eine Fläche rodete, so gewann er den neugeschaffenen Acker zum Eigenthum. In manchen Marken war die Nutzung unbeschränkt, in manchen war sie so geregelt, daß der Mann nach der Zahl der Hufen, die er vom Acker der Dorfmark besaß, im Walde Holz schlagen und Vieh mästen durfte. Zwischen diesem bäuerlichen Besitz gab es von jeher einzelne große Besitzer. Der König oder Herzog hatte die größte Masse, aber auch manche vornehme Familien und

in immer steigendem Maße die Kirchen und Klöster hatten bedeutenden Besitz an Acker und Wald. Er lag meist an vielen Orten zerstreut. Wir haben noch Urkunden, in denen ein vornehmer Mann an zehn und mehr verschiedenen Orten je zwei, drei Hufen oder kleinere Bauerstellen auf einmal verschenkt. Diese Grundherren erwarben nun im siebenten, achten und neunten Jahrhundert immer größeren Besitz, indem sie durch landlose Leute, die bei ihnen Nahrung suchten, Wald und Heide roden ließen, und noch mehr dadurch, daß viele Bauern in der lebhafteren wirthschaftlichen Bewegung, welche mit der höheren Cultur von der Seine und Loire an den Rhein und die Lahn kam, sich nicht behaupten konnten oder, wie das oben geschildert wurde, den gesteigerten Ansprüchen von Kirche und Staat erlagen. Die Klöster St. Gallen, Reichenau, Weißenburg i. E. und viele andere hatten neben einigen größeren Complexen an hundert und mehr verschiedenen Orten kleine Besitzungen. Diese ließen sie allerdings meist von Zinsbauern bewirthschaften, aus einigen aber machten sie einen größeren Hof, den ein Meier für ihre Rechnung verwaltete. So drangen die Klöster und die weltlichen Grundherren in die Dörfer und Markgenossenschaften ein, und wenn sie auch nur einen Hof von wenigen Hufen in einem Dorf hatten, in welchem 40 bis 50 Hufenbesitzer saßen, so gewann der Meier dieses Herrenhofs doch leicht einen maßgebenden Einfluß im Dorf, und es dauerte nicht lange, so trugen manche Bauern das Eigenthum an ihrem Land dem Grundherrn auf und verpflichteten sich, an den Herrenhof Zinskorn und Zinswein zu liefern oder Frohndienste zu leisten. Hinter dem Meier standen der Einfluß und das Kapital des Grundherrn. Das machte sich in großen und in kleinen Dingen geltend. Es begann vielleicht mit der Erlaubnis, den besseren Stier oder Hengst zu benutzen, der auf dem Herrenhofe gehalten wurde, oder die Schweine in dem Walde des Herrn zu mästen, aber der einen Verbindlichkeit folgten bald andere. Wichtig war vor allem, daß in Nothjahren die Armen auf dem Herrenhofe am leichtesten Hülfe fanden, weil der Grundherr auch noch in anderen Gegenden Besitzungen hatte, die in dem Jahre nicht vom Hagelschlag oder Nachtfrösten heimgesucht waren. So herrschten die Grundherren bald auch da, wo sie nur Streubesitz hatten, lockerten den alten Verband der Markgenossenschaften und drängten immer mehr kleine Leute in Abhängigkeit. Im achten und neunten Jahrhundert kamen allmählich ganze Dörfer und Markgenossenschaften in die Hand der Grundherren,

zumal diese den Proceß dadurch beschleunigten, daß sie ihren Streubesitz durch Tausch und sonstigen Erwerb in größeren Complexen zu vereinigen suchten. Es erhielten sich dabei aber immer die bäuerliche Wirthschaft und die Form der Markgenossenschaft. Nur waren die Genossen nicht mehr freie Besitzer, sondern Hintersassen des Grundherrn. Die Markgenossenschaft war hofrechtlich geworden. Der Grundherr nahm auch wohl gewisse Nutzungen der Mark, wie Jagd und Fischerei, für sich allein in Anspruch, und während die Bauern bis dahin über Wald und Wasser frei verfügten, so durften sie es fortan nur, soweit es ihnen die Gnade des Grundherrn gestattete, bis sich dann auch hier wieder ein Gewohnheitsrecht für die einzelnen Marken festsetzte.

Noch eine Bemerkung ist wichtig. Die Grundherren hatten das Land, welches sie in eigenen Betrieb nahmen, nicht in einem oder einigen wenigen Gütern vereinigt, sondern wirthschafteten meistens mit zahlreichen Herrenhöfen mittlerer Größe, von vielleicht fünf, zehn, zwanzig Hufen, denen dann immer noch eine Anzahl Hintersassen zu Zins und Frohnden überwiesen waren. So gab es inmitten der unentwickelten bäuerlichen Wirthschaft eine große Zahl von Gütern, deren Besitzer nicht von der Hand in den Mund zu leben brauchten und zum Theil gute Kenntnis hatten von den Einrichtungen, den Früchten, den Viehsorten u. s. w. anderer reicher entwickelter Gegenden. Diese Höfe der Klöster und der vornehmen weltlichen Herren waren vielfach Musterwirthschaften, und namentlich ist das ihnen zu danken, daß ein Theil der unermeßlichen Wald- und Heidestrecken in Anbau genommen wurde.

Die Ausbildung der Grundherrschaft, welche Italien im zweiten Jahrhundert vor Christo und England im fünfzehnten Jahrhundert verödete, bildete in Deutschland im siebenten bis neunten Jahrhundert einen wichtigen Hebel wirthschaftlichen Fortschritts.

Die Wirkungen der Grundherrschaft für Staat und Gesellschaft.

Das Seniorat.

Im Laufe dieser Periode gewann der Grundherr auch über seine freien Diener und Hintersassen Befugnisse, die der öffentlichen Gewalt ähnlich waren. In den verschiedenen Staaten geschah das auf verschiedene Weise: von weltgeschichtlicher Bedeutung wurde es, wie

es bei den Franken geschah. Von vornherein standen hier die Knechte in dem Mundium des Herrn, das war eine der Familiengewalt ähnliche Schutzgewalt. Die Verletzung des Schützlings erschien als eine Beleidigung des Herrn, und wenn der Schützling angeklagt war, so bürgte der Herr dafür, daß er sich stellen werde, und schützte ihn dadurch in manchen Fällen vor Gewaltthat. Weitere Kreise umfaßte der Einfluß, den der Grundherr durch Ausbildung eines Schiedsgerichts für seine Leute gewann. Es tagte unter dem Vorsitz des gutsherrlichen Beamten oder Verwalters in den Formen des Volksgerichts. Seine Urtheile hatten keinen öffentlichen Zwang zur Seite. Jede Partei konnte sich weigern ihnen zu gehorchen und die Verhandlung an das öffentliche Gericht ziehen. Die Sache mußte aber schon verzweifelt stehen, wenn ein Mann den Schiedsspruch des Herrn verwarf, von dessen Gunst seine wirthschaftliche Existenz abhing. Die meisten Rechtsstreitigkeiten unter den Hintersassen desselben Herrn kamen daher vor dem Schiedsgericht zur Erledigung. Diese Versammlung der Hintersassen war zugleich auch das Märkerding und regelte alle wirthschaftlichen Fragen, welche die Gesammtheit oder doch einen Theil der Angehörigen betraf, wie die Regelung der Dienste und Leistungen, den Erlaß der Zinse bei schlechter Ernte, Feuer-, Wasser-, Kriegsschaden, Verfolgung von Bienen- und Pferdedieben, Vertheilung der Lasten für Einquartierung, Botendienste und Kriegsfuhren, Beschaffung des gemeinsamen Geräthes, dann der Hengste, Bullen, Widder u. s. w. Diese Angelegenheiten waren aber für den kleinen Mann weitaus die wichtigsten, gingen ihm viel näher als seine politischen Rechte und Pflichten, und während die Grundherren erst im zehnten Jahrhundert Gerichtsbarkeit erwarben, bildeten die Hintersassen der Grundherren thatsächlich bereits um 600 Sondergemeinden innerhalb der Gaugemeinden. Der Reichstag von 614, welcher die Bestellung der Grafen regelte, erließ deshalb eine ganz analoge Bestimmung über die Bestellung der gutsherrlichen Beamten, und in dem etwas früheren Gesetze, welches die Bildung einer Bürgergendarmerie verordnete, wurden die Grundherrschaften als Bezirke neben den Hundertschaften genannt [1]).

---

[1]) Die Immunitätsprivilegien blieben vom siebenten Jahrhundert bis gegen Ende des neunten wesentlich unverändert, und darin liegt noch eine indirecte Bestätigung für den Satz, daß auch die Grundherrschaft im siebenten Jahrhundert schon in ähnlicher Weise ausgebildet war wie um 800.

Am stärksten trat dies hervor bei den Gütern, welche ein Immunitätsprivilegium empfangen hatten. Der Name Immunität stammte aus dem römischen Recht, aber die fränkische Immunität hatte mit der römischen nur wenig gemein. Die römische Immunität war eine Befreiung von gewissen Steuern und Leistungen, die fränkische gewährte außerdem eine Reihe von Einnahmen und öffentlichen Rechten, und ihr Hauptinhalt war, daß der Graf des Königs das mit Immunität beliehene Gut, oder auch kurz die Immunität, nicht in amtlicher Eigenschaft betreten, auf demselben kein Gericht halten, keine Strafgelder erheben, keinen Verklagten dort aufsuchen und keinerlei Lieferung oder Abgabe dort eintreiben durfte. Die auf dem Gute wohnenden Freien unterstanden dem Gericht des Grafen und hatten die Wehrpflicht zu erfüllen, aber die Befehle des Grafen wurden nicht durch den öffentlichen Schultheißen, sondern durch den Beamten des Grundherrn — den Vogt oder Verwalter — ausgeführt, und die verwirkten Geldstrafen fielen nicht an den König und den Grafen, sondern an den Grundherrn. Die Bewohner der Immunität unterstanden also dem Grafen, aber nicht mehr seinen Schultheißen. Solche Immunität genossen von Haus aus die Güter des Königs, und vom sechsten bis zum neunten Jahrhundert wurden sie auch einer großen Zahl von Kirchen und Klöstern verliehen. Nun war aber weit über die Hälfte alles Grund und Bodens in der Hand der Kirche oder des Königs, und es saß also wohl mindestens ein Drittel oder die Hälfte aller Bewohner in solchen durch die Immunität aus dem Gau theilweise ausgeschiedenen grundherrlichen Bezirken. Aber die Immunität gab nicht den ersten Anstoß zu dieser Ausscheidung. Die Immunität half mehr nur dazu, der thatsächlichen Selbständigkeit rechtliche Form und weitere Entwicklung zu geben. Eben dahin führten gleichzeitig die militärischen Verhältnisse. Der Ankauf der Waffen und der Ersatz der verbrauchten war für die kleinen Leute eine schwere Last, und noch weniger konnten sie sich auf zwei, drei Monate verpflegen. Fand der Graf aber die Waffen ungenügend oder ertappte er den Armen auf unerlaubter Plünderung, so belegte er ihn mit hohen Geldstrafen. Die Grafen waren dabei regelmäßig sehr streng, denn sie suchten gern nach solcher Gelegenheit, um die Leute zu zwingen, sich in ihre Abhängigkeit zu begeben. Naturgemäß suchte der Arme da Hülfe bei seinem Grundherrn, und so bildeten die freien Hintersassen der Großen besondere Abtheilungen in dem Heerbann der Grafschaft und verschmolzen mit der Schar

der Knechte, welche der Herr von sich aus aufgeboten hatte. Der Grundherr sorgte für die Waffen der Leute und führte Wagen mit Vorräthen bei sich. Dafür erwarb er wieder neue Gewalt über die Leute. Gar verschieden waren die Bedingungen, unter denen sich die Männer in den Dienst des Herrn begeben hatten: aber diese natürlichen Verhältnisse waren für alle gleich, und der Grundherr erwarb schon durch die einfache Wirkung dieser Verhältnisse über alle seine Hintersassen in Bezug auf die Rechtspflege und die Wehrpflicht Rechte und Pflichten, die zwar verschieden waren von seiner Gewalt über die Unfreien, aber doch von großer Bedeutung. Der Grundherr hieß in dieser Stellung der Senior, die abhängigen Leute bezeichnete man oft mit einem der allgemeinen Worte: Leute, Freunde, Getreue, der eigentliche Ausdruck aber war Mitium.

Vassallität.

Im Verlauf der beiden Jahrhunderte von Chlodowech bis auf Karl Martell verschob sich das Verhältnis dieser abhängigen Leute. Im sechsten Jahrhundert waren diejenigen am besten gestellt, welche einen Hof erhalten hatten. Sie bildeten einen Bauernstand ähnlich den Bauern, die auf eigenem Grunde saßen, und standen naturgemäß über denjenigen Knechten, die das Brod des Herrn aßen. Auch waren diese persönlichen Diener und Knechte meistens unfrei, die Hintersassen zu einem guten Theil persönlich freie Leute. Im Laufe dieser Periode verlor aber einmal der Unterschied von Freiheit und Unfreiheit an Bedeutung. Die Freien hatten neben den Leistungen an den Herrn auch noch die Pflichten gegen den Staat zu erfüllen und wurden gegen die Gewaltthätigkeit der Großen durch ihren Herrn nicht in gleicher Weise geschützt wie die eigentlichen Knechte desselben [1]). Manche geriethen in so große Noth, daß sie sich selbst zu Sclaven verkauften, und andere hatten zwar noch Muth und Kraft genug, bei dem Dienstvertrag ihren Stand als Freie zu sichern, aber sie banden sich doch auf Lebenszeit an den Dienst des Herrn. Ein solcher Mann mochte mit Neid blicken auf den Unfreien, der als Verwalter die Wirthschaft des Gutes leitete, viele Freie in der Arbeit überwachte und mit Strafen zur Arbeit zwang. Oder gar

[1]) Ein langobardisches Gesetz von 746 wirft mittelbar auch auf diese fränkischen Verhältnisse Licht.

auf diejenigen Knechte, welche als Grafen oder Vertreter des Grafen amtirten oder als Waffengenossen eines Großen in glänzender Rüstung zu den Reichstagen zogen und in den Krieg. Damit waren die alten Gegensätze von Freien und Unfreien zurückgedrängt; der Gegensatz von Reich und Arm und dann das Verhältnis, in welchem man zu einem der Großen stand, beherrschten die Gesellschaft in weit stärkerem Grade.

Gleichzeitig erhob sich eine Gruppe unter den persönlichen Dienern der Großen über alle anderen abhängigen Leute und namentlich auch über die Hintersassen, welche Herrenland gegen Zins bauten. Es waren das diejenigen Knechte, welche mit der Waffe dienten. Diese Scharen gewannen im sechsten und siebenten Jahrhundert eine immer größere Bedeutung. Auf den Reichstagen und bei den Versammlungen der Großen, auf denen über die Thronfolge, die Vertheilung der hohen Aemter und alle anderen wichtigen Fragen des Staatslebens entschieden wurde, erfolgte die Entscheidung vorzugsweise durch diese Scharen bewaffneter Knechte oder Vassallen. Wer von den Vornehmen die größte Schar hatte, der nöthigte den anderen seinen Willen auf. Diese Scharen begleiteten ferner ihre Herren auf den weiten Feldzügen nach Aquitanien und Italien und lagen mit ihnen oft winterlang als Besatzungen in den vom Könige ihrer Hut anvertrauten Plätzen. Da lebten sie mit ihren Herren als Kameraden und spielten der Bevölkerung gegenüber die trotzigen Gewalthaber. Der Name Vassus oder Vassall bezeichnete ursprünglich einen unfreien Knecht, und im sechsten Jahrhundert waren die Vassallen auch regelmäßig Unfreie. Aber im siebenten und achten Jahrhundert traten viele Freie in dieses Verhältnis, und gleichzeitig wurde es formell weiter ausgebildet, und zwar nach dem Muster der alten Gefolgschaft.

Ursprünglich hatte bei den Franken nur der König ein Gefolge, aber in dieser Zeit stiegen viele von den Großen zu einer fast fürstlichen Stellung auf, und ihre Aufgaben erweiterten sich so, daß sie vielen von ihren Leuten hohe Vertrauensstellungen geben mußten. Sie hatten Kriege zu führen, mehrere feste Plätze zu halten, Gesandte zu schicken, einflußreiche Beamte zu bestellen, kurz sie hatten Diener nöthig von einer höheren gesellschaftlichen Stellung. Dazu eigneten sich nicht Knechte gemeinen Schlags, die in dem großen Gesindehaus gemeinsam verpflegt wurden. Die Herrenarbeit erforderte Herrenstellung und Herrenlohn. So ward es Sitte, daß manche dieser Vassallen zum Lohn für ihre Dienste Landgüter erhielten: nicht aber

einen Bauernhof, den sie selbst bestellten, sondern eine Anzahl von Bauernhöfen, von deren Zinsen und Frohnden sie lebten, und selbst wieder Vassallen unterhielten. Diese Güter wurden aber nicht zu Eigenthum verliehen, sondern zu Nießbrauch oder, wie man damals sagte, beneficio d. i. zu Lehen. Der Unterschied der Stellung prägte sich auch aus in der Form, in welcher diese Leute sich dem Dienst der Herren verpflichteten Der Vassall legte die Hände in die Hand seines Herrn und schwur ihm einen Treueid; der Herr aber reichte ihm Pferd und Waffen, und diese Gabe bildete einen nothwendigen Bestandtheil der Handlung. Der Hintersasse band sich durch Vertrag und Urkunde zum Dienst, der Vassall durch Handreichung und Gabe.

Resultat der Verfassungsentwicklung.

Das war also das Ergebnis der zweihundertjährigen Entwicklung von Chlodowech auf Pippin den Mittleren. In der Gesellschaft hatten die Gegensätze von Römern und Germanen und von Freien und Unfreien an Bedeutung verloren, der Gegensatz von Reich und Arm war übermächtig geworden. Dem entsprach eine große Veränderung der Verfassung. Rechtlich war der König im Besitz einer bedeutenden Gewalt — thatsächlich war er ein Spielball der Großen. Rechtlich war der Graf der Diener des Königs — thatsächlich waren die meisten Grafschaften im Besitz eines oder einiger Geschlechter. Rechtlich bestand die alte Heerverfassung, war das Volk das Heer — thatsächlich setzten sich die meisten Heere zusammen aus den Scharen, welche die Großen von ihren unfreien oder freien Dienstleuten gebildet hatten. Rechtlich bestand die alte Gerichtsverfassung mit dem formalen Verfahren — thatsächlich wurde es für einen großen Theil der Streitsachen durch die Gerichtsprivilegien, die naturgemäßen Folgen des Urkundenwesens, das Schiedsgericht der Grundherren, und endlich durch das Königsgericht beseitigt. Rechtlich hatte man Bisthümer und Klöster zum Dienste der Kirche — thatsächlich dienten sie zur Bildung einer besonderen Gruppe von Großen. Rechtlich bestand der Unterthanenverband, aber tausende standen im Eide der Großen. Die Gesellschaft hatte aller Orten die Ordnungen der Verfassung durchbrochen, aber diese Ordnungen selbst bestanden noch. Man kannte keine andere, höchstens noch die des römischen Absolutismus. Und diese waren vollends unerträglich, dazu waren die Reste der altgermanischen Einrichtungen und Vorstellungen noch zu kräftig. Das Reich löste

sich auf in eine Reihe von trotzigen Gewalten, und alles hing davon ab, wer die größte Masse der Güter an sich zu bringen verstand, um die größte Schar von Vassallen zu erhalten, und wer diese Macht am rücksichtslosesten gebrauchte. Manche Familien gewannen thatsächlich den erblichen Besitz eines Bisthums oder einer Grafschaft, oder von beiden. Es kam vor, daß ein Glied der Familie das Bisthum hatte, ein anderes die Grafschaft, ein anderes wichtige Klöster. In Chur war der Bischof im achten Jahrhundert zugleich Graf, und auch das kam vor, daß der Bischof den Grafen ernannte. Alle Gewalten und aller Besitz wurden so in weiten Gebieten in einer Familie vereinigt. Erweitert wurden diese Familienherrschaften durch Verträge unter mehreren derselben. So verbanden sich der ältere Pippin mit dem Bischof Arnulf von Metz und dann mit Kunibert von Köln, und kraft dieser Verbindung beherrschten sie einen großen Theil von Austrasien. Aus dieser Gährung erhob sich eine neue Ordnung der Dinge, indem das zunächst in privatrechtlichen Verhältnissen ausgebildete Lehen- und Vassallitätswesen auf die öffentlichen Verhältnisse übertragen wurde. Wie sich diese Entwicklung vollzog, hing vorzugsweise von dem Verlaufe der politischen Geschichte ab und der Wirksamkeit der großen Männer, welche damals die Leitung des fränkischen Reichs gewannen.

Drittes Buch.

Die Entstehung der geistlich-weltlichen Universal-Monarchie des Mittelalters.

714—814.

Erste Abtheilung.

Die Vorbereitung.

714—768.

Erstes Capitel.

Karl Martell.

Als Pippin den zum Nachfolger bestimmten Sohn verlor, ließ er den sechsjährigen Sohn desselben zum Nachfolger erwählen, und bei seinem kurz darauf erfolgten Tode ergriff dann seine Gemahlin Plectrude die Regierung für den unmündigen Enkel. Aber es lebten noch erwachsene Söhne von einem älteren Sohne Pippins und auch noch ein Sohn Pippins. Die Geschichte ehrt ihn unter dem Namen Karl Martell. Er war von einer anderen Frau geboren, welche Pippin eine Zeitlang neben der Plectrude gehabt, aber später wieder verstoßen hatte. Karl Martell war damals 26 Jahre alt, und es zierten ihn alle Gaben, deren ein Fürst bedarf. Plectrude mußte fürchten, daß er sie verdrängen werde, und deshalb setzte sie ihn gefangen und verfolgte seine Anhänger. Aber schon nach einigen Monaten (August 715) entkam Karl Martell der Haft und sammelte einen bedeutenden Anhang um sich.

Während dieser Streit die Kräfte der Karolingischen Familie lähmte, erhoben sich alle, die mächtig genug zu sein glaubten ihre Stellung einnehmen zu können. In Neustrien gewann ein gewisser Raganfred das Uebergewicht, brachte einen großen Haufen zusammen und ward nach einem glücklichen Kampfe gegen die Plectrude von den Großen in förmlicher Wahl zum Majordomus bestellt. Auch der König Dagobert III. war auf seiner Seite. Aber das Reich fand damit seine Ruhe nicht wieder. Eine Partei hielt zu Plectrude, eine andere zu Karl Martell, und mancher von den Großen suchte in dieser allgemeinen Auflösung eine selbständige Stellung zu gewinnen.

So zog ein vornehmer Franke, der Bischof von Auxerre war, mit seiner Mannschaft aus und unterwarf sich mehrere Nachbargaue. Nur sein plötzlicher Tod — er ward auf dem Marsche gegen Lyon vom Blitze getroffen — hinderte ihn an der Aufrichtung einer großen Herrschaft. Dazu fielen die Sachsen plündernd ins Land, und der Friesenherzog besetzte Westfriesland und zerstörte die Kirchen und Klöster, die seit Pippins Siege hier entstanden waren. Noch weiter stieg die Verwirrung, als der König Dagobert starb. (715.) Sein Sohn war unmündig. Der Majordomus Raganfred sandte das Kind in ein Kloster und erhob mit seinen Anhängern Chilperich II., den Sohn eines früheren Königs, der seit mehr als 40 Jahren im Kloster lebte. Sie warteten nicht einmal ab, bis ihm die Tonsur wieder zugewachsen war. So kam seit langer Zeit zum ersten Male wieder ein erwachsener Mann auf den Thron, aber Bedeutung konnte auch er nicht erlangen.

Unterdeß hatte Karl Martell die Mehrzahl der Austrasier für sich gewonnen und Plectrude schloß sich in Köln ein. Nun brachte ihn zwar Raganfred, der sich mit dem Friesenherzog verbündet hatte, in große Noth, aber durch einen glücklichen Ueberfall entriß ihm Karl Martell dann wieder alle bisher errungenen Vortheile, und von da an blieb ihm das Glück treu. Es strömten ihm so viel Anhänger zu, daß er im Frühjahre 717 selbst zum Angriff übergehen konnte. Dabei hatte er einen entscheidenden Erfolg. Bei Vincy in der Gegend von Cambray schlug er das Heer des Raganfred in einer überaus blutigen Schlacht (21. März 717), verfolgte die Feinde bis nach Paris und verheerte das Land weithin. Rücksichtslos entfernte er nun alle Bischöfe, Grafen und sonstigen Großen, die ihm in der Zeit der Noth nicht Zuzug geleistet hatten. Wer es noch konnte, der eilte jetzt recht unzweideutig seine Ergebenheit zu bezeugen. Besonders wichtig war, daß sich in Köln ein Aufruhr erhob, der die Plectrude zwang, Karl die Stadt zu öffnen, ihm den Schatz des Vaters auszuliefern und ihn als seinen Nachfolger anzuerkennen. Die Familie war wieder geeint, die Macht des Hauses wieder in einer kräftigen Hand. Karl Martell erhob jetzt auch einen Merowinger zum König, um den Gegnern den Vorwand des Rechts zu nehmen, und fühlte sich selbst schon stark genug, die Sachsen für ihre in den letzten Jahren ungestraft gebliebenen Raubzüge zu züchtigen.

Für das folgende Jahr hatte Raganfred einen Bund mit dem Herzog Eudo von Aquitanien geschlossen, der südlich von der Loire

wie ein selbständiger Fürst gebot, mit demselben Recht und denselben Machtmitteln wie Raganfred in Neustrien und Karl Martell in Austrasien. Das Frankenreich war aufgelöst. Zum Glück für Karl war der Friesenherzog Ratbod gestorben. Sein Nachfolger wollte den Frieden mit den Franken, und so konnte Karl unbesorgt den Neustriern und Aquitaniern entgegen ziehen. Er traf sie einzeln. Die Aquitanier wichen ohne Kampf, und Raganfred ward bei Soissons so geschlagen, daß seine Partei alle Bedeutung verlor. Er rettete sich in das feste Angers und lebte noch bis 731, aber er zählte fortan zu den kleinen Rebellen, die Karl wohl das Leben schwer machten, aber keine Rivalen bildeten. König Chilperich gerieth mit seinem Schatze in Eudos Hände und ward mehr als ein Gefangener, denn als ein Bundesgenosse nach Aquitanien geführt. Herzog Eudo war jetzt der einzige Gegner Karls und war bereit Karl anzuerkennen, wenn dieser ihn anerkennen wollte. Auf dieser Grundlage kam es 720 zu einem Vertrage. König Chilperich durfte zurückkehren und ward von Karl als König angenommen, da der früher von ihm aufgestellte König gestorben war. Jetzt hatte Karl sein Ziel erreicht. Er war anerkannt als der Regent des ganzen Frankenreichs, die Heere von Austrasien, von Neustrien und von Burgund standen unter seinem Befehl, und auch rechts vom Rhein fand er Gehorsam. Der Friesenherzog gab freiwillig Westfriesland heraus, wo nun zum dritten Male Kirchen und Klöster wieder errichtet wurden, Alamannien und Thüringen gehorchten, und 725 unterwarf Karl auch Baiern.

Seit etwa 50 bis 60 Jahren hatten die Baiern die fränkische Herrschaft abgeschüttelt, und gerade in den beiden ersten Jahrzehnten des achten Jahrhunderts war das Land in großer Blüthe. Der Herzog Theodor II. gebot als ein selbständiger Fürst. Unter ihm kamen mehrere Missionare ins Land, theils aus dem Frankenlande, theils aus England, auch der Herzog selbst ließ sich taufen, und im Jahre 716 begab er sich nach Rom und schloß mit dem Papste einen Vertrag über die Regelung der kirchlichen Zustände in Baiern. Diese Pläne kamen jedoch nicht zur Ausführung, und als Herzog Theodor bald darauf starb, da brachen unter seinen Söhnen und Enkeln 724 Unruhen aus, die dahin führten, daß gleichzeitig die Langobarden und Karl Martell von den streitenden Parteien in das Land gerufen wurden. Die Langobarden besetzten die festen Punkte an der oberen Etsch, und Karl brachte nach siegreichem Kampfe seine Oberhoheit zur Anerkennung. (725.) Drei Jahre später mußte er

dann noch ein Heer nach Baiern führen — aber von da ab blieb es auch ruhig. Es behielt seinen eigenen Fürsten und seine eigene Verwaltung, galt als ein besonderes Land, nicht als eigentliche Provinz des Frankenreichs, aber der König der Franken ward doch als Herr verehrt. Er konnte das Heer aufbieten, Verbrecher begnadigen und den Herzog entsetzen, wenn er untreu war. Das ward auch in das Gesetzbuch der Baiern eingetragen.

In Alamannien regte sich dagegen später noch ein Widerstand. Selbständig, ohne den Herrscher der Franken zu fragen oder zu erwähnen, beschloß die unter dem Herzog versammelte Landsgemeinde eine Veränderung des unter König Chlothar II. auf einem fränkischen Reichstage angenommenen alamannischen Gesetzes. Indeß brachte Karl Martell die fränkische Herrschaft bald wieder zur Anerkennung, und zwar straffer als in Baiern. Alamannien blieb kein Land für sich, wurde eine wirkliche Provinz. So waren denn die rechtsrheinischen Lande, Friesland und Thüringen, Baiern und Alamannien, dem Frankenreiche wieder gewonnen, und die Unterwerfung der Sachsen war vorbereitet — aber nun riefen dringende Gefahren das Heer der Franken an die Südgrenze des Reichs.

Seit mehreren Jahren schon drangen hier die Araber über die Grenze und drohten dem in Parteiung aufgelösten Frankenreich das gleiche Ende zu bereiten wie kurz vorher dem Reiche der Westgothen. Und von diesem Kampfe hing noch weit mehr ab als der Bestand des Frankenreichs. Die Franken waren die Vorkämpfer der auf den Trümmern des Römerreichs erstehenden christlich-germanischen Welt. Wenn sie erlagen, so schien den Arabern niemand mehr Widerstand leisten zu können. Um die Art und Bedeutung dieses Kampfes zu würdigen ist es nöthig, einen Blick auf die ganze Bewegung zu werfen, welche die Araber in der damaligen Welt erregten, und es wird sich dabei eine gewisse Analogie zu dem Auftreten der Germanen ergeben. Wie die Germanen die alten Völker des Abendlandes ablösten, so traten damals die Araber im Morgenlande als das maßgebende Volk an Stelle der bisherigen Völker, und beide vollbrachten dies, indem sie sich durch die Annahme einer reineren Religion zu höherer Cultur erhoben. Im Uebrigen waren diese beiden Bewegungen freilich sehr verschieden. Die Germanen stellten viel größere Massen, aber sie hatten kein höheres Ziel, das sich der Idee des Glaubenskrieges vergleichen ließe, welche die Araber beseelte. Auch fehlte es ihnen an jedem Zusammenhang und jeder Leitung, während die Araber unter

einer Reihe von großen Staatsmännern ihre Kraft planmäßig verwertheten. Die Germanen haben eine Reihe von Staaten gegründet, in denen neue Formen des politischen Lebens ausgebildet wurden, die Araber endeten mit einer Erneuerung des von ihnen gestürzten Perserreichs.

Die Araber und ihre Eroberungen.

Du betest für deinen Vater, sagte jemand zu einem Jemeniten, welcher eine feierliche Procession um den Tempel zu Mekka hielt, aber warum betest du nicht auch für deine Mutter! Für meine Mutter? erwiderte der Jemenite mit einer Miene voller Verachtung, wie könnte ich für die beten! Sie war eine Ma 'additin. Diese Anecdote ist typisch für die Geschichte der Araber. Es gab für sie kein höheres Gebot als die Liebe zu der Verwandtschaft und den Haß gegen den feindlichen Stamm. Der Raubkrieg war das Gewerbe, der Rachekrieg die Poesie, die Lust des Arabers.

Es gab wohl Zeiten des Friedens und freundlichen Verkehrs, und es kam sogar vor, daß Bruchtheile verschiedener Stämme zu einem neuen Stamme zusammenwuchsen. Aber daneben erhielten sich immer die alten Gegensätze, auch wenn man längst nicht mehr wußte, weshalb man sich haßte. Eine Gewaltthat, eine Rivalität, kurz alles, was Menschen mit einander entzweit, das führte hier zu politischen Kämpfen der Stämme, indem die Familien, Geschlechter und Stämme für ihre Genossen Partei nahmen. Besonders heftig reizten die prahlerischen Dichtungen und die beißenden Reden, die bei den Arabern von jeher im Schwange waren.

Dazu kamen mancherlei Gegensätze des Lebens und der Beschäftigung in dem reichbegabten Volke. Die Beduinen der Wüste, die reichen Handelsherren von Mekka und die Ackerbauer von Medina waren sehr verschieden von einander. Auch die religiösen Verhältnisse waren mannigfaltig. Die meisten Araber waren Heiden, im Tempel zu Mekka sollen 360 Götzen verehrt worden sein, aber vielen galten diese Götzen als ohnmächtige Hirngespinnste oder doch nur als Mittelspersonen zwischen den Menschen und Allah, dem einen Gott. Einige Stämme waren zum Judenthum gekommen, und auch das Christenthum hatte Bekenner. Nun lag in der Natur des Arabers von jeher ein Zug von Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse und von kühlem Spott. Der Beduine kümmerte sich damals so wenig um seine Götzen, wie

heute um seinen Islam, und unter den Fürsten und Vornehmen des Volkes gab es alle Zeit eine große Anzahl von Freigeistern und Spöttern. „Ich herrsche über Körper und nicht über Meinungen", sagte ein König von Jemen, „ich verlange von meinen Unterthanen, daß sie meinen Befehlen gehorchen; was ihre Lehrsätze anbetrifft, so kommt es Gott dem Schöpfer zu, sie zu richten." Als Mohammed den Häuptlingen predigte, daß Allah ihn gesendet habe, da sagte einer von ihnen: „Ich will mit dir nicht rechten. Wenn du ein Prophet bist, so bist du ein zu großer Mann, als daß ich wagen dürfte, dir zu antworten, und wenn du ein Betrüger bist, so verdienst du nicht, daß ich mit dir rede." Aber andererseits — ein wunderbarer Gegensatz — waren die Araber doch auch wieder wie alle Semiten besonders empfänglich für Religion, und namentlich damals, als Mohammed auftrat. Das Volk war erfüllt von religiösen Bewegungen. Die wichtigsten Ideen Mohammeds waren schon vor ihm verbreitet. Er war der Prophet der Zeit, weil er begeistert aussprach, was viele dachten und empfanden.

Anfangs fand er allerdings Widerstand, mußte aus seiner Stadt Mekka fliehen und gewann erst durch eine Reihe blutiger Kämpfe und rücksichtsloser Gewaltthaten das Uebergewicht. Aber nach der Eroberung von Mekka fiel ihm doch das ganze Land mit überraschender Leichtigkeit zu. Die religiöse Begeisterung ergriff immer weitere Kreise, der Kampf gegen die Ungläubigen galt als heilige Pflicht, und die reiche Beute, welche die glücklichen Kriege brachten, schien ein Vorschmack zu sein der Freuden, die Mohammed denen im Jenseits verhieß, welche im Kampfe für den Glauben fallen würden. Der Stammeshaß dauerte fort, er wurde sogar noch gesteigert und durch Kämpfe unter den nächstverwandten Männern vermehrt, seitdem durch die Eroberung von Syrien und Babylonien die Aemter und Würden, um welche die Rivalen stritten, einen ungeheuern Werth gewonnen hatten. Aber die religiöse Begeisterung behielt doch immer wieder die Oberhand, sie hatte eine furchtbare Gewalt, oft steigerte sie sich zur förmlichen Raserei. Auch diejenigen, welche sie nicht theilten, fügten sich ihr und rechneten mit ihr. Sie bildete den wichtigsten Faktor in der wunderbaren Kraftentwicklung, mit der dies bis dahin für sich lebende Volk im Laufe eines einzigen Menschenalters eine Weltherrschaft aufrichtete.

Dieser Erfolg ist um so wunderbarer, weil der Masse der Araber eigentlich alle politischen Tugenden abgingen. Es waren wilde und

zuchtlose Männer, bei denen der Begriff des Staates noch nicht zu rechter Bedeutung gelangt war. Aber dieser Mangel wurde dadurch ersetzt, daß der Stamm der Koreischiten von Mekka eine in der Geschichte aller Völker wunderbare Reihe von großen Staatsmännern und Feldherren stellte, welche diese widerspenstigen Massen zu leiten und ihre Kraft an die entscheidende Stelle zu führen wußten. Sie standen der religiösen Bewegung meist kühl gegenüber, sie waren ursprünglich kluge Handelsherren und wollten von dem Prophetenthum nichts wissen; aber als sie sich der Bewegung anschließen mußten, da wußten sie sich auch der Leitung zu bemächtigen, und sie zeigten, daß sie dazu geboren waren.

Außerdem halfen vorzugsweise noch zwei Momente den ungeheuern Erfolg dieses Glaubenskriegs herbeiführen. Das eine war, daß sich die beiden bis dahin den Orient beherrschenden Großstaaten der Römer und der Perser kurz vorher bis zur Erschöpfung bekämpft hatten; das andere der Zustand der Uebervölkerung, in dem sich Arabien damals befand. Und unter diesen um die geringe Nahrung, welche das Land zu bieten vermag, sich streitenden Massen überwog die Zahl der Männer, weil vor Mohammed in Arabien die Sitte herrschte, einen Theil der Töchter gleich bei der Geburt zu tödten. Mohammed war so auch in politischer Beziehung zur rechten Zeit gekommen. Die Uebervölkerung des Landes gab die Mittel her, um die Heere zu schaffen, die der heilige Krieg forderte.

Das Heer war bei den Arabern das Volk, und zwar folgte dem Aufgebot nur, wer da wollte und so lange er wollte. Die Amtsgewalt der Häuptlinge war sehr gering, und Gehorsam die letzte unter den Tugenden des Arabers. Auch Mohammed änderte daran nicht viel. Aber der Idee des Propheten kam der Auswanderungstrieb entgegen. Die Eroberungszüge der Araber waren zugleich eine Völkerwanderung. Die Masse der Mannschaft bestand in Freiwilligen, die in der Heimat keinen Spielraum hatten, und sie blieben deshalb gern in den eroberten Landen als Besatzung zurück. So wurden Syrien, Aegypten, Nordafrika, Babylonien und die anderen Provinzen des Perserreichs behauptet. Grundsatz war, diese Ansiedelungen nicht zu verzetteln, sondern in großen Standlagern zu vereinigen. In Babylonien waren anfangs (um 640) nur zwei, Basra nahe dem Ausfluß der zum Schat el Arab vereinigten Ströme Euphrat und Tigris, und Kufa südlich von Babylon. Dreißig Jahre später ward zwischen ihnen noch ein drittes Lager angelegt, Wasit. Aus den

Lagern wurden Städte, und die Soldaten waren nicht blos Soldaten, sondern hatten auch bürgerliche Abgaben an die Staatskasse zu leisten, und zwar schon wenige Jahre nach ihrer Siedelung. Sie erhielten Sold und Land, und mußten nicht nur bereit sein ins Feld zu ziehen, sondern auch ihre Stadt zu verlassen und sich an einem andern Orte anzusiedeln. So wurden um 670 aus Basra und Kufa 50,000 Mann mit ihren Familien nach dem fernen Chorasan geführt. Dies System erhielt sich etwa hundert Jahre, es war die Zeit der Herrscher aus dem Hause der Omejaden. (657—750.) Sitz ihrer Herrschaft war Damascus, und die Standlager Syriens bildeten die eigentlichen Stützen desselben.

Aber jede solche kriegerische Erregung findet ihr Ende, wenigstens bei einem begabten Volke, wie die Araber, wenn es in cultivirte Länder eindringt. Und so gelangten denn auch die beutegierigen Glaubenskrieger bald dahin, daß sie ihre Freude fanden an den Geschäften des Friedens, welche in den von einer alten Cultur erfüllten Ländern Syrien und Babylonien blühten, und daß ihnen jene Heerfolge eine unerträgliche Last war. Die weltkundigen Männer wußten, wie rein persönlich die Anlässe der meisten Kriege waren, und wollten sich aus ihren Geschäften, Studien und Genüssen nicht beliebig fortreißen lassen. Am schnellsten machte sich diese Umwandlung in den Provinzen des ehemaligen Perserreichs geltend, wo das Volk in Masse den Islam annahm. Wer das that, der gehörte zu dem Volke der Gläubigen und hatte die gleichen Rechte und Pflichten wie die Araber. Um die Mitte des achten Jahrhunderts traten die Araber in Babylon, Chorasan u. s. w. an Zahl weit zurück hinter der Masse der Gläubigen aus den alten Bewohnern. Noch früher hatte auch Arabien aufgehört, immer neue Scharen für den heiligen Krieg zu stellen. Die Uebervölkerung war beseitigt, und zumal der Khalif so fern war, entzogen sich die Beduinen leicht der Pflicht des Glaubenskrieges und lebten in alter Weise ihren Fehden und ihren Heerden. Der Sieg der Abbassiden über die Omejaden um 750 war im Wesentlichen ein Sieg der Perser über die in diesen Provinzen angesiedelten Araber. Das Reich der Abbassiden war ein durch den Islam und die genialen Fürsten arabischen Stammes verjüngtes Perserreich. Es war nicht zufällig, es war der Ausdruck dieser Thatsache, wenn die Khalifen aus dem Hause der Abbassiden nicht mehr in Damascus residirten, in der Mitte der arabischen Militärcolonien, sondern in Bagdad, der von ihnen neugegründeten Hauptstadt Babyloniens.

Etwa hundert Jahre noch behaupteten die Araber indeß auch in diesem Reiche die Leitung, bildeten den Kern der Heere, wenigstens vieler Heere oder kommandirten sie doch; aber mehr und mehr lösten sich die westlichen Theile des Khalifats in Afrika und Spanien ab; und gleichzeitig mußten sich die Khalifen mehr und mehr ihre Armeen aus barbarischen Söldnern bilden. Der Khalif Mutassim († 842) hatte eine Armee aus 70,000 Sclaven (Mameluken). Später wurden ganze Heere unter ihren Häuptlingen angeworben, oder diese Häuptlinge zwangen den Khalifen, daß er ihnen das Heerwesen überließ. Das war die Stellung der Bujiden im zehnten Jahrhundert. Sie erinnert in mancher Beziehung an die Stellung Alarichs, Theodorichs und anderer Germanen im römischen Reich, in anderer Beziehung an die Stellung der Hausmeier unter den letzten Merowingern. Darauf folgte im elften Jahrhundert eine neue Völkerwanderung, indem ungezählte Massen roher Türken, unter denen die Familie der Seldschukken die Führung gewann, die mohammedanische Welt überschwemmten. Die Araber waren die großen Kaufleute und die Gelehrten des Reichs, aber die Unterthanen der Seldschukken, nur daß diese die Religion der Araber angenommen hatten und denjenigen Araber, der das Amt des Khalifen inne hatte, formell ihren Herrn nannten. Das war das Ende der großen arabischen Völkerwanderung und Reichsgründung, und dies Ende wirft auch Licht zurück auf die frühere Zeit, da die Araber wenigstens theilweise noch die Heere bildeten und die aus der germanischen Völkerwanderung hervorgegangenen Staaten zu unterwerfen versuchten.

Der Angriff der Mohammedaner auf das Frankenreich.

Zu der Eroberung von Nordafrika hatte noch Arabien selbst die Mannschaft gestellt, aber sie war durch besondere Umstände zusammengebracht. Medina hatte in den ersten Zeiten des Khalifats ein vorwaltendes Ansehn, weil hier Mohammed zuerst Schutz und Anhang gefunden hatte. Im Jahre 683 erstürmten aber die Araber aus den Standlagern Syriens, unter denen die Leute von Mekka vorherrschten, die Stadt Medina, mordeten die Männer in Masse und ließen den Rest einen schmachvollen Treueid schwören. Da verließen viele das Land, und diese heimatlosen Leute bildeten den Kern der Armee, welche Nordafrika und später Spanien eroberte. Der Gegensatz von Mekka und Medina hatte sich erweitert zu dem Gegensatz von Syrern

und Afrikanern, und dieser Gegensatz lähmte die Kraft des Mohammedanismus, als er die Gothen und Franken angriff.

Immerhin aber war die Gefahr recht groß, welche die Franken bedrohte. War bei den Arabern die Fluth des Glaubenskrieges nicht mehr im Steigen, waren es mehr nur noch die letzten großen Wellen, welche nach Europa hinüberschlugen: — so besaß der Khalif doch eine ungeheuere Macht, und leicht konnten auch große Massen von den unterworfenen Völkern durch diesen mit Beutegier vermischten religiösen Fanatismus in Bewegung gesetzt werden. Die Berbern von Nordafrika, ein den Semiten geistig nah verwandtes Volk, neigten sehr dazu, und die Hülfsquellen Spaniens verstärkten die Kraft der Araber und Berbern, welche das gothische Reich zerstört hatten.

Schon im Jahre 720 drangen sie über die Pyrenäen und eroberten Narbonne. Die Männer wurden getödtet, die Frauen und Kinder nach Spanien geschleppt. Von da zogen sie vor Toulouse und belagerten es mit großem Nachdruck. Nun erinnere man sich der Lage des Frankenreichs. Karl Martell hatte allerdings im Norden der Loire das Uebergewicht gewonnen, aber sein Gegner Raganfred hielt sich noch in dem festen Angers, Herzog Eudo von Aquitanien war ihm verfeindet und in vielen Städten Galliens, sowie in Baiern und Alamannien standen mehr oder minder selbständige Gewalten. Zum Glück kam es damals zum Frieden zwischen Karl und Herzog Eudo, und dieser konnte sich mit ungetheilter Kraft gegen die Araber wenden. Ueber zehn Jahre lang wehrte er dann allein ihre Angriffe ab, von Karl Martell nicht unterstützt. Der Gedanke, daß es sich hier um eine große gemeinsame Gefahr der ganzen Christenheit handelte, kam den Männern wenn überhaupt, so doch nur selten zum Bewußtsein. Dazu waren die Verhältnisse, unter denen sie lebten, selbst noch zu unfertig und unsicher. Ihre persönlichen Gegensätze und augenblicklichen Interessen nahmen sie ganz hin. Viele von den Großen machten mit den Arabern gemeinsame Sache, und auch Karl Martell dachte bei den Nachrichten von den Siegen oder Niederlagen Eudos mehr daran, wie sehr durch diese Ereignisse die Macht des Nebenbuhlers gestärkt oder geschwächt werde, als an die Gefahr der Christenheit.

Vor Toulouse gewann Eudo einen großen Sieg, aber Narbonne konnte er nicht zurückerobern, und in den folgenden Jahren erneuerten die Araber ihre Angriffe. Im Sommer 725 drangen sie sogar bis

in den Norden von Burgund vor und zerstörten hier die große Stadt Autun. Es war das damals, als Karl in Baiern beschäftigt war. Nur die Streitigkeiten unter den Häuptlingen der Araber verhinderten, daß sie weiter vordrangen. Der mächtigste unter ihnen, der über das Grenzgebiet an den Pyrenäen befahl, schloß endlich gar einen Bund mit Herzog Eudo und nahm dessen Tochter zur Frau. Der Araber stützte sich auf diesen Bund im Kampf gegen seine Rivalen in Spanien, und Eudo benutzte ihn, um sich der losen Verbindung zu entziehen, die ihn seit dem Vertrage von 721 an das fränkische Reich fesselte.

Im Jahre 731 unternahm Karl Martell deshalb zwei Züge über die Loire, schlug Eudo, ohne Rücksicht darauf daß er der Vorkämpfer gegen den Islam war, und verheerte das Land weit und breit. In demselben Jahre fand Eudos Schwiegersohn in den Bürgerkriegen seinen Untergang, welche unter den Arabern in Spanien wütheten, und damit war die Friedenszeit an der Südgrenze Aquitaniens vorbei. Im Frühjahr 732 zog der Statthalter von Spanien selbst mit einem großen Heere über die Pyrenäen und drang ohne Widerstand zu finden bis Bordeaux. Eudo eilte herbei, ward aber an der Garonne geschlagen und sah nun keine Rettung als in der Unterwerfung unter Karl Martell. Karl folgte dem Hülferuf und zog den Heerbann des Reichs zusammen. Alamannen, Thüringer und Friesen fochten da neben Franken und Burgundern und neben den Aquitaniern des Herzogs Eudo. Im October traf Karl den Feind vor den Thoren von Poitiers. Sieben Tage standen sie einander gegenüber, von einem Sonnabend zu dem andern; da erst entschlossen sie sich zum Kampf. Karls Heer bildete eine festgeschlossene Reihe und erwartete den Angriff der wilden Reiterscharen und des leichten Fußvolkes der Araber. Ohne sich zu bewegen ließen sie den Schwarm herankommen, bis sie einander Aug in Auge sahen, dann hieben sie aber so furchtbar dazwischen, „als hätten sie eine eiserne Hand". Bis zum Abend tobte so der Kampf, dann zogen sich die Araber in das Lager zurück. Verächtlich drohend hoben die Franken ihre Schwerter in die Höhe, warteten noch ein wenig, ob die Feinde wieder kämen und dann gingen sie auch in ihr Lager. Sie glaubten, am folgenden Morgen werde sich der Kampf erneuen — aber es blieb still im Lager des Feindes, und als sie dann vorsichtig nachsahen, da war es leer. Heimlich waren die Araber abgezogen. Sie hatten schwere Verluste erliten, auch ihr Führer

Abderaman war gefallen, und in den folgenden Jahren konnte Eudo wieder allein die Grenzen sichern.

Ihr Angriff hatte dazu geholfen, den gefährlichsten Zwiespalt im fränkischen Reiche zu beseitigen, und Karl benutzte das durch diesen Sieg gewonnene Ansehen, um auch noch andere Rebellen und Rivalen zu demüthigen. So setzte er den Bischof von Orleans gefangen, der das Haupt einer mächtigen Familie war und mehr als ein Fürst auftrat, denn als ein Unterthan und Beamter. Schon früher hatte Karl daran gedacht, aber er hatte es nicht gewagt. In den folgenden Jahren beseitigte er dann einige Männer in Burgund, die in ähnlicher Weise Staaten im Staate bildeten. Einige von ihnen hatten sich mit den Arabern verbündet und hatten ihnen mehrere Städte, darunter Arles und Avignon, ausgeliefert. Weitere Gelegenheit zur Herstellung festerer Einheit bot der Tod des Herzog Eudo. (735.) Die Söhne desselben wollten sich die Einschränkungen nicht gefallen lassen, die Karl Martell für nothwendig hielt. Deshalb unternahm Karl mehrere Feldzüge nach dem Süden, erstürmte Arles, Avignon, Nimes und andere Städte und schlug die Araber zurück, welche die Rebellen unterstützten. Die Güter der Verräther zog er ein und vergab sie mit ihren Aemtern an neue Leute, denen er trauen durfte. Der schwerste Kampf fand im Jahre 737 statt. Da drang Karl bis Narbonne vor und schlug das Heer der Araber, welches zum Ersatz herbei eilte, konnte aber die Stadt selbst nicht erobern. Im Jahre 739 fielen die Araber noch einmal in die Provence ein, aber nun rief Karl die Langobarden zu Hülfe. Rasch eilte König Luitprand herbei, und die Kunde davon genügte, die Araber zurückzutreiben. So konnte Karl die Rebellen züchtigen und die Städte erobern, welche sie den Arabern ausgeliefert hatten.

Nicht durch eine einzige siegreiche Schlacht hat Karl die Araber abgewehrt und die christlich-germanische Welt gerettet, in einem siebenjährigen Kampfe mußte er sie bestehen. Immer und immer wieder erneuerte sich ihr Angriff, und dabei wurden sie unterstützt von den Großen, die in Narbonne, Arles, Orleans u. s. w. wie kleine Könige geboten und nichts davon wissen wollten, daß Karl ihr Herr sei. Darin lag die allergrößte Gefahr. Und gleichzeitig ruhte auch der Kampf im Norden nicht. In den Jahren 733 und 34 mußte Karl gegen die Friesen kämpfen und eine Verschwörung unter den Großen in seiner nächsten Umgebung niederwerfen. Ohne Ruhe zog er von dem Norden und Osten seines Reiches nach dem Süden und

Westen, und nur nach harten Verlusten erreichte er zuletzt sein Ziel. Aber die große Gefahr, welche ihm die Araber bereiteten, half ihm schließlich noch dazu, die trotzig widerstrebenden Großen zu unterwerfen und das zersplitterte Frankenreich wieder zu einigen.

Als nun aber so das Reich in seiner ganzen Ausdehnung zu Karls Füßen lag, da fragte auch keiner mehr darnach, ob er mit Recht solche Gewalt übte. Die Macht gab ihm das Recht, denn herrenlos war das Recht im Frankenlande, und das Recht kann nicht wirken, wenn ihm nicht ein mächtiger Herr seinen Schutz und sein Schwert leiht. Sein Ruhm erfüllte alle Lande, er war der mächtigste Fürst der Christenheit. An ihn wandte sich deshalb der Bischof von Rom um Hülfe, als er den Versuch machte, sich mit Unterstützung der Langobarden der Herrschaft des durch die Araber bedrängten griechischen Kaisers zu entziehen und dabei Gefahr lief, nun ein Unterthan des Langobardenkönigs zu werden. Es war dies der erste einleitende Schritt zu der folgenschweren Verbindung zwischen der neugegründeten karolingischen Monarchie und dem zur Selbständigkeit emporsteigenden Papstthum, auf welcher die geistlich-weltliche Universalmonarchie des Mittelalters beruht. Um nun die Bedeutung der Mächte und Kräfte, welche hier thätig waren, recht zu würdigen, ist es nöthig, die Entwicklung zu überschauen, welche das Papstthum bisher durchlaufen hatte.

Zweites Capitel.

Entwicklung des römischen Papstthums.

Erster Abschnitt bis auf Leo den Großen.

Schon früh machte sich in der Kirche ein monarchischer Zug geltend, das Bedürfnis nach einer höchsten Behörde. Es entsprang aus den zahlreichen Streitigkeiten, welche die Kirche zerrissen, denn auf die Einheit der Kirche ward der höchste Werth gelegt. Wer anders glaubte als die Kirche, oder wer äußerlich ausschied aus der Gemeinschaft der Kirche, der verlor damit jede Hoffnung auf die Seligkeit. So verlangte man denn nach einer Autorität, welche sagen konnte: Hier ist die Kirche, die anderen sind Ketzer oder Schismatiker. Verstärkt wurde dieser monarchische Zug noch durch die Verfassung der Kirche. Diese lehnte sich an die politische Eintheilung des römischen Reichs an. Außerhalb des Reichs gab es nur unbedeutende Mengen von Christen. Das römische Reich galt als das eigentliche Gebiet der Christenheit, seine Verfassung und seine Gesellschaft bildeten die natürliche Grundlage für die Verfassung der Kirche. In jeder Stadt war ein Bischof, die Bischöfe der Provinzialhauptstädte hatten die Aufsicht über die Bischöfe der Provinz, die Bischöfe der Landeshauptstädte forderten eine Oberaufsicht über die Kirchen des Landes, und so schien naturgemäß dem Bischof der Reichshauptstadt Rom die Oberleitung der ganzen Kirche zufallen zu müssen.

Allein die Stellung der Landesbischöfe oder Patriarchen war in den ersten vier Jahrhunderten nur unvollkommen entwickelt, und Rom war vollends noch weit entfernt von einer leitenden Stellung.

Denn es fehlte auch nicht an Kräften, die einer solchen monarchischen Ausbildung der Kirchenverfassung entgegen wirkten. Vor allem: es war in der Zeit der Apostel und in dem ganzen ersten Jahrhundert der Kirche nicht so gewesen. Die apostolische Zeit kannte nicht einmal einen Unterschied zwischen Priestern und Laien. Damals glaubte man, daß der heilige Geist auf alle Gläubigen falle, und wer sich dann in der Gemeinde vom Geiste getrieben fühlte, zu reden, der galt der Gemeinde als Verkündiger des Wortes Gottes. Aber auch nachdem sich im zweiten Jahrhundert die bischöfliche Verfassung ausgebildet hatte, erhielt sich der Geist der christlichen Freiheit. Es war gegen die Art, wie das Christenthum auf tiefer angelegte Naturen wirkte, sich einer äußerlichen Autorität zu fügen. Das Leben in der Kirche war zu lebendig, zu kräftig regte sich in Tausenden die Forderung, ihre Ueberzeugung zur Geltung zu bringen. Während sich dann der Unterschied zwischen dem neugeschaffenen Priesterstande und den Laien im dritten und vierten Jahrhundert weiter ausbildete, wurde auch unter den Priestern selbst ein Unterschied gemacht. In der einen Provinz früher, in der anderen später entrissen die Bischöfe den Presbytern die werthvollsten Theile der priesterlichen Befugnisse. Eine Reihe von kirchlichen Funktionen wurde ihnen untersagt, auf den Synoden sollten sie nicht stimmen, und selbst im litterarischen Kampfe hörte man den Anspruch, daß der Presbyter zu schweigen habe, wo Bischöfe über eine Frage stritten.

Um 400 war diese Entwicklung im Ganzen beendet [1]), aber hier machte die Bewegung, welche die priesterlichen Rechte auf immer kleinere Kreise beschränkte, nun auch Halt. Die Bischöfe blieben unter einander gleichberechtigt. Die Unterschiede der Befugnisse bezogen sich nur auf die äußere Ordnung der Kirche, nicht auf ihre wesentlichen Aufgaben. Das Bedürfnis der Menschen, sich an eine Autorität anzulehnen, fand seine Befriedigung, indem man sich an den jeweilig zumeist hervorragenden Bischof anschloß. So kam der von den gallischen Bischöfen verfolgte Priscillian zu dem heiligen Ambrosius von Mailand, um gewissermaßen an ihn zu appelliren, und einen ähnlichen Einfluß genoß längere Zeit der heilige Martin von Tours. Die Bischöfe der großen Städte und besonders der

---

[1]) Der heilige Hieronymus kämpfte noch lebhaft dagegen an, und in Afrika fand der Streit insofern eine weniger schroffe Lösung, als dort ein weit größerer Bruchtheil der Priester die bischöfliche Würde erhielt.

Bischof von Rom gelangten leichter zu dieser Autorität, aber sie dankten dieselbe keineswegs blos dem Orte und dem Amte.

Ein weiteres Hindernis für die monarchische Fortbildung der bischöflichen Verfassung lag darin, daß die Bischöfe vorzugsweise dem reichen Adel angehörten und auch in der Kirche die Rolle eines herrschenden Adels spielten. Denn schwer erträgt eine Aristokratie den Versuch eines Genossen, sich zum König über sie zu erheben.

Dazu kam endlich die Stellung der Kaiser. Sie hatten thatsächlich die Oberleitung der Kirche. Diejenige Meinung galt als die rechtgläubige, welche die Kaiser dafür erklärten, und wenn die nebeneinander regierenden Kaiser verschiedener Meinung waren, so wurde in der einen Hälfte des Reichs als orthodox gepriesen, was in der anderen als Ketzerei verfolgt ward. Gegen dieses Eingreifen der Kaiser in kirchliche Angelegenheiten erhoben sich zwar vielfach sehr energische Stimmen, aber auch diese protestirenden Männer bedienten sich bei Gelegenheit der kaiserlichen Macht, um die abweichende Lehre auszurotten. Das Uebergewicht dieser monarchischen Strömung und der entgegenwirkenden Kräfte wechselte. Im Ganzen trat wohl im Laufe der Jahrhunderte das Bedürfnis nach einer monarchischen Spitze der kirchlichen Ordnung stärker hervor, aber um 400 war die Aussicht noch sehr gering, daß die Kirche statt des Kaisers ein geistliches Oberhaupt gewinnen und daß Rom diese Oberleitung erhalten werde.

Drei Dinge waren es, von denen es vorzugsweise abhing, welchen Rang ein Bischof unter seinen Genossen hatte. Die politische Bedeutung der Stadt, der Ruhm des Gründers der Kirche, und der Einfluß, den diese Gemeinde auf Leben und Lehre der Christenheit ausübte. Das politische Moment war das bedeutendste. Wurde eine Stadt an Stelle einer anderen Provinzialhauptstadt, so wurde ihr Bischof Erzbischof und der bisherige Erzbischof wurde sein Suffragan. Zu einer Zeit, da Rom noch eine überwiegend heidnische Stadt war, hatten die römische Gemeinde und der römische Bischof doch schon eine hervorragende Stellung in der Christenheit. Der Name Rom hatte eben einen besonderen Klang. Die kaiserliche Gewalt, die hier thronte, die Thaten, deren Erinnerung sich an den römischen Namen knüpfte, gaben allem, was dort geschah und von dort kam, einen erhöhten Werth. Auch strömten nach Rom aus dem weiten Reich die regsamsten Köpfe, von dort hörten alle, und wer etwas zu gemeinsamer Kenntnis bringen wollte, der hatte es

hier zu verkünden[1]). Die politische Bedeutung der Stadt Rom war der Ausgangspunkt, war die Grundlage für die höhere Bedeutung des römischen Bisthums.

Daneben wirkte der Glaube, daß die römische Gemeinde von dem Apostel Petrus gegründet sei. Von jeher gab es einer Kirche höheres Ansehen, wenn sie unter ihren Bischöfen einen berühmten Heiligen oder gar einen Apostel zählte, und unter den Aposteln wurde dem Petrus die erste Stelle gegeben. Es stützte sich dies Ansehen des Petrus auf die Stelle im Evangelium Matthäi Kapitel 16, wo Jesus zu Petrus sagt: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmels geben. Was immer du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein, und was immer du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöst sein". Zwar hatte Christus die gleiche Gewalt an einer anderen Stelle allen Aposteln zugesprochen, und der Korintherbrief (I. Kap. 3) enthielt eine ausdrückliche Warnung, nicht den einen Apostel über die anderen zu stellen und auch die Apostel nicht über die anderen Menschen: aber diese Warnung ward vergessen, vergessen auch, daß Petrus es war, der den Herrn verleugnete. Je stärker Rom den Anspruch auf den Primat erhob, und je günstiger die Verhältnisse für die Durchsetzung dieses Anspruchs wurden: desto häufiger wurde jene Stelle des Matthäus citirt. Was auf politischem Boden erwachsen und wesentlich durch politische Verhältnisse gefördert worden war, das sollte schlechtweg als eine Erfüllung jenes göttlichen Wortes erscheinen.

Diese Stelle bildete den Ausgangspunkt für die Vorstellung, daß ein qualitativer Unterschied bestehe zwischen dem Bischof von Rom und den anderen Bischöfen, daß ihm Befugnisse zustünden, die den anderen fehlten; aber erst nach Ausbildung der päpstlichen Gewalt ist diese Auffassung der Stelle durchgedrungen. Auch Antiochien und Alexandrien hatten den Ruhm, von Petrus gegründet zu sein. Solange deshalb die lateinische Kirche von der griechischen nicht getrennt war, so lange konnte Rom seine Ansprüche nicht mit durchschlagendem Erfolg auf diese Stelle gründen.

Um so nachdrücklicher machte Rom im Abendland davon Gebrauch, und damit verknüpfte sich ein höchst bezeichnender Vorgang.

[1]) Irenaeus († 202) contra haereses, III, 3.

Die römische Gemeinde war von Paulus besucht und geleitet worden. Petrus ist dagegen aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt niemals in Rom gewesen. Indeß die Legende machte neben Paulus auch Petrus zum Stifter der Gemeinde, und im dritten und vierten Jahrhundert wurden sie immer zusammen genannt. Als dann aber Rom seit dem fünften Jahrhundert immer nachdrücklicher jene Worte: „Du bist Petrus u. s. w." zur Begründung seiner Ansprüche heranzog — da gestaltete sich die Stiftungslegende so, daß Paulus in den Hintergrund trat und schlechtweg Petrus als Stifter des römischen Bisthums genannt wurde.

Von den drei Dingen, welche die Bedeutung einer Kirche ausmachten, besaß Rom also zwei in ausgedehntem Maße, die politische Bedeutung der Stadt und das Ansehen des Stifters. Dagegen hatte Rom auf die Entwicklung der Lehre der Kirche in den ersten Jahrhunderten nur einen untergeordneten Einfluß. Bis in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts hinein war Rom eine überwiegend heidnische Stadt, und grade die vornehmen und gebildeten Kreise der Gesellschaft blieben heidnisch. Der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens lag in dem griechisch redenden Osten. Alle Schlagworte in den theologischen Kämpfen des vierten Jahrhunderts waren griechisch. Alexandrien, Caesarea, Antiochien u. s. w. waren bewegtere Stätten des kirchlichen Lebens als Rom. Nun und nimmer hätten die Bischöfe und Gemeinden dieser Städte sich von Rom aus leiten lassen. Dazu kam, daß Rom um dieselbe Zeit aufhörte Reichshauptstadt zu sein, in welcher die Kirche vom Staat anerkannt wurde und sich frei entfalten konnte. Seitdem trat Konstantinopel in politischer Bedeutung neben Rom, und schon auf dem zweiten Allgemeinen Concil (381) wurde denn auch ausdrücklich anerkannt, daß der Bischof von Konstantinopel oder Neu-Rom den gleichen Rang habe, wie der Bischof von Alt-Rom. Die amtliche Anschauung von der Verfassung der Kirche war also die, daß die Bischöfe in ihren geistlichen Befugnissen gleich seien, daß aber den Bischöfen der großen Städte ein höherer Rang zukäme, und daß endlich die Bischöfe der beiden Hauptstädte Rom und Konstantinopel über allen anderen und unter sich gleich ständen. Sie führten alle den gleichen Titel und nannten auch den Bischof von Rom Mitbischof und Kollegen coëpiscopus, collega.

Aber daneben erhielt sich doch immer der Anspruch Roms auf eine Art Oberaufsicht über die ganze Kirche, und der Zug der Zeit, der diesem Anspruch entgegen kam, gewann mit jedem Jahrhundert

an Stärke. Es fehlte nicht an Rückschlägen in dieser Entwicklung, und Rom gewann auch schließlich nicht die Oberleitung über die ganze Kirche, sondern nur über einen Theil, aber im ganzen machte Roms Gewalt in diesen Jahrhunderten einen ungeheueren Fortschritt, bis es sich endlich im neunten Jahrhundert der römische Bischof verbitten konnte, von den übrigen Bischöfen als Mitbischof und Kollege angeredet zu werden.

Diese allmähliche Ausbildung [1]) des römischen Bisthums zu der höheren Gewalt des Papstthums läßt sich beobachten, wenn man aus jedem Jahrhundert die hervorragenden Schriftsteller, namentlich diejenigen, welche über Geschichte und Verfassung der Kirche handeln, darauf untersucht, ob sie einen Primat Roms kannten und in welchem Umfange. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung der heilige Cyprian von Karthago, der 258 starb. Als Abendländer war er schon von vornherein geneigt, Rom die höchste Ehre zu geben, und dazu kam, daß ihn der Gegenstand seiner wichtigsten Schrift dahin führte, alles zu erwägen und zu sammeln, was sich für einen Primat Roms sagen ließ. Sie handelte nämlich von der Einheit der Kirche und zeigte, daß auf dieser Einheit das Heil ruhe. Cyprian suchte dabei nach einem äußeren Zeichen, nach einer Form, in welcher diese Einheit zum Ausdruck komme, und er fand dies in der Stellung des Petrus. Ihm sei die Macht zu binden und zu lösen verliehen, er sei der Erste unter den Aposteln, und so sei auch der Bischof von Rom der Erste unter den Bischöfen. Aber mit aller Schärfe hob er alsbald daneben hervor, daß die anderen Apostel „die gleiche Macht und die gleiche Ehre" besaßen wie Petrus, und daß alle Bischöfe unter einander gleich seien und gemeinsam mit einander die Träger der einen, untheilbaren Kirchengewalt. Bei einer anderen Gelegenheit sagte er einmal: „Der heilige Petrus war nie so arrogant, einen Primat über die anderen Apostel in Anspruch zu nehmen und zu fordern, daß sie sich seiner Autorität fügten". In seinen zahlreichen Briefen nannte er den Bischof von Rom stets „Bruder" und

[1]) Bei dieser Entwicklung ist ein Doppeltes zu unterscheiden, die Entwicklung der Ansprüche Roms und die Anerkennung derselben in der Kirche. Die Ansprüche Roms gingen dieser Anerkennung weit voraus und bildeten einen wichtigen Factor in allen großen Krisen der Weltgeschichte. Von ihnen wird die Rede sein, wenn am Schlusse dieses Ueberblicks die Erzählung weiter geht; in diesem Ueberblick selbst ist dagegen nur die allmähliche Ausbreitung der Anerkennung zu verfolgen, welche Rom fand.

„Kollege" und in den Geschäften, die sie mit einander zu erledigen hatten, gewährte er ihm auch thatsächlich keine andere Stellung. Sehr lebhaft stritt er mit dem Bischof Stephan von Rom über das Wesen der Taufe. Als dieser dabei eine höhere Autorität in Anspruch nahm, da wiesen das Cyprian und seine Anhänger auf das schroffste und theilweise voll Hohn zurück. Der Bischof von Rom brach dann die kirchliche Gemeinschaft mit Cyprian ab; das hatte jedoch keineswegs die Bedeutung eines Ausschlusses aus der Kirche überhaupt, es war nur die Aufhebung der Beziehungen zwischen zwei innerhalb der Kirche gleichberechtigten Gewalten. Cyprian, der von dem römischen Bischof als Ketzer bezeichnet und behandelt wurde, galt der Christenheit nach wie vor als eine Säule der Kirche und wird von der Kirche auch heute noch als Heiliger verehrt. Auch in Sachen der kirchlichen Disciplin nahm Cyprian das gleiche Recht wie Rom in Anspruch. Ein spanischer Bischof war von einer Provinzialsynode abgesetzt worden, weil er unwürdig lebte. Er begab sich nach Rom und der Bischof von Rom erklärte sich für ihn. Seine Gegner wandten sich darauf an Cyprian, und dieser entschied mit seiner Synode, der Mann sei mit Recht abgesetzt, der Bischof von Rom habe sich täuschen lassen. Aus diesem Vorgang ergiebt sich die Thatsache, daß dem Bischof von Rom in Angelegenheiten fremder Bisthümer kein anderes Recht zustand als jedem anderen Bischof, dem eine solche Angelegenheit vorgelegt ward. Das Urtheil auch des römischen Bischofs hatte nur einen moralischen und keinen rechtlichen Werth. Ohne Bedenken konnte jeder andere Bischof eine Sache, in welcher der Bischof von Rom angerufen worden war, und in welcher er — bei wichtigen Dingen natürlich nur mit einer Provinzialsynode — sein Urtheil gegeben hatte, von neuem untersuchen.

Erst das Concil von Sardica 343 brachte darin den Anfang zu einer Veränderung. Weil unter dem Einfluß der heftigen dogmatischen Kämpfe jener Tage zahlreiche Bischöfe von Neidern und Feinden fälschlich beschuldigt wurden, so beschloß das Concil dem von einem Provinzialconcil verurtheilten Bischof die rechtliche Möglichkeit zu eröffnen, daß seine Sache von den Bischöfen einer anderen Provinz noch einmal geprüft werde. Diese Appellation sollte der Bischof von Rom vermitteln. An ihn hatte sich der Verurtheilte zu wenden. Ueberzeugte sich der Bischof von Rom, daß die Sache eine neue Untersuchung erheische, so sollte er sie dem Concil einer Nachbarprovinz überweisen. Der Bischof von Rom erhielt also nicht das

Recht, selbst das Urtheil zu sprechen, sondern nur das Recht eine neue Untersuchung anzuordnen. Es war das viel weniger als die Päpste später übten, aber es war ein großer Fortschritt. Es war das erste Vorrecht, die erste Befugnis, welche zu dem unbestimmten Vorrang hinzu kam. Doch ist zu beachten, daß dies Concil von Sardica kein öcumenisches Concil war, sondern nur von Abendländern besucht, und daß es auch im Abendland keine allgemeine Anerkennung genoß. In Afrika kannte man seine Beschlüsse gar nicht, geschweige denn, daß die afrikanischen Bischöfe sich um jenen Beschluß gekümmert hätten. Die hervorragenden Männer auch des Abendlandes hielten fest an der alten Auffassung, daß der Bischof von Rom wesentlich nichts anderes sei als die übrigen Bischöfe. So dachte Ambrosius von Mailand, so Augustinus, und in diesem Sinne schrieb um 400 der Gallier Sulpicius Severus die Geschichte der Kirche. Sulpicius Severus war ein vornehmer und fein gebildeter Mann, er war ferner ein Eiferer für die Kirche, ein rechter Schüler des heiligen Martin. Sein Urtheil ist deshalb von hohem Werth, und in seiner Geschichte der bisher verflossenen vierhundert Jahre der Kirche weiß er von einem Primat des Bischofs von Rom und einer Leitung der Kirche durch ihn nichts. Aber die Bedeutung eines Ereignisses beruht nicht nur in seiner augenblicklichen Wirkung. Jener Beschluß von Sardica war doch an und für sich ein großer Erfolg und bildete eine Waffe, mit der die römischen Bischöfe in manchem Kampfe ihre Gegner niederwarfen.

Das wichtigste Ereignis in der weiteren Entwicklung bildete die Veränderung, welche in dem Leben und der Litteratur der Kirche um 400 vorging. Während der ersten vier Jahrhunderte folgte das Abendland der theologischen Leitung des griechischen Ostens. Am Ende des vierten Jahrhunderts löste es sich aus dieser Abhängigkeit, und damit wurde der Boden geschaffen, auf dem Rom seine Herrschaft errichten konnte. Gerade jene großen Kirchenväter Hieronymus, Ambrosius und Augustinus, welche noch selbst Zeugen sind der alten Gleichheit unter den Bischöfen, waren die Führer dieser Bewegung und haben so die Fundamente geschaffen, auf denen das römische Bisthum zum Papstthum erhöht wurde. Hieronymus vermittelte dem Abendlande durch seine Uebersetzungen einen großen Theil der wichtigsten theologischen Schriften der Griechen, und Ambrosius und Augustinus überragten alle Zeitgenossen an Bedeutung.

Augustinus war der jüngste von den Dreien und zugleich der

einflußreichste. Seine Thätigkeit reichte auch noch tief in das fünfte Jahrhundert hinein, in welchem die Vornehmen in Gallien und Spanien ihr blos schöngeistiges Treiben mehr und mehr aufgaben und sich der kirchlichen Wissenschaft zuwandten. Wie aber das Abendland der theologischen Leitung der Griechen entwuchs, so lockerte und löste sich auch die kirchliche Verbindung mit dem Orient: schon deshalb, weil nur ganz Einzelne so viel Griechisch verstanden, um theologische Schriften in dieser Sprache lesen zu können. Theoretisch hielt man zwar die Einheit der Kirche fest, aber thatsächlich standen die Kirchen der lateinisch redenden Provinzen seitdem in einem engeren Zusammenhang und machten eine gesonderte Entwicklung durch. Es geschah dies um dieselbe Zeit, in der sich das Abendland politisch von dem Morgenlande löste. Die politische und die kirchliche Sonderung waren Ergebnisse der gleichen Entwicklung, welche den nationalen Gegensatz der Griechen und Lateiner von neuem belebt hatte — aber sie wirkten auch wieder auf einander und unterstützten einander.

In dieser abendländischen Kirche genoß Augustinus ein ganz ungemeines Ansehen. Er galt geradezu als der Lehrer schlechthin. Es war deshalb für die Entwicklung dieser Kirche von den weittragendsten Folgen, wie Augustinus in seiner berühmten und bis auf den heutigen Tag viel gelesenen Schrift vom Reiche Gottes, de civitate Dei, über das Wesen der Kirche handelte. In großen Zügen schilderte er die Welt und ihren Verlauf. Alles ist werthlos geworden, nichts ist recht befunden als der Glaube. Die Menschen haben nur eine Aufgabe, das ist die Sorge, wie sie selig werden. Zur Seligkeit gelangt aber der Mensch nur durch die Kirche. Deshalb haben alle menschlichen Anstrengungen der Kirche zu dienen. Auch der Staat ist der Diener der Kirche, und der Kaiser ist der Diener der Kirche. Will er dies nicht sein, so ist er ein Räuberhauptmann und Teufelsdiener. Was Augustin ausführte, war der Gedanke der Zeit. Praktisch hat die Mehrheit der Menschen zwar nie ausschließlich nach diesen Gesichtspunkten handeln können: aber es war ihr Ideal. Augustin gab diesem Ideal Gestalt. Jetzt wurde jeder klar über das, was er selbst schon fühlte, was er in kühnen Stunden, in der freien Wendung des Gesprächs schon oftmals gestreift oder auch auszusprechen gewagt hatte. Lebhafter regte sich jetzt die Forderung, daß die weltliche Behörde aufhöre über geistliche Angelegenheiten zu entscheiden. Aber wenn sie aufhörte — was war dann die Folge?

Ganz zu entbehren war eine höchste Instanz nicht, und es mußte also eine kirchliche Behörde geschaffen werden, welche die von dem Kaiser geübten Rechte übernahm. Man darf nicht vergessen: Augustin selbst wußte von einer höheren Berechtigung Roms, von einem Primat oder, wie es später heißt, von einem Papstthum Roms nichts. Er hätte sich nicht gefügt, wenn Rom ihm hätte befehlen wollen. Aber seine Lehre von der Kirche verstärkte den monarchischen Zug, der ein solches Papstthum forderte.

Mit der Loslösung von der griechischen Kirche fielen ferner die beiden größten Hindernisse hinweg, welche der Ausbildung des römischen Primats bisher entgegenstanden. Die kaiserliche Leitung der Kirche hörte auf, denn im Laufe des fünften Jahrhunderts zerfiel das abendländische Kaiserthum; zweitens verschwanden die Rivalen, deren Ansehen Rom nicht zu einer führenden Stellung gelangen ließen. Konstantinopel, Antiochien, Alexandrien und die anderen Städte des Ostens waren jetzt eine Welt für sich — ihr Dasein hinderte Rom nicht, unter der abendländischen Kirche eine Herrschaft zu gewinnen. Im Abendlande gab es aber keine Kirche, die Rom den Anspruch auf den Primat streitig machen konnte, und die Verhältnisse gestalteten sich so, daß auch keine Kirche kräftig genug war, sich dem Anspruch Roms dauernd zu widersetzen.

Die einzige Kirche, welche Kraft dazu besessen hätte, war die afrikanische, und diese gerieth im Laufe des fünften Jahrhunderts in große Bedrängnis durch die Vandalen, und im sechsten Jahrhundert kam sie politisch wieder an Ostrom und ward so dem Abendland entfremdet, bis sie dann im achten Jahrhundert von den Arabern vernichtet wurde. So bestand die abendländische Kirche nur noch aus Italien, Gallien und Spanien. In einem großen Theil von Italien besaß Rom die Gewalt des Metropoliten, und Gallien und Spanien sahen in Rom von jeher ihre geistige Mutter. Die Anfänge der Cultur hatten sie von dort empfangen, und im Laufe des fünften Jahrhunderts kamen Stürme über diese Länder, welche die Cultur derselben so schwer schädigten, daß sie wieder von Rom geistige Führung und geistige Nahrung erbitten mußten. Auch die Zersplitterung des Abendlandes in mehrere Reiche wirkte dahin. Jahrhunderte lang hatten sich die Römer als eine Einheit gefühlt, und sie konnten dies Gefühl auch nicht aufgeben, als das politische Band zerrissen war. Sie suchten einen Ersatz dafür, und die Kirche bot ihn. Durch die Kirche fühlten sich die Römer des tolosanischen Reiches mit ihren

[illegible] ohne Unterscheidung beigefügt waren. Da [illegible] Bischöfe aus Alexandrien und Antiochien echte [illegible] von Nicäa kommen und deckten die Sachlage [illegible] bewahrten sie dabei alle Ehrfurcht vor dem [illegible] aber sie wiesen seine angemaßten Rechte zurück [illegible], die Kirche nicht durch weltliche Eitelkeit zu be- [illegible] Vermischung der Acten von Sardica und Nicäa [illegible] nicht durch bewußte Fälschung geschehen zu sein, [illegible], daß trotz dieser Aufklärung Papst Leo I. sich [illegible] verderbten Acten berief. (449.) Und auf dem Concil [illegible] (451) citirte gar sein Legat den Kanon 6 der Acten [illegible] nur von der Metropolitangewalt Roms in Italien [illegible] Fassung, welche mit den Worten begann: „Von [illegible] den Primat“ [1]).

[illegible] sehr empfindliche Niederlagen, welche Rom dabei [illegible] Ganzen machte sein Ansehn doch Fortschritte. Nament- [illegible] Lande. In Gallien, Spanien und Italien fanden die [illegible] von Nicäa Verbreitung, ohne als Fälschung bezeich- [illegible], und ferner gewöhnte man sich hier, den Urtheilen [illegible] des römischen Bischofs eine beinahe rechtlich ent- [illegible] Gewalt beizumessen. Die Briefe des Papstes wurden [illegible] mehr als Erlasse (Decretalen) verehrt. Besonders wichtig [illegible] der römische Bischof in den heftigen Streitigkeiten über [illegible] des Augustinus von der Prädestination, welche damals die [illegible] Bischöfe bewegten, von den Parteien zur Entscheidung an- [illegible] ward. Es saßen aber in jener Zeit hervorragende Männer [illegible] Stuhle zu Rom. Sie gaben ihr Urtheil mit Klugheit, und [illegible] fügten sie hinzu, daß sie so urtheilten kraft der ihnen [illegible] Pflicht, über die ganze Kirche zu wachen. Zu den [illegible] Theologen, welche anderer Meinung waren, sprachen sie [illegible] herrische Worte, und die Verhältnisse lagen nicht so, daß diese [illegible] schroff hätten entgegnen können. Um dieselbe Zeit fanden ferner [illegible] römischen Bischöfe Gelegenheit, auch in einer großen Streitfrage [illegible] kirchlichen Organisation von Gallien die Entscheidung zu geben.

---

[1]) Wann und [illegible] Fälschung entstand, ist nicht zu erweisen. Vgl. [illegible] Geschichte [illegible] Kirchenrechts. Straßburg 1878, Bd. I, und [illegible], Geschichte [illegible] und der Litteratur des canonischen Rechts.

Brüdern in dem burgundischen Reiche verbunden, und dies Gefühl war um so lebhafter, weil die Germanen in diesen Staaten der feindlichen arianischen Kirche angehörten. Sollte die Kirche aber dies Bedürfnis befriedigen, so mußte sie eine Form haben, welche die Einheit der getrennten Glieder sicherte.

So wirkte im fünften Jahrhundert gar vieles zusammen, um den Boden zu bereiten für die Ausbildung des römischen Bisthums zum Papstthume, aber aufgeführt wurde der Wunderbau dieser Macht schließlich doch von den römischen Bischöfen selbst — und zwar zum ersten Male im fünften Jahrhundert. In Rom ward jenes Bedürfnis nach einer höchsten kirchlichen Behörde naturgemäß am lebhaftesten empfunden. Denn was an anderen Orten ihm hemmend entgegenstand, das verband sich hier mit ihm und verdoppelte seine Kraft. Zwei Triebe waren es, die sich am kräftigsten regten in der Geschichte der Kirche. Die Begeisterung für die allgemeine Kirche und die Liebe zu der einzelnen Kirche, der man selbst angehörte, oder wie man sich die Sache vorstellte, zu dem Heiligen, der ihr Patron war. Der Kampf für die Befugnisse und Güter derselben erschien als ein Kampf für den ehrwürdigen Heiligen selbst. Wo immer der Bischof von Rom als Vertreter der allgemeinen Kirche neue Ansprüche erhob, da fand er an dieser mit den persönlichen Interessen des jeweiligen Vertreters untrennbar verbundenen Liebe den heftigsten Gegner. In Rom fielen diese beiden Strömungen zusammen. Was Rom für die allgemeine Kirche forderte, das forderte es zugleich für sich. Mächtig weckte so das allgemeine Bedürfnis der Zeit, der monarchische Zug der kirchlichen Entwicklung, den persönlichen Ehrgeiz der römischen Bischöfe. Ungezügelt konnten sich die Männer ihrem Streben nach Einfluß und Gewalt, nach Mehrung der Rechte ihrer besonderen Kirche hingeben, und konnten doch dabei das Gefühl haben, daß sie nur dem Ganzen dienten. Es folgten sich nun im fünften Jahrhundert eine Reihe von Männern auf dem römischen Stuhle, die zwar sehr verschieden waren an Geist und Gaben, aber gleich in der Kühnheit, mit der sie ihre neuen Ansprüche für altes Recht ausgaben, eine Kühnheit, die man nur mit einem viel gröberen Worte bezeichnen würde, wenn diese Männer nicht als Träger einer großartigen, die Zeit beherrschenden Strömung handelten.

Um die ihnen von dem wenig angesehenen Concil in Sardica zugesprochene Gewalt in Afrika zur Anerkennung zu bringen, beriefen sie sich auf eine Abschrift der Beschlüsse von Nicäa, welcher die

Beschlüsse von Sardica ohne Unterscheidung beigefügt waren. Da ließen die afrikanischen Bischöfe aus Alexandrien und Antiochien echte Abschriften der Decrete von Nicäa kommen und deckten die Sachlage auf. In der Form bewahrten sie dabei alle Ehrfurcht vor dem römischen Bischof, aber sie wiesen seine angemaßten Rechte zurück und riefen ihm zu, die Kirche nicht durch weltliche Eitelkeit zu beflecken. (424.) Die Vermischung der Acten von Sardica und Nicäa scheint ursprünglich nicht durch bewußte Fälschung geschehen zu sein, aber bedenklich ist, daß trotz dieser Aufklärung Papst Leo I. sich wieder auf die verderbten Acten berief. (449.) Und auf dem Concil von Chalcedon (451) citirte gar sein Legat den Kanon 6 der Acten von Nicäa, der nur von der Metropolitangewalt Roms in Italien handelte, in einer Fassung, welche mit den Worten begann: „Von jeher hatte Rom den Primat“ [1]).

Es waren sehr empfindliche Niederlagen, welche Rom dabei erlitt, aber im Ganzen machte sein Ansehn doch Fortschritte. Namentlich im Abendlande. In Gallien, Spanien und Italien fanden die gefälschten Acten von Nicäa Verbreitung, ohne als Fälschung bezeichnet zu werden, und ferner gewöhnte man sich hier, den Urtheilen und Rathschlägen des römischen Bischofs eine beinahe rechtlich entscheidende Gewalt beizumessen. Die Briefe des Papstes wurden mehr und mehr als Erlasse (Decretalen) verehrt. Besonders wichtig war, daß der römische Bischof in den heftigen Streitigkeiten über die Lehre des Augustinus von der Prädestination, welche damals die gallischen Bischöfe bewegten, von den Parteien zur Entscheidung angerufen ward. Es saßen aber in jener Zeit hervorragende Männer auf dem Stuhle zu Rom. Sie gaben ihr Urtheil mit Klugheit, und regelmäßig fügten sie hinzu, daß sie so urtheilten kraft der ihnen obliegenden Pflicht, über die ganze Kirche zu wachen. Zu den gallischen Theologen, welche anderer Meinung waren, sprachen sie sehr herrische Worte, und die Verhältnisse lagen nicht so, daß diese eben so schroff hätten entgegnen können. Um dieselbe Zeit fanden ferner die römischen Bischöfe Gelegenheit, auch in einer großen Streitfrage der kirchlichen Organisation von Gallien die Entscheidung zu geben.

---

[1]) Wann und wo diese Fälschung entstand, ist nicht zu erweisen. Vgl. Löning, Geschichte des deutschen Kirchenrechts. Straßburg 1878, Bd. I, und Maaßen, Geschichte der Quellen und der Litteratur des canonischen Rechts. Bd. I, Gratz 1870.

Das Bisthum Arles gehörte von jeher zur Diöcese Vienne. Als aber die Stadt Arles um 400 Hauptstadt von Gallien wurde, da erhob der Bischof von Arles den Anspruch auf die Metropolitanrechte, die bisher Vienne zustanden. Darüber gab es lebhaften Streit, der mit doppelter Gewalt ausbrach, als Constantius, der siegreiche Feldherr und dann der Schwager und Mitregent des Kaisers Honorius, seinen Freund Patroclus zum Bischof von Arles erhob und ihn nicht blos zum Erzbischof der bisher von Vienne regierten Diöcese, sondern zu einem Primas der gallischen Kirche zu machen suchte. (417.) Die gallischen Bischöfe ließen sich diese Neuerung nicht gefallen, und um ihren Widerstand zu brechen, wandte sich Patroclus an den römischen Bischof Zosimus. Begierig ergriff dieser die Gelegenheit, das Richteramt in der Kirche zu üben und erließ an die Bischöfe Galliens ein Schreiben, worin er dem Bischof von Arles ein Aufsichtsrecht über alle Kirchen Galliens zusprach und jeden mit Absetzung bedrohte, der sich dieser Anordnung nicht fügen würde. Merkwürdig ist es, wie er diese Anordnung zu rechtfertigen versuchte. Vor Alters sei dem Bischof von Arles dieses Privilegium verliehen, weil die Kirche vom heiligen Trophimus gegründet worden sei, der von Rom nach Gallien gekommen sei und Gallien zum Christenthum bekehrt habe. Rom sollte der erste Sitz der Welt sein, weil der Apostel Petrus diese Gemeinde gründete. Arles sollte den Primat von Gallien haben, weil es von dem Boten Roms gegründet sei. Die Gallier wußten ganz genau, daß Arles bis vor wenigen Jahren eine einfache Bischofsstadt war und unter dem Erzbischof von Vienne stand. Trotzdem wagte der Bischof von Rom ihnen zu schreiben, Arles habe von jeher den Primat von ganz Gallien gehabt. Es wehrten sich denn auch mehrere Bischöfe gegen solche Anmaßung, und ehe noch Patroclus von Arles mit seinem Anspruch durchdringen konnte, änderte Rom plötzlich seine Politik, verband sich mit den Gegnern und zwang den Patroclus, wenigstens auf den Primat über ganz Gallien zu verzichten. Die Metropolitangewalt über die ehemalige Diöcese von Vienne blieb ihm jedoch.

Ein neuer Umschwung erfolgte, als der heilige Hilarius Erzbischof von Arles wurde. (429.) Er war ein geistig hochbedeutender und wegen seines heiligen Lebens viel gefeierter Mann. Dazu wurde er unterstützt von dem Oberstcommandirenden der in Gallien stehenden Truppen. Im Vertrauen auf diese Gunst der Verhältnisse unternahm er es, seiner Kirche den ihr entrissenen Primat über ganz

Gallien wieder zu gewinnen. Die ungünstige Entscheidung Roms hinderte ihn nicht; er gestand Rom das Recht nicht zu, so zu entscheiden, und in einer Reihe von Fällen gelang es ihm auch, seine Gewalt zur Anerkennung zu bringen. Allein als sich im Jahre 444 ein von ihm abgesetzter Bischof an Papst Leo I. wandte, da benutzte dieser die Gelegenheit, in Hilarius die gallische Kirche zu unterwerfen. Der Kampf war schwer, aber erfolgreich, denn Leo wußte den Kaiser Valentinian III. und dessen großen Feldherrn Aetius für sich zu gewinnen. Da mußte sich Hilarius wohl fügen, und zwar wurde ihm jetzt auch die Stellung eines Metropoliten genommen, Vienne ward wieder Metropole, ihm mußte sich Arles unterordnen.

Wie hatte Rom mit seinen Ansichten gewechselt! Und nicht nur mit seinen Ansichten, auch mit seinen feierlichsten Versicherungen hatte es sich in schroffen Widerspruch gesetzt. Was mußte ein einfacher Christ sagen, der das Decret Leo's I. mit den Behauptungen des Zosimus über Arles und den heiligen Trophimus zusammenstellte? Aber trotz dieser argen Dinge war der Verlauf des Kampfes ein großartiger Erfolg für Rom. In der wichtigsten Frage der kirchlichen Verfassung Galliens war Roms Entscheidung angerufen und als maßgebend anerkannt worden. Freilich war es nur mit Hülfe der kaiserlichen Gewalt geschehen, und der Kaiser hatte in dieser Zeit auch von sich aus in die Regierung der Kirche eingegriffen. Papst Leo ließ sich das alles nicht anfechten, er benutzte vielmehr seinen Einfluß auf den schwachen Kaiser, ihn zum Erlaß einer Verordnung zu bewegen, welche den Galliern verkündete, daß dem Bischof von Rom die Leitung der ganzen Christenheit zustehe. Das war die berühmte Constitution von 445, 6. Juni, und sie begründete den Anspruch Roms ebenfalls wieder mit den gefälschten Acten von Nicäa.

Leo erhob solchen Anspruch nicht nur in Gallien, er erhob ihn allgemein. Seine Auffassung der Stellung des Apostels Petrus zu den Aposteln und der Bischöfe von Rom zu den übrigen Bischöfen eilte den bisherigen Vorstellungen weit voraus. Es giebt Stellen in seinen Schriften, in denen man Gregor VII. sprechen zu hören glaubt. Petrus wurde nach Leo von Christus mit der gleichen Macht begabt, die Christo selbst zustand, er empfing alle Gnadengaben, die den übrigen Aposteln zu theil wurden, aber daneben empfing er noch viele besonders. Und die Bischöfe von Rom sind die Erben Petri; wenn der Bischof von Rom spricht, so spricht Petrus durch ihn. Er hat die Leitung der ganzen Kirche.

Die Zeit war günstig, den Anspruch zu erheben, und seine große Persönlichkeit gab diesem Anspruch einen mächtigen Nachdruck. Am Ende des Jahrhunderts vertrat eine starke Partei den Satz, daß „der Bischof von Rom von niemand gerichtet werden könne“.[1]) Wie hatten sich die Anschauungen geändert in wenigen Decennien! Zu einer allgemeinen Anerkennung fehlte übrigens noch viel. So große Institutionen wachsen nur langsam. Jenes Edict des Kaisers konnte jeden Tag widerrufen werden durch ein anderes Edict. Der schwächliche Kaiser hatte keinen Willen und keine Macht. Dies Edict beendete den Kampf nicht, sondern bildete wieder nur eine Waffe, wenngleich eine äußerst werthvolle Waffe in demselben. Selbst in Gallien findet sich bei vielen hervorragenden Schriftstellern des fünften Jahrhunderts die Lehre vom Primat Petri nicht. So kennt sie Cassian nicht, der Vater des gallischen Mönchthums, und Salvian nicht, der berühmte Presbyter von Marseille. Noch merkwürdiger ist eine Erklärung des Bischofs Avitus von Vienne, der am Ende des fünften Jahrhunderts eine hervorragende Rolle in Gallien spielte. „Rom und Konstantinopel“, sagte er, „sind die beiden höchsten Bisthümer der Christenheit, sie haben unter einander gleiche Ehre, aber Jerusalem geht ihnen vor“. Practisch richtete sich Avitus freilich nur nach Rom, aber seine Erklärung ist doch ein Zeugnis, daß die Frage sich noch im Flusse befand, daß auch Gallien noch nicht ganz durchdrungen war von der Anschauung, der Bischof von Rom habe qualitativ höhere Rechte als die anderen Bischöfe. Hätte Rom eine Anordnung getroffen, welche die Ansprüche des Avitus verletzte, so würde er Rom nicht gehorcht haben. Er gab Rom nur eine moralische, keine rechtliche Gewalt.

Zweiter Abschnitt. Von Leo dem Großen bis auf Bonifacius. 450—750.

Die drei Jahrhunderte von Leo dem Großen bis auf die Zeit des Bonifacius bilden die Zeit der Landeskirchen. Die fränkische, die gothische, die angelsächsische Kirche standen jede für sich, oder, was dasselbe sagen will, die Kirchen von Gallien, Spanien und England. In diesen wichtigen und großen Gebieten des Abendlandes ordnete

[1]) Vgl. die Schriften des Ennodius von Pavia.

sich die Kirche nach den Befehlen der Könige und den Beschlüssen der von den Königen berufenen Synoden und Reichsversammlungen. Der Bischof von Rom genoß in diesen Landen große Verehrung, aber nur vereinzelt, unter besonders günstigen Umständen gelang es ihm, einen Einfluß auszuüben. Gregor von Tours erwähnt in seiner fränkischen Geschichte, die von kirchlichen Dingen sehr viel handelt, den Bischof von Rom nur ganz selten, und bei einem theologischen Streite mit Rom sprachen die gothischen Bischöfe sogar „von ignoranten Nebenbuhlern". (15. Concil zu Toledo.) Bei den Angelsachsen hatte Rom größeren Einfluß, aber kein größeres Recht. Die Bischöfe waren eine besondere Art der Beamten des Staates, von den staatlichen Gewalten ward Lehre und Kirchenordnung geregelt.

Indessen machte der römische Stuhl in diesen Jahrhunderten trotzdem bedeutende Fortschritte auf dem Wege zu seiner weltbeherrschenden Stellung. Einmal verloren die mächtigen Kirchen von Mailand, Ravenna und Aquileja, welche die Befugnisse Roms in Italien selbst einschränkten, durch die Herrschaft der Barbaren in Oberitalien ihre alte Bedeutung. Sodann gewann ein Theil jener ungemessenen Vorstellungen, die Leo I. mit dem römischen Primat verknüpft hatte, wenigstens theoretisch allgemeine Anerkennung. Es geschah dies jedoch unter starken Wandlungen. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts benahm sich der römische Bischof Vigilius in dem so genannten Drei-Kapitel-Streit, der die Kirche lange Zeit hindurch gewaltig aufregte [1]), so schwach und schwankend, daß Roms Ansehen in aller Augen schwer erschüttert wurde. Aquileja und mehrere andere Bisthümer Italiens und der anstoßenden Gebiete lösten sogar die Gemeinschaft mit Rom auf. Dringender noch war die Gefahr, welche dem Ansehen Roms durch die steigende Bedeutung des Bischofs von Konstantinopel drohte. Rom war eine Provinzialstadt geworden und war bald in der Gewalt der Barbaren, bald unter dem Befehle eines Provinzialbeamten des Kaisers. Konstantinopel war die Hauptstadt des Reichs. „Wegen meiner Sünden", klagte Gregor I., „bin ich nicht Bischof der Römer, sondern Bischof der Langobarden geworden". Der Bischof von Konstantinopel war als Bischof der Hauptstadt der natürliche Berather des Kaisers bei kirchlichen Angelegenheiten und

---

[1]) Der Streit selbst war einer der elendesten von allen, welche die Kirche zerrissen haben. Es handelte sich darum, ob einige Bischöfe, die schon etwa hundert Jahre todt waren, nachträglich als Ketzer zu verfluchen seien.

hatte also thatsächlich die entscheidende Stimme. Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts schien nun dies thatsächliche Verhältnis zu einem formell anerkannten Vorrang Konstantinopels zu führen, und darüber kam es zu einem leidenschaftlichen Kampfe mit Rom.

Auf dem römischen Stuhle saß Gregor der Große, auf dem von Konstantinopel Johannes mit dem Beinamen der Faster (jejunator). Johannes legte sich den Titel „Allgemeiner Bischof" bei und ward darin vom Kaiser unterstützt. Mehrfach hatten früher schon die Patriarchen diesen Titel gebraucht, um ihre Stellung zu bezeichnen, Leo I. hatte dann den Versuch gemacht, ihn dem Allgemeinen Concil von Chalcedon gegenüber und also in ganz umfassendem Sinne anzunehmen, hatte aber eine Abweisung erfahren. Da nun jetzt der Bischof von Konstantinopel Bischof der Reichshauptstadt war, so schien der Titel in seiner Person ebenfalls eine gefährliche Bedeutung zu gewinnen und dem Bischof von Konstantinopel den Primat über die ganze Kirche zu sichern, den Rom für sich erstrebte und unter Leo I. fast schon gewonnen hatte. Gregor der Große setzte deshalb alle Mittel in Bewegung, und um die Sache des Gegners zu treffen, griff er seine Person an und verdächtigte seine Motive. Bisher hatte er ihn wegen seines Fastens verehrt, jetzt behandelte er es als Heuchelei und behauptete zugleich, daß der Bischof von Konstantinopel bei seinem Auftreten keinen anderen Beweggrund habe als sündhaften Hochmuth. Die Entwicklung, welche die Kirche genommen hatte, das Gesetz des Werdens, das in ihr lag vom Keime an, drängten dahin, einen Primat der Kirche zu erzeugen, ihr ein geistliches Oberhaupt zu schaffen. Es war noch nicht entschieden, welche Kirche den Primat gewinnen werde und in welchem Umfang; aber jede Kirche, die sich von diesem Zuge getragen fühlte, gab ihrem Vertreter in diesem Gefühl auch das Gefühl der Pflicht, keinen andern einen Vorrang gewinnen zu lassen, der ihre Ehre minderte. In solche Kämpfe mischt sich immer auch das persönliche Interesse ein, aber wenn Gregor den Patriarchen Johannes beschuldigte, blos aus Hoffart und Eitelkeit zu handeln und ihn deshalb dem Antichrist verglich: so that er dies mit nicht mehr Recht, als wenn jemand die Ansprüche der großen römischen Bischöfe schlechtweg auf persönlichen Hochmuth zurückführen wollte.

Gregor wandte sich an die beiden anderen Patriarchen von Alexandrien und Antiochien und setzte ihnen auseinander, wie sehr ihre Ehre geschädigt würde, wenn der Anspruch von Konstantinopel

anerkannt werde. Aber er fand bei ihnen keine Unterstützung. Der Patriarch von Antiochien ermahnte ihn vielmehr, er möge doch aus dieser Titelfrage nicht so viel Wesens machen. Da schrieb Gregor zurück: „Wenn ich auch übersehen wollte, daß meine eigene Ehre dadurch geschmälert wird, so könnte ich doch nicht schweigen, denn die ganze Kirche stürzt darüber zusammen". Und nun unternahm er den für alle Zeiten denkwürdigen Versuch, aus der Lehre von der Kirche zu erweisen, daß kein Bischof den Primat über die Kirche in Anspruch nehmen dürfe, daß jeder solche Primat die Grundlagen der Kirche zerstöre. Ausdrücklich setzte er dabei auseinander, daß auch Petrus und seine Nachfolger diese Macht und diesen Titel nicht beanspruchen dürften. „Petrus ist der erste der Apostel, aber er ist darum nichts anderes, als ein Glied der heiligen und allgemeinen Kirche". Er citirte jene Stelle aus dem Korintherbrief, an der Paulus die Jünger tadelt, die da sagten: „Ich bin ein Schüler des Paulus, ich des Apollo, ich des Petrus," und auch das Wort des Herrn zu den Aposteln Matthaeus 23, 8: „Wollet nicht Rabbi genannt werden, denn Einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder. Lasset euch auch nicht Vater nennen auf Erden, denn Einer ist euer Vater, der im Himmel." „Was willst denn du, theuerster Bruder", fragte er, „an jenem schrecklichen Tage des Gerichts antworten, der du nicht blos Vater, sondern auch Allgemeiner Vater in der Welt genannt sein willst?"[1])

Mit diesen Bibelstellen und diesen Schlüssen sprach Gregor freilich zugleich das schärfste Urtheil über die Bestrebungen und die ganze spätere Entwicklung Roms. Aber die Noth des Augenblicks und die übliche Rhetorik vereinten sich und führten ihn dahin, den Standpunkt seines großen Vorgängers Leo I. nicht nur fallen zu

[1]) Wie leidenschaftlich Gregor diesen Streit führte, das zeigt namentlich auch die furchtbare Charakteristik der Priester in einem dieser Briefe. „Wir quälen unsern Leib mit Fasten und unser Sinn ist geschwollen von Hochmuth, wir liegen in Sack und Asche und dünken uns höher als die Höchsten, unter der Lammesmiene verbergen wir den Wolfszahn." Gregorii Magni epistolarum V, 20: qui quod per linguam praedicamus per exempla destruimus . . . ossa jejuniis atteruntur et mente turgemus, corpus despectis vestibus tegitur et elatione cordis purpuram superamus, jacemus in cinere et excelsa despicimus, doctores humilium, duces superbiae ovina facie lupinos dentes abscondimus. Diese Charakteristik soll zunächst dem Johannes gelten, aber die Form ist absichtlich allgemeiner.

lassen, sondern als einen Frevel am Heiligthum zu kennzeichnen. Er ging auf die ältere Vorstellung von den Patriarchen zurück. Die Kirche wird seiner Darstellung nach getragen von den Bischöfen, die Bischöfe stehen unter den Erzbischöfen, die Erzbischöfe stehen unter den vier Patriarchen Rom, Alexandrien, Antiochien und Konstantinopel, und diese Patriarchen sind unter einander gleich. Die Rechte dieser Patriarchen waren bis dahin sehr unbestimmt, beständig durchkreuzt und unterbrochen einerseits durch die alte Selbständigkeit der einzelnen Bischöfe und andererseits durch die immer erneuten Versuche Roms, auch in den anderen Patriarchaten Einfluß zu gewinnen. Abgesehen von seiner Abwehr der Ansprüche Konstantinopels lag nun die Bedeutung Gregors für die Entwicklung des Papstthums darin, daß er den undurchführbaren Anspruch auf die Leitung der ganzen Kirche fallen ließ und die Kraft Roms darauf richtete, in dem engeren Gebiete der abendländischen Kirche, welche das Patriarchat Roms bildete, eine ernsthaftere Gewalt zu gewinnen, als den Patriarchen bisher zustand. Damit wurde er der Begründer des Papstthums im Sinne des Mittelalters. Aber auch auf diesem engeren Gebiete trat er mit großer Vorsicht auf. In der fränkischen Kirche hätte der römische Patriarch viel zu reformiren gehabt, aber hier nahm er keine Befugnis dazu in Anspruch und beschränkte sich auf Bitten und Ermahnungen, die den Herrschern noch dazu durch schmeichelhafte Wendungen versüßt wurden, mochten sie dieselben auch wenig verdienen. Die große Kirche der Iren und Schotten auf den brittischen Inseln hatte keinen staatlichen Schutz, ihr gegenüber trat Gregor kurzer Hand befehlend auf und nahm Rechte in Anspruch, die früher niemals mit dem Primat der Patriarchen verbunden gewesen waren. Dem Missionar, welchen er zu den Angelsachsen schickte, unterwarf er zugleich die Klöster und Bisthümer der Iren und Schotten. Diese hatten jedoch ein durch große Erfolge begründetes Selbstgefühl und widersetzten sich diesem Ansinnen. Daraus entspann sich ein Kampf, und in demselben gewann Rom einen doppelten Sieg. Einmal erhielt Rom in der Kirche Englands ausgedehnteren Einfluß, als ihm bisher irgendwo zustand, und noch wichtiger wurde es, daß sich in dem Kampfe um diesen Anspruch die Männer bildeten, welche im achten Jahrhundert die fränkische Kirche für diese Auffassung der Rechte Roms eroberten und damit das mittelalterliche Papstthum vollendeten. Dieser Kampf um die brittische Kirche war die Schule, aus der Bonifacius hervorging.

Zu diesem glücklichen Erfolge Roms wirkte auch eine allgemeinere Bewegung mit. Im siebenten Jahrhundert erfüllte die Kirche der Streit darüber, ob in dem Gottmenschen Christus der menschliche und göttliche Wille von einander geschieden gewesen sei oder nicht (der Monotheletenstreit), und dieser Streit zeigte die Bischöfe von Konstantinopel in kläglicher Abhängigkeit von den Launen der Kaiser. Die römischen Bischöfe waren geschützter, sie erfuhren wohl einmal rohe Gewalt, aber diese weckt in starken Herzen den Widerstand der Begeisterung. Schwerer widersteht dagegen der Mensch den tausend Einflüssen der Hofluft. Indem nun Rom so aufs neue den Ruhm gewann, die rechte Säule der Kirche zu sein, und auch im Orient einen sehr großen Einfluß übte, trat die Idee von dem Primat Roms über die allgemeine Kirche wieder stärker hervor, und das wirkte natürlich zurück auf Roms Stellung im Abendlande. Leichter fügte sich hier nun jeder den Ansprüchen Roms, und diese Ansprüche selbst erhöhten sich. Damals war es, daß Papst Agatho erklärte, die römischen Bischöfe seien unfehlbar. Sie hätten von dem Apostelfürsten die reine Lehre empfangen und hätten in Lucas 22, 32 die Verheißung, daß sie dieselbe unverfälscht bewahren würden. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Dieser Anspruch wurde erhoben in einem Schreiben an die sechste Allgemeine Synode, welche 681 und 682 zu Konstantinopel tagte, und gerade auf dieser Synode wurde der bereits 638 verstorbene römische Papst Honorius wegen seiner Lehre über den Willen Christi als Ketzer verflucht. Papst Agatho starb, ehe die Nachricht von diesem Anathem nach Rom gelangte, und kam so nicht in die Lage, durch Anerkennung des Anathems seine Lehre von der Unfehlbarkeit der römischen Bischöfe selbst zu illustriren. Aber sein Nachfolger Leo II. erklärte seine Zustimmung zu den Beschlüssen des Concils und wiederholte ausdrücklich die Verfluchung des Papstes Honorius „als eines Ketzers und Förderers der Ketzerei“. Diese Verfluchung wurde sogar in den Amtseid der Päpste aufgenommen und lange Zeit von jedem neuen Papste wiederholt[1]). Die Stellung Roms wurde durch diesen Vorfall

[1]) Papst Leo sagt in amtlichen Schreiben, daß Honorius von Rom und die anderen Ketzer auf Beschluß des Concils als Ketzer verdammt und von der Gemeinschaft der katholischen Kirche ausgestoßen seien (de catholicae ecclesiae adunatione projecti), und mit ähnlicher Wendung aeterna condemnatione sei er gestarft worden, weil er nicht, wie es auctoritatem apostolicam geziemte, die Ketzerei unterdrückte, sondern sie förderte. Der Papsteid steht in dem Formel-

jedoch nicht so sehr erschüttert, als man nach heutigen Vorstellungen glauben möchte. Eben weil die Vorstellung von der Unfehlbarkeit noch nicht als ein wesentliches Merkmal mit dem Begriffe des Papstthums verbunden war, so vernichtete die Verfluchung eines der Bischöfe von Rom durch seine Nachfolger nicht das Amt selbst. Vielmehr wuchs Roms Macht in den nächsten Decennien immer weiter, und hundert Jahre nach jenem Concil war die Vereinigung der abendländischen Kirche unter Rom vollendet und damit die Idee Gregors des Großen ausgeführt. Aber diese Ausführung erfolgte in einer Weise, an die Gregor nicht hatte denken können, nämlich durch die Ausbildung eines eigenen Kirchenstaats und die Verbindung des Papstthums mit der neugegründeten Macht der Karolinger zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie Karls des Großen. Auf diese Entwicklung hatten die Langobarden entscheidenden Einfluß. Sie schufen in Italien diejenigen Verhältnisse, welche zu der Bildung des Kirchenstaats und zu der Verbindung des Papstes mit den Franken führten.

---

buch der päpstlichen Verwaltung Liber diurnus Migne Patres latini 105, S. 52. Der Eid nennt Honorius ausdrücklich unter den verfluchten Ketzern und fügt wie Papst Leo hinzu „weil er die Ketzerei förderte". Daß ein Papst, der dreizehn Jahre hindurch 625—638 als Papst regiert hatte und als Papst gestorben und bestattet worden war, nachträglich von einer Allgemeinen Synode und von den späteren Päpsten als Ketzer verflucht worden war: diese Thatsache ist schlechtweg unvereinbar mit dem späteren Begriff des Papstthums, und deshalb sind alle nur denkbaren Anstrengungen gemacht worden, um diese Thatsache hinwegzubringen. Der Bischof Hefele hat in seiner Conciliengeschichte Bd. III. diese Versuche ausführlich gewürdigt und, so schwer es ihm als einem Bischof der römischen Kirche werden mochte, den Beweis erbracht, daß die Thatsache nun eben nicht zu bezweifeln ist. Ich bemerke, daß Hefele auch in der zweiten 1877, also nach der Erklärung der Unfehlbarkeit, erschienenen Ausgabe so objectiv schreibt. Nur den versteckten Angriff auf die Unfehlbarkeitstheorie, den die erste Auflage hatte, ließ er fort.

Drittes Capitel.

Geschichte der Langobarden und die Entwicklung des Kirchenstaats.

Nur fünfzehn Jahre genoß der oströmische Kaiser die Herrschaft über das den Gothen entrissene Italien, da führte der Langobarden-König Alboin 568 sein durch Zuzug von anderen Völkern, durch friedlose Flüchtlinge und durch befreite Sclaven verstärktes Volk nach Italien und eroberte unter furchtbaren Verwüstungen Oberitalien und Mittelitalien. Seine Residenz nahm er in Pavia, das ihm drei Jahre widerstanden hatte, in dem einst von Theodorich dem Ostgothen erbauten Palaste. Die Ansiedelung der Langobarden erfolgte gruppenweise; die Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Sachsen, Schwaben, Noriker u. s. w., welche sich dem Heere Alboins angeschlossen hatten, siedelten je für sich, aber sie mußten nach langobardischem Recht leben, wurden rechtlich Langobarden. Die Römer wurden nicht gedrückt. Sie behielten ihr Privatrecht und freie Uebung ihres Glaubens, und abgesehen von den Zeiten der Eroberung und der inneren Kriege fühlten sie sich in diesen Staaten wohler als in den Theilen Italiens, die noch dem Kaiser unterstanden. Aber sie hatten keinen Theil am Staatsleben. Sie leisteten keinen Heerdienst, nahmen nicht theil an den Reichsversammlungen und erhielten keine Aemter. Im Laufe des siebenten Jahrhunderts glich sich dieser Gegensatz aus, und wenigstens zur Zeit des Königs Aistulf (750) umfaßte der Begriff Langobarde auch in der Sprache der Gesetze alle freien Männer, gleichviel ob von germanischer oder von römischer Herkunft. König Alboin und sein Nachfolger wurden beide nach kurzer Herrschaft ermordet, und zehn Jahre lang wählten die Langobarden keinen König wieder.

Die von den ersten Königen ernannten Herzoge wurden zu Häuptlingen, und das Volk zerfiel in Theilstaaten, von denen jeder für sich handelte. Im Jahre 584 ward dann König Authari gewählt, der sechs Jahre mit gewaltiger Kraft regierte. Die Herzoge lehrte er, daß sie keine Häuptlinge seien, sondern Beamte des Königs, und ebenso kräftig begegnete er den auswärtigen Feinden. Glücklich widerstand er den Franken, die in den sechs Jahren fünf Züge nach Italien unternahmen, und dem Kaiser entriß er weitere Städte und Landschaften. Auch Rom mußte ihm Brandschatzung zahlen, und die Sage läßt ihn bis an die Straße von Messina vordringen.

Bei Autharis Tode beschlossen die Großen des Volkes, daß sich die junge Königin Teudelinde aus ihrer Mitte einen Gemahl erwähle, und wen sie erwähle, der solle König sein. Sie erkor Agilulf, den Herzog von Turin, und er war würdig Autharis Nachfolger zu sein. Mit den Slaven und den Avaren stritt er siegreich, eroberte viele Städte, die noch den Römern gehörten, und hielt die Herzoge im Gehorsam. Das war ein großartiger Anfang der langobardischen Geschichte. Helden wie Alboin, wie Authari und Agilulf gaben dem Königthum ein starkes Gepräge und dem Volke Zusammenhang. Dazu hatten die beiden letzten zusammen eine Herrschaft von dreißig Jahren. Dreißig Jahre hindurch festes Regiment, glückliche Kriege, stetiges Wachsen des Staates; da mußten die Erinnerungen des lockern Zusammenhangs der Urzeit, der Wanderung und der königlosen Zeit erbleichen. Aber bald erfolgte wieder ein Rückschlag. Er kam durch die kirchlichen Verhältnisse. Bei Agilulfs Tode war sein Sohn Adelwald zum König gewählt worden. Da er aber erst dreizehn Jahre alt war, so regierte thatsächlich seine Mutter Teudelinde für ihn. Sie war katholisch, und Gregor der Große hatte ihren Eifer entflammt. Bei ihrem arianischen Gemahle hatte sie es schon durchgesetzt, daß der Sohn und muthmaßliche Nachfolger katholisch getauft ward. Gregor der Große hörte noch die Nachricht und war unendlich glücklich darüber. Trotzdem hatten die der Masse nach arianischen Langobarden den Adelwald gewählt und der Teudelinde die vormundschaftliche Regierung anvertraut, denn die Langobarden hatten noch keinen kirchlichen Eifer und Teudelinde war eine hervorragende Frau. Nun begann sie aber die arianischen Kirchen katholischen Bischöfen zu übergeben und beseitigte angesehene Männer, die sich dem widersetzten. Etwa zehn Jahre währte dies Regiment, da traten die Großen zusammen und setzten den Adelwald ab, der sich vergebens

mit römischer Hülfe zu behaupten suchte. Unter König Rothari 638—52 waren in den meisten Städten zwei Bischöfe, ein katholischer und ein arianischer, der König selbst war noch Arianer und ebenso auch sein Sohn und Nachfolger. Dieser wurde aber nach wenigen Monaten ermordet, und von da ab gewann der Katholicismus mehr und mehr das Uebergewicht. Die folgenden Könige waren sämmtlich katholisch und zum Theil lebhaft erfüllt von dem kirchlichen Zuge, der das Jahrhundert beherrschte.

So wurde diese Quelle der Unruhe glücklich verstopft, aber andere Ursachen stürzten damals den Staat in große Verwirrung. Könige wurden getödtet oder vertrieben, die Avaren wurden ins Land gerufen, mit den Römern und Franken ward conspirirt. Das thaten die besten Männer unter den Großen, und sie sahen darin kein Unrecht. Mit Luitprand 714—744 war diese Gährungsperiode beendet. Die Beamten waren wieder in Abhängigkeit, die Gesetzgebung suchte das alte Recht nach den Bedürfnissen der Zeit weiter zu bilden, und die kriegerische Kraft des Volkes bewährte sich. Allein der König gebot eigentlich nur in Oberitalien, die beiden Herzogthümer Benevent und Spoleto behaupteten sich in einer gewissen Selbständigkeit. Indem nun Luitprand und seine Nachfolger diese rebellischen Herzoge zu unterwerfen und zugleich auch die immer noch ansehnlichen Besitzungen des oströmischen Kaisers zu erobern und ganz Italien unter ihrer Herrschaft zu vereinigen suchten, geriethen sie mit dem Bischof von Rom in Conflict.

Entstehung des Kirchenstaates.

Diejenigen Theile von Italien, welche die Langobarden noch nicht erobert hatten, bildeten im siebenten Jahrhundert eine Provinz des oströmischen Reichs [1]) unter der Verwaltung eines mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüsteten Beamten, welcher den Titel Exarch führte und in Ravenna seinen Sitz hatte. Unter ihm standen duces zur Verwaltung der Unterabtheilungen des Gebietes, die Ducate, welche durch zwischenliegende langobardische Landstriche mehrfach zerrissen

[1]) Der Titel des Reichs war das Römische Reich, denn weil im Westen kein Kaiser erhoben ward, so betrachtete sich der oströmische Kaiser als den Herrn des ganzen Reichs. Thatsächlich war es das oströmische Reich, vermehrt um einige Reste des von den Germanen und Arabern occupirten Westreichs.

waren. Neben diesen Beamten hatten die Bischöfe bedeutenden Antheil an der Verwaltung, wie in allen von den Barbaren bedrängten Provinzen. In Rom war der Papst um 600 thatsächlich der Herr über die Stadt und das zugehörige Gebiet. Gregor der Große leitete die Vertheidigung der Stadt gegen die Langobarden und schloß die Verträge mit ihnen. In einem Gedicht des siebenten Jahrhunderts wurde der Papst geradezu als „der Herzog des Volkes, dux plebis“ bezeichnet, und wenn auch noch später ein Herzog für Rom ernannt wurde, so galt er doch als Beamter des Papstes. Im achten Jahrhundert wurden die Ducate, in welche das Exarchat von Ravenna zerfiel, so gut wie ganz selbständig, und unter dem Exarchat von Ravenna verstand man nur noch den Ducat von Ravenna. Zu Rom gehörte damals ein Landstrich von etwa zwanzig Meilen Länge von Gaeta bis Centumcellae, der an der breitesten Stelle etwa zehn Meilen östlich in das Land hinreichte. Diese Provinz des oströmischen Reichs wandelte sich unter Gregor II. 715—31 in einen eigenen Staat um. Aber es geschah dies nicht durch eine kaiserliche Verfügung und auch nicht durch eine revolutionäre Constituirung; der neue Staat bestand überhaupt nicht rechtlich, sondern nur thatsächlich. Der Name desselben war „der Staat“ respublica, in Erinnerung des alten römischen Staates, daneben aber auch sancta respublica Staat des Heiligen, Kirchenstaat, weil das Papstthum die treibende Kraft in diesem Staate war. Häufig aber begegnet statt dieser Namen exercitus Romanus der Heerbann der Römer, denn dieser aus den Trümmern der römischen Provinz erstehende Staat ordnete sich nach dem Muster der germanischen Staaten [1]). Das Heer war das Volk. Neben dem gemeinen Heervolk traten auch Optimaten auf, und sie spielten dieselbe Rolle wie in den germanischen Staaten. Sie verfügten über Scharen von abhängigen Leuten und kämpften mit einander um den Einfluß, namentlich bei der Wahl eines neuen Papstes. Nur ein König fehlte, um die Analogie der germanischen Staaten vollständig zu machen. Der Papst war allerdings das Haupt dieses Staates, aber es wurde

[1]) Es ist dies wieder ein Beispiel dafür, daß die Germanen die römische Welt nicht nur mit den Waffen eroberten, sondern auch mit ihren Rechts- und Staatsanschauungen. Aehnliche Erscheinungen zeigten sich denn auch in Ravenna und den anderen Ducaten, und als damals in Italien ein Prätendent auf den Kaiserthron auftrat, da ließ er sich von dem Volke einen Eid schwören, wie das die germanischen Könige thaten.

für seine Stellung keine staatsrechtliche Form geschaffen. Der Staat ward als eine Theokratie gedacht, als das Eigenthum des heiligen Petrus und seines Statthalters, als sein „besonderes Volk“. Dies erleichterte es, daß bei aller thatsächlichen Selbständigkeit formell der Staat als eine Provinz des Kaisers angesehen wurde und kaiserliche Beamte in ihr thätig sein konnten.

Anlaß zu dieser eigenthümlichen Loslösung vom Kaiser gab der Bilderstreit. Kaiser Leo der Isaurier wollte die Verehrung der Bilder und Statuen nicht dulden und forderte auch von dem Papste Gregor II. Gehorsam gegen sein Edict. Gregor widersetzte sich und mahnte ihn ab. Als dann der Kaiser drohte, er werde seine Henker nach Rom senden, um die Statue des Petrus zu zerschlagen und den Papst gebunden nach Konstantinopel zu schleppen, da erwiderte der Papst spottend, er habe nur 24 Stadien (4 Kilom.) weit zu gehen, dann sei er in Sicherheit. Die Langobarden hatten die Verhältnisse geschaffen, unter denen der Papst zu dieser politischen Selbständigkeit aufstieg, sie gewährten ihm jetzt die Möglichkeit, dem Kaiser so trotzig zu antworten, und sie waren endlich auch die ersten, die mit dem Papste wie mit einer politischen Macht verhandelten, und so den Kirchenstaat als Staat anerkannten.

Aber daraus erwuchs ihnen das schwerste Unheil. Denn indem der Papst bei den Langobarden Schutz suchte, war es keineswegs seine Meinung ihr Unterthan zu werden. Die Herrschaft des nahen Langobardenkönigs wäre ihm weit lästiger gewesen als die meist nur nominelle Herrschaft des Kaisers. Vielmehr entsprang eben aus dieser Bedrängnis der kühne Versuch, das Herzogthum Rom zu einem selbständigen Kirchenstaate umzugestalten, und in den daraus entstandenen Verwicklungen ist dann das Langobardenreich zerstört worden.

Zunächst stärkte sich Gregor II. durch Verbindung mit den Herzogen von Benevent und Spoleto und unterstützte sie bei dem Versuche, ihre Abhängigkeit von dem Langobardenstaate möglichst zu lockern. In der Mitte zwischen diesen beiden kleinen und dem großen Langobardenstaate versuchte er sich in politischer Selbständigkeit zu behaupten. Der eine sollte ihn gegen den andern schützen. Nun war aber König Luitprand zu übermächtig. Rasch brach er jeden Widerstand und belagerte Rom. Da bat der Papst Karl Martell wiederholt um Hülfe und schickte sogar eine feierliche Gesandtschaft über die Alpen, was bis dahin noch nie geschehen war und einen ungeheueren Eindruck machte. Sie brachte Geschenke aller Art und auch

die goldenen Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus. Das war das Zeichen, daß Karl fortan der Schutzherr von Rom sei. In dem begleitenden Briefe suchte der Papst zunächst den Stolz der Franken zu reizen, indem er erzählte, wie die Langobarden darüber spöttelten, daß Karl dem Papste helfen solle, dann suchte er ihn von dem Recht der aufrührerischen Herzoge zu überzeugen, und zuletzt erhob er sich in kecker Vermengung des Göttlichen und des Irdischen zu der drohenden Warnung: „Ziehe nicht die Freundschaft des Langobardenkönigs der Freundschaft des Apostelfürsten vor". Zugleich erklärten die Gesandten, daß der Papst, in Uebereinstimmung mit den römischen Großen, ihnen Vollmacht ertheilt habe, mit Karl einen Vertrag abzuschließen, durch den sich Rom von der Herrschaft des Kaisers förmlich lossage und Karl als seinen Oberherrn anerkenne.

Aber Karl war ganz in der Lage, den Zorn Luitprands gegen die Rebellen und ihren Bundesgenossen zu begreifen, und der Zustand seines Landes gestattete ihm auch nicht, einen Feldzug über die Alpen zu unternehmen und sich mit dem mächtigen Könige zu verfeinden, den er noch eben im Kampfe gegen die Mauren zur Hülfe herbeigerufen hatte. Seine Großen hatten ebenfalls keine Neigung dazu, und so faßte er mit ihnen den Beschluß, keinen Feldzug nach Italien zu übernehmen. Die Ablehnung erfolgte in höflicher Form, aber thatsächlich blieb der Papst seinem Schicksal überlassen, und er hätte sich dem Langobardenkönige unterwerfen müssen, wenn ihm nicht in der entscheidenden Stunde eine ideale Macht zu Hülfe gekommen wäre. Es war dies der starke Zug kirchlicher Frömmigkeit, der im achten Jahrhundert mit steigender Gewalt das ganze Abendland erfüllte. Wie viele Fürsten haben damals ihre Krone niedergelegt, um den Rest ihrer Tage im Kloster zu verbringen! Der wilde Ceadwealh und der große Ine von Wessex, der Frankenkönig Karlmann, der Langobardenkönig Ratchis, der Herzog von Aquitanien u. a. Meist kamen sie auch nach Rom, um hier dem Pförtner des Himmels näher zu sein, und außer diesen Fürsten kamen dorthin ganze Scharen von Männern und Weibern, und besonders aus den höheren Kreisen. König Luitprand war von dieser mystischen Verehrung des römischen Stuhles tief ergriffen. Mitten in einem seiner Gesetze sprach er es einmal aus, „daß der Bischof von Rom das Haupt der ganzen Kirche und aller Priester sei". Diese Verehrung hinderte ihn Rom zu erstürmen, als er es konnte. Und er gab dann Rom nicht nur Frieden, sondern vergrößerte auch noch das Gebiet des Papstes, indem er ihm

mehrere Städte übergab, die er eben dem Kaiser entrissen hatte. Dies war der erste Vertrag, in welchem der Kirchenstaat als ein für sich bestehender Staat behandelt wurde. Auf die Dauer konnte indessen solche Mystik die starken Antriebe nicht zügeln, die in den Verhältnissen des Langobardenstaates lagen, und die da forderten, daß Rom sich dem Könige der Langobarden unterwerfe und die rebellischen Herzoge von Benevent und Spoleto nicht länger unterstütze. So nahm denn auch König Aistulf, der 749 den Thron der Langobarden gewann, trotz aller Verehrung für Rom die Pläne Luitprands mit großer Entschiedenheit wieder auf. Er betrachtete sich als rechtmäßigen Herrn auch des bisher noch dem Kaiser unterstehenden Italiens und unterwarf Ravenna und viele andere Orte. 753 besetzte er ein Castell, das nur ein bis zwei Tagemärsche von Rom entfernt war, und die Herzoge von Benevent und Spoleto mußten ihm Heerfolge leisten. Immer näher kam die Gefahr, daß auch Rom selbst unterworfen ward. In dieser Noth suchte Papst Stephan wieder Hülfe bei den Franken, und diesmal nicht vergeblich. Denn in den vierzehn Jahren, welche seit jenem Hülfegesuch an Karl Martell vergangen waren, hatten sich im Frankenreiche große Veränderungen zugetragen. Der Sohn Karl Martells konnte es wagen, den verhängnisvollen Bund mit dem Papstthum einzugehen.

Viertes Capitel.

Die Neuordnung des fränkischen Reichs unter den Söhnen Karl Martells.

Erster Abschnitt. Die Regelung des Kirchenguts.

Als Karl Martell sein Ende nahe fühlte, berief er die Großen des Reichs zu einer Versammlung, auf der das Reich unter seine Söhne Pippin und Karlmann vertheilt wurde. (741.) Karlmann, der älteste, erhielt Austrasien, Alamannien und Thüringen, Pippin Neustrien, Burgund und die Provence. Aquitanien und Baiern galten nicht als Provinzen, sie standen unter Herzogen, welche nicht Beamte der Karolinger waren, sondern abhängige Fürsten. Bald darauf änderte Karl jedoch diese Theilung, indem er aus Theilen der beiden Lose noch eine Herrschaft für einen dritten Sohn namens Grifo bildete. Er war jünger und von einer anderen Frau geboren, der Swanhilde, einer bairischen Fürstentochter, welche Karl 725 als Gefangene aus Baiern weggeführt hatte.

Im October des Jahres starb Karl, und sein Tod war das Signal zum Ausbruch zahlreicher Kämpfe im Innern des Reichs. Karlmann und Pippin hielten aber treu zusammen, zuerst unterdrückten sie den Grifo 742 und schlugen dann nach einander die Aquitanier, die Alamannen, die Sachsen und im folgenden Jahre den Herzog Odilo von Baiern. Bei diesem Kampfe ereignete sich eine überaus merkwürdige Scene, die verrieth, wie hoch das Selbstgefühl der Päpste bereits gesteigert war, wie wenig aber die thatsächlichen Verhältnisse ihrem Ideale entsprachen. Als sich die Heere am Lech

gegenüberstanden, kam ein Legat des Papstes mit Namen Sergius, der sich bei dem Herzog von Baiern befand, in das fränkische Lager und gebot dem Pippin, kraft der Autorität des heiligen Petrus, von Baiern abzulassen. Pippin wies ihn zurück, überfiel in der folgenden Nacht das Lager der sich ganz sicher glaubenden Baiern und zerstreute ihr Heer. Unter den Gefangenen war auch der päpstliche Legat, und der mußte nun sehr empfindlichen Spott hinnehmen. „Wenn der heilige Petrus gemeint hätte", sagte Pippin, „daß das Recht nicht unser sei, so hätte er uns nicht den Sieg gegeben. Wir haben das Gottesurtheil der Schlacht angerufen, und Gott und der heilige Petrus haben entschieden, daß das Land der Baiern zum Reiche der Franken gehören soll" [1]). Baiern wurde fast zwei Monate lang verheert, vielleicht wurde damals auch der sogenannte Nordgau abgetrennt, aber das Hauptland erhielt Herzog Odilo zurück.

Um diese Zeit thaten die Brüder den ersten Schritt zu einer Regelung der zerrütteten und verwilderten fränkischen Kirche und zugleich zu einer dauernden Befestigung ihrer eigenen Stellung. Mit den Waffen hatten Pippin und Karl Martell ihre Stellung gewonnen, und nur auf ihren Waffen ruhte sie. Die Herzoge von Alamannien und Baiern, der Herzog von Aquitanien, die Grafen und Bischöfe im Süden des Reichs, welche mit Hülfe der Araber eine fürstliche Stellung zu gewinnen suchten, standen rechtlich nicht schlechter als die Karolinger, nur erwies sich in den entscheidenden Stunden ihre Macht und ihr Anhang nicht so stark. Dieser Anhang der Karolinger bestand aus ihren Vassallen und aus den Großen, die sich ihrer Führung anschlossen. Sie lohnten ihnen dafür mit Aemtern und Gütern. Die Mittel dazu gewannen sie theilweise durch Einziehung der Güter der feindlichen Großen. Sodann vergabten sie auch das Königsgut der Merowinger und ihr eigenes Gut. Indeß das Königsgut der Merowinger war schon klein geworden, denn im sechsten und siebenten Jahrhundert erfolgten die Vergabungen zu Eigenthum, und auch die anderen Mittel genügten nicht. Die Großen, welche dem Majordomus ihre Vassallenscharen zuführen oder gar noch nach dem Feldzuge in den den Arabern und Aquitaniern

[1]) Es ist die Frage aufgeworfen, ob Sergius so handelte im Auftrag des Papstes, allein es ist gleichgültig. Jedenfalls handelte er aus der Anschauung heraus, welche in Rom von der päpstlichen Gewalt gehegt wurde. Etwa hundert Jahre später handelte der Papst selbst ähnlich und mußte ähnlichen Spott erfahren.

entrissenen Plätzen Winter lang als Besatzung liegen sollten, bedurften großer Mittel. Da lag es nahe, die reichen Güter der Kirche zu Hülfe zu nehmen. Sie umfaßten vielleicht mehr als die Hälfte alles Grund und Bodens, und viele von ihnen genossen noch dazu Freiheit von den meisten Steuern und Lasten, die auf anderen Gütern lagen.

Schon König Chilperich I. hatte daran gedacht sie einzuziehen, aber er führte den Plan nicht aus, und auch die folgenden Könige schonten das Kirchengut. Nur ausnahmsweise nöthigten sie einmal ein reiches Kloster, einem ihrer Getreuen einige Hundert Hufen gegen geringen Zins zum Nießbrauch zu überlassen. Die Kirche wußte die in den Verhältnissen begründete Gefahr glücklich abzuwehren, weil die Bischöfe und Aebte zu den angesehensten unter den Großen zählten und in der Ausbildung ihrer Grundherrschaften und kampfgeübter Vassallenscharen nicht zurückblieben. Es gab Bischöfe, welche den Grafen ernannten und mit ihren Hausbeamten und Geistlichen ihr Bisthum wie ein kleines Königreich verwalteten. Als aber die Macht der Könige ganz zerfiel, und nur derjenige etwas bedeutete, der an der Spitze seiner Vassallen mit dem Schwerte sich eine Stellung erkämpfte, da mußten die Geistlichen zurückbleiben. Ihr Amt stand in zu schroffem Widerspruch mit diesem Leben. Einige mochten sich ganz hineinstürzen, die Masse konnte es nur zaghaft und halb thun, und viele Kirchen und Klöster wurden von den Großen ihrer Güter beraubt.

Unter Karl Martell erreichte diese Gefahr für die geistlichen Stifter den Höhepunkt. Bischöfe und Aebte, die in den Bürgerkriegen zu den Gegnern gehalten hatten, warf er bei günstiger Gelegenheit nieder und ließ sie ohne Rücksicht auf die für hohe Geistliche vorgeschriebenen Rechtsformen absetzen und tödten. Die erledigten Stellen blieben oft längere Zeit unbesetzt, und ihren Ertrag nutzte Karl für sich und seinen Anhang, sei es, daß er die Pfründen und die Güter regelmäßig verlieh, sei es, daß er seinen Leuten nicht wehrte, wenn sie sich der Klosterhufen bemächtigten. Auch sah er bei der Besetzung der Stellen nicht auf die geistliche Befähigung, sondern ernannte den, welcher ihm die Stadt am besten schützte, die Mannschaften und Vassallen des Klosters am treuesten bereit hielt. Es war ihm gleich, ob der Mann nicht lesen konnte und mit Weibern und Zechbrüdern ein wildes Leben führte. Laien ließ er unmittelbar zum Bischof oder Abt weihen, ohne daß sie die geistlichen Vorstufen

zu durchlaufen hatten, und gegen alle Vorschrift vereinigte er mehrere Bisthümer in einer Hand. Die Kirche behielt so dem Namen nach ihre Güter, aber thatsächlich wurden sie für den Staat verwendet. Gar manches endlich ward auch einfach weggenommen, oder die Großen zwangen den Abt, ihnen einen Theil des Klosterguts zu verleihen. Karl konnte sich seine Großen nicht wegen eines Klosters entfremden, während hier die Araber in das Land einbrachen und dort die Sachsen.

So war denn in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts ein großer Theil des Kirchenguts der Kirche entfremdet und dem Staate dienstbar: aber Karl Martell machte keinen Versuch, dieses Nutzungsrecht gesetzlich zu sichern. Diesen Versuch machten erst seine Söhne Karlmann und Pippin, und auch sie nur in unvollkommener Weise.

Es war ursprünglich gar nicht das Bedürfnis des Staates, das sie zu ihren Maßregeln leitete, sondern das Bedürfnis der Kirche. Zuerst erließ Karlmann deshalb schlechtweg den Befehl, „die in Laienhand befindlichen Kirchengüter an die Kirchen zurückzugeben". Als sich dann bald zeigte, daß diese Maßregel nicht durchgeführt werden könne, erließ er nach einer neuen Berathung mit den geistlichen und weltlichen Großen das Gesetz, daß „in Ansehung der von den benachbarten Völkern drohenden Kriege ein Theil des Kirchenguts gegen Ausstellung eines Bittbriefes (precaria) und Zahlung eines Zinses zur Stärkung unseres Heeres noch eine Zeitlang zurückbehalten werden solle. Gott werde es verzeihen". Im Jahre 744 hielt Pippin eine ähnliche Versammlung zu Soissons und erließ auf Grund ihrer Verhandlungen ein Kapitular, in welchem diese von Karlmann 743 getroffene Ordnung vorausgesetzt wurde, und welches nur die Bestimmung noch einmal einschärfte, daß den Klöstern soviel Land gelassen werde, als sie zu ihrem Unterhalt nöthig hätten, und daß von dem, was die Laien behielten, ein Zins [1]) bezahlt werde.

Wie hatte sich doch der Plan dieser Maßregeln geändert! Karlmann und Pippin wollten der Kirche die Güter zurückgeben, die ihr entfremdet waren, und indem sie es versuchten, wurden sie

[1]) Es sollte aber der Inhaber dieser Güter jährlich von jeder Bauernstelle an die Kirche oder das Kloster einen Solidus oder 12 Denare zahlen. Beim Tode des Inhabers fiel das Gut an die Kirche zurück, ausgenommen „wenn der Fürst sich genöthigt sieht, es von neuem beleihen zu lassen. Ist jedoch eine Kirche oder ein Kloster so arm, daß es ohne das entzogene Gut nicht bestehen kann, so soll ihm alles zurückgegeben werden".

durch die Verhältnisse gezwungen, den Grundsatz anzunehmen, daß der Fürst des Landes befugt sei, über die Kirchengüter zu verfügen, um die Wehrkraft des Landes zu stärken. Es handelte sich dabei stets um Große, welche bis hundert ja bis tausend Bauernhöfe eines Klosters erhielten, nicht um einzelne Bauern. Es handelte sich mit anderen Worten nicht darum, besitzlose Leute durch Ueberweisung einzelner Kloster-Hufen in den Stand zu setzen, ihre Heerpflicht zu erfüllen; sondern es handelte sich um eine Belehnung der Großen, welche mit ihren Vassallenscharen den schwächer werdenden und für weite Züge und für die Besetzung fester Plätze in fernen Ländern ungeeigneten Heerbann verstärkten und ersetzten. Es eröffnete sich damit eine glänzende Aussicht für den Staat. Die Geschichte des Mittelalters hätte einen anderen Gang genommen, das Königthum wäre im Mittelpunkte der Bewegung und allezeit allen Großen überlegen geblieben. Zu Lehen sind im Laufe des Mittelalters die Kirchengüter ebenfalls ausgetheilt worden, und in nicht geringerem Umfange als es nach diesem Plane nöthig war. Aber Diejenigen, welche sie empfingen, wurden nun Vassallen der Aebte und Bischöfe, und thatsächlich oft ihre Herren. So halfen die Kirchengüter die Zahl der Großen vermehren, welche zu fürstlicher Stellung aufstrebten und mit dem Könige an Macht wetteiferten. Wäre der Grundsatz dieser Gesetzgebung von 743 und 744 durchgedrungen, daß alle die, welche Kirchengut zu Lehen empfingen, Königsvassallen würden —, so hätte keiner von den Großen zu einer gefährlichen Macht aufsteigen mögen, und der kriegerische Adel der Nation hätte jederzeit zu des Königs Dienst bereit gestanden.

Diese Betrachtungen sollen nicht sagen, daß ein solcher Gang der Entwicklung für die Menschheit und für unser Volk in jeder Beziehung segensreicher gewesen wäre: auf allen Wegen liegt Fluch und Segen neben einander. Diese Betrachtungen wollen nur auf die Bedeutung hinweisen, die damit verbunden war, wie diese Sache erledigt ward. Und da war es denn entscheidend, daß Karlmann und Pippin doch nicht vergessen konnten, was sie ursprünglich zu den Maßregeln getrieben hatte, und daß sie deshalb ausdrücklich erklärten, es sollte der Staat kein dauerndes, kein allgemeines Recht über die Kirchengüter haben, die Kirche sollte wieder in vollen Besitz kommen, wenn die Lage des Landes es gestattete. Es war damit freilich nicht ausgeschlossen, daß die Maßregel sich zu einer dauernden gestaltete. Es war doch ein großartiger Präcedenzfall geschaffen. Auf mehreren

Versammlungen der Bischöfe war der Grundsatz anerkannt, daß der Fürst die Kirchengüter verleihen konnte, wenn er keine anderen Mittel hatte, um die Großen des Reichs und ihre Vassallen zum Dienste des Reichs zu gewinnen. Die Großen empfingen das Gut zwar der Form nach von der Kirche, aber sie erhielten es auf Fürsprache oder richtiger auf Befehl des Fürsten und in der Voraussetzung, daß sie dafür dem Fürsten dienten. Regelmäßig waren die Empfänger Vassallen des Königs oder wurden es beim Empfang. Die fränkische Verfassung ist nun überhaupt nicht in der Weise weiter gebildet worden, daß neue Principien aufgenommen und in allgemeinen Gesetzen ausgeprägt wurden, sondern durch Privilegien und Präcedenzfälle. Der erste Fall, die erste Anordnung konnte weitere nach sich ziehen, das Nothrecht konnte sich in ein unbedingtes Recht umgestalten, zumal es an dem Bedürfnis nie fehlte. Wirklich fand denn auch jenes Gesetz später noch mehrfache Anwendung. König Pippin hat noch in den fünfziger Jahren, als jene heiße Nothzeit vorüber war, nach diesem Gesetz die Güter von Klöstern und Kirchen an Laien vergeben und ebenso später Karl der Große.

Unter ihm erhoben die weltlichen Großen auch noch einmal die Forderung, die Maßregel allgemein zu machen, und Karl faßte den Beschluß. Den Bischöfen, Aebten und Aebtissinnen sollte so viel von den Gütern belassen werden, als zu ihrem Unterhalt nothwendig sei, alles Uebrige aber sollte der König nach Bedürfnis an seine Vassallen vertheilen dürfen. Aber die Kirche war durch die Reform Pippins und das Regiment Karls des Großen bereits aus jener Verwirrung befreit, in der sie die Maßregel als auch für sich heilsam anerkannt und gebilligt hatte, und mit der Kraft wuchs auch das Bestreben, ihre weltlichen Befugnisse festzuhalten und weiter auszubilden. Laut erhob sie deshab ihre Stimme gegen solche Pläne und nannte es Kirchenraub, wenn die Laien, die das Kirchengut erhielten, Vassallen des Königs werden sollten und nicht Vassallen der Aebte und Bischöfe. So bestimmten die Geistlichen Karl den Großen zu einem feierlichen Versprechen, daß weder er selbst, noch seine Nachfolger jemals wieder die Maßregel Pippins erneuern wollten [1]). Um dieser Anschauung vollends zum Siege zu verhelfen, verfertigte der wegen seiner glänzenden Gaben berühmte, aber auch wegen seiner Fälschungen berüch-

[1]) Vergl. den Brief Hincmars von Rheims bei Migne: Patres latini 125 S. 1040 und die Ausführungen von Paul Roth: Feudalität und Unterthanenverband, S. 107 ff.

tigte Erzbischof Hincmar von Reims im neunten Jahrhundert zum Schreckmittel für die Fürsten eine Schrift, die da erzählte, daß der Bischof Eucherius von Orleans in einer Verzückung in die andere Welt versetzt worden sei und da den Majordomus Karl Martell in der Hölle erblickt habe. Ein Engel sagte ihm dabei, Karl leide diese Strafe, weil er das Kirchengut angegriffen habe. Eucherius machte davon dem heiligen Bonifacius und dem Abte Fulrad von St. Denis Mittheilung, und als sie dann zusammen Karl Martells Grab öffneten, da war nur ein scheußlicher Drache darin, der alsbald entfloh. Hincmar hatte dabei ungeschickter Weise übersehen, daß jener Eucherius vor Karl Martell gestorben war, aber wer deckte das damals auf? Thatsächlich haben freilich die späteren Könige doch noch häufig über das Kirchengut verfügt, aber es galt mehr als Gewaltthat. Die Gesetze von 743 und 744 gewannen keine Bedeutung für die kommenden Jahrhunderte, sondern nur für ihre Zeit.

Diese war aber allerdings sehr groß. Für die fränkische Kirche bildeten sie einen wesentlichen Theil der großen Reform, welche Bonifacius und Pippin vornahmen. Denn die Kirche erhielt zwar nicht alles Gut zurück und hatte dem Fürsten das Recht zugestehen müssen, ihr Gut zu verleihen, aber ihr Eigenthum wurde anerkannt und durch Urkunde und Zins gesichert. Auf politischem Gebiete führten sie zu einer ganz unvergleichlichen Stärkung der Macht der Karolinger. Die Zahl und der Reichthum ihrer Vassallen stieg so hoch, daß ferner kein anderes Geschlecht sich auch nur entfernt mit ihnen vergleichen konnte.

Die Ausführung der Beschlüsse bestand in einem doppelten Act. Einmal bedurfte es einer Aufzeichnung der Kirchengüter (descriptio), wobei mancher Besitzstreit erhoben wurde. Diese Aufzeichnung erfolgte gemäß der Bewirthschaftung nach Haushaltungen der freien und unfreien Hintersassen. Darauf folgte die Untersuchung, welche Güter zurückgegeben werden müßten, um den Kirchen und Klöstern genügenden Unterhalt zu verschaffen, und welche den Laien verbleiben sollten. Diese Ausscheidung nannte man die Theilung oder die divisio[1]).

---

[1]) Man hat gestritten ob diese Maßregel eine Restitution oder eine Säcularisation zu nennen sei. Es war eine Restitution, insofern manches der Kirche zurückgegeben und das Recht des Besitzes ihr ausdrücklich zuerkannt ward. Es war eine Säcularisation, insofern dem Fürsten die Verfügung über das Kirchengut zugesprochen und viele Güter, die bisher in der Nutzung der Kirche

Eine gleichmäßige und gleichzeitige Behandlung einer so schwierigen, die persönlichen Interessen der Großen berührenden Maßregel war bei der damaligen Verfassung des fränkischen Reichs nicht möglich. Manche Klöster und Kirchen, die alles verloren hatten, erhielten auch noch zehn Jahre später keinen Zins und keine Urkunden, und in der einen Gegend wurde mit Billigkeit, in der anderen rücksichtslos verfahren. Das Gesammtergebnis blieb aber doch eine Hebung der Kirche und eine Steigerung der Macht der Karolinger in bis dahin unbekannter Weise.

Zweiter Abschnitt. Die Reform der fränkischen Kirche durch die brittische Mission.

England war über dreihundert Jahre eine Provinz des römischen Reichs, indeß schlug das römische Wesen hier doch nicht so feste Wurzel wie in Gallien, und als im Anfang des fünften Jahrhunderts die römischen Truppen weggezogen wurden, da versagten die Bewohner auch den römischen Beamten den Gehorsam. Es war eine völlige Auflösung. In den Städten war der Bischof das natürliche Haupt, und größere Verbände entstanden durch Wiederbelebung der alten Clan- oder Stammverfassung — aber alle diese Reste der Ordnung gingen zu Grunde unter den unaufhörlichen Raubzügen der Scoten und Picten, die aus Schottland hereinbrachen, der Iren, welche von Westen, und der Sachsen, Angeln, Jüten und anderer Germanen, welche von Osten und Norden über die See kamen. Schon das vierte Jahrhundert hatte darunter zu leiden, im fünften Jahrhundert war ihnen aber das Land fast widerstandslos preisgegeben. In diesen Kämpfen wurden die Römer und die romanisirten Kelten in England theils vernichtet, theils verknechtet, und was sich erhielt stand in seiner Cultur nicht viel höher als die germanischen Eroberer[1]).

---

geblieben waren, an Laien verliehen wurden. Der Name Säcularisation hat jedoch den Nebensinn, daß das Gut dauernd eingezogen sei. Dies Merkmal trifft auf Pippins Maßregel nicht zu.

[1]) Die Römer hatten deshalb auch nur ganz unbedeutenden Einfluß auf die Staaten, welche Sachsen, Jüten und Angeln in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts in England gründeten. Das römische Element wirkte auf

Diese Zustände dauerten etwa von 450—700. Im letzten Abschnitt dieser Periode erfolgte die Bekehrung zum Christenthum, und zugleich erhob sich das Bedürfnis einer engeren Verbindung unter den Staaten. Der Oberkönig erlangte eine wirkliche Gewalt. Von 700—800 rangen die beiden Staaten Mercia und Wessex um die Stellung der Vormacht, bis sie darnach Wessex behauptete.

Die Kirche in England.

Im vierten und fünften Jahrhundert gab es in England eine Reihe von Bisthümern, und sie unterhielten mit den Bischöfen in Gallien einen regen Verkehr. Unter den Einfällen und Raubzügen des fünften Jahrhunderts ging diese Kirche zu Grunde, aber gleichzeitig erwuchs ein Spross von ihr in Irland zu hervorragender Kraft. Von einem irischen Räuberhaufen wurde um 416 der sechszehnjährige Patrik, der Sohn eines angesehenen christlichen Mannes, aus England nach Irland geschleppt. Nach sechsjähriger Sclaverei gelang es ihm zu den Seinen zu entfliehen, und als er zum zweiten Male geraubt wurde, gelang ihm schon nach zwei Monaten die Flucht. Bis zum 45. Jahre lebte er darnach ruhig in der Heimat und wirkte in der Gemeinde als Armenpfleger, oder, wie man damals sagte, als Diacon. Da hatte er ein Traumgesicht, das ihn antrieb nach Irland zu gehen und dort das Christenthum zu verkünden. Er bat deshalb die Gemeinde, daß sie ihm zu seiner Predigt das Amt des Bischofs verleihen möchte. Einige widersprachen, weil er als fünfzehnjähriger Knabe gegen das Gebot der Keuschheit gesündigt hatte — aber sie drangen nicht durch, Patrik wurde geweiht und predigte in Irland mit dem größten Erfolg. In Irland hatte sich das keltische Wesen und die keltische Religion unvermischt erhalten,

sie fast nur durch Vermittlung der Kirche, und als dieselbe ihre Wirkung begann, da bestanden diese Staaten schon über ein Jahrhundert. Es waren zahlreiche kleine Staaten, nicht viel anders wie sie von Alters her in der Heimat bestanden und vergingen: Kent, Wessex, Essex, Sussex, Ostangeln, Mercia, Northumberland u. s. w. Zeitweise waren mehrere vereinigt, oft zerfielen aber auch die einzelnen Staaten in mehrere Theilstaaten. Bisweilen gewann ein König ein allgemeineres Uebergewicht, ward als Oberkönig angesehen und als solcher mit dem Namen Bretwalda geehrt; aber keiner der Bretwalden fand in allen Staaten Anerkennung, und auch wo er sie fand, da blieb doch der besondere König und die alte Verfassung.

aber es wich ohne Widerstand. Gerade aus dem Druidenorden gingen die Priester hervor, die Patriks Lehre verkündeten.

Eine größere Entwicklung gewann diese irische Kirche durch Columban den Aelteren, der um 560 blühte, etwa hundert Jahre nach Patrik. Patrik war der Apostel Irlands, Columban entwickelte diese Anfänge zu einer großartigen Missionskirche. In den Kämpfen mit Rom beriefen sich diese Iren und Schotten nicht auf Patrik, sondern auf den Vater Columban. Er hatte erst in Irland ein Kloster gegründet, dann zog er nach Norden zu den Picten und bekehrte einen König derselben. Dieser schenkte ihm die kleine Insel Hy oder Iona (westlich von Mull), und hier gründete Columban ein Kloster, das zugleich ein Kirchenstaat war. Die Insel gehörte keinem Herrn an. Der Vorsteher des Klosters war Abt und Presbyter, die bischöfliche Weihe erhielt er nicht, weil sie auch Columban nicht gehabt hatte. Von diesem Kloster aus wurden Schottland und Northumberland mit Missionsstationen bedeckt, welche in Hy ihr Mutterkloster verehrten und in einer losen, nicht näher zu bestimmenden Weise seiner Leitung unterstanden. War ein Kloster mit der Bekehrung der Umgegend soweit fertig, und standen genug Mönche zu Gebot, so zogen Scharen von zwölf Brüdern oder auch mit einem dreizehnten als Führer in die noch heidnischen Lande, gründeten ein neues Kloster und begannen von dort aus die Bekehrung. Das Kloster stellte die Prediger für die neugebildeten Gemeinden, und wie in der übrigen Christenheit, so führten diese Prediger Namen und Amt des Bischofs. Daraus ergab sich die überraschende Erscheinung, daß die Bischöfe unter dem Kloster und dem dasselbe leitenden Abt-Presbyter standen. Es war das nicht eine Einrichtung der Urzeit, es war eine Einrichtung, die durch die besondere Entwicklung dieser Kirche hervorgebracht worden war. Der Eifer dieser Mönche und ihre Erfolge waren groß. Sie kannten keine Ermüdung und hatten keine Bedürfnisse, sie hatten sich einer strengen Zucht unterworfen, und ihre einzige Erholung war die Beschäftigung mit der Wissenschaft. Während im ganzen Abendland die Litteratur verfiel, mit Ausnahme von einigen Stellen Italiens, blühte sie in diesen Klöstern auf, und während im Frankenreich die Kirche verweltlichte, hatten Irland, Schottland und Wales Tausende von demüthigen Bekennern.

Noch in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts begannen sie mit der Predigt unter den Angelsachsen, und gleichzeitig ging eine Apostelschar über den Kanal in das Frankenreich, um dort dem

Gräuel der Verwüstung zu steuern. Ihr Führer war der jüngere Columban. Nicht eben viel ist uns von ihm erhalten, eine Lebensbeschreibung ohne Saft und Kraft und einige Reste seiner Schriften. Aber diese Reste genügen, uns einen Geist zu verrathen, der nichts kannte und nichts wollte als die Wahrheit, die Wahrheit wie sie ihm aufgegangen war. Und sie war ihm in furchtbarer Gestalt erschienen. Verzichten sollte der Mensch auf jede Freude am Leben, selbst auf die Freude, mit eigener Ueberlegung das Rechte zu wählen. Das war ihm „die Mortification", die den Menschen zum echten Mönch machte, und der echte Mönch war ihm der vollkommene Mensch. Dieser stolze Geist hat die kleinlichsten Regeln erdacht, den Willen zu martern und damit zu unterwerfen. Kein Wort durfte gesprochen werden, das nicht nothwendig war, sei es dem Bruder zu helfen, sei es ein Geschäft zu erledigen. Und wehe, wer eine Minute versäumte, wer einem Befehl nicht sofort gehorchte oder gar ein Widerwort gebrauchte! Fasten, Psalmen-Singen, sechs, zwölf, fünfzig, selbst hundert Schläge und entehrende Strafen anderer Art brachen den Rest des natürlichen Selbstgefühls.

Aber trotz dieser entsetzlichen Regel war Columban ein Geist von dem kräftigsten und zugleich auch von dem zartesten Wesen. Wir sehen sein Auge leuchten, wenn wir den Brief lesen, in welchem er den Papst Bonifacius ermahnte, doch die bösen Gerüchte zu zerstreuen, die sich über seine Neigung zur monophysitischen Ketzerei verbreitet hätten. „Ich habe mein Wort verbürgt", schrieb er, „daß es nicht möglich sei; ich habe mein Wort verbürgt, daß Rom die Ketzerei nicht begünstigt. Wenn es aber doch sein sollte, ja, dann ist deine Autorität, o Papst, keine Autorität mehr. Du bist zwar fast göttlich (prope coelestis), ich bin gefangen in der Ehrfurcht vor dem Stuhl Petri, aber Petrus hat das Amt der Schlüssel, das Privilegium zu binden und zu lösen, nur erhalten, weil er das rechte Bekenntnis hatte. Auch hat er dies Privilegium nicht für sich empfangen, sondern im Namen aller. Verliert der Nachfolger Petri das rechte Bekenntnis, so verliert er auch die Gewalt, so kann ihn der Geringste tadeln". Columban schrieb den gezierten, schwülstigen Stil der Zeit, und auch dieser Brief beginnt mit einem solchen Gewirr von Redeblumen, daß man nicht weiß, ob es Ernst oder Ironie sein soll. Aber im Laufe des Briefes durchbricht die Macht seines Gefühls und die Wucht seiner Gedanken alle Fesseln der Schule. Frei und klar kommen sie zum Ausdruck.

Ein anderer Brief zeigt uns den Heiligen im Kampfe für die irische Art den Ostertag zu berechnen. Im Gegensatz zu der älteren Sitte, welche das Osterfest an dem Tage feierte, auf welchen der erste Vollmond nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche fiel, gleichviel welcher Wochentag es war, ging das Abendland im vierten und fünften Jahrhundert von dem Satze aus, Ostern sei nur an einem Sonntage zu feiern und zwar an demjenigen Sonntage, welcher auf den ersten Vollmond nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche folgt. Darin stimmten die Britten mit Rom und dem übrigen Abendlande überein. Streit bestand nur darüber, wie es zu halten sei, wenn der Vollmond auf einen Sonntag fiel. Die Britten feierten das Fest dann an diesem Tage, Rom acht Tage später. Diese an sich so gleichgültige Streitfrage erscheint noch gleichgültiger, wenn man erwägt, daß die Berechnung des Osterfestes auch bei gleichem Kanon bisweilen schwankte. Trotzdem ist über jene Frage unendlich viel gestritten worden, und Tausende haben ihr Leben und ihre Stellung dafür eingesetzt.

Columban hatte in den Südvogesen die Klöster Anegray, Fontaines und Luxeuil gegründet, in denen etwa 200 Mönche lebten, welche durch die Strenge ihres Wandels und die Rücksichtslosigkeit ihrer Bußpredigt inmitten der verwilderten fränkischen Kirche einen gewaltigen Eindruck machten. Columban versuchte nun unter anderen Reformen auch seine Osterberechnung zur Annahme zu bringen, aber er hatte keinen Erfolg damit, vielmehr trat zuletzt eine fränkische Synode zusammen, um ihn zu zwingen, sich der in Gallien üblichen Osterrechnung anzuschließen. Columban bestritt nicht die Kompetenz des Concils, für das fränkische Reich eine einheitliche Feier anzuordnen; aber sachlich glaubte er im Recht zu sein und erklärte, im Frieden aus dem Lande weichen zu wollen, wenn er die Gegner nicht überzeugen könne. Es kam übrigens nicht zum Aeußersten, er durfte bleiben, bis er im Jahre 610 dem Frankenkönige zu ernsthafte Vorstellungen über seinen Lebenswandel machte und darum des Landes verwiesen wurde. Nach mancherlei Irrfahrten durch Gallien und die Schweiz kam er in das Langobardenreich und gründete hier zwischen Tortona und Parma das berühmte Kloster Bobbio, das wie alle diese Schottenklöster eine Pflegestätte der Wissenschaft wurde.

Unterdeß hatte sich aber auch in England der gleiche Kampf zwischen den römischen und irischen Gewohnheiten erhoben, und hier nahm er von vornherein einen ganz andern Character an. Um die

Zeit, da Columban von England nach dem Festland zog, sandte Papst Gregor der Große Missionare nach England, um die heidnischen Angeln und Sachsen zu bekehren. In der Anweisung, die er dem Führer der Mission, dem Bischof Augustin, mitgab, schärfte er ihm nachdrücklich ein, im Frankenreiche keinerlei Autorität zu beanspruchen, ernannte ihn aber ohne Weiteres zum Primas aller Kirchen in Brittannien und ertheilte ihm Vollmacht, die Kirche daselbst nach römischem Herkommen einzurichten. Die irisch-schottische Kirche erwähnte er nicht. In England fehlte der Staat, der die Kirche schützte, und deshalb glaubte Gregor, den alten Wunsch Roms hier erreichen und die unbestimmte Autorität, den Ehrenvorrang, der ihm überall zugestanden wurde, in ein Recht und in eine anerkannte Leitung umwandeln zu können.

Die Missionare hatten das Glück, gleich zu Anfang den mächtigen König Ethelbert von Kent zu gewinnen. Seine Gemahlin war eine fränkische Königstochter, und diese bereitete ihnen den Weg. Kaum hatten sie aber in dem Lande Fuß gefaßt, so begannen sie den Kampf mit den Klöstern und Priestern der Schotten und Iren oder, wie sie später genannt wurden, mit den Culdeern. Die brittische Kirche trat dabei dem Augustin nicht als eine geschlossene Masse gegenüber. Zuerst verhandelte Augustin mit dem großen Kloster Bancor, das in sieben Abtheilungen über 2000 Mönche vereinigte, dann mit einer Synode, die aber vorzugsweise wieder von diesem Kloster beschickt wurde. Augustin forderte drei Dinge von den Britten: 1) die Berechnung des Ostertages nach dem von Rom angenommenen Kanon des Victorius; 2) Abstellung der Besonderheiten im Taufceremoniell; 3) gemeinsame Bekehrung der Angeln, d. h. Anerkennung des Augustinus als Erzbischof und Unterwerfung unter seine Führung. Das letzte war das Wichtigste, aber im Laufe des Kampfes ward weder diese Personenfrage noch die Aenderung des Taufceremoniells betont, sondern lediglich der Streit um die Berechnung der Osterfeier. Die Britten, die nach dem Festland gingen, haben sich der dortigen Sitte meistens gefügt, in der Heimat wollten sie nicht von dem alten Herkommen lassen. Denn der Streit um diese Aeußerlichkeit versteckte den wichtigeren Streit, ob die brittische Kirche sich Rom in einer bisher unerhörten Weise unterordnen sollte. Die Iren sahen auf reiche Erfolge zurück, tausend Klöster, heißt es, hatten sie. Ihr religiöses wie ihr wissenschaftliches Leben war in reicher Blüthe, eine große Anzahl heiliger Männer ehrten sie unter

ihren Todten wie unter der lebenden Generation. Sie hatten das Christenthum und die Cultur in diesem von allen Barbaren bedrängten Lande erhalten, während Rom sich nicht darum kümmerte, und jetzt sollten sie sich meistern lassen von fremd hergekommenen Leuten? Sie fühlten für Rom eine tiefe Verehrung, aber das konnten sie nicht, und so entspann sich denn ein bitterer Kampf. Seine Entscheidung hing ab von der Haltung der angelsächsischen Staaten, die zu diesem Streit unter den Heiligen ein verwundertes Gesicht machten. Wenn sie sich aber für eine Partei entschieden hatten, so bekundeten sie ihren Eifer auf ihre wilde Weise, und gleich zu Anfang erschlug ein König, den Augustin gewonnen hatte, 1200 Mönche von dem Kloster Bancor. Die Söhne dieses Königs wurden dann von den Culdeern gewonnen und damit der größte Theil von England. So schwankte der Kampf auf und ab. Die Verehrung Roms war jedoch unter den Iren und Schotten selbst zu groß, und viele von ihnen konnten den Gegensatz daher nicht ertragen. Darum gewann die römische Partei gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts das Uebergewicht. Aber es erfolgte nun keineswegs, was Gregor beabsichtigt hatte. Rom erwarb nicht die rechtliche Leitung der angelsächsischen Kirche. Sobald die Angelsachsen das Christenthum angenommen hatten, sobald behandelten sie auch die Kirche als eine staatliche Angelegenheit. Der Bischof von Rom genoß bei ihnen eine fast göttliche Verehrung: aber ein Recht gestanden sie ihm nicht zu. Von dem Beschlusse des Königs und seiner Versammlung der Großen hing es ab, wann Ostern gefeiert, und wie die anderen Streitpunkte geregelt werden sollten; und die Bischöfe galten als Beamte des Königs. Darin waren die Angelsachsen bei aller Ergebenheit gegen Rom rücksichtslos scharf und klar.

Unter den Geistlichen bildeten sich nun in Folge jener Kämpfe drei Parteien. Einige traten entschieden zu Rom über, und wurden oft gerade die heftigsten Vorkämpfer der päpstlichen Autorität. Einige wollten die Gegensätze in Sanftmuth und Liebe austragen, und der ehrwürdige Beda, der große Geschichtschreiber der englischen Kirche, vertrat diese Richtung auf römischer Seite. Aber viele sahen in solcher Nachgiebigkeit nur Feigheit und Verrath. Wurde in einem Lande die römische Osterrechnung eingeführt, so verließen zahlreiche Männer ihre Klöster und Kirchen und begaben sich in den Norden und Westen des Landes, wo sich die alte Sitte erhielt. Sie brachten die ganze Bitterkeit mit, die sie namentlich in dem Kampfe gegen die

zu den Gegnern übergetretenen Genossen in sich aufgenommen hatten. Es waren das zum Theil begabte junge Männer, die sich zu großartigerem Wirken berufen fühlten, und die, wie das der Lauf der Dinge mit sich bringt, vielfach ihren Ehrgeiz und ihre Anmaßung nicht zu zügeln verstanden. Die eifrigen Culdeer wollten mit der römischen Partei keinerlei Gemeinschaft haben. Sie tranken aus keinem Gefäß, aus dem jene getrunken hatten, ehe es nicht mit Sand gescheuert worden war, weilten nicht mit ihnen unter einem Dache und beteten nicht mit ihnen. Die gleiche Unduldsamkeit war auf der römischen Seite, und von weltgeschichtlicher Bedeutung wurde es, daß die Anhänger dieser Partei durch den Kampf dahin gedrängt wurden, die Vorstellung von der Macht des römischen Stuhles immer weiter zu steigern.

Unter diesen Einflüssen wuchs Bonifacius auf, und durch ihn wurden jene Vorstellungen von der Macht des Papstes in das Frankenreich übertragen.

Bonifacius.

Seit der Zeit des heiligen Columban kamen von England immer neue Scharen von Missionaren auf das Festland, und auch unter den Franken weckten sie den Eifer für die Mission. Schwaben, Baiern, die Lahngegend, ein Theil Thüringens und Frieslands erfüllten sich mit zerstreuten Anfängen christlicher Einrichtungen. Klöster wurden gegründet, und Bischöfe und Priester predigten in Waldkirchen und in den Dörfern. Die meisten dieser Anlagen erfolgten in der irischen Weise. Zwölf oder dreizehn Brüder zogen aus von dem Mutterkloster, von Luxeuil, Reichenau, Murbach, Salzburg, St. Emmeran in Regensburg u. s. w., gründeten ein neues Kloster, gewannen neue Mönche und missionirten die Nachbarschaft. Noch zur Zeit des Bonifacius kam der gelehrte Virgil aus England, wurde Abt der von dem heiligen Rupert gestifteten Abtei St. Peter in Salzburg und leitete nach irischer Weise als Abt zugleich das Bisthum Salzburg. Aber auf dem Festlande standen diese Iren keineswegs immer in einem heftigen Gegensatz zu Rom. Es gab Klöster, deren Regel aus den Regeln des heiligen Columban und des heiligen Benedict gemischt war, und der Herzog Theodo von Baiern, dessen Land von diesen Missionaren erfüllt war und der selbst von ihnen getauft war, ging nach Rom, um dort zu beten, und verhandelte mit

dem Papst über eine Vollendung der Bekehrung und eine Organisation der bairischen Kirche durch Rom. Einer solchen Organisation bedurfte es allerdings dringend. So zahlreich die Iren kamen, ihre Begeisterung konnte den Mangel fester Ordnung nicht ersetzen, welcher der irischen Kirche auch in England anhaftete. Was aber von den Franken ihnen zu Hülfe kam, das litt an den Gebrechen dieser verwilderten Kirche. Das waren die Verhältnisse, unter denen Bonifacius auftrat.

Er wurde um 680 geboren in einer vornehmen angelsächsischen Familie. Sein erster Name war Winfrid, den Namen Bonifacius erhielt er wohl in der Taufe. Mit diesem Namen wurde er zumeist genannt, und unter diesem Namen ehrt ihn auch die Weltgeschichte. Er trat früh in ein Kloster und machte so rasche Fortschritte, daß er bald die Schwächeren unterrichten half. Weitere Ausbildung fand er dann in einem anderen Kloster, Nhutscelle in Southamptonshire, und wirkte hier bald auch als Lehrer und Schriftsteller. Nach der Weise dieser Klöster war seine Wissenschaft theils kirchlich, theils weltlich. Neben den heiligen Schriften ward Virgil und Ovid studirt, und wie das viele Lehrer thaten, so stellte auch Bonifacius aus den ihm zugänglichen lateinischen Grammatiken und Metriken für seinen Unterricht kleine Handbücher zusammen, statt die alten einfach abzuschreiben. In seine Missionseinsamkeit hinein brachten ihm später die Boten neben den geschäftlichen Briefen auch poetische Episteln von seinen Schülern und Schülerinnen, die zeitlebens des Lehrers nicht vergaßen. Bonifacius machte auf alle, die ihm näher traten, einen tiefen Eindruck. Man merkte ihm an, daß er Großes zu wirken berufen war, und freundliche Theilnahme der Oberen und glänzende Erfolge in dem kleinen Kreise seiner jugendlichen Thätigkeit weckten die Kraft, die in ihm schlummerte. Mit dreißig Jahren wurde er zum Presbyter geweiht und bald darauf ward er von einer Synode, die der große König Ine von Wessex berufen hatte, in einer wichtigen Verhandlung an den Erzbischof von Canterbury geschickt. Auch hier begleitete ihn der Erfolg, und so hatte sich Bonifacius in der Heimat bereits einen geachteten Namen erworben, als er dem herrschenden Missionszuge folgte.

Der Abt verweigerte ihm anfangs die Erlaubnis. Er hatte sich wohl in dem begabten Manne seinen Nachfolger erlesen. Aber Bonifacius beharrte auf seinem Wunsche und wurde endlich auch unter feierlichen Segenswünschen entlassen. In London fand er ein

Schiff, das ihn nach dem fränkischen Friesland trug. (716.) Zwei Jahre vorher hatte der Friesenherzog Ratbod die Franken wieder vertrieben und die wenigen Kirchen und Klöster zerstört, die hier von Missionaren gegründet waren. Dennoch verschloß er sich dem Christenthum nicht ganz und gestattete dem Bonifacius im Lande zu reisen. Bonifacius kehrte jedoch noch in demselben Jahre nach England zurück, und als bald darauf der Abt seines Klosters starb, wählten ihn die Mönche zum Nachfolger. Aber er lehnte es ab und schloß sich einer Pilgerschar[1]) an, die nach Rom wallfahrtete. Er hatte von seinem Bischof Empfehlungen an alle Fürsten, Bischöfe und Aebte, und zog ohne Gefährde durch das Frankenreich, dann über den Mont Cenis in das Reich der Langobarden, und dann nach Rom. Er kam nicht als ein gewöhnlicher Pilger; er wollte in Rom nicht allein anbeten, sondern von dem Papste mit der Mission in Deutschland betraut werden. Im Namen und Auftrag des Papstes muß die Mission geübt werden, wenn sie Erfolg haben soll: das war der Gedanke, der den Bonifacius beherrschte. Und nicht ihn allein, es war der Gedanke der Zeit, und eben deshalb hatte Bonifacius eine welthistorische Wirkung.

Den Winter 718/719 blieb er in Rom, mit dem Frühjahr zog er nach Deutschland, im Auftrag des Papstes dort das Evangelium zu predigen. Noch war ihm jedoch keine besondere Gewalt verliehen, er sollte sich erst bewähren. Nach einem kurzen Aufenthalt in Thüringen und Baiern begab er sich zu dem heiligen Willibrord in Utrecht. Dort blieb er drei Jahre und machte hier gewissermaßen die hohe Schule des Missionars durch. Denn Willibrord wirkte in Utrecht bereits über zwanzig Jahre und hatte alle Wechselfälle erfahren, denen die Mission in solchem Grenzland ausgesetzt war, das bald von dem christlichen Frankenkönig, bald wieder von dem heidnischen Friesenfürsten erobert ward. Willibrord hätte den begabten Gehülfen gern bei sich behalten, aber im Frühling des Jahres 722 begab sich Bonifacius nach Thüringen. Dieser Name umfaßte damals ein weiteres Gebiet als heute, etwa das Land von der Weser östlich

[1]) Diese Wallfahrten waren ungemein häufig und bildeten eine förmliche Gefahr für das Volk. Viele verdarben dabei. Der pilgernde Ire und Angelsachse galt halb und halb als Vagabund, und von den Frauen sanken viele in Schande und Laster. Jaffé, Bibliotheca, III, p. 240. Perpaucae enim sunt civitates in Langobardia vel in Francia aut in Gallia, in qua non sit adultera vel meretrix generis Anglorum.

bis zur Linie Saale-Elbe, im Süden von der Donau, im Norden von der unteren Elbe begrenzt. Würzburg und Erfurt waren die größten Ortschaften. Seit 531 bildete Thüringen einen Theil des fränkischen Reichs, seit 630 stand es dann wieder unter Herzogen, die fast ganz selbständig waren. Um 700 starben sie aus, und das Regiment stand bei den Großen oder Häuptlingen. Denn hier wie auch in den ostrheinischen Theilen des fränkischen Stammes, Hessen, Lahngau, Wetterau, glichen die Großen noch den Häuptlingen der Urzeit, nicht den Großen der neuen Gesellschaft jenseit des Rheins mit ihren Bischöfen und Grafen. Um 690 hatte der Schotte Kilian hier das Christenthum gepredigt, aber es war die Bekehrung dann wieder ins Stocken gekommen und die bereits aufgegangene Saat war vielfach verwildert. Immerhin aber gab es bei Bonifacius' Ankunft an der Lahn, am Main und auch östlich der Weser an der Unstrut schon eine Anzahl Leute, die sich Christen nannten, und auch Priester und Mönche. Freilich hatten sie von dem Christenthum meist nur einige Formeln und Gebräuche angenommen, die mit einem reichlichen Bestande altheidnischer Gebräuche zu einem Gemenge vereinigt waren, das den Bonifacius mit Entsetzen erfüllte. Sein Eifer machte Eindruck, nach wenigen Monaten konnte er bereits große Erfolge nach Rom melden und wanderte dann im Sommer 722 an der Spitze einer zahlreichen Schar zum zweiten Male über die Alpen, um sich die Bischofsweihe zu erbitten und Empfehlungen des Papstes an den Frankenherrscher Karl Martell. Er hatte eingesehen, daß er ohne diese Hülfe nichts Großes schaffen könne. Der Papst forderte von ihm eine schriftliche Erklärung über seinen Glauben, außerdem aber noch den Eid, welchen die Bischöfe des römischen Metropolitanbezirks dem Papste zu leisten hatten und durch welchen sie ihm als ihrem Erzbischof Gehorsam gelobten. So ward also der zum Reformator und Leiter der fränkischen Kirche auserſehene Bischof in gleicher Weise an den Papst gebunden, wie die Bischöfe des römischen Metropolitanbezirks. Durch diesen Eid versuchte der Papst auf dem Gebiete der fränkischen Kirche die unbestimmte Gewalt des Patriarchen nach dem Vorbilde der Metropolitangewalt auszubilden, wie das Gregor der Große in England versucht und in der Hauptsache erreicht hatte [1]). Nach Leistung des Eides wurde Bonifacius am

[1]) Der Eid war an einer Stelle etwas verändert, aber diese Veränderung verrieth nur noch deutlicher die Absicht des Eides.

30. November 722 zum Bischof geweiht und begab sich mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell und an mehrere thüringische Große in das Frankenreich. Er erhielt auch von Karl Martell einen offenen Schutzbrief an alle Großen des Reichs, kam aber in den nächsten Jahren zu keinem Erfolge. Er wollte seine Mission mit der Reform der alten fränkischen Kirche beginnen. Aber Karl Martell hatte dazu keine Zeit und keine Mittel. Die hohen Geistlichen, an deren weltlichem Treiben Bonifacius Anstoß nahm, waren mächtige Große seines Reichs und Stützen seiner Herrschaft.

Reiche Erfolge hatte Bonifacius dagegen, als er sich nach Thüringen begab. Das Volk kam ihm willig entgegen. So schenkten ihm zwei begüterte Männer das Land für die Stiftung des Klosters Ohrdruf am Fuße des Inselberges, und andere statteten ihm die Klöster Bischofsheim, Kissingen und Ochsenfurt in der Maingegend aus, und in Hessen die Kirchen Fritzlar und Amöneburg. Ernsthafteren Widerstand und Verfolgung hatte er nicht zu dulden, nicht einmal als er die Wodanseiche bei Geismar fällte. Auch diese Gegend war schon halb bekehrt. Es erfüllte wohl alle mit Aufregung, als es hieß, der fremde Priester wolle die Eiche fällen, die dem großen Gotte heilig war, aber die Heiden hinderten ihn nicht. Sie waren in der Minderzahl oder waren doch bereits erschüttert in dem Zutrauen zu ihrem Gott. Als nun das Unglaubliche geschah, als der Gott keinen rächenden Blitz herabsandte auf das Haupt des Frevlers, da fügten sich viele von ihnen. Sie waren überzeugt worden, daß der Gott, der den Priester beschützte, mächtiger war als der Gott, dem die Eiche gehörte.

Auch Bonifacius schuf hier wie seine Vorgänger vielfach nur ein Halbchristenthum. Die sich taufen ließen, lernten nicht Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, ihre Art über Gott und göttliche Dinge zu denken blieb bei der Masse im Wesentlichen dieselbe, und auch die alten Formen und Gebräuche erhielten sich. Das Opfergebäck hat sich ja trotz der ausdrücklichen Verbote auf den Concilien in den Osterhasen, Martinshörnern, Christen- oder Heidenwecken bis auf unsere Tage erhalten. Aber er breitete das Christenthum weiter aus, mehrte die Zahl der Prediger und stellte in den aus England berufenen Mönchen und Nonnen der werdenden Kirche das Beispiel der hochentwickelten angelsächsischen Kirche vor Augen. Sie kamen in Scharen herbei, so viel er nur verlangte, denn England

war überfüllt mit gelehrten Männern und Frauen, die aus dem Dienst der Kirche einen Lebensberuf machten.

In einem reichhaltigen Briefwechsel offenbart sich uns noch heute das innere Leben dieser Menschen, und es berührt gar wunderlich, wenn man sich vorstellt, daß diese Briefe mitten in den Wäldern Germaniens geschrieben oder empfangen worden sind, wo den Göttern noch immer Thier- und Menschenopfer fielen. Die Sprache war schwülstig, schon die Anrede konnte oft kein Ende finden. „An den im Herrn gesegneten und in Treue und Liebe verehrungswürdigen Winfrid, der geziert ist mit der Würde des Priesterthums und gekrönt ist mit den Blüthen jungfräulicher Keuschheit wie mit Lilienkränzen, Cangitha, die Magd der Mägde Gottes“ u. s. w. Oder: „An die mit dem goldenen Bande geistlicher Liebe zu umschlingende und mit dem Kuß göttlicher und jungfräulicher Liebe zu berührende Schwester Aebtissin Eadburg, der Bischof Bonifacius, der Legat der römischen Kirche, im Herren Heil.“ Am Schluß wurde dann wieder in künstlichen Wendungen um Entschuldigung gebeten, daß man so bäurisch schreibe.

Der Inhalt der Briefe bewegte sich, abgesehen von geschäftlichen Angelegenheiten, in einem kleinen Kreise von Gedanken. Es herrschte in ihnen eine gewisse Ueberfeinerung des Gefühls und eine starke Verkennung der wirklichen Aufgaben des Lebens, soweit dieselben nicht kirchlicher Natur waren. Selten schilderten sie auch nur mit kurzem Worte die Zustände, unter denen sie wirkten; öfter ward etwas Gelehrtes behandelt, aber diese Gelehrsamkeit war kleinlich und ängstlich. Allein man darf nicht vergessen, daß unsere heutige Bildung diese Mängel besonders stark empfindet. Im Ganzen genommen überragten doch die meisten von diesen Missionaren den Durchschnitt der Menschen auch einer gebildeten Zeit. Sie waren erfüllt von reiner Begeisterung und haben in derselben Großes gewirkt. Das deutsche Volk ehrt in ihnen die Geber der köstlichsten Gaben. Das ward denn auch schon von den Zeitgenossen anerkannt, und der Name des Bonifacius war hoch gepriesen: aber er selbst war voll Unruhe und Sorge. Er wußte, daß alle diese Klöster und Kirchen vergeblich arbeiten und bald wieder in Verfall gerathen würden, wenn die Kirche im fränkischen Hauptlande in der Unordnung bliebe, in der sie sich seit mehreren Menschenaltern befand, und doch gelang es ihm nicht, an dem Hofe Karl Martells Boden zu gewinnen. Die stolzen Bischöfe und Aebte verlachten den unbequemen Mahner.

Bessern Erfolg hatte er in Baiern. Das Land war in viel

höherem Grade christianisirt wie Thüringen, aber die wichtigsten Sitze des Christenthums waren Klöster nach Art der Iren, und es fehlte an fester Ordnung und Gliederung. Zuerst kam Bonifacius 735 nach Baiern, blieb aber nur kurze Zeit; erst als er von seiner dritten Reise nach Rom zurückkehrte (738), griff er das Werk an. Seine Aufgabe war wesentlich eine persönliche. Es kam darauf an, den Herzog Odilo zu gewinnen und practische Vorschläge zu machen. Bonifacius erklärte, daß nur ein einziger unter allen Geistlichen in Baiern als ein ordnungsmäßig bestellter Bischof zu betrachten sei, und der Herzog gestattete ihm noch drei Bischöfe zu weihen. Salzburg, Freising, Regensburg, Passau waren die Bisthümer der so geregelten bairischen Kirche. Indeß wichen die Aebte und Priester, die hier so lange ohne die neue Aufsicht gelebt und sich ohne Zweifel um die Bekehrung der Baiern große Verdienste erworben hatten, nicht ohne Kampf. Auch kamen aus England immer noch neue Missionare der irischen Richtung. Der Papst warnte die Baiern zwar in einem Schreiben ausdrücklich vor diesen Britten, legte aber auf ihre Besonderheiten nicht so viel Gewicht als Bonifacius, dem sie von England her verhaßt waren. Trotz der Leidenschaft des Bonifacius wirkten in Baiern noch lange Zeit Missionare und Priester beider Richtungen und meist im Frieden.

Bonifacius und die Söhne Karl Martells.

Im Jahre 742 wurde Bonifacius in das Hauptland der Franken berufen, um dort die Kirche in ähnlicher Weise zu reformiren wie es ihm in Baiern geglückt war. Es war das Erste, was die Söhne Karl Martells unternahmen, als sie ihre Thronfolge gesichert hatten. Karlmann und Pippin hatten das Reich getheilt, und jeder stellte den Reformversuch für sich an, aber es geschah in beiden Theilstaaten in der gleichen Weise. Und zwar geschah es auf denselben Synoden, auf denen die Lage des Kirchenguts geregelt wurde, wie denn diese Regelung einen Haupttheil der Kirchenreform bildete. Diese Synoden wurden von Karlmann und Pippin berufen, und auch weltliche Große nahmen daran Theil. Sie waren ihrer rechtlichen Natur nach nicht verschieden von den anderen Versammlungen der Großen des Reichs, und von ihren Berathungen hatte nur dasjenige Rechtskraft, was die Karolinger in ihren Verordnungen befahlen. Bonifacius hatte auf diesen Synoden die Stellung eines angesehenen Rathgebers. Sein

Einfluß ruhte zunächst auf seinem Titel als Vertreter des römischen Bischofs, der auch von den Franken als der oberste Wächter der christlichen Wahrheit verehrt wurde. Sodann auf dem Ruhme seiner Thaten und der Macht seiner Persönlichkeit. Mit jenem leidenschaftlichen Zorn, von dem uns in seinen Briefen noch ein Nachhall erhalten ist, schilderte er in diesen Concilien und in den Unterhandlungen und Unterredungen mit den Fürsten und den Großen das Verderben, dem die fränkische Kirche verfallen war. Kein Wort war ihm zu hart, und keine Entschuldigung ließ er gelten. Er forderte Zurückgabe der Kirchengüter, Absetzung der Priester, welche ungeistlich oder lasterhaft lebten, Herstellung der bischöflichen Aufsicht über die Priester und die Klöster, und endlich Einrichtung eines Metropolitanverbandes. Karlmann und Pippin erfüllten seine Forderungen nur, so weit es das Bedürfnis des Staates zuließ und mit Wahrung ihrer Entscheidung. Gleich auf dem ersten Concil, dem sogenannten Concilium Germanicum, kam dies zu scharfem Ausdruck. Bonifacius und der Papst hatten für die neugegründeten Bisthümer Thüringens Bischöfe ernannt, Karlmann aber behandelte diese Ernennung nur als einen Vorschlag und ernannte sie noch einmal, ebenso ernannte er Bonifacius noch einmal zum Erzbischof über die Kirche seines Landes, die Ernennung durch den Papst galt ihm als nichtig. Bonifacius erhob dagegen keinerlei Protest; das Recht der Könige, die Bischöfe einzusetzen, war in allen Staaten hergebracht. Schwer wurde es ihm jedoch sich darein zu finden, daß die Kirchengüter thatsächlich in der Hand der Laien bleiben sollten.

Vollständiger wurden seine Forderungen in Betreff der Kirchenzucht anerkannt. Die Fürsten verboten den Geistlichen weltliche Tracht und weltliche Beschäftigung, namentlich Jagd und Krieg, und erklärten, daß unwürdige Priester entfernt werden, und alle Priester und Mönche der Aufsicht des Bischofs unterstehen sollten. Dieser letzte Punkt war besonders wichtig. Eben weil die Bischöfe ihre Pflicht nicht erfüllten, hatten sich manche ihrer Aufsicht entzogen. Dazu waren umherziehende Priester aufgetreten, und die von den Grundherren ernannten Priester sahen meist nur, wie sie ihre Patrone befriedigten, unbekümmert um die Gebote des Bischofs. Auch viele von den Priestern, die ordnungsmäßig bestellt waren, kümmerten sich nicht um den Bischof und wurden von ihm nicht überwacht.

Unter denen, die so der Ordnung widerstrebten, scheinen manche in der einen und andern Beziehung hervorragende Männer gewesen

zu sein, namentlich missionirende Iren, und solche, die von ihnen erweckt worden waren. Einige davon wurden von dem Volke geradezu als Heilige verehrt, und es dauerte Jahre, bis Bonifacius sie überwand, obwohl er auch die weltliche Macht gegen sie aufbot und sie gefangen setzen ließ. Eine mildere Hand hätte vielleicht manche tüchtige Kraft gewonnen, wo des Bonifacius Eifer nur Feinde aufregte und Feinde bekämpfte, auch in Baiern war es ihm ja ähnlich ergangen. Aber wie er da auch im Einzelnen fehlgegriffen haben mag, er entzündete doch das Feuer, welches das reichlich aufgeschossene Unkraut verzehren mußte, wenn die Saat des Evangeliums aufgehen sollte.

In den folgenden Jahren wurden noch mehrere Synoden gehalten, auf denen die Beschlüsse der ersten wiederholt und ergänzt wurden, aber Bonifacius klagte laut, daß nur wenig von den Beschlüssen ausgeführt werde. Gerade die schlimmsten unter den hohen Geistlichen behielten noch lange ihre Pfründen, und auch die Verordnungen selbst waren nicht immer ganz so, wie Bonifacius sie wünschte. Der Papst wußte sich besser zu fügen. Er freute sich, daß er doch thatsächlich einen großen Einfluß auf die Leitung der fränkischen Kirche gewann. Diejenigen Rechte, welche ihm die Frankenfürsten nicht zugestanden, übte er trotzdem formell aus, um durch die Uebung seinen Anspruch zu wahren, schwieg aber vorsichtig, wenn die Frankenfürsten seine Anordnungen nur als Rathschläge ohne rechtliche Bedeutung behandelten. Recht schroff zeigte sich diese Stellung bei dem sogenannten Pallienstreite. Auf einer der Synoden waren drei Erzbischöfe für das Frankenreich ernannt, Reims, Rouen und Sens, und Bonifacius erbat für sie die Pallien oder erzbischöflichen Mäntel von Rom. Durch die Verleihung derselben suchte Rom die Erzbischöfe in unmittelbare Verbindung mit sich und in Abhängigkeit von sich zu setzen. Der Papst war deshalb voller Freuden über diese Bitte und sandte die Pallien sofort ab. Da kam neue Nachricht von Bonifacius, daß sich die Erwählten anders besonnen hätten und die Pallien nicht annehmen wollten Der Papst war sehr betrübt, aber er ließ diese Betrübnis nur gegen Bonifacius aus, nicht gegen die Frankenherrscher. Noch schroffer war die Niederlage des Bonifacius in einer persönlichen Frage. Er hatte den Titel eines päpstlichen Legaten für Germanien und war Erzbischof, aber er hatte keinen festen Sitz. Da wurde Köln frei. Bonifacius wünschte diesen Sitz und erhielt ihn zugesichert. Er theilte dies dem Papste mit, und dieser ernannte ihn zum Erzbischof von Köln. Bald darauf aber

klagte Bonifacius dem Papste, daß die Franken ihm nun Mainz angewiesen hätten und nicht Köln, er wolle deshalb lieber wie bisher gar kein bestimmtes Bisthum. Der Papst beruhigte ihn und ernannte ihn für Mainz, hier wie immer den Schein festhaltend, daß diese Einrichtungen und Ernennungen von ihm abhingen. Fortan war Bonifacius einer der Bischöfe der fränkischen Landeskirche, hatte sich den Anordnungen des Frankenherrschers zu fügen und seines Dienstes gewärtig zu sein. Da war gar vieles was ihn drückte, besonders quälte ihn, daß so viele Bischöfe, die wegen ihres weltlichen Lebens hätten entsetzt werden müssen, im Amte blieben, und daß er mit ihnen wenigstens amtlich verkehren mußte.

Dazu kam noch ein anderer Schmerz. Je enger die Verbindung Roms mit den Frankenkönigen wurde, je mehr trat der alternde Legat zurück. Die wichtigsten Dinge verhandelte Pippin direct mit dem Papste, und auch seine erzbischöfliche Gewalt war wenig mehr als ein Name. In einem Streite mit dem Bischof von Köln, der seine letzten Jahre verbitterte, berief er sich nicht einmal darauf, daß Köln sein Untergebener sei. Einen ganz sonderbaren Eindruck macht ein theologisches Schreiben aus dieser Zeit. Darin ist nichts mehr von der Frische, mit der er in seiner Jugend in einer wichtigen dogmatischen Frage die Meinung Roms kritisirte, oder ein andermal dem Papste direct scharfe Mahnworte schrieb. In diesem späteren Schreiben ist er vielmehr ängstlich und schwankend in Dingen, mit denen er längst fertig sein mußte. Oder was soll man sagen, wenn der alte Missionar, der damals über dreißig Jahre unter den Deutschen gewirkt hatte, noch nicht wußte, wie er sich zu den Gewohnheiten derselben stellen sollte, daß sie Hähne, Störche, Hasen, Biber, Pferde aßen! Ja, er fragte sogar, wann der Schinken gegessen werden dürfe. Der Papst mußte ihm antworten: „Die Väter haben darüber keine Ordnung hinterlassen, da du aber frägst, so rathe ich, ihn nur gekocht oder geräuchert zu essen, ungekocht aber erst nach Ostern".

Bonifacius war dabei noch immer rüstig und thätig. Seine liebste Beschäftigung war der Verkehr mit dem großen Kreise seiner Jünger und Genossen, und dann die Sorge für das Kloster Fulda, das er inmitten eines noch ganz heidnischen Landstrichs gegründet hatte, und das von den Karolingern reich ausgestattet wurde. Daran knüpfte sich aber noch ein höchst merkwürdiger Vorgang. Es war ein wichtiger Theil der von Bonifacius in der fränkischen Kirche durchgeführten Reform, daß die Klöster wieder unter die

Aufsicht der Bischöfe gestellt wurden, der sie sich vielfach entzogen hatten. Nun durchbrach Bonifacius selbst diese Regel, indem er das Kloster Fulda von der Aufsicht des Mainzer Bischofs befreite und unmittelbar unter den Papst stellte. Die Klagen der Klöster über den Misbrauch jener Aufsichtsgewalt waren so alt wie die Klöster selbst und kehrten in allen Landen wieder, auch im Frankenreich hatten sie mitgewirkt, jene Unordnung herbeizuführen, die Bonifacius bekämpft hatte. In dem Eifer um die Reform hatte er damals diese Klagen gering geachtet, die väterliche Liebe für seine Stiftung lehrte ihn anders denken. Auch glaubte er vielleicht der Ordnung weniger zu schaden, weil er das Kloster ja nicht unter den Schutz eines Großen stellte, sondern unter den des Papstes. Allein der Papst war weit, und dieser Schutz war kaum etwas anderes als der Name für die Thatsache, daß das Gefüge der Kirchenverfassung an dieser Stelle unterbrochen war. Der Papst ging sehr gern darauf ein. Diese päpstlichen Klöster waren die Burgen des Papstes, von denen aus er das etwa zu kräftige und zu selbständige Episcopat eines Landes erschüttern konnte. Hier fand er in jedem Streite mit den Bischöfen Anhänger, die seine Sachen um so leidenschaftlicher vertraten, weil sie bei der Gelegenheit ihre nie fehlende Nachbarfehde mit dem Bischofe ausfechten konnten. Alles das lag nun zwar nicht in der Absicht des Bonifacius; die Allgewalt des Papstes entsprach nicht seiner Auffassung, er sollte der oberste Bischof sein aber nicht der Herr der Bischöfe: allein so war nun einmal seine Stellung in dem Gange der Dinge, daß er mit allem, was er that, der päpstlichen Herrschaft vorarbeiten mußte.

Der Tod des Bonifacius.

Bonifacius dachte oft an sein Ende, und oft sehnte er sich als Märtyrer zu sterben, aber diese Sehnsucht beherrschte ihn doch nicht. Noch in den letzten Jahren befragte er den Papst, ob es gestattet sei zu fliehen, wenn die Heiden ihn bedrängten. In den Jahren 752 oder 753 hatte er wieder unter ihnen zu thun, in Hessen und Thüringen hatten sie gegen dreißig Kirchen verbrannt, und die hatte er wieder einzurichten. Aehnliche Geschäfte führten ihn 754 nach Friesland. Er wollte dort predigen, die halbbekehrten Christen zu Gemeinden sammeln, Kirchen und Klöster bauen und inspiciren: kurz er ging nicht blos als Missionar dorthin, sondern auch als Erzbischof.

Er zog in stattlicher Begleitung. Sein Haus hatte er bestellt, alles war vorgesehen für den Fall, daß er den Anstrengungen erliege: aber er ging nicht nach Friesland, um den Tod zu suchen. Er fuhr erst zu Schiff rheinabwärts, dann zog er mit einer Schar von 52 Begleitern, worunter 10 Geistliche waren, weit nach Norden. In der Nähe von Doccum hatte er seine Zelte aufgeschlagen, hatte gepredigt und für den folgenden Tag, den 5. Juni, den Mittwoch nach dem Pfingstfest, die Neubekehrten zur Firmung bestellt. Aber bei Anbruch des Tages erschien statt der Christen eine feindliche Schar und unter ihren Streichen fiel Bonifacius mit allen seinen Begleitern. Bald darauf kamen Christen, führten die theure Leiche nach Utrecht und dann nach Fulda, aber keiner konnte Kunde geben von den Einzelheiten des Mordes, und ungestört durfte die Sage das Ereignis mit ihren Blumen überwuchern.

Die Nachricht von seinem Tode machte einen ungeheuern Eindruck, man fühlte noch einmal den ganzen Werth des Mannes, auch in den Kreisen, die ihn zuletzt weniger geehrt hatten. Seine Schüler und Freunde in England und in Deutschland wurden vollends nicht müde, von ihm zu reden und stille seiner zu gedenken. Aber ihr Schmerz war gemischt mit Freude. „Er hat vollendet und steht jetzt am Throne Gottes und betet für uns". So trösteten sie einander in den Briefen, die sie über das Meer hinüber und herüber wechselten. In England aber beschloß eine allgemeine Synode, den Märtyrer Bonifacius neben dem heiligen Gregorius und dem Augustinus als Patron der englischen Kirche zu verehren. Deutschland ehrt in ihm seinen Apostel und zugleich einen der Männer, die seinem Geschicke für Jahrhunderte die Bahn wiesen. Neben Pippin und dem Bischof von Rom hat Bonifacius am meisten dazu beigetragen die Herrschaft des Papstes und das Kaiserthum Karls des Großen zu begründen, und damit die Verbindung von Deutschland und Frankreich mit Italien zu schaffen, auf der die Geschichte des Mittelalters beruhte.

Dritter Abschnitt. Pippin wird König.

Im Jahre 743 erhoben die Brüder den Merowinger Childerich III. zum König, nachdem das Reich sechs Jahre lang ohne König gewesen war. Aber dadurch wurde an dem Regiment nichts geändert. Der

König erfüllte die nöthigen Formen, wenn im Frühjahr das Volk Austrasiens nach alter Sitte zur Reichsversammlung zusammentrat, oder wenn fremde Gesandte kamen, setzte seinen Namen unter die Urkunden, und das Volk zählte die Jahre nach seinem Regierungsantritt: allein die Regierung selbst hatten nach wie vor die karolingischen Brüder. Sie hatten sich das Reich getheilt, und zwar in jener alten Weise, welche die Einheit nicht aufhob. Manches geschah sogar von einem Bruder für beide zusammen. So wurde namentlich der letzte König nur von Karlmann erhoben, aber auch in Pippins Reich anerkannt. Im Jahre 747 entsagte dann Karlmann der Regierung, begab sich nach Rom, legte das Mönchsgelübde in die Hände des Papstes ab und erbaute auf dem altberühmten Berge Soracte ein Kloster. Der beschauliche Zug, der die Zeit erfüllte, hatte ihn ergriffen, vielleicht trieb ihn auch die Reue über das fürchterliche Blutbad, das er im Jahre zuvor bei Cannstatt unter den Alamannen angerichtet hatte, um ihren Empörungen ein Ende zu machen. Freiwillig oder gezwungen entsagten auch seine Söhne der Welt, und Pippin herrschte fortan allein. Er hatte große Erfolge gesehen. Sachsen, Schwaben und Baiern hatte er mit seinem Bruder zusammen unterworfen, unter zum Theil recht gefährlichen Kämpfen. 747 machte er dann noch einen siegreichen Zug gegen die Sachsen und 748 nach Baiern, wo sich sein Halbbruder Grifo wieder gegen ihn erhoben hatte. Er vertrieb ihn und setzte den Herzog Tassilo ein. Dann regte sich nirgends mehr ein Feind, mit Ausnahme von Aquitanien. Dort stand der Herzog wieder in jener Unabhängigkeit, die er in der Zeit der Araberkriege verloren hatte, und Pippin vermied es, gegen ihn einzuschreiten.

So ruhten denn die Waffen einmal, und die Chronisten schrieben ganz verwundert in ihre Jahrbücher: „Zwei Jahre hindurch war kein Krieg". (749—50.) Ueber die anderen Großen des Reichs war Pippins Haus weit hinausgehoben, mit jedem Jahre traten mehr von ihnen zu Pippin in das Vassallenverhältnis und empfingen aus seiner Hand Kirchengut nach den auf den Synoden von 743 und 744 aufgestellten Regeln. Kein Majordomus vor ihm hatte eine so geregelte und gesicherte Gewalt. Dazu schaute die große und noch täglich wachsende Partei, welche die begonnene Reform der Kirche zu vollenden hoffte, auf ihn, suchte in ihm ihre Stütze. Das mächtig aufstrebende Papstthum verhandelte ausschließlich mit ihm, nie mit dem Könige. Der König selbst endlich schrieb in einer seiner Urkunden:

„Der Majordomus Karlmann, der uns auf den Thron des Reichs gesetzt hat", während von Karlmann und Pippin gesagt ward „der Majordomus, dem Gott der Herr die Sorge der Regierung anvertraut hat", und Pippin bereits 743 von „unserem Reich" sprach.

Pippin war der Sache nach König, aber um der neuen Ordnung Dauer zu verleihen, mußte er es auch der Form nach sein. Jeder Empörer konnte aus dieser unfertigen Form einen bequemen Vorwand entnehmen. So berieth denn Pippin mit seinen Großen, ob es nicht gut sei diesen Halbheiten ein Ende zu machen, und sie beschlossen es. Allein damit war die Sache noch nicht erledigt. Oftmals war ein König entthront, aber das war mit Gewalt geschehen, nach der Gewalt lebte dann das Recht wieder auf, hier sollte aber im Frieden eine solche Revolution vollzogen werden. Man fühlte sich unbehaglich dabei, man suchte nach einem außerordentlichen Mittel, um das verletzte Rechtsbewußtsein des Volkes zu beruhigen. So hatte Pippin den Wunsch, daß sich der Bischof von Rom darüber äußere, der in allen moralischen wie in allen religiösen Fragen als die höchste Autorität verehrt wurde. Auf Beschluß der fränkischen Großen wurde eine Gesandtschaft an den Papst geschickt, um sein Gutachten einzuholen, und er sprach sich dann auch dafür aus, daß es recht sei, wenn dem Scheinkönigthum ein Ende gemacht werde. In späterer Zeit wurde von dieser Gesandtschaft und von den Fragen Pippins und den Antworten des Papstes gar mancherlei erzählt — je nach dem Interesse oder dem Gesichtspunkte, unter dem die Schriftsteller sie betrachteten. Die Zeitgenossen haben nur die nackte Thatsache verzeichnet. Sie legten der ganzen Wahl gar nicht solche Wichtigkeit bei. Ist es doch nicht einmal mit Sicherheit festzustellen, ob die Entthronung Childerichs und die Krönung Pippins 751 oder 752 vorgenommen ward!

In Soissons sammelten sich dann die Großen des Reichs, dazu das Volk aus der Umgegend und vielleicht auch das Aufgebot aus größeren Theilen des Reichs. Auf dieser Heerversammlung, die zugleich eine regierende Volksversammlung war, wurde der Beschluß der Großen vorgetragen und wohl auch über die Gesandtschaft nach Rom Bericht erstattet. Dann hob man den neuen König auf den Schild und trug ihn durch den Kreis der Menge, die jubelnd die Waffen zusammen schlug. Das war die Wahl, sie machte den Usurpator zum rechtmäßigen König. Wohl war es nur eine Form, durch welche eine bereits vollendete Thatsache anerkannt wurde, aber

erst durch diese Form erhielt die Herrschaft der Karolinger Bestand und wurde befähigt, die Grundlage der mittelalterlichen Staatsordnung zu bilden. Auf die Wahl folgte die Huldigung der Großen und ein bis dahin im fränkischen Reiche unerhörter Vorgang. Die Bischöfe traten zu dem Könige und salbten ihn, ihn und seine Gemahlin Bertrada. Bei den Gothen war diese Sitte längst in Gebrauch, bei den Franken wurde sie erst mit dieser Usurpation eingeführt.

Fünftes Capitel.

Verbindung des fränkischen Reichs und des Papstthums.

Die Söhne Karl Martells hatten ihre verwilderte Kirche im Anschluß an Rom und den von Rom gesendeten Legaten Bonifacius reformirt. Dadurch war eine Verbindung mit Rom eingeleitet, die immer enger wurde. Zugleich hatte sich auch die äußere Lage der Franken gebessert. Die Unruhen hatten ein Ende, die Herrschaft der Karolinger war gesichert, die abgefallenen Provinzen bis auf Aquitanien unterworfen. So durfte der Papst Hülfe von ihnen hoffen. Gleichzeitig ging er übrigens den Kaiser an, seine Stadt Rom zu schützen. Es ist das bezeichnend für die rechtliche Stellung des Papstes, aber ein praktischer Erfolg war davon nicht zu erwarten. Der Kaiser schickte denn auch nur Gesandte, die nichts ausrichteten, und dann ertheilte er dem Papste selbst den Auftrag, als kaiserlicher Bote mit Aistulf zu unterhandeln. Papst Stephan empfing diesen Auftrag in derselben Zeit, als seine Boten aus dem Frankenreich zurückkamen. Er hatte König Pippin bitten lassen, ihn, den Papst, zu sich einzuladen. Er wollte mit dem ganzen Gewicht seines erhabenen Amtes auf die Franken wirken, damit sie ihm das Bündnis gewährten, und er wollte eine Einladung von Pippin haben, damit Aistulf ihn ziehen lasse, oder doch die Franken beleidige, wenn er ihn hinderte. Zwei vornehme Franken kamen nach Rom, im Auftrag des Königs und der Volksversammlung der Franken, um den heiligen Vater zu geleiten. Am 14. October 753 verließ er die Stadt mit einem glänzenden Gefolge. Er reiste in doppelter Eigenschaft als Unterthan und Bote des Kaisers, um über dessen Forderungen mit

König Aistulf zu verhandeln, und als Fürst seines Kirchenstaates, um für denselben mit dem Frankenfürsten einen Vertrag zu schließen, der ebenso sehr gegen den Kaiser wie gegen die Langobarden gerichtet war. Die Verhandlungen des Papstes mit Aistulf waren erfolglos, aber nun traten die fränkischen Großen vor, und ihnen mußte Aistulf schweren Herzens die Erlaubnis für die Reise des Papstes zu König Pippin gewähren.

Ende November überstieg die Schar den Großen St. Bernhard und erholte sich dann in dem Kloster St. Maurice von den Beschwerden. Hier empfingen den Papst zwei vornehme Franken als Vertreter des Königs und geleiteten ihn nach Ponthion, einer königlichen Villa zwischen Bar le Duc und Vitry, wo Pippin ihn erwarten wollte. Seinen damals etwa zwölfjährigen Sohn Karl sandte er dem Papste von dort mit glänzendem Gefolge auf zwanzig Meilen weit entgegen. Von allen Seiten strömte das Volk zusammen und verwandelte die Reise des Papstes in eine triumphirende Procession. Wie sich der Zug der königlichen Villa näherte, ritt ihm Pippin entgegen und geleitete ihn in sein Haus. Dort empfahl sich dann der Papst dem Schutze des Königs, und der König versprach, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen.

Ueber sechs Monate blieb der Papst des Königs Gast, und in dieser Zeit kam es zu mannigfaltigen Verhandlungen unter ihnen und mit dem Könige Aistulf. Zunächst versuchte ihn Pippin durch Gesandtschaften zu bewegen, daß er des Papstes Forderungen erfülle, denn ein Krieg gegen die Langobarden war bei den Zuständen des fränkischen Reichs immer noch ein bedenkliches Unternehmen, und die Großen wollten nichts davon wissen. Da aber die Unterhandlungen erfolglos blieben, so trug Pippin die Sache auf dem Märzfelde zu Braisne bei Soissons dem Volke der Franken vor. Und hier und auf einer Versammlung der Großen in Kiersy an der Oise unweit Laon gewann er die Zustimmung zu der Urkunde, in welcher er dem Papste das feierliche Versprechen gegeben hatte, den Langobardenkönig zur Herausgabe der dem Papste zustehenden Gebiete und Güter zu zwingen. Die Urkunde ist nicht erhalten, und es ist zweifelhaft, ob die Gebiete und Rechte, welche der Papst beanspruchte, genau aufgezählt waren. In dem Leben des Papstes Hadrian wird allerdings erzählt, Karl der Große habe die Schenkung Pippins erneuert, und diese Schenkung habe ganz Italien südlich von der Linie Luni, Parma, Reggio umfaßt, dazu Venetien, Istrien und Corsica. Nun sind

aber in den folgenden zwanzig bis dreißig Jahren zwischen den Päpsten und den Frankenkönigen Pippin und Karl über die Ausführung des dem Papste gegebenen Versprechens vielfach Briefe gewechselt worden, von denen uns ein Theil noch erhalten ist. Und darin ist auch nicht ein einziges Mal eine Wendung gebraucht worden, welche auf eine so umfassende Schenkung hindeutet. Wohl aber ist immer die Rede von einzelnen Gütern und Ortschaften, die der Papst beansprucht. Es war aber durchaus nicht die Art der Päpste, mit ihren Ansprüchen zurückzuhalten, und allein schon dieser Briefwechsel ist deshalb ein überzeugender Beweis, daß weder Karl der Große noch gar Pippin dem Papste urkundlich versprochen haben, ihm ganz Mittel- und Süd-Italien mit Corsica und Istrien zu unterwerfen. Das Gleiche ergiebt sich aber auch aus dem, was wir über die Lage der Dinge wissen, und aus der sonstigen Ueberlieferung von dieser Schenkung. Pippin sowohl wie Karl traten nur mit Widerstreben in den Kampf gegen die Langobarden ein, und sie sollten sich zugleich verpflichtet haben, Benevent und Spoleto zu unterwerfen, die der Papst in den bisherigen Verhandlungen immer als selbständige Staaten bezeichnet hatte, und ferner gar noch dem Kaiser weite Gebiete zu entreißen? Dazu kommt, daß weder Pippin noch Karl dem Papste jenes weite Gebiet unterworfen haben, auch nicht einmal in dem Umfang, wie sie es kraft ihrer militärischen Erfolge vermocht hätten. Sie haben ihm das alte Gebiet von Rom gegeben, dazu eine Reihe angrenzender Stadtgebiete, namentlich von dem Exarchate Ravenna, und endlich drittens den Genuß der Patrimonien oder Güter, welche außerhalb des Kirchenstaates lagen. Die Verhandlungen in dem Briefwechsel und die Nachrichten der anderen Quellen über die Schenkung Pippins weisen denn auch darauf hin, daß sich die Zusage Pippins auf diese Stücke bezog, mag sie nun allgemein gehalten gewesen sein, oder die einzelnen Stücke ausdrücklich aufgezählt haben.

Von besonderer Wichtigkeit war dabei, wie das Verhältnis des Papstes zu Pippin gefaßt wurde. Er pries ihn als seinen Freund und Vertheidiger, aber er erkannte ihn nicht als Oberherrn an. Pippin erhob auch den Anspruch nicht, er hoffte noch immer, nicht dauernd in die italienischen Verhältnisse verwickelt zu werden. Auch wollte er ja das Langobardenreich nicht unterwerfen, sondern den König nur zwingen, den ungerechten Raub zurückzugeben. Der Kirchenstaat sollte selbständig sein. Pippin erhielt zwar von dem

Papste den Titel Patricius, den der Exarch von Ravenna als oberster Verwalter des römischen Italiens und damit auch als weltlicher Vorgesetzter des Papstes geführt hatte, aber dies war ein bloßer Ehrentitel, kein Amtstitel. Einmal war der Papst nicht befugt ihn zu verleihen, aber wenn man auch davon absehen und in der Verleihung eben den Ausdruck davon finden wollte, wie der Papst seine Stellung auffaßte — es bliebe doch die Thatsache, daß Pippin mit diesem Titel keine Rechte erwarb und keine Pflichten übernahm. In all den späteren Verhandlungen und Bittgesuchen erinnerte der Papst den König stets nur an das 754 gegebene Versprechen, an die allgemeine religiöse Pflicht und an den dereinst vom heiligen Petrus zu erwartenden Lohn. Niemals aber forderte er die Hülfe auf Grund der dem Patricius obliegenden Pflicht. Pippin sollte der Schutzherr sein, aber nicht der Herr. So faßte Pippin auch selbst die Sache auf, und zwar bis an das Ende seines Lebens.

Auf Anfang August hatte Pippin das Heer aufgeboten, das den Papst nach Rom zurückführen sollte. Das Ende seines Aufenthaltes im Frankenreich bildete eine große Feierlichkeit — Papst Stephan wiederholte am 28. Juli 754 in der Kirche von St. Denis bei Paris die Salbung des König Pippin und seiner Gemahlin. Es war eine Feierlichkeit, die großen Eindruck machte, aber rechtliche Folgen waren nicht damit verknüpft, und die gleichzeitige Chronik erwähnt sie nicht einmal. Pippins Heer zog über den Montcenis, der auch mit seinen italienischen Abhängen zum Frankenreich gehörte, schlug das langobardische Heer, das die Pässe bei Susa vertheidigte, und zwang dann König Aistulf durch die Belagerung seiner Hauptstadt, die Forderungen des Papstes zu erfüllen und für sein Königreich Pippins Oberhoheit anzuerkennen. Mit seinen Großen mußte Aistulf dem Pippin einen Treueid leisten und vierzig Geißeln als Bürgen dafür stellen, daß er sich der so begründeten Abhängigkeit nicht wieder entziehen werde. Der Papst wurde bei diesem Friedensschlusse ganz wie der Fürst eines Staates behandelt, es war ein Friede zwischen drei Staaten: Franken, Langobarden, Kirchenstaat.

Kaum war Pippin jedoch über die Alpen zurückgekehrt, so klagte der Papst, daß der Langobardenkönig seine Versprechungen nicht erfüllte, und Anfang Januar 756 rückten drei langobardische Heere vor die Thore Roms. Aistulf betrieb die Belagerung zwar immer mit einer gewissen Schonung aber doch kräftig, und erst Ende Februar gelang es einem Boten des Papstes, auf dem Seewege in das

Frankenreich zu gelangen. Er überbrachte drei Schreiben, welche flehentlich um Hülfe baten. Zwei davon wiederholten in immer neuen Wendungen die Bitte und Beschwörung: „Höre mich, mein Sohn, höre mich und hilf uns. Der Augenblick ist da, rette uns, du allerchristlichster König, ehe wir zu Grunde gehen .... denn siehe, keinem anderen haben wir uns und die heilige Kirche anvertraut". Besonders bemerkenswerth ist aber der dritte Brief. Der Form nach war es ein Schreiben des Apostel Petrus an die Franken und ihre Könige. Im Eingang standen neben dem Apostel auch die Kirche und der Papst als Absender, aber in dem langen Schreiben führte der Apostel selbst das Wort: „Ich, Petrus, der Apostel Gottes, der ich euch zu meinen Söhnen angenommen habe, ermahne euch, die Stadt Rom von den Langobarden zu erretten. Duldet nicht, daß sie länger gequält wird von den Feinden, sonst werden dereinst eure Leiber und eure Seelen im höllischen Feuer gequält werden, duldet nicht, daß mein Volk zerstreut wird, sonst wird der Herr euch zerstreuen, wie er das Volk Israel zerstreut hat. Vor allen Völkern der Erde hat sich das Frankenvolk mir, dem Apostel Petrus, ergeben gezeigt, darum habe ich auch immer seine Gebete erhört, wenn es in der Noth zu mir schrie, und auch fernerhin werde ich euch den Sieg verleihen über eure Feinde, wenn ihr jetzt meiner Stadt Rom schnell zu Hülfe kommt. Wenn ihr aber meiner Mahnung nicht folgt, so wisset: im Namen der heiligen Dreieinigkeit schließe ich euch dann aus von dem Reiche Gottes und dem ewigen Leben, kraft der Gewalt, die mir von dem Herrn Christus verliehen ist".

Pippin kam herbei, und schon die Kunde davon zwang Aistulf, die Belagerung Roms aufzugeben. Der Krieg verlief wie der erste. Die Franken siegten an dem Passe von Susa und belagerten dann den König Aistulf in Pavia, bis er um Frieden bat. Er ward als Rebell behandelt, und ein von fränkischen Großen gebildetes Gericht bestimmte, daß er ein Drittel seines Staatsschatzes als Sühne für die Empörung zu zahlen hätte. Im übrigen waren die Bedingungen ähnlich wie 754. Boten Pippins durchzogen die Städte, welche Aistulf dem Papste abzutreten hatte, nahmen die Schlüssel in Empfang und führten die obersten Magistrate und angesehensten Großen aus denselben nach Rom. Die Schlüssel und die Urkunde, durch welche Pippin dem heiligen Petrus diese Städte schenkte, legte sein Vertreter auf dem Grabe des heiligen Petrus selbst nieder.

Während jenes Feldzuges erschien eine Gesandtschaft von

Konstantinopel bei Pippin und bat ihn, die Stadt Ravenna nebst den übrigen Städten des Exarchats dem Kaiser zurückzugeben. Pippin lehnte es ab, obwohl ihm der Kaiser eine große Summe dafür bot. Aus Liebe zum heiligen Petrus habe er den Feldzug unternommen, nicht zu anderem Zweck.

So hatte Pippin den Kirchenstaat begründet. Zunächst hatte er einen mäßigen Umfang, vielleicht dreihundert Quadratmeilen, aber schon in den folgenden Jahren erhielt er Zuwachs. Der Papst benutzte eine streitige Königswahl bei den Langobarden, um den einen Prätendenten zu unterstützen und dafür neue Abtretungen von ihm zu erhalten. Freilich mußte dann erst wieder Pippin mit seinen Drohungen den König Desiderius zwingen, sein Versprechen zu erfüllen. Merkwürdig, wie diese Abtretungen vollzogen wurden. Der Papst ließ sie sich nicht direct abtreten, sondern der Langobardenkönig übergab die Städte erst an Pippin, und dieser schenkte sie dann an den heiligen Petrus. Die Schenkung erfolgte in der Weise des fränkischen Rechts, mit der Urkunde wurde auch ein die Stadt vertretendes Symbol, der Schlüssel des Thores, auf dem Grabe des heiligen Petrus niedergelegt. Daß Pippin immer erst die Stadt an sich nehmen mußte, war für ihn selbst ehrenvoll und für den Papst eine Bürgschaft des Schutzes. So gab es also, abgesehen von der Stellung des Kaisers, vier Staaten in Italien: drei langobardische Staaten und den Kirchenstaat. Die drei langobardischen Staaten hatten dem Könige Pippin den Eid geleistet als ihrem Oberherrn, der Kirchenstaat galt als selbständig. Der Langobardenkönig trug die Abhängigkeit von Pippin grollend, die Herzoge von Benevent und Spoleto fanden dagegen in derselben den Schutz ihrer Selbständigkeit.

So war der kühne Plan Gregors II. durchgeführt und zwar in großartigerem Maßstabe, als Gregor hatte träumen können. Aber seine Stellung hing von der Gnade des Frankenkönigs ab; in jedem Augenblick konnte Pippin seine Schutzherrschaft in eine wirkliche Herrschaft umwandeln. Doch er wollte es nicht, näher liegende Aufgaben nahmen seine Kraft in Anspruch, es blieb seinem Nachfolger Karl dem Großen überlassen.

Die letzten Jahre König Pippins 757—768.

Als die Franken 757 das Maifeld hielten, da erschien der junge Baiernherzog Tassilo mit den Großen seines Landes, beugte sich vor

dem Könige und legte seine beiden Hände zusammen in die Hände des Königs. Dabei sprach er das Treugelübde, durch das er sich und sein Land dem Könige als seinem Herrn übergab, sowie die Vassallen sich und ihre Habe ihrem Herrn übergaben. Indeß herrschte doch starkes Mistrauen, ob der Herzog seinen Eid halten werde, und er mußte mit seinen Großen an zahlreichen Altären von gefeierten Heiligen mit immer neuen Eiden beschwören, daß er seinen Treueid nicht brechen wollte. So war die Zeit. Nicht den allgegenwärtigen Gott fürchteten sie, sondern den Zorn der Heiligen, deren Ehre verletzt wurde, wenn der bei ihren Gebeinen geschworene Eid nicht gehalten wurde.

Im folgenden Jahre 758 unternahm Pippin einen Zug gegen die schon früher einmal besiegten Sachsen und nöthigte sie, jährlich einen Tribut von dreihundert Pferden zu stellen. Seitdem zog Pippin nicht wieder über den Rhein. Der Kampf gegen Herzog Waifar von Aquitanien nahm seine ganze Kraft in Anspruch. Neun Feldzüge unternahm er in das Land und verwüstete es systematisch. Clermont, Bourges und viele andere Burgen und Städte wurden erstürmt, in einigen ließ Pippin Besatzungen, und überwinterte auch selbst einmal mit einer größeren Schar in Bourges. Den Arabern entriß er Narbonne, das sie bis dahin noch besetzt hielten, und schickte sogar Gesandte an den Khalifen von Bagdad, um den Rest der mohammedanischen Besitzungen in Gallien zu gewinnen und so die Aquitanier von der Seite zu fassen. Aber zum ruhigen Besitz konnte er trotz alledem nicht kommen, und die Aquitanier brachen auch selbst in die fränkischen Grenzlande ein. In den Jahren 767 und 768 war der Widerstand Waifars jedoch erheblich schwächer. Viele von den Großen des Landes ergaben sich mit ihren Städten und Burgen an Pippin, und Herzog Waifar irrte wie ein gehetztes Wild durch die Wälder seines Landes, bis er endlich durch Meuchelmord fiel. Nun galt die Eroberung als vollendet, und bei Pippins Tode wurde Aquitanien wie die anderen Provinzen unter die beiden Söhne vertheilt.

Während dieser Kämpfe in Aquitanien hatte der Baiernherzog Tassilo seinen Eid gebrochen, und Pippin hatte nicht Zeit gefunden, ihn wieder zum Gehorsam zu zwingen. Baiern war bei Pippins Tode so gut wie unabhängig. In dem eigentlichen Frankenreiche herrschte dagegen Ruhe. Die Bürgerkriege hatten aufgehört, und kein Feind bedrohte das Land, ausgenommen die an Aquitanien anstoßenden Gebiete. Diese Ruhe ließ die Saat reifen, welche Bonifacius

gesäet hatte. Zwar erhielten nur einige Klöster die Ländereien zurück, die in Laienhand gekommen waren, aber es wurde doch ein Anfang dazu gemacht. Auch neue Kirchen und Klöster wurden gegründet, und viele kamen durch reiche Schenkungen und Privilegien zu hohem Glanze. Zugleich hob sich der kirchliche Sinn im Lande. Geistliche, Mönche und Laien wurden davon ergriffen. Der Bischof Chrodegang von Metz vereinigte die Geistlichen seiner Kirche zu einer Genossenschaft, die in mönchischer Weise lebte. Sie schliefen in einem gemeinsamen Schlafsaal, aßen zusammen und waren in ihrem ganzen Leben von den Vorschriften ihrer Genossenschaft bestimmt, die nach dem Muster der Benedictiner Regel gebildet waren. Bei Metz stiftete Chrodegang außerdem das Kloster Gorze und bei Worms das Kloster Lorsch. Sechszehn zuverlässige Mönche aus Gorze trugen den Geist des älteren Klosters in die neue Stiftung. Auch zu der Stiftung der Schwarzwaldklöster Gengenbach und Schwarzach hatte er aus Gorze Männer seines Geistes hingesendet.

Chrodegang war ein vornehmer Franke, diente dem Könige Pippin in wichtigen Staatsgeschäften und hatte auf den Synoden, Reichsversammlungen und Hoftagen hervorragenden Einfluß. Das war das Zeichen der Zeit, daß ein solcher Mann die Aufgabe des Bonifacius weiterführte. Und in ähnlichem Geiste wirkten viele andere Geistliche und Laien, namentlich diejenigen, welche als Gesandte oder Feldherren Pippins Italien und Rom besucht hatten und das entwickelte kirchliche Leben dort aus eigener Anschauung kannten. So brachte der Bischof Remedius von Rouen den zweiten Vorsteher der römischen Sängerschule nach Gallien, um seine Geistlichen und Mönche im Gesang zu unterrichten, und da derselbe nach Rom zurückberufen wurde, weil sein Vorgesetzter gestorben war, so sandte der Bischof eine Anzahl seiner Schüler mit nach Rom, um sie dort vollständig auszubilden. Der Bischof Remedius war ein Halbbruder des König Pippin, und dieser nahm an der Sache auch selbst lebhaftes Interesse. Auf seinen Wunsch übernahm der Papst die Sorge für die Ausbildung jener Männer, und Pippin erließ für das ganze Frankenreich die Verordnung, daß beim Gottesdienst die ältere Weise zu singen durch die in Rom übliche ersetzt werde. Auch wissenschaftliche und technische Anregung kam aus Italien, aber das kirchliche Interesse war dabei immer das mächtigste. Diese Verbindung mit Italien verstärkte den Einfluß, den bisher die Angelsachsen unter den Franken geübt hatten und noch übten. Einen tiefernsten

Ausdruck fand dieser Geist auf der Synode von Attigny 762, indem sich die glänzende Versammlung von 44 Bischöfen und Aebten nach angelsächsischer Sitte zu einem Todtenbunde vereinigte. Wenn ein Genosse starb, so hatten die Ueberlebenden für das Heil seiner Seele je zwei Messen zu lesen und je 100 Psalter singen zu lassen. Das gestaltete sich in der Ausführung ja nun wohl vielfach recht äußerlich und geschäftsmäßig, aber diese äußerlichen Ordnungen waren der Ausdruck der Stimmungen und Gedanken, in denen diese Männer lebten, und in welche sie nach und nach das ganze Volk hineinzogen.

König Pippin wirkte mit ihnen auf mehrere Synoden, um in der fränkischen Kirche die Ordnungen der ehrwürdigen Väter wieder herzustellen. Alljährlich sollten sich die Bischöfe zwei Mal in Synoden versammeln, im Herbste nur die Erzbischöfe, im Frühjahre alle Bischöfe. Diese große Versammlung sollte der König auf den Tag und an den Ort berufen, an welchem er das Volk der Franken zum Maifeld versammelte, wie die große Reichsversammlung damals genannt wurde. Diese Synoden beschäftigten sich vorzugsweise mit der Kirchenzucht, mit der Aufsicht des Bischofs über die Priester und die Klöster und vor allem mit der Regelung der Ehe. Von den einundzwanzig Bestimmungen, welche Pippin nach der Synode von Compiegne erließ (757), betrafen zwanzig eherechtliche Verhältnisse. Zwei Fragen waren besonders wichtig: Bis zu welchem Grade der Verwandtschaft die Ehe gestattet sei, und wie zu verfahren sei, wenn ein Theil die Ehe bricht.

Die Germanen hatten sich nicht gescheut Nichten und Schwägerinnen zu heirathen, oder auch die Stieftochter. Diese Verbindungen nannte Rom Blutschande und drang damit mehr und mehr durch, auch die geistliche Verwandtschaft durch Pathenschaft ward jetzt durch königlichen Befehl als Ehehindernis anerkannt. Ehebruch kannten die Germanen eigentlich nur seitens der Frau. Der Mann hatte Freiheit zu thun was er wollte, die Frau war in seiner Gewalt, er konnte sogar die Ehe jeder Zeit lösen, falls er nur der Rache der Familie der Frau zu trotzen oder ihre Beleidigung zu sühnen im Stande war. Die Kirche hob die Stellung der Frau, legte beiden Theilen im Wesentlichen gleiche Pflichten auf. In ähnlicher Weise hob sie das Recht der Sclaven in der Ehe. Die Sclaverei wurde von der Kirche nicht bekämpft, die Klöster und Bischöfe hatten selbst Tausende von Unfreien: aber in dem Unfreien ward der Mensch geachtet, denn er war ein Genosse der Kirche wie der Freie.

Diese Anschauungen brachte Pippin in seinen Verfügungen zur Geltung und kraft seiner Gewalt zur Ausführung; hier und da mit großer Härte. Langjährige Ehen wurden aufgelöst, und was den Ehegatten als das reinste Verhältnis gegolten hatte, dafür mußten sie nun Kirchenbuße thun. An einer völligen Durchführung dieser Grundsätze fehlte freilich viel. Nahm doch Pippins von der Kirche hochgefeierter Sohn Karl der Große in Ehesachen das gleiche Recht in Anspruch, das die alten Könige geübt hatten. Nach seinem Belieben nahm und verstieß er seine Frauen, und neben der rechtmäßigen Gemahlin hatte er Nebenfrauen. Langsam vollzieht sich jeder Fortschritt, und nur wer ein Auge zudrücken kann über große Mängel, darf sich des Fortschritts freuen. Das verstand Rom, und erlebte nun den ungeheueren Erfolg, die verwilderte fränkische Kirche nach und nach zur Ordnung zurückkehren und unter der Führung des fränkischen Königs in enge Verbindung mit Rom treten zu sehen.

Die Träger dieses kirchlichen Lebens waren die Bischöfe und die Klöster, sie theilten sich in mancher Beziehung in die Arbeit und wetteiferten miteinander, aber sie kämpften auch miteinander. Gerade der tüchtige Mann wollte den Kreis seiner Wirksamkeit erweitern und dazu die Mittel des Nachbarn seiner Leitung unterstellen. Dies allgemein menschliche Verlangen war damals um so stärker, weil jedes Bisthum und jedes Kloster seine eigene Entwicklung nahm und nur dann und wann von den leitenden Gewalten beeinflußt wurde. Von vornherein waren die Bischöfe in diesem Kampfe die stärkeren, die Klöster waren ihrer Aufsicht unterstellt, und diese Aufsicht wurde häufig dazu benutzt, die Besitzungen des Klosters und die Ernennung des Abtes an sich zu reißen. Dann ward wohl ein gefügiger Mensch zum Abt ernannt, der nur die Befehle des Bischofs ausführte. Die Klöster bemühten sich deshalb die Aufsichtsgewalt des Bischofs durch besondere Privilegien einzuschränken oder ganz zu beseitigen, und die Bischöfe suchten solche Privilegien wieder zu durchbrechen.

Wenige Jahre nach dem Tode des heiligen Bonifacius standen seine beiden Lieblingsschüler in einem solchen Kampfe gegen einander: Lullus, dem er das Bisthum Mainz, und Sturmi, dem er das Kloster Fulda übergeben hatte. Sturmi wurde im Verlauf des Streites von seinen Feinden bei dem Könige des Verraths verdächtigt und in ein anderes Kloster eingesperrt. Mit diesem Sturz des Abtes war auch das Kloster gebrochen, es wurde der Willkür des Mainzer Bischofs überantwortet, und da die Mönche ihrem alten

Äbte treu blieben, so hatten sie schwer zu leiden von dem Nachfolger, der ihnen aufgedrungen war. Die Klosterregel, welche sie freiwillig auf sich genommen hatten, wurde nun zu einer Geißel für sie, so daß sie sich zuletzt verschworen und den Abt vertrieben. Später gewann Sturmi die Gunst des Königs wieder und zugleich auch das Kloster Fulda seine Selbständigkeit. Man sieht, wer in solchem Kampfe siegen wollte, der mußte die Gunst des Königs gewinnen; viel aber half auch der Ruf der Heiligkeit und Frömmigkeit. Theatralische Aufzüge bei Uebertragung von Reliquien in neue Kirchen oder Grabstätten, Wundergeschichten, die poetisch-erbauliche Verklärung des heiligen Stifters u. dgl. mußten dazu helfen. Leicht mischte sich allerlei Unwahrheit in dies Treiben, oder die Parteien beschuldigten sich doch solcher Dinge. Das wirksamste und am häufigsten gebrauchte Mittel war aber die Urkundenfälschung, sei es daß man verlorene Urkunden durch nachgemachte ersetzte oder daß man ohne solchen Anlaß fälschte. Was jedoch heute ein Verbrechen wäre, das war damals oft eine Nothwendigkeit, ohne welche das Kloster oder die Kirche, für die man zu sorgen hatte, zu Grunde ging.

Drittes Buch.

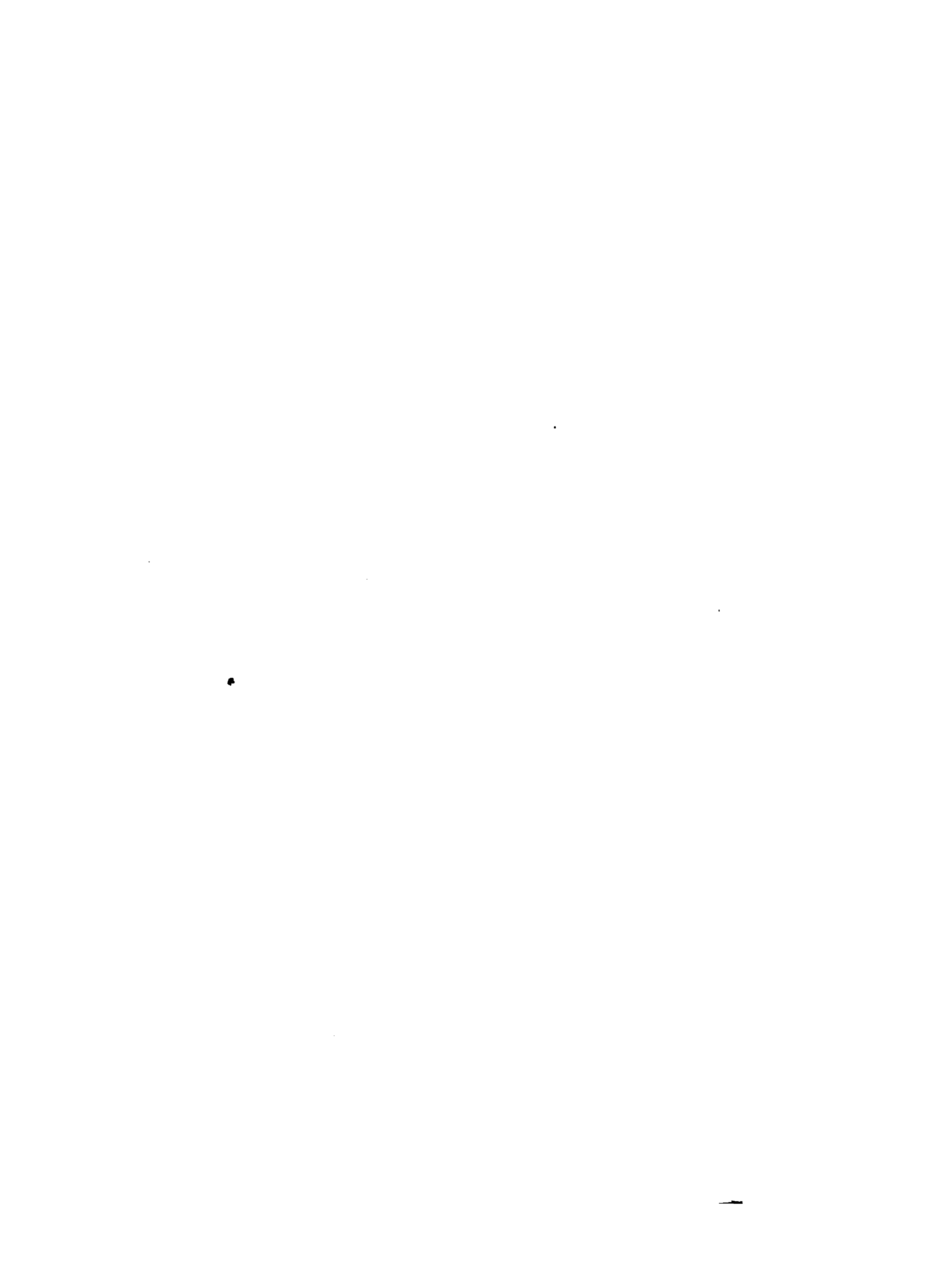
Die Entstehung der geistlich-weltlichen Universal-Monarchie des Mittelalters.

714—814.

Zweite Abtheilung.

Karl der Große.

768—814.



Erstes Capitel.

Politische Geschichte Karls des Großen.

Karl war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, als er am 9. Oktober 768 von den versammelten Großen der ihm zugefallenen nördlichen Reichshälfte zu Noyon zum Könige erhoben wurde. An demselben Tage wurde unweit davon in Soissons Karlmann zum Könige der übrigen südwestlichen Lande erhoben [1]). Den fremden Staaten erschien jedoch das Reich nach wie vor mehr als eine Einheit, der Papst richtete seine Gesuche an „die Könige der Franken", und in Aquitanien wie in Italien thaten sie in wichtigen Angelegenheiten gemeinsame Schritte. Auf der römischen Synode, welche den Papst Konstantin richtete, saßen zwölf Bischöfe aus dem Frankenreiche, ohne daß erwähnt würde, welcher Hälfte die einzelnen angehörten. Indessen zeigten sich doch von vorn herein starke Reibungen und Spannungen zwischen den Brüdern. Karl war der ältere und hatte auch in seiner Persönlichkeit ein entschiedenes Uebergewicht — aber Karlmann war nicht so geartet, daß er sich einfach seiner Führung überlassen hätte. Das duldeten auch die Großen nicht, die seinen Hof bildeten. Die Mutter bemühte sich zu versöhnen und auszugleichen, und es gelang ihr, wenigstens den offenen Bruderkrieg abzuwenden.

[1]) Karlmann soll Burgund, Gothenland, Elsaß, Alamannien und einen Theil von Aquitanien erhalten haben. Von vielen Landstrichen läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, ob sie Karl oder Karlmann zugehörten; zum Theil deshalb, weil Karl später in seinen Urkunden die frühere Herrschaft seines Bruders absichtlich unerwähnt ließ.

Vielleicht half ihr dabei, daß sich in Aquitanien, von dem beide Söhne einen Theil hatten, noch einmal der Aufstand erhob. Karl warf ihn mit raschen Schlägen nieder, und seitdem war das Land zwischen Loire und Garonne eine wirkliche Provinz des Reichs und die Unterwerfung der Basken zwischen Garonne und Pyrenäen war vorbereitet.

Im Juli 769 war dieser Krieg beendet, und den übrigen Theil des Jahres, sowie das Jahr 770 beschäftigten Karl Verhandlungen mit dem Herzog Tassilo von Baiern und dem Langobardenkönige Desiderius, welche beide dem Namen nach dem fränkischen Reich unterworfen aber thatsächlich unabhängig waren. Sturmi, der gefeierte Abt von Fulda, und Berta, die Mutter der Frankenkönige führten die Unterhandlungen; Berta reiste selbst nach Italien und Baiern. Was alles Gegenstand der Verhandlungen war, wissen wir nicht; aber jedenfalls wurde die Selbständigkeit der Baiern und Langobarden nicht gemindert. Karl trat vielmehr mit dem Könige Desiderius in freundschaftliche Verbindung und vermählte sich mit seiner Tochter. Voll Unruhe hatte der Papst Stefan den Gang dieser Unterhandlungen beobachtet. Er war dem Könige Desiderius in hohem Maße verpflichtet, denn ihm dankte er den Sieg über den zuerst gewählten Konstantin und die anderen zahlreichen und mächtigen Gegner: aber ein Bündnis der Langobarden und Franken drohte seiner weltlichen Herrschaft den Untergang. Darauf allein ruhte sie, daß die Langobarden von den Franken zurückgehalten wurden. Deshalb erklärte er jetzt die Langobarden plötzlich für „ein stinkendes Volk, von dem die Aussätzigen herkämen". Ein edler Franke dürfe sich mit demselben nicht vermischen. Zugleich bedrohte er Karl mit allen Schrecken der Hölle, wenn er sich trotz dieser Abmahnung mit der Tochter des Desiderius vermählen würde. Karl hatte nun keineswegs die Absicht, dem Papste seinen Schutz zu entziehen, aber jene feierlichen Drohungen verachtete er. Da fügte sich der Papst, ja, mit einer Wendung, die zu seinen im Namen des Apostelfürsten über die Langobarden ausgestoßenen Flüchen und Schmähungen in schroffem Widerspruch stand, verband er sich plötzlich selbst mit Desiderius und stürzte mit seiner Hülfe die bis dahin herrschende Partei unter den römischen Großen.

Um dieselbe Zeit war unter den fränkischen Brüdern der Streit wieder erwacht. Wie er entstand, und wie er mit den Parteikämpfen in Rom verknüpft war, läßt sich nicht erkennen; aber sicher ist, daß

man im November 771 alle Augenblicke den Ausbruch des Krieges erwartete. Da starb Karlmann plötzlich, und die Großen seines Reiches erkannten Karl auf einer Versammlung unweit Laon als König an. Nur wenige Getreue hielten zu der Wittwe und den Söhnen Karlmanns, und da sie zum Widerstande zu schwach waren, so flüchteten sie zu dem Langobardenkönige.

Die Unterwerfung des Langobardenreichs und Karls Stellung zum Papst.

Karl hatte in dieser Zeit seine Ehe mit der Tochter des Desiderius aufgelöst und sich mit Hildegard, der Tochter eines vornehmen Herrn in Schwaben, vermählt. Aber er verstieß seine Gemahlin nicht, um den König Desiderius zu beleidigen, sondern aus persönlichen Gründen, jedenfalls suchte er keinen Krieg mit Desiderius. Vielmehr begann er jetzt den Krieg mit den Sachsen, der seine Kraft an der entgegengesetzten Grenze beschäftigte. Auch als ihn im folgenden Jahre Gesandte des Papstes, der mit den Langobarden bald wieder zerfallen war, gegen Desiderius zur Hülfe riefen, da bemühte sich Karl auf alle Weise den Krieg zu vermeiden. Er bot dem Könige Desiderius sogar eine große Geldsumme, wenn er das dem Papste von den Franken geschenkte Gebiet ungestört lassen wollte. Erst als Desiderius auch das ablehnte, entschloß sich Karl zum Kriege und berief die große Reichsversammlung der Franken nach Genf. Hier ward der Krieg noch einmal berathen, und dann ordnete sich die Menge zum Heer und ging in zwei Abtheilungen über den großen St. Bernhard und den Mont Cenis nach Italien. Auch jetzt noch immer bot Karl auf jene Bedingung den Frieden an, aber auch jetzt noch vergeblich.

Der Widerstand des Desiderius entsprach jedoch dieser Hartnäckigkeit nicht. Nach einem unbedeutenden Kampfe am Passe von Susa floh Desiderius nach Pavia, und Karl belagerte ihn hier während des ganzen Winters. Weihnachten feierte er im Lager, Ostern besuchte er Rom. Er wurde mit ausgezeichneten Ehren empfangen. Die Geistlichkeit, die Priesterschulen der verschiedenen Nationen, die Beamten und das Volk zogen ihm entgegen mit Fahnen, Kreuzen, Palmen und Oelzweigen, Psalmen singend. Beim Anblick dieser Procession stieg Karl mit seinen Großen vom Pferde und ging so bis zur Kirche des heiligen Petrus, die damals noch außerhalb der

Stadt lag. Ehrfurchtsvoll küßte Karl die Stufen der Treppe, die hinauf führte, und an der Thüre empfing ihn der Papst mit herzlicher Umarmung. Das Volk aber sang: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herren“.

Die Interessen der beiden Mächtigen waren jedoch keineswegs dieselben, und ehe Karl die Stadt betrat, versicherten sie sich einer des andern durch einen am Grabe des heiligen Petrus geleisteten Eid. Karl weilte mehrere Tage in Rom und betete an den heiligen Stätten, traf aber auch mancherlei wichtige Anordnungen über die politischen Verhältnisse Italiens und besonders des Kirchenstaats. Der Papst bat um Bestätigung und Erfüllung der Versprechen, die ihm König Pippin gemacht hatte, und Karl versprach auch, ihn in seinen Rechten zu schützen. Welche Gebiete er aber dem Papste zusagte, darüber ist keine Nachricht zu uns gekommen. Nur eine kecke Fälschung redet davon, welche die späteren Ansprüche des Papstthums auf ganz Italien und die anstoßenden Lande durch diese angebliche Schenkung Karls zu begründen suchte.

Nach einigen Tagen kehrte Karl zur Belagerung von Pavia zurück, die sich noch bis in den Anfang Juni hinzog. Von da an (Juni 774) nannte sich Karl König der Franken und Langobarden, und es unterwarf sich ihm auch thatsächlich das ganze Land. In Pavia und vielleicht auch noch in dem einen oder anderen Platze ließ er eine fränkische Besatzung, auch übertrug er mehrere wichtige Aemter an getreue Franken: aber im Ganzen ruhte doch seine Stellung darauf, daß ihn die Langobarden als ihren König ehrten. Viele von den Großen waren schon vorher zu ihm übergegangen, und im ganzen vollzog sich der Anschluß des eroberten Landes eben so leicht wie der der Burgunder in merowingischer Zeit. Im Jahre 776 versuchte zwar einer der Großen sich zum Könige aufzuwerfen, aber es kam nicht zu einer allgemeinen Erhebung, und Karl konnte den Aufstand in wenig Wochen überwältigen. Noch leichter wurde ein späterer Versuch unterdrückt. Das Vaterlandsgefühl im heutigen Sinne war noch immer schwach, es fehlte die Verbindung des politischen Interesses mit dem Lande. Es knüpften sich diese Gefühle mehr an die Person, und hier war der Uebergang um so leichter, als Karl der höheren Kultur und sonstigen Verschiedenheit des Landes Rechnung trug und es als ein besonderes Reich bestehen ließ. Die Vereinigung mit dem fränkischen Reiche wurde mehr als eine Personalunion gedacht. In dem Titel, in der Zählung der Jahre

der Regierung, in der Behandlung der Kirche, in dem Heerwesen und in der Gesetzgebung unterschied Karl sein langobardisches Königreich von dem fränkischen.

Mit dieser Krone erbte Karl nun aber auch die in den Verhältnissen begründeten Ansprüche der Langobardenkönige auf ganz Italien, die dadurch noch verstärkt wurden, daß er den Titel eines Patricius der Römer führte. Karl betrachtete sich als den rechten Herrn von Italien und mit jedem Jahre trat es deutlicher hervor, daß er nicht der Schutzherr des Papstes war, sondern der Herr. Es fand das zwar noch keinen staatsrechtlichen Ausdruck, wie denn die staatsrechtlichen Verhältnisse Roms in jener Zeit eine klare Formulirung überhaupt nicht gestatteten, aber thatsächlich trat es desto schärfer hervor. Es erwuchs nämlich damals dem römischen Kirchenstaat ein Nebenbuhler in dem Erzbischof von Ravenna, der die Herrschaft über seine Stadt und eine Reihe von anderen Städten und Landschaften in derselben Weise beanspruchte wie es Rom that, und ganz wie in Rom berief er sich dabei auf eine Schenkung Karls. Der Papst erklärte dies für eine Lüge und bat Karl den frechen Bischof zum Gehorsam zu bringen: aber Karl ließ ihn gewähren, und man kann sich der Vermuthung nicht erwehren, daß Karl ihn in seinem Auftreten bestärkte, um dem Papst zu zeigen, daß seine weltliche Macht nur von der Gnade des Königs abhinge. Häufig kam es auch zu Irrungen durch Zwischenträger, Flüchtlinge, erbrochene Briefe, mishandelte Boten u. s. w., und in allen solchen Fällen hatte Karl die Rolle des Herrn und Richters. Der damalige Papst Hadrian war einer der stolzesten und rücksichtslosesten Vertreter der römischen Allgewalt — aber Karl gegenüber mußte er sich fügen. Je anspruchsvoller er auftrat, um so schroffer waren die Demüthigungen, die er erfuhr. Den Missi oder Waltboten, die Karl als seine Vertreter nach Italien schickte, und die oft auch Angelegenheiten des Kirchenstaates zu regeln hatten, gab Papst Hadrian Befehle, aber die Missi lehnten sie ab; und als ein Gesandter Hadrians an Karls Hofe ein allzu keckes Wort wagte (wahrscheinlich berief er sich auf die Theorie von der höheren Würde der geistlichen Gewalt), da setzte ihn Karl gefangen. Noch beschämender war es für den Papst, daß ein Begleiter jenes Gesandten auf dem Versuche ertappt wurde, den königlichen Kanzler zur Fälschung einer Urkunde zu verführen. Laut klagte da Hadrian, daß dem heiligen Stuhle noch nie solche Gewalt geschehen sei, aber indem er nun zugleich die Unschuld seiner Boten betheuerte, verstärkte

er den Verdacht, daß die Boten im ganzen nach seiner Weisung gehandelt hatten. Die Verehrung Karls für den heiligen Stuhl war sehr groß, aber weder die Bitten, noch die Anmaßungen und Drohungen des Papstes konnten ihn bewegen, von seinen Ansprüchen etwas fallen zu lassen. Ende des Jahres 780 zog er zum dritten Male über die Alpen und ordnete mit kräftiger Hand die durch den gewaltsamen Wechsel der Herrschaft erschütterten Verhältnisse Italiens. Er erklärte einmal alle Urkunden für nichtig, durch welche sich freie Männer in der Nothzeit, die der Krieg heraufgeführt hatte, zu Knechten verkauft hatten, ferner alle Verträge, in denen Güter zu unbedeutenden Preisen weggegeben waren. Es sollte eine Schätzung über den Werth gemacht werden, den diese Güter vor dem Eindringen des fränkischen Heeres gehabt hatten. Selbst die an die Kirchen in jener Zeit gemachten Schenkungen wurden nicht ohne weiteres als bindend anerkannt, sondern ihre Gültigkeit von einer späteren Prüfung abhängig gemacht. Auf einem Reichstage zu Mantua erließ er dann noch eine Reihe von Verordnungen über Recht und Gericht, Einrichtung von Herbergen, Geldwesen und Handelsverkehr.

Die Unterwerfung Baierns.

Aber diese inneren Angelegenheiten Italiens beschäftigten ihn nicht allein, auch allgemeinere Gedanken und Pläne begleiteten ihn auf dieser Heerfahrt. Seine Lage war eine ganz andere als bei dem ersten italienischen Zuge. (773.) Seine Macht war stetig im Steigen. Jahr um Jahr war er zu Felde gezogen, und alle Völker sahen zu ihm auf als zu dem gewaltigsten Kriegsherrn der Erde. Nach der Eroberung Italiens hatte er in einer Reihe von Feldzügen die Sachsen unterworfen und auf einem Reichstage, den er mitten in ihrem Lande hielt, die demüthigen Bitten entgegen genommen, die ihm arabische Fürsten aus Spanien vortrugen. (777.) Er war zu ihrer Hülfe über die Pyrenäen gezogen, hatte Pamplona erobert und Saragossa belagert. Nun hatte ihm zwar diese Stadt widerstanden, und auf dem Rückmarsch war der Nachtrab seines Heers von den Basken überfallen und mit vielen angesehenen Helden vernichtet; aber Karls Ruhm und der Schrecken seiner Waffen war durch diesen Zug doch aufs neue erhöht worden. Im folgenden Jahre erschien dann vor ihm der Herzog von Spoleto, um seine Entscheidung in einem wichtigen Streite anzurufen, und von der Erledigung dieser

italienischen Frage hatte er sich gegen die Sachsen erhoben. Was waren das für Thaten und wie mußte Karl sich fühlen, wenn die Saracenen Spaniens, die Fürsten Italiens und die Bischöfe von Rom und Ravenna seine Entscheidung anriefen, während ein bis dahin unbezwungenes Volk vor ihm sich beugte und auf seinen Befehl die Taufe empfing! Er fühlte sich als der Gebieter des Abendlands und in diesem Sinne faßte er fortan seine Pläne. Sachsen betrachtete er schon als eine Provinz des Reichs, in Italien wollte er seine Gewalt stärker als bisher zur Geltung bringen, und Baiern sollte unterworfen werden, das die schwäbischen und italienischen Lande von einander trennte.

Auf dem Reichstage zu Compiegne 757 hatte Herzog Tassilo dem Könige Pippin den Vassalleneid geleistet, hatte sich dann aber 763 der Abhängigkeit entzogen und war seitdem auch nicht wieder unterworfen. Karl hatte vielmehr im Jahre 771 mit ihm wie mit einer selbständigen Macht unterhandelt.

Baiern bildete damals einen wohlgeordneten und sehr kräftigen Staat, der eine ähnliche Verfassung hatte wie der fränkische und sich durch erfolgreiche Kämpfe mit den Slaven und durch Pflege der Mission in ähnlicher Weise nach Südosten ausdehnte wie der fränkische Staat nach Osten. Es wurden Kirchen gebaut, Synoden gehalten, das Recht vervollständigt. Alles das geschah im Namen und kraft der Gewalt des Herzogs. Vom fränkischen Könige war dabei keine Rede. Jetzt faßte Karl den Plan, die alte Abhängigkeit zu erneuern; von Rom aus that er dazu den ersten Schritt, und der Papst mußte ihm dabei dienen. Es gelang ohne Kampf. Eine Gesandtschaft des Papstes bewog Tassilo im folgenden Jahre in Worms vor Karl zu erscheinen, seine Oberhoheit anzuerkennen und Geiseln für seine Treue zu stellen. Im Jahre 787 kam es aber doch zum Kriege. Karl rückte von drei Seiten in das Land ein und zwang Tassilo alles zu geloben, was er forderte. Tassilo wurde jetzt ein Unterthan Karls, und im folgenden Jahre rief ihn Karl nach Ingelheim an seinen Hof. Wie er sich daselbst gehorsam einstellte, traten Ankläger gegen ihn auf und beschuldigten ihn des Landesverraths. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode, aber Karl schenkte ihm das Leben und ließ ihn sammt seinen Söhnen scheeren und ins Kloster gehen. Das Herzogthum Baiern ward aufgelöst, und die Verwaltung ward von den Grafen und Bischöfen geführt, welche direct unter dem Könige standen.

Ueber diese Vernichtung Baierns haben wir mehrere Darstellungen, die alle sichtlich bemüht sind, die Schuld auf Tassilo zu werfen, die aber dabei einander widersprechen und offenbar viel verhüllen. Wenn man dies erwägt und die Lage der Dinge, so kann man nicht zweifeln, daß Karl der Angreifer war, und deutlich sieht man, wie er den Papst hierbei als Werkzeug benutzte. Er gebrauchte die Unterstützung dieser moralischen Autorität, weil es ihm an einem rechten Vorwande fehlte, den Nachbar niederzuwerfen, mit dem er so lange in Freundschaft gelebt hatte. Sein Ehrgeiz und die Verhältnisse des Landes forderten ihn auf, Baiern wieder zu unterwerfen, aber er fühlte sich bei diesem Kriege nicht so ohne weiteres berechtigt zu thun, was ihm vortheilhaft war, wie im Kampfe gegen die heidnischen Sachsen. Baiern blieb mit dem fränkischen Reiche dauernd vereinigt, und die Formen der fränkischen Verwaltung dehnten sich über Baiern aus. In der Gerichtsverfassung erhielt sich jedoch viel Eigenthümliches, und auch im ganzen ist diese Eroberung nicht als eine Unterjochung der Baiern zu denken, sondern als eine Vereinigung derselben mit dem Frankenreiche. Der Baier galt nicht geringer als der Franke und konnte ebensowohl Macht und Einfluß in dem Reiche gewinnen wie ein Franke. Die wichtigste Folge war die Verstärkung der Kraft, mit der die Baiern den Barbaren im Osten entgegentraten, und umgekehrt die Verstärkung des germanischen Elements im fränkischen Reich [1]).

Die Unterwerfung der Sachsen.

Zieht man von dem Quellcentrum des Ederkopfs, von dem nach Westen Lahn und Sieg, nach Osten die Eder fließt, eine Linie nach Halle an der Saale, so hat man ungefähr die Südgrenze des damaligen Sachsenlandes, die Westgrenze bildete eine Linie, die vom Ederkopf auf die Gegend von Wesel zugeht, so daß den Franken auf dem rechten Rheinufer ein immer schmäler werdender Streifen Land

---

[1]) Zu dem letzten Acte in diesem Drama scheint Tassilo den Anlaß gegeben zu haben, indem er bei den Avaren einen Rückhalt suchte. Aber wie weit er gegangen war, ist nicht zu sagen, und viel Scharfsinn ist unnütz verschwendet worden, um die Intriguen aufzudecken, die er gesponnen hatte oder mit denen ihn seine Feinde umspannen, um ihn in Ingelheim zu verderben. Sie sind uns nun einmal verhüllt.

verblieb. Die Ostgrenze bildeten die Saale und Elbe, die Nordgrenze das Meer und das Dänenland. Im Nordwesten grenzten sie an die Friesen, im Süden an die Franken und die zum fränkischen Reiche gehörigen Thüringer, im Osten an die Slaven.

Die Sachsen bildeten keinen einheitlichen Staat. Zwar haben wir eine Nachricht von einer Versammlung der Vertreter aller Sachsenstämme, die jährlich zu Markloh zusammengetreten sein soll, aber in diesem mehr als dreißigjährigen Kriege gegen Karl den Großen, bei all den Verhandlungen und Friedensschlüssen war von dieser Versammlung nie die Rede. Wenn sie überhaupt bestand, so hatte sie damals wenigstens keine politische Bedeutung. Das Volk schied sich in vier Stämme: Westfalen bis zur Wasserscheide zwischen Rhein und Weser, Engern auf beiden Seiten der Weser, Ostfalen von der Ocker und Leine bis zur Elbe, Nordleute in Holstein. Jeder Stamm zerfiel wieder in Gaue[1]), und die Gaue in Gemeinden. Die politische Gliederung war so locker und wechselnd wie in der Urzeit. Weder das ganze Volk noch die vier Stämme handelten als politische Einheiten. Im Frieden hatten sie keinen Häuptling und auch in diesen Kämpfen scheint nur selten ein Herzog über alle Westfalen, oder über alle Ostfalen, Engern, Nordleute gewählt zu sein. Karl hatte meist nur mit dem Aufgebot eines kleineren Gebietes zu kämpfen, aber seine Siege brachten deshalb auch keine Entscheidung.

Der Feldzug von 772 wurde veranlaßt durch die an der offenen und lang ausgedehnten Grenze nie ruhenden Raubzüge, erst 774 und 775 begann der eigentliche Eroberungskrieg. Der Feldzug von 775 war ein großartiger Erfolg. Karl drang bis an die Ocker, brachte den ganzen Sommer im Lande zu und war in fast allen Zusammentreffen siegreich. Die Siegburg an der Ruhr und die Eresburg an der Diemel, die er den Sachsen entriß, bildeten die Stützpunkte seiner Unternehmungen. 776 griffen die Sachsen wieder an, während Karl in Italien war, doch kehrte er noch rasch genug von dort zurück, um sie zu züchtigen, und 777 hielt er zum ersten Male die große Volksversammlung und Heerschau des Reichs mitten im Sachsenland

---

[1]) Noch heute lassen sich gewisse Unterabtheilungen des Stammes unterscheiden. So sondert sich noch heute eine Gruppe von westfälischen Dörfern von den anderen dadurch, daß sie zwischen den Pferdeköpfen des Hausgiebels einen Morgenstern haben.

bei Paderborn. Große Scharen des Volkes hatten sich in diesem Jahre förmlich ergeben, und das Land galt als unterworfen, aber während des spanischen Zuges 778 trieben die Sachsen die Missionare und die Anhänger Karls aus dem Lande und verwüsteten das fränkische Gebiet am rechten Rheinufer. Im folgenden Jahre stellte Karl seine Herrschaft wieder her und 780 hielt er zum zweiten Mal die Reichsversammlung im Sachsenlande (bei Lippspringe). Dann zog er noch an die Elbe und hielt sich längere Zeit in einem großen Lager bei Magdeburg auf.

Im folgenden Jahre war er in Italien, aber 782 zog er zwei Mal nach Sachsen. Im Frühjahr hielt er wieder bei Lippspringe die Reichsversammlung ab und ernannte Grafen für die Gaue, wie er schon früher Priester und Bischöfe für die Missionsbezirke berufen hatte. Aber als er an den Rhein heimkehrte, kam es zu einem Aufstande, bei dem eine fränkische Abtheilung am Süntel (an der Weser) vernichtet wurde. Karl kehrte zurück, brach den Widerstand fast ohne Kampf und erzwang, daß ihm 4500 Männer als Urheber des Aufstandes ausgeliefert wurden. Er ließ ihnen sämmtlich das Haupt abschlagen, an einem Tage, am Ufer der Aller, bei Verden. Das formale Recht war auf seiner Seite, die Sachsen hatten sich unterworfen, hatten Treue geschworen und hatten die Treue gebrochen. Aber es war doch eine entsetzliche That, wie die deutsche Geschichte deren keine zweite kennt. Karl ließ sich durch seinen Zorn fortreißen, und wenn er gehofft hatte, die Sachsen durch Schrecken zu bändigen, so irrte er sich. Größere Massen als je sammelten sich, als Widukind nun das Volk zur Rache aufrief.

Widukind war einer von den westfälischen Edeln und die Seele des Widerstandes gegen die Franken. Er war in mehreren Kämpfen der Führer oder Herzog der Sachsen, die sich zum Kampfe vereinigten, aber er hatte keine amtliche Befugnis über ein größeres Gebiet. Siegte Karl, so floh Widukind zu den Nordleuten oder weiter zu den Dänen, kehrte Karl an den Rhein zurück, war er in Italien oder Spanien beschäftigt, so erneute Widukind den Kampf. 783 siegte Karl bei Detmold und dann in einer großen Schlacht an der Hase, 784 machte er erst einen Sommerfeldzug an die Ocker und dann noch einen Winterfeldzug. Als die Anstrengung zu groß wurde, nahm er in der Eresburg Winterquartiere und machte von dort aus Streifzüge nach allen Seiten. 785 hielt er dann zum vierten Mal den Reichstag in Sachsen, in Paderborn. Zu dem Reichstage kamen

die Männer des Heerbanns und die Großen mit ihren Vassallen. Da sah man weltliche Große und hohe Geistliche aus Italien, aus Südfrankreich, vom Rhein und von der Donau. Da kamen die Gesandten von den fernen Staaten, von dem Kaiser, den Arabern, den Beneventanern, und sie kamen in seltsamen Aufzügen und mit nie gesehener Pracht. So gaben diese Reichstage eine großartige Vorstellung von der Macht des Frankenkönigs und trugen viel dazu bei, die Sachsen davon zu überzeugen, daß ihr Widerstand nutzlos sei, und auch davon, daß es eine Ehre sei und keine Schande, einen so glänzenden Herrn zum König zu haben.

Es unterwarfen sich denn jetzt auch Widukind und sein Freund Abbio. Nachdem ihnen Geiseln für ihre Sicherheit gegeben waren, kamen sie nach Attigny bei Reims an Karls Hof und ließen sich taufen. Von da ab trat Widukind nicht wieder gegen Karl auf, und sieben Jahre lang war das Land überhaupt ruhig. Die Sachsen leisteten dem Könige Heerfolge gegen Baiern, Avaren und Böhmen, und in Bremen konnte der heilige Willehad seine Kirche wieder aufbauen und ebenso andere Missionare an vielen anderen Orten. Im Jahre 793 aber erhoben sich die Sachsen noch einmal, und alle bisherigen Erfolge schienen in Frage gestellt. Drei Jahre hinter einander 794, 795, 796 zog Karl selbst mit großen Heeren durch das Land und wurde dabei von den Slaven unterstützt, aber noch immer sah er kein Ende ab. Da entschloß er sich 797, nachdem er im Sommer bis an die Nordsee gezogen war, noch einmal in Sachsen zu überwintern. An der Weser, im Kreise Höxter schlug er das Lager auf, an dem Orte, der noch heute Herstelle genannt wird, verwüstete von dort aus das Land nach allen Seiten, und auch die Nordalbinger mußten sich fügen. Von da ab war die Macht des Volkes gebrochen, es kam zwar auch noch in den folgenden Jahren zu einigen Kämpfen, aber die Herrschaft Karls war gegründet. Sie zu sichern führte er große Scharen von Sachsen aus dem Lande, so 804 alle Bewohner des Gau Wigmodi (Bremen), aus anderen Theilen den dritten Mann, aus anderen nur einzelne. In einige Gegenden wie in das heutige Holstein drangen damals Slaven ein, in anderen ließen sich Ansiedler vom Rhein her nieder.

Doch bestand Karls Herrschaft in manchen Gegenden auch jetzt noch mehr nur dem Namen nach, und die Priester, welche das Christenthum predigten, sowie die Männer, welche entschieden Karls Partei nahmen, hatten ein schweres Leben. Kunde davon geben uns

noch zwei Urkunden, durch welche Karl zwei sächsischen Edeln, die, weil sie Karl anhingen, aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, ein Gebiet an der Fulda schenkte, dort wo sie unterhalb Kassel dem Zusammenfluß mit der Werra sich nähert. Asci hieß der eine, Bennit der andere. Sie rodeten den Wald, und aus ihrer Ansiedlung erwuchsen Dörfer, die noch heute bestehen und noch heute ihren Namen tragen, Escherode und Benterode.

Die politischen Einrichtungen der Sachsen waren im wesentlichen nicht anders wie zur Zeit des Tacitus. Der gesellschaftliche Zustand und die Cultur des Landes hatten dagegen Fortschritte gemacht. Die Stände waren fast künstlich von einander geschieden. Die Freien zerfielen in Adlige, Freie und Liten. Die Liten waren so gedrückt, daß man versucht ist, sie zu den Unfreien zu rechnen. Der Herr trug sogar die Verantwortung, wenn ein Lite auf seinen Befehl ein Verbrechen beging. Aber sie zählten trotzdem zum Stande der Freien und hatten theil an dem politischen Leben der Nation. Dieser Zustand der Gesellschaft hat nichts Ursprüngliches, weist vielmehr auf eine lange Entwicklung hin, deren Ergebnis er darstellt, und eben darauf deutet auch die Härte des Strafrechts [1]). Eine große Reihe von Handlungen war mit Todesstrafe bedroht, wie Mord, Meineid, Diebstahl von Pferden und Bienen und außerdem auch die Ehe zwischen Angehörigen verschiedener Stände: Adligen, Freien und Liten. Diese letzte Bestimmung ist sehr auffallend, die Stände standen sich darnach schroffer gegenüber wie sonst fremde Stämme. Wenn in einem Staate Bruchtheile mehrerer Stämme vereinigt waren, so hielten manche wohl die Sitte fest, nur im Stamme zu heirathen, aber mit Strafe wurde es nicht belegt. Nur in dem Verbote der Ehe zwischen Westgothen und Römern findet jenes Gesetz eine Analogie, aber auch dieses gothische Gesetz ist leichter zu verstehen. Das Volk der Sachsen muß sonderbare und schwere Entwicklungen durchgemacht haben, ehe es dazu kam.

Karl ließ die Gesetze der Sachsen aufschreiben und dabei mit Rücksicht auf die neuen Verhältnisse umarbeiten. Wiederholt war er zusammen mit seinen Großen daran thätig. Diese Gesetze bedrohten ebenfalls zahlreiche Handlungen mit Todesstrafe, namentlich Ver-

[1]) Nicht blos in der Angabe über die Versammlung zu Markloh, sondern auch in den Verhandlungen mit Karl dem Großen und in seinen Gesetzen wurden sie als solche behandelt.

gehungen gegen die Priester und die Gebote der Kirche. Sogar alle die, welche an einem Fasttage Fleisch aßen, sollten sterben. Man hat deshalb Karl der Grausamkeit angeklagt und gesagt, seine Gesetze seien mit Blut geschrieben: allein die meisten Gesetze, welche den Tod als Strafe androhten, enthielten altes Recht, oder sie übertrugen die Bestimmungen über den Schutz der heidnischen Tempel auf die christlichen Kirchen oder sie verfügten doch im Geiste dieses alten Rechts. Dabei ist auch zu beachten, daß Karl diese Bestimmungen für Sachsen nicht als erobernder Gewalthaber erließ, sondern so wie für die Franken, mit dem Beirath der Großen, und zwar auch der sächsischen Großen.

Der Kampf mit den Avaren.

Gleichzeitig mit diesem letzten Kampfe in Sachsen hatte Karl mit den Avaren zu kämpfen, deren Nachbar er seit dem Siege über die Baiern geworden war.

Die Avaren hatten in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts den Südosten Europas mit Schrecken erfüllt. Sie waren ein den Hunnen verwandtes Volk, waren wie jene Land und Beute suchend vom Kaspischen Meere an die untere Donau und nördlich von den Karpathen bis an die Elbe vorgedrungen und hatten dann zuletzt ebenfalls in den Ebenen Ungarns eine mächtige Herrschaft aufgerichtet. Ihre Zahl war ursprünglich nicht sehr groß, aber wie sie siegten fanden sie Zuzug, und die Slaven, welche schon damals das heutige Ungarn, Bosnien, Serbien und Kroatien erfüllten, waren in kleine Gemeinwesen zersplittert. Die Avaren hatten dagegen in dem Khakan ein Oberhaupt mit unbedingter Gewalt. Für gewöhnlich mochte jeder thun und lassen was er wollte; aber auf den Ruf des Khakan sammelte sich alsbald die ganze Kraft des Volkes. Sie waren ein Reitervolk, im Sturm jagten sie gegen den Feind, überschütteten ihn mit einem Schauer von Pfeilen und Wurfspeeren, jagten zurück, kehrten wieder und wiederholten dies so lange, bis der Gegner ermattet schien, seine Reihen lockerte und die Gelegenheit zum entscheidenden Angriff bot. Oft wandten sie sich auch scheinbar zur Flucht und wenn dann einzelne Haufen der Feinde die Verfolgung eifriger aufnahmen und von den anderen sich lösten, dann wandten sie sich zurück, ritten nieder was zunächst stand und brachen in die Lücke ein, welche durch den Vormarsch jener Haufen entstanden war. Als

Fußvolk benutzten sie die unterworfenen Slaven, die einen als Leichtbewaffnete, andere in schwerer Rüstung. Von den Persern und Arabern erhielten sie Männer, die Kriegsmaschinen zu bauen und zu bedienen verstanden, und im Jahre 626 waren sie nahe dabei, die Mauern Konstantinopels zu brechen.

Ihre Waffen waren einfach aber gut. Um 600 hatten die meisten Helme und Panzer, die Vornehmen aber legten auch ihren Pferden Panzer aus Eisen oder Leder an. Aus allen Ländern schleppten sie Beute und Sklaven zusammen, besonders aus dem oströmischen Reiche. Der Khakan gefiel sich darin diesen glänzendsten aller Herrscher durch immer neue Forderungen zu ängstigen und zu demüthigen. Lange Zeit zahlte ihm der Kaiser jährlich 100,000, zeitweise sogar 200,000 Goldsolidi Tribut. Glücklicher kämpften die Langobarden gegen sie, aber bisweilen wurden auch große Theile ihres Landes furchtbar geplündert. Die Beute häuften die Avaren in eigenthümlichen Festungen auf, die von den Deutschen Ringe genannt wurden. Es waren runde Wälle, die einen ungeheuer großen Raum einschlossen. Der Wall bestand aus zwei Reihen von Pfählen, die zwanzig Fuß hoch und zwanzig Fuß von einander entfernt waren. Der Raum zwischen ihnen war mit Erde und Steinen ausgefüllt, und Bäume waren darauf gepflanzt und wurzelten in dem Gefüge. Solcher Ringe gab es neun, zwischen ihnen lagen die Dörfer oder Gehöfte, und zwar so, daß man ein Horn von einer Wohnung zur andern hören und so eine Botschaft rasch von einem Ende des Reichs bis zum andern senden konnte.

In der zweiten Hälfte des siebenten und im achten Jahrhundert verfiel die Macht des Volkes. Die einheitliche Leitung hörte auf. Neben den Khakan kam der Jugur auf als ein zweites Oberhaupt und außerdem viele kleine Häuptlinge. Gefährlicher war, daß die Slaven und die Bulgaren das Joch abschüttelten. Als Karl der Große sie angriff, hatten sie zwar noch manche slavische Stämme unter ihrer Botmäßigkeit, und ihre kriegerische Kraft war noch groß[1]: aber ihre Blüthe war vorbei, es war ein sinkendes Volk. Die Grenze gegen das fränkische Reich bildete im allgemeinen die Ens, die unterhalb Linz in die Donau fließt. Ueber diese Grenze war

[1] Von den Vornehmen waren manche verweichlicht in den Genüssen der reichen Beute, aber die Masse war in der alten Roheit und also auch in der alten Kraft.

oftmals Streit, und 791 überschritt sie Karl mit zwei großen Heeren. Die Sachsen und Friesen kamen durch Böhmen heran und rückten dann auf dem linken Ufer der Donau vor, das andere Heer marschirte auf dem südlichen Ufer. Die alten Römerstraßen bildeten ihre Wege, und auf dem Strome führte eine Flotte den Kriegsbedarf mit. So drang Karl bis über die Raab und verwüstete einen großen Theil des Landes, aber er überzeugte sich, daß es zum vollständigen Siege noch weiterer Anstrengungen bedürfe. Den Winter blieb er deshalb in Regensburg, um dem Kriegsschauplatz nahe zu sein, und neben den allgemeinen Reichsangelegenheiten beschäftigten ihn auch die Zurüstungen zu dem neuen Feldzuge. Namentlich ließ er eine Schiffbrücke bauen, die ihm auf der Donau folgen sollte. Allein nun erhob sich in Sachsen wieder der Kampf, und die Aufständischen schickten auch Boten an die Avaren, um sich des mächtigen Feindes gemeinsam zu erwehren. Karl blieb jedoch die beiden folgenden Jahre in Regensburg, immer noch hoffend, daß seine Feldherren die Sachsen zur Ruhe bringen würden, und er den Feldzug gegen die Avaren ausführen könnte. Außerdem beschäftigten ihn wichtige kirchliche Angelegenheiten, dann eine Verschwörung, an deren Spitze sein ältester Sohn Pippin der Bucklige stand, italienische und spanische Kämpfe, und endlich unter all den laufenden Geschäften auch der Plan eines zweitausend Schritt langen Kanals zur Verbindung von Rednitz und Altmühl und dadurch von Main und Donau. Das Werk kam nicht völlig zu Stande, Karl setzte zwar durch, daß er in seinem Schiffe aus der Donau in den Main fuhr, aber streckenweis mußte es über Land gezogen werden. Das Wetter war für die Arbeit ungünstig, unter dem Einfluß des anhaltenden Regens rutschten die Wände des Grabens wieder ein. Unterdeß hatte der sächsische Aufstand solche Ausdehnung gewonnen, daß Karl sich entschließen mußte, selbst dagegen aufzubrechen und den Kampf gegen die Avaren seinen Söhnen und Feldherren zu überlassen. Im Jahre 795 hatte er dann die Freude, in seinem Lager in Sachsen Gesandte eines Tudun oder Häuptlings der Avaren erscheinen zu sehen, welche erklärten, daß ihr Herr sich unterwerfen und Christ werden wolle, und im folgenden Jahre drang sein Sohn Pippin mit dem Heerbann der Langobarden und Baiern tief in das Land der Avaren ein. Er jagte sie über die Theiß zurück, eroberte ihre Königsburg und erbeutete in derselben einen unermeßlichen Schatz an Gold und Silber, den die Avaren auf ihren Raubzügen aus aller Welt zusammen

gebracht hatten. Diesen Schatz sandte er nach Aachen, wo Karl den Winter zubrachte. Karl verehrte davon reiche Geschenke an den Papst, das andere aber vertheilte er an seine Vassallen, damit sie seine Milde priesen und ihm mit neuem Eifer in die schweren Feldzüge folgten. In den folgenden Jahren wurde noch einige Mal mit den Avaren gekämpft, aber ihre Kraft war gebrochen, und sie waren nicht mehr im Stande sich der Slaven zu erwehren, die sie umgaben.

Karls Weltstellung und die Erwerbung der Kaiserwürde.

Je mehr Siege Karl gewann, desto größere Aufgaben wurden ihm gestellt: alles wandte sich an ihn. So kam 797 ein Fürst der spanischen Araber nach Aachen und gab sich mit seiner Stadt Barcelona in seinen Schutz. Karl ließ deshalb seinen Sohn Ludwig ein Heer über die Pyrenäen führen, während er selbst nach Sachsen zog. In demselben Jahre kam ein Fürst der Araber aus Mauritanien nach Aachen und eine Botschaft des Kaisers aus Konstantinopel, während Karl Gesandte nach Bagdad abschickte. In dem Winterlager an der Weser empfing er dann seinen Sohn Pippin aus Italien, Ludwig aus Spanien, Gesandte der Avaren aus Ungarn und des Königs Alphons von Asturien und Gallicien, der ein aus den Splittern des Westgothenreichs entstandenes kleines christliches Reich beherrschte, und endlich beschäftigten ihn hier an der Weser auch wieder die Angelegenheiten Mauritaniens. In den folgenden Jahren war es ähnlich. Gesandte der Slaven und Gesandte des Kaisers, Klagen der balearischen Inseln über maurische Seeräuber, Grüße und Geschenke von dem Patriarchen zu Jerusalem, Waffen von den durch seine Grafen besiegten Rebellen in der Bretagne und die Schlüssel der Stadt Husca in Spanien wurden vor ihn gebracht. Nach allen Seiten gingen seine Boten, zogen seine Heere, und von allen Seiten kamen Siegesnachrichten. Schlecht waren die Wege, und Monate gebrauchte der Reisende für die Entfernungen, die jetzt in Tagen zurückgelegt werden; aber Karls Energie überwand alle Hindernisse, und wer in seine Nähe kam und ihm dienen wollte, der mußte seine ganze Kraft aufbieten. Schon der Schrecken seines Namens wirkte mehr als anderer Könige Heere.

Von allen Geschäften aber, die an ihn herantraten, war ihm keins wichtiger als diejenigen, welche sich aus seiner Stellung zu der Kirche ergaben. Karl sah es als sein Recht an, die Kirche zu leiten

und nicht blos die äußere Ordnung derselben zu überwachen, sondern auch die Lehre. In den germanischen Reichen war die Kirche Landeskirche, und seit die Franken den Schutz des allgemeinen Bischofs übernommen hatten, und nun gar seit Karl Italien zu seinem Reiche hinzugefügt hatte — da war die allgemeine Kirche eine Landeskirche des fränkisch-langobardischen Reiches geworden. Freilich war für dies Verhältnis nicht die römische, sondern die fränkische Auffassung von der Stellung der Kirche im Staate maßgebend, und die fränkische Kirche hatte immer eine größere Selbständigkeit genossen: allein es gab doch keine feste Schranke für den Einfluß des Königs auf die Kirche, und Karl dehnte ihn sehr weit aus. Dem Papste ließ er fast die Stellung eines überaus heiligen und zu gewissen Handlungen allein berechtigten Rathgebers. Als ihm einmal Bedenken darüber aufstießen, ob er als Laie einen solchen Einfluß in kirchlichen Dingen ausüben dürfe, rechtfertigte er sich mit der Erinnerung an das Beispiel des frommen Königs Josia, der die verfallene Kirche des Volkes Israel erneuert habe. Unter solchen Verhältnissen mußten die universellen Ideen, welche in der Kirche und dem Papstthum lagen, in das fränkische Reich eindringen, und sie führten Karl dahin, den Titel eines Römischen Kaisers anzunehmen.

Dies Ereignis brachte Karl zunächst keinen unmittelbaren Zuwachs an Ländern und Rechten, aber indem es die Entwicklung abschloß, das gewonnene Ergebnis feststellte, eröffnete es eine neue Periode der Geschichte. Groß ist die Bedeutung der Form im Leben der Völker, und die hier durch Karl den germanischen Völkern errungene Form hat sich noch in unseren Tagen wirksam erwiesen, das Widerstreben zu überwinden, das selbständige Staaten immer empfinden, einen Theil dieser Selbständigkeit zu Gunsten eines andern aufzugeben. Aber in den Darstellungen der Zeitgenossen fand die Bedeutung des Vorgangs nur einen sagenhaften Ausdruck. Namentlich war dabei der kirchliche Sinn der Zeit thätig und steigerte den Antheil, den der Papst daran hatte, in ähnlicher Weise wie bei der Erhebung Pippins zum Könige, und im späteren Mittelalter bildete diese Sage einen der fruchtbarsten Stoffe für die Parteischriften im Kampfe zwischen Kaiser und Papst. Zum Glück ergänzen und korrigiren sich die gleichzeitigen Nachrichten so weit, daß einige Thatsachen hervortreten, von denen aus die Grundzüge des Bildes mit Sicherheit zu gewinnen sind.

Kaiserliche Politik vor der Erwerbung der Würde.

Karl hatte sich anfangs nur mit Widerstreben in die italienischen Verhältnisse gemischt, aber als er es that, da trat er auch sehr fest auf und nahm eine wirkliche Herrschaft in Anspruch. Darüber kam es zu Verhandlungen und Kriegen mit dem Papste, den Herzögen von Benevent und dem Kaiser von Konstantinopel. Alle mußten sich fügen, nur der Kaiser hatte eine ebenbürtige Macht und war Karl an Rang überlegen. Karl erkannte das selbst an. Es war das nicht nur eine Nachwirkung von der ehemaligen Stellung der Germanen zu dem Kaiser, es ruhte das noch mehr auf der stillen Gewalt des Glaubens an die Prophezeiung Daniels, daß das römische Weltreich dauern solle bis an das Ende der Tage. Karl kannte diese Lehre sehr wohl. Das Buch des heiligen Augustin über den Gottesstaat, in welchem sie besonders nachdrücklich verkündet wurde, war seine Lieblingslectüre, und diese Lehre bildete damals auch allgemein die Grundlage für jeden Versuch, die politischen Verhältnisse der Zeit denkend zu erfassen. So lange die Welt bestand, mußten darnach alle Staaten dem römischen Kaiser unterworfen sein, und so war also auch Karl wenigstens der Idee nach dem Kaiser unterthan, so lange er nicht selbst theil hatte an dem Kaiserthum.

Im Jahre 781 schien es zu einer nahen Verbindung zwischen den beiden christlichen Großmächten zu kommen. Die Kaiserin Irene, welche damals für ihren Sohn regierte, wurde von den Arabern auf das schwerste bedrängt, und gleichzeitig auch durch einen inneren Kampf. Sie hatte sich nämlich von der Partei der Bilderstürmer losgesagt und damit von allen denen, auf welche sich die früheren Kaiser gestützt hatten. Bei diesem Kampfe suchte sie einen Rückhalt an dem Papste und dem fränkischen Könige. Es war das damals, als Karl von Rom aus den ersten Schritt zur Unterwerfung Baierns that, daß sich ihm gleichzeitig diese große Aussicht im Osten zeigte. Auch eine Familienverbindung sollte das Band verstärken. Die Kaiserin warb für ihren Sohn um Karls Tochter Rotrude, und Karl sagte sie zu. Allein über die unteritalischen Lande und über den nach Konstantinopel geflüchteten Sohn des Langobardenkönigs Desiderius kam es bald wieder zu Streitigkeiten, und im Jahre 787 endeten die Verhandlungen mit der Auflösung der Verlobung. Der griechische Bericht sagt, die Kaiserin

Irene habe sie aufgelöst, der fränkische Bericht, Karl habe es gethan. Wie aber auch die Form gewesen sein mag, Karl zeigte in den folgenden Jahren eine große Erbitterung gegen die Kaiserin. Es ist nun überaus merkwürdig, wie er sie angriff. Es offenbarte sich dabei die ganze Rücksichtslosigkeit seines Wesens, aber auch die Großartigkeit seiner Pläne, die Weite seines Blicks.

Die Kaiserin hatte 787 eine große Synode nach Nicäa berufen, auf welcher die Verehrung der Bilder wieder hergestellt wurde. Auch der Papst war für diese Synode thätig gewesen, hatte durch Vertreter daran theil genommen und die Acten unterschrieben. Die höchsten kirchlichen und politischen Interessen des römischen Reichs waren damit verknüpft, daß die Beschlüsse dieser Synode als heilig und bindend anerkannt wurden. Denn der Streit hatte das Reich auf das furchtbarste erschüttert. Nun ließ aber Karl durch einen seiner Gelehrten eine theologische Abhandlung gegen jene Beschlüsse der Synode schreiben, die Libri Carolini, und sodann noch eine kürzere verfassen, eine Art Auszug aus der ersten, und durch seinen vertrauten Rath Angilbert dem Papste überbringen. Nur Gott dürfe man Verehrung erweisen, hieß es hier, nicht den Bildern, ihnen komme auch nicht einmal diejenige Verehrung zu, welche man den Reliquien der Heiligen erweise. Es sei thöricht Weihrauch und Lichter vor den Bildern anzuzünden. Karl wollte die Bilder nicht zerstören, aber er erklärte es für gleichgültig, ob man sie habe, oder ob man sie nicht habe; und es sei deshalb schweres Unrecht, daß die Synode von Nicäa diejenigen, welche den Bildern die Verehrung verweigerten, mit dem Anathem belegt habe. Liest man diese Erörterungen, so erhält man den Eindruck, daß sich hier wirklich eine andere Auffassung in der für den Kultus überaus wichtigen Frage der Bilder durchzusetzen suchte. Allein das theologische Interesse war keineswegs das treibende Moment, es wurde vorgeschoben, wurde so stark betont, weil die politischen Verhältnisse eine solche Waffe willkommen hießen. Die Theologen Karls blieben ja auch auf halbem Wege stehen und gingen in ihren Behauptungen durchaus nicht bis zu dem Punkte, auf dem sie erst eine practische Wichtigkeit erhielten, sie unternahmen es nicht die Bilderverehrung zu beseitigen.

Der Papst kam durch die Schriften und Angriffe Karls in große Verlegenheit, aber er blieb fest und ließ sich nicht zum Werkzeuge gegen die von ihm freudig begrüßte und unterstützte Synode erniedrigen. Doch hütete er sich wohl, etwas von den politischen

Motiven Karls zu merken und suchte nur zu beweisen, daß seine Angriffe gegen die Synode auf einem Misverständnis ihrer in griechischer Sprache gefaßten Beschlüsse beruhten. Die Synode habe keineswegs eine göttliche Verehrung der Bilder befohlen, sondern sei ganz und gar in den Schranken des altüberlieferten, rechten Glaubens geblieben. Trotzdem setzte Karl den Kampf gegen die Reformsynode der Kaiserin Irene fort und namentlich versuchte er 794 aus den hohen Geistlichen seines Reiches eine Synode zu bilden, die sich an Glanz und Zahl mit der Synode von Nicäa messen könnte. Es war denn auch eine überaus glänzende Versammlung von etwa dreihundert Mitgliedern, wie sie noch nie im fränkischen Reiche gehalten worden war, und auf derselben wurde nun der Grundgedanke jener Streitschriften zum Beschluß erhoben und der Beschluß der Synode von Nicäa über die Bilderverehrung ausdrücklich verworfen. Auch Vertreter des Papstes waren auf der Synode und mußten sich an ihrem Beschluß betheiligen, obgleich sie sich einst an den Beschlüssen von Nicäa betheiligt hatten. Sonst ging Karl jedoch gegen den Papst nicht vor, sprach ihm auch nicht einmal einen Tadel aus, obwohl er ihm doch bei der damaligen Stellung des Papstes einen großen Theil der Verantwortung für jene Beschlüsse und ihre Verbreitung hätte zurechnen müssen. Schon daraus ersieht man, daß dieser Kampf weniger aus theologischem Interesse geführt wurde, als aus Rivalität gegen den Kaiser. Noch helleres Licht gewinnt diese Thatsache durch mehrere Aeußerungen in den Libri Carolini. Da wird deutlich, daß Karl dem Kaiser das Recht nicht zugestehen wollte, eine von ihm berufene Synode eine allgemeine zu nennen. Scheinbar waren es nur sachliche Gründe, mit denen er gegen diesen Anspruch der Synode vorging, daneben wurde er aber nicht müde die Anmaßung des Kaisers zu geißeln. „Gern überschreitet der gebrechliche Mensch die Grenzen, die ihm gesteckt sind; aber je mehr er sich überhebt, desto mehr entfernt er sich von dem, der in der Höhe thront und herab sieht auf das Treiben der Kleinen hier unten". „Gewisse Könige (quidam reges) haben Synoden gehalten", sagte er sogar von den Kaisern. Er fühlte sich berufen, als Vertreter des Abendlandes die aus dem Orient kommende Ketzerei zu bekämpfen. Es waren politische Gründe, die ihn diese theologischen Waffen führen ließen.

Theilweise waren es wohl politische Tagesinteressen, Aerger über den Abbruch der Verhandlungen, Streit um die unteritalischen Lande rc.;

aber es mischte sich auch ein allgemeineres Interesse ein. In diesem Protest gegen die Befugnis des Kaisers eine allgemeine Synode zu berufen, in dem Versuche mit den Bischöfen seines Reichs eine Synode zu bilden, die der anderen ebenbürtig sei, lag der Anspruch auf eine Gleichstellung mit dem Kaiser von Konstantinopel, und darin lag zugleich die welthistorische Bedeutung dieser Verhandlungen und Streitschriften. Aber von höchster Bedeutung war ferner auch das Verhältnis, das Karl dabei dem Papste gegenüber einnahm, wie er sich selbst als den Wächter des Glaubens fühlte. Der Papst ward erst nachträglich gefragt, und auch dann wurde seine Stimme nicht gehört; vielmehr wurde er gezwungen an der Synode theil zu nehmen, welche jene frühere Synode verwarf, an welcher er auch theil genommen, und deren Beschlüsse er wiederholt gebilligt hatte. Karl behandelte ihn dabei als eine Großmacht in kirchlichen Dingen, bemühte sich ihn von den Griechen zu trennen und konnte ihn auch nicht sofort und ganz zu seinen Diensten zwingen; aber zuletzt mußte der Papst doch sehr erniedrigende Dienste thun. Und dabei mußte er sich auch behandeln lassen, wie der Diener von dem übel gelaunten Herrn. In jener durch Angilbert dem Papste überbrachten Schrift griff Karl die vom Papste acceptirten Beschlüsse mit so groben Wendungen an, wie: „Die Synode von Nicäa ist eben so verrucht wie jene, welche die Bilder zerschlagen ließ"; „es ist lächerlich und kindisch, wenn die Synode sagt . . .; es ist ganz absurd und thöricht". Der Papst Hadrian antwortete in demüthiger Milde und Vorsicht. Es ist ein Ton, wie man ihn in päpstlichen Schreiben gegen dogmatische Angriffe schwerlich wieder findet, und da es der anspruchsvolle und kühn um sich greifende Hadrian war, der so schrieb: so ist es ein doppelt gewichtiges Zeichen für die übermächtige Stellung, die Karl besaß.

Am kläglichsten offenbarte sich die Abhängigkeit des Papstes in seiner Antwort auf die Forderung Karls, die Griechen in den Bann zu thun. „Die Beschlüsse der Synode", schrieb er, „sind rechtgläubig, und die Griechen haben sie gefaßt, um in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Wie könnte ich vor Gottes Gericht bestehen, wenn ich so viel tausend Christenseelen in das Verderben zurückwiese?" Aber er fand einen Ausweg und beschloß sein Schreiben mit folgendem Anerbieten: „Ich werde den Kaiser ermahnen, daß er dem heiligen Petrus alle Güter und Rechte zurückgiebt, die er ihm vorenthält. Wenn er das dann nicht thut, so werde ich ihn für einen Ketzer erklären (haereticum eum decernemus)". Man denke, um

was es sich handelte. Nach mehr als fünfzigjähriger Trennung war die Kirche wieder geeint worden, und der Papst ging mit dem Gedanken um, die Trennung unter einem Vorwande zu erneuern, weil Karl es forderte. Es ist bezeichnend, was den Vorwand dazu hergeben sollte, nichts als ein Streit, wie ihn der Papst auch mit Karl selbst fast ohne Aufhören führte. Der Wille Karls herrschte, und dieser Wille war von kaiserlichen Gedanken geleitet, längst ehe er den Kaisertitel führte.

Zu der wirklichen Annahme der Kaiserwürde kam es dann durch eine jener Wirren, wie sie in Rom all die Jahrhunderte des Mittelalters hindurch wiederkehrten, so oft der Kaiser fehlte oder fern war. Beim Tode des Papstes Hadrian (Ende 795) wählte eine Partei Leo III., aber die Gegenpartei war stark, und es gehörte dazu auch die mächtige Familie des verstorbenen Papstes Hadrian. Leo suchte sich durch engen Anschluß an Karl den Großen zu stärken. Gleich nach der Wahl sandte er ihm die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus und die Fahne der Stadt Rom, dazu reiche Geschenke; auch bat er, Karl möge einen von seinen Großen nach Rom schicken, um das römische Volk den Treueid schwören zu lassen. Karl nahm das gnädig auf und sagte dem Papste viel freundliche Worte, zugleich aber nahm er ganz unzweideutig die Leitung der Kirche für sich in Anspruch, „der Papst solle für dieselbe beten". Er fühlte sich sogar berufen, den Papst zu ermahnen, ein sittenreines Leben zu führen und dem Volke ein gutes Beispiel zu geben, und zwar nicht nur so allgemein, sondern als derjenige, welcher zu solcher Ermahnung berufen und befugt ist.

Bald darauf gewannen die Gegner Leos die Oberhand, schlugen ihn während einer Procession zu Boden, warfen ihn unter vielen Mishandlungen ins Gefängnis und setzten ihn dann förmlich ab. Es schien dem Leo zu gehen, wie es zu König Pippins Zeit dem Papste Konstantin gegangen war, der erst über ein Jahr im Amte war, dann aber von seinen Feinden mit Waffengewalt gestürzt wurde und deshalb heute als Afterpapst angesehen wird. Leo war glücklicher. Es gelang ihm aus dem Gefängnis zu entfliehen, und seine Anhänger sendeten über diese Vorgänge Berichte an Karl, welche denselben mit Entrüstung und Mitleid erfüllten. Aber auch die Gegner waren thätig und rechtfertigten ihr Vorgehen mit der Anklage, daß sich Leo durch Unzucht und Meineid befleckt habe und deshalb abgesetzt sei. Das blieb nicht ohne Eindruck, und einflußreiche Männer in

Karls Umgebung dachten schon daran, einen neuen Papst zu wählen. Da kam Leo persönlich über die Alpen, suchte Karl im Feldlager bei Paderborn auf (August 799), ward von ihm als Papst behandelt und erreichte, daß Karl ihn durch einige seiner Großen nach Rom zurückführen ließ. Sie fanden keinen Widerstand, die Gegner Leos zauderten nicht, sich ihrem Richterstuhl zu stellen, und hier wurde nach einer mehrere Wochen hindurch geführten Untersuchung für Leo erkannt. Seine Gegner wurden darauf verhaftet, aber die endgültige Entscheidung hatte Karl sich selbst vorbehalten.

Ein Jahr lang ließ er Leo in dieser Erwartung schweben, erst Ende November 800 kam er nach Rom, begleitet von einer glänzenden Schar von geistlichen und weltlichen Großen aus allen Ländern seines Reichs. Diese Großen traten Anfang December mit dem Klerus und dem Adel in der Peterskirche Roms zu einem Königsgericht zusammen, dem Karl selbst präsidirte. Das Volk bildete den Umstand. Sieben Tage lang prüfte er so die Anschuldigungen, die gegen den Papst Leo vorgebracht wurden, dann ließ er ihn den Ambo in der Peterskirche besteigen und einen feierlichen Reinigungseid leisten.

Rom war damals vollständig in der Gewalt Karls. Die beiden Parteien, in die sich der Adel gespalten hatte, lagen zu seinen Füßen. Die Häupter derjenigen Partei, welche im Jahre 799 das Uebergewicht hatte, waren wegen schwerer Unthat verurtheilt, und von der Gnade Karls hing ihr Schicksal ab. Der Papst Leo aber und seine Partei hatten in langer Erwartung und Untersuchung lernen müssen, daß sie ihm allein ihren Sieg dankten. So war die Lage der Dinge, als Karl die römischen Großen und das Volk von Rom zusammentreten ließ, damit sie ihn, den König der Franken und Langobarden, zum Römischen Kaiser erwählten. Der Papst wirkte bei dieser Wahl nur mit als Bürger der Stadt Rom, wenn auch als weitaus der erste. Das war die Auffassung: Rom ist die Mutterstadt des Kaiserthums, seinen Bürgern steht es durch altes Recht zu, dem Erdkreis den Herrn zu geben. Freilich waren diese Bürger in der Ausübung dieses Rechts wie in allen anderen Stücken an den Willen ihres Herrn, des Königs Karl, gebunden, aber ohne ihre Mitwirkung war auf legitime Weise die kaiserliche Würde nicht zu gewinnen. Nach der Wahl folgte eine Handlung, deren Glanz jene Wahl fast ganz hat vergessen lassen. Am Weihnachtstage des Jahres 800, der nach damaliger Gewohnheit als Jahresanfang des Jahres 801 galt, krönte

der Papst Karl den Großen zum Kaiser und leistete ihm darnach die Adoration d. h. jene der göttlichen Anbetung nachgebildete Verehrung, wie sie bei den römischen Kaisern üblich gewesen war. Darnach salbte er einen der Söhne Karls zum Könige.

Doch glaubte Karl nun nicht, daß mit der Wahl genug geschehen sei, um die neue Würde ordnungsmäßig zu besitzen. Das römische Reich umfaßte das Abendland und das Morgenland. Die beiden Reiche waren auch in der Zeit der Trennung immer als Theile einer höheren Einheit gedacht, und seit es keinen weströmischen Kaiser mehr gab, war der Kaiser von Konstantinopel der Idee nach Kaiser des ungetheilten, wenn auch theilweise von Barbaren occupirten römischen Reichs. Karl fühlte deshalb, daß er nicht in aller Form Rechtens Kaiser sei, so lange ihm die Anerkennung des oströmischen Reiches fehlte. In Konstantinopel war man aber keineswegs gleichgültig gegen diese Erhebung eines Barbarenfürsten, um so weniger man sich verhehlen konnte, daß er die Macht, die der kaiserliche Name bezeichnete, thatsächlich besaß. Der größte Theil des oströmischen Reichs war dagegen in der Hand der mohammedanischen Khalifen und der heidnischen Slaven und Bulgaren. In Italien hatte der Kaiser fast nur noch nominelle Besitzungen. Der von Karl in Benevent eingesetzte Herzog Grimoald hatte sich zwar zeitweise an den Kaiser angeschlossen und hatte sich mit einer griechischen Prinzessin vermählt, hatte sie aber später wieder zurückgeschickt und eine selbständige Stellung zwischen den beiden Großstaaten zu behaupten versucht. Auch Istrien und Dalmatien hatte Karl schon zum Theil gewonnen und um 800 erwartete man, daß er Sicilien besetzen werde. Selbst im Orient sah sich der Kaiser durch das steigende Ansehen der Franken bedroht. Gerade in den Tagen der Kaiserkrönung kamen Boten des Patriarchen von Jerusalem und überbrachten Karl die Schlüssel zum Grabe des Herrn und zum Kalvarienberge nebst einer Fahne. Das war das Zeichen, daß Jerusalem ihn als Schutzherrn ehrte.

Gewiß war es für den Kaiser ein Gewinn mit einem so mächtigen Nachbar zu dauerndem Frieden zu gelangen. Aber die Anerkennung der Kaiserwürde Karls schloß doch auch ein großes Opfer ein. Sie war ein förmlicher Verzicht auf die ideelle Oberhoheit und den höheren Rang, sodann ein grundsätzlicher Verzicht auf Italien und Rom. Bis dahin wurden aber auch die von den Langobarden und dann von den Franken besetzten Theile nur als zeitweise entfrembet angesehen, namentlich Rom selbst; und dieser Anspruch fand

auch eine gewisse Anerkennung. Sogar noch Papst Hadrian († 795) behielt in seinen Briefen an den Kaiser den Ton des Unterthanen bei. Und bei aller Bedrängnis hatte das Reich doch immer noch Kraft genug, um seinen alten Stolz aufrecht zu erhalten. Im Osten war das Khalifat, im Westen das Frankenreich übermächtig geworden; aber das römische Reich behauptete sich doch noch zwischen ihnen. Die Machtverhältnisse dieser drei Großstaaten beherrschten die christlich-mohammedanische Welt. Sie bildeten den Boden und schufen die Bedingungen, auf dem und unter denen Karl dem Kaiser die Anerkennung als Genosse am Kaiserthum abzuringen suchte.

Die mohammedanischen Staaten zu Karl des Großen Zeit.

In Bagdad regierte damals Harun al Rashid, den die fränkischen Chronisten den Perserkönig Aaron nennen, der Held eines großen Theils der Erzählungen von 1001 Nacht. Vom Indus bis nach Aegypten gebot er als Herr, mit Karl dem Großen im Westen und dem Kaiser von China im Osten wechselte er Gesandte. Unzweifelhaft war er ein Fürst von großer Kraft, aber mit allen Zügen eines orientalischen Despoten. Ein Menschenalter stand die Herrschaft der Abbassiden. Ihre Hauptstadt Bagdad, durch das Machtwort eines Despoten gegründet und mit großen Massen bevölkert, glänzte in dem Reichthum, der aus den Steuern der Ungläubigen, den Tributen der abhängigen Landschaften und aus der Beute der glücklichen Kriege hier zusammenströmte, und Dichter, Künstler und Gelehrte fanden hier Ehre und Lohn. Was die griechisch-orientalische Kultur nur bot, das ward hier vereinigt. Die Geldkraft des Staates war sehr groß. Die regelmäßigen Einnahmen betrugen nach dem Rechnungsbuche 400 Millionen Dirham oder fast eben so viel Franken; viele von den Privatleuten hatten ganz ungeheure Reichthümer, und was man sonst von der Pracht des Khalifen hört, von der Masse seiner Söldner, der Ausdehnung seiner Unternehmungen, das entspricht dem. Gewaltig war auch die militärische Kraft des Staates. Im Jahre 806 z. B. zog Harun mit 135,000 Söldnern und großen Scharen von Freiwilligen gegen Ostrom zu Felde, und statt der einfachen Kriegsweise der ersten Zeit war jetzt Ordnung und Schulung in dem Heere der Araber. Nach dem Vorbilde der Römer warfen sie am Abend jedes Marschtages ein befestigtes Lager auf, und die Kunst der Belagerung war ausgebildet. Sie hatten eine eigene Abtheilung von

[illegible] Rettung. Die Bewaff- nung [illegible] der römischen Heere. Die einen [illegible] und lange Lanzen. [illegible] aufgestellt. Die Reiterei bildete [illegible] Beinschienen, Helm [illegible] hatten einige Abthei- lungen [illegible] Schilde. Ganz über- [illegible], ihre Kamele [illegible]. Berühmt wurde auch [illegible]. In einem [illegible] Viereck erwarteten sie wohl den Angriff der Feinde [illegible], so brachen sie [illegible] war dies [illegible] Kriege, die auch unter [illegible] für die bei aller Ver- [illegible] Kraft des byzantinischen Reichs, daß [illegible].

Für das Abendland [illegible] in Afrika und Spanien ent- standenen und damals meist ganz unabhängigen Nebenländer des Islam wichtiger. Einige Zeit waren sie durch Bürgerkämpfe sehr geschwächt, und unter Karl dem Großen [illegible] deshalb von ihnen keine ernst- liche Gefahr. Sie beunruhigten nur das Grenzgebiet und die Inseln durch kleine Raubfahrten. Erst gegen die Mitte des neunten Jahr- hunderts, als Sicilien erobert wurde, gewannen diese Angriffe einen größeren Umfang. In Spanien verging seit der Eroberung kaum ein Jahr ohne Aufstand und Bürgerkrieg. Die Armee, welche das Land erobert hatte, bestand aus Berbern (Mauren) und aus Arabern ver- schiedener Stämme. Jede Gruppe stand gegen die andere. Diese Zustände hatten es auch möglich gemacht, daß Karl Martell den Arabern widerstehen konnte, [illegible] sie an den aufständischen Großen [illegible] die bedeutendste Unterstützung fanden. Am heftigsten tobte der Bürgerkrieg, als Abd Errahmann, der letzte Omejade, in Spanien landete. Zunächst gewann er den Thron von Cor- dova sehr schnell, aber dann verließ ihn ein Theil derjenigen, welche sich an ihn angeschlossen hatten, um mit ihm ihre Feinde zu besiegen, und im Jahre 777 begaben sich drei Häuptlinge nach Sachsen und suchten auf dem Reichstage zu Paderborn Karls Hülfe gegen Abd Errahmann. Dieser behauptete sich aber allen Feinden gegenüber, und sein Sohn Hischam, 788—796, konnte sogar wieder zum Angriff übergehen. Er überstieg die Pyrenäen und plünderte das Grenz-

gebiet, aber dauernde Eroberungen konnte er nicht machen, auch er hatte mit Aufständen zu kämpfen und noch mehr sein Sohn Hakam. 796—822.

Das oströmische Reich.

Das römische Kaiserreich, oder, wie damals die Franken sagten, das Reich der Griechen, bildete eine Fortsetzung des oströmischen Reichs, das im vierten und fünften Jahrhundert den Germanen zu erliegen schien, sich dann aber zu neuer Kraft erhob, weil die Germanen auf das weströmische Reich abgelenkt wurden. Wie dieses zerfiel, erwarben die oströmischen Kaiser, die nun die einzigen römischen Kaiser waren, sogar zwei große Provinzen des Westreichs, Italien und Afrika, und eine Zeit lang schien es, als würde auch Spanien wiedergewonnen werden. Diese Hoffnung erfüllte sich dann freilich nicht, und auch Italien wurde von Germanen, und Afrika von den Arabern wieder losgerissen; aber es wäre falsch, wollte man deshalb die Macht des Reiches gering achten. Seine Kräfte wurden nur an zu vielen Stellen in Anspruch genommen, und die despotische Verwaltung litt an ihren unausbleiblichen Früchten, dem ewigen Intriguenspiel, den Palastrevolutionen und den großartigen Betrügereien der hohen Staatsbeamten. Die Jahrbücher der Geschichte erzählen fast nichts als dergleichen Schreckensgeschichten, und das verleitet dazu, die Thatsache zu übersehen, daß das Land fähig blieb ungeheure Massen von Gold in den Staatsschatz und Vorräthe in die Magazine zu liefern. Bedeutende Theile des Reichs müssen also genügende Ruhe und Sicherheit genossen haben, um die Masse von Gütern hervorzubringen, aus denen jener Steuerertrag gewonnen ward. Aehnlich ist es mit dem Urtheil über das geistige Leben des Volkes. Es scheint aufzugehen in theologischen Zänkereien, in unfruchtbarer Gelehrsamkeit und dem kindischen Treiben der Parteien der Rennbahn. Unzweifelhaft ist auch in alle dem viel geistige Kraft verbraucht, aber es war doch Kraft vorhanden, und sie wurde auch keineswegs blos auf dieses unwürdige Treiben gerichtet. Wiederholt trotzten kühne Priester der Tyrannei der Kaiser, welche auch die Geister unter ihren Befehl beugen wollten, und Tausende halfen in stiller Arbeit ein gutes Theil der Cultur des Alterthums bewahren und einerseits den Arabern, andererseits dem Abendlande übermitteln.

Auch an kriegerischem Muthe fehlte es nicht. Der Kaiser

Heraclius verrichtete in seinem sechsjährigen Kampfe gegen den Perserkönig Chosroes Thaten, die für alle Zeit bewunderungswürdig bleiben, und gleichzeitig bewiesen auch die Bürger von Konstantinopel selbst braven Sinn. Ein Heer der Perser lagerte am Bosporus und im Bunde mit ihnen zog der Avarenfürst mit ungezähltem Volk von Norden heran und berannte die Stadt zu Wasser und zu Lande zehn Tage lang. Die Bürger hatten die Hauptlast der Vertheidigung, nur 12,000 Reiter konnte ihnen Heraclius zu Hülfe senden, aber trotzdem schlugen sie den furchtbaren Feind zurück und brachten ihm große Verluste bei. Aehnliche Gefahren und ähnliche Heldenthaten kennt die Geschichte dieses Jahrhunderts noch mehr. Gewiß war das Reich krank und alt. Ein Staat, der viele Kriege zu führen hat und sie mit Söldnern führt, der muß faul sein oder faul werden. Aber ein Volk kann unendlich viel aushalten, und hier kam die Ueberlegenheit der Cultur hinzu. Bis in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert reichte die Kraft des Staates aus, die von Osten in immer neuen Massen heranstürmenden Barbaren abzuwehren. Und vielleicht wäre das Reich auch im fünfzehnten Jahrhundert nicht unterlegen, wenn nicht das christliche Abendland im dreizehnten Jahrhundert seine Kreuzfahrer gesendet hätte, welche Konstantinopel erstürmten und durch ihre wüste Plünderung und ihr lateinisches Kaiserthum dem Staate einen Schlag versetzten, der schwerer war als alle, die es von Persern, Arabern, Türken, Avaren und Bulgaren empfangen hatte. Nach dem Falle von Konstantinopel lernte man im Abendland schmerzlich erkennen, welche Schutzwehr diese Stadt gebildet hatte. Bis etwa 600 blieb das Gebiet bis zur Donau im Besitz des Kaisers, von da ab aber wurden die Raubzüge der Kroaten, Serben, Avaren und Bulgaren über den Strom immer gefährlicher, und noch im Laufe des siebenten Jahrhunderts nahmen sie das Gebiet nördlich vom Balkan dauernd ein. Im Westen entstanden die Staaten der Serben und Kroaten, im Osten der der Bulgaren. Doch bildeten auch bei diesen die Slaven so sehr die Masse der Bevölkerung, daß die Bulgaren allmählich zu Slaven wurden. Unerschöpflich waren die Steppen Asiens, ein Nomadenvolk nach dem andern drängte nach Westen, enger und enger ward das Gebiet der Kaiser, trotz aller Siege mußte heute diesem morgen jenem Volke Tribut gezahlt werden: aber das Reich fand doch die Kraft, sich sowohl gegen diese Barbaren, wie gegen die mohammedanische Welt zu behaupten. Kleinasien, die Inseln und die Balkanhalbinsel südlich vom Kamm des Gebirges blieben den

Kaisern, dazu manche Küstenstädte in den von den Barbaren besetzten Landen. Viele von den Barbaren erkannten auch des Kaisers Oberhoheit an, und wenn das politisch ohne Bedeutung war, so erleichterte es doch den Eingang der Cultur zu den Barbaren, und hielt andererseits das Selbstgefühl der Kaiser aufrecht. Endlich war der Kaiser auch in den Kämpfen mit den Franken nicht immer sieglos geblieben, und zur See hatte er dauernd die Ueberlegenheit behauptet.

Die Lösung dieser Aufgaben, die oft großartige Machtentwicklung in den Kriegen und die Erinnerung an den alten Glanz wirkten zusammen, daß das Volk und seine Regenten trotz aller Bedrängnis das stolze Bewußtsein bewahrten, der eigentliche Träger der Cultur und der einzige wahre Staat zu sein. Der Kaiser hieß der „Herr der Welt“ und auf Araber und Franken sahen diese griechisch redenden Römer stolz herab.

Karls des Großen Bemühungen von Konstantinopel die Anerkennung seiner Kaiserwürde zu gewinnen.

Bei dieser Sachlage war es für Karl keine kleine Aufgabe, dem Hofe von Konstantinopel die Anerkennung seiner Kaiserwürde abzuringen. Anfangs schien ihm jedoch das Glück den Weg zu bahnen. Zu den leidenschaftlichen Parteikämpfen des Bilderstreits, welche den Staat Jahrzehnte hindurch zerrüttet hatten, und den Gefahren, welche von den Arabern drohten, war ein abscheulicher Kampf im Schooße der kaiserlichen Familie hinzugekommen. Die Kaiserin Irene, welche für ihren Sohn Konstantin regierte, wurde verbannt, dann gewann sie ihren Einfluß wieder, und als sie ihn aufs neue gefährdet sah, da ließ sie ihren Sohn überfallen und blenden. Unter diesen Umständen fanden Karls Forderungen geringeren Widerspruch, und im Jahre 802 hoffte er die letzten Schwierigkeiten dadurch aus dem Wege zu räumen, daß er der Kaiserin Irene seine Hand anbot. Sie war eine Athenerin und einst von großer Schönheit, damals aber wohl über vierzig Jahre alt. Zwanzig Jahre lang regierte sie das Reich als Vormünderin ihres Sohnes und nach der Blendung desselben herrschte sie allein 797—802. Sie wies Karls Antrag nicht zurück, aber einige mächtige Höflinge widersetzten sich, und während die fränkischen Gesandten noch in der Stadt waren und darüber verhandelten, ward Irene durch eine Palastrevolution gestürzt und auf

die Insel Lesbos in die Verbannung geschickt, wo sie den Rest ihres Lebens in kümmerlicher Weise fristen mußte.

Den Thron gewann Nikephorus, ein Mann, der die Würde des Reichs nach allen Seiten zu wahren suchte. Dem Khalifen kündigte er in einem drohenden Schreiben den Tribut, und daraus entstand ein Krieg, der bis 806 dauerte, und in welchem die Heere des Kaisers von Harun al Raschid wiederholt geschlagen und Kleinasien und Cypern schrecklich verwüstet wurden. Trotzdem weigerte sich Nikephorus hartnäckig, Karl als Kaiser anzuerkennen und ertrug lieber, daß Karl Venetien, Istrien und Dalmatien angriff, die Flüchtlinge aus dem Reiche bei sich aufnahm und ihn mit einem allgemeinen Angriffe von Westen her bedrohte, während er dem östlichen Gegner schon nicht mehr gewachsen war, und von Norden her die Bulgaren drohten. Dies Verhalten ist um so bezeichnender, als der Streit über die Grenze im Jahre 803 ausgeglichen wurde. Aber beim Abschluß des Friedens hatte Karl eine Anerkennung seiner Kaiserwürde gefordert, und acht Jahre später hatte er noch nicht einmal eine Antwort auf diese Forderung erhalten. Er erzählt das selbst in einem Schreiben, das er Anfang des Jahres 811 an den Kaiser Nikephorus schickte. Dies Schreiben zeigt, welch großen Werth Karl auf die Anerkennung Ostroms legte, und daß die schönen Worte seines Biographen Einhard über den Gleichmuth, mit dem er das stolze Benehmen der Byzantiner ertragen habe, eben nichts als schöne Worte sind. „Jedes Geschäft soll man im Namen Gottes beginnen, aber mehr als je müssen wir bei der Verhandlung, die wir jetzt mit einander führen, unsern Herrn und Heiland Jesum Christ um Schutz und Beistand anrufen, damit wir es zum erwünschten Ende bringen". Nach diesem Eingang erzählt er den Anlaß des Briefes. Es waren Gesandte des Nikephorus nach Italien gekommen, um mit Karls Sohne Pippin, der unter Karls Oberherrschaft die Krone Italiens trug und jene Kämpfe um Venedig u. s. w. mit dem Kaiser führte, zu unterhandeln. Als sie kamen, war Pippin gestorben (810 Juli), und Karl ließ deshalb die Gesandten vor sich führen, erledigte aber nicht nur das Geschäft, um deswillen sie gekommen waren, sondern versuchte durch sie die Unterhandlung um die Anerkennung des Kaisertitels wieder aufzunehmen. „Seit ich deinen Gesandten, mit denen ich im ersten Jahre deiner Regierung (803) den Frieden abschloß, einen Brief mitgab, stand ich gewissermaßen auf der Warte und lauerte in langer Erwartung, ob ich nicht durch einen Gesandten oder einen

Brief freundliche Antwort von deiner Brüderlichkeit (fraternitatis tuae) empfinge. Schon wollte mich die Hoffnung verlassen und Verzweiflung ergreifen, aber ich vertraute auf den, der die nie verläßt, die auf ihn harren. Ich vertraute, daß meine Arbeit nicht vergeblich sein werde, die ich auf diese Sache gewendet hatte, denn ich war überzeugt, daß Gottes Geist mich getrieben hatte sie anzufangen, und daß er nach dem Reichthum seiner Barmherzigkeit mir auch verleihen würde, sie zu Ende zu führen. So war ich denn hoch erfreut, als ich von der Ankunft jener Gesandten hörte, und hoffte nun endlich Gewißheit zu erlangen und eine Antwort auf meine damaligen Forderungen. So ist es denn auch geschehen. Die Gesandten waren zwar nicht an mich gerichtet, aber was sie sagten und was ihre Briefe enthielten, das stellte doch die Erfüllung eines guten Theiles meiner Wünsche dar. So danke ich denn dem allmächtigen Gott, daß er Euer Liebden Gedanken des Friedens in das Herz gegeben hat (cordi dilectionis tuae) und bitte, daß er, der das Wollen gab, nun auch das Vollbringen geben möge. Deshalb habe ich ohne Zaudern Gesandte an deine Brüderlichkeit abgeschickt".

Als diese Gesandten in Konstantinopel ankamen, lebte Nikephorus nicht mehr. Er war im Kampfe gegen die Bulgaren gefallen, deren drohender Angriff vielleicht die Ursache zur Nachgiebigkeit gewesen war. Der Zustand des Reichs war unendlich traurig, und der neue Kaiser Michael keineswegs ein Held. Trotzdem forderte und erhielt er für seine noch dazu sehr unvollkommene Anerkennung der Kaiserwürde Karls einen ansehnlichen Preis. Die Anerkennung bestand nur darin, daß Gesandte aus Konstantinopel Karl in Aachen als Kaiser begrüßten, und dafür überließ Karl die Seestädte Dalmatiens dem Ostreiche und gab auch Venedig auf. Karl ließ über den Frieden eine Urkunde aufsetzen und sie durch eine Gesandtschaft nach Konstantinopel bringen, damit er von dort eine gleichlautende Urkunde zurückempfange, unterschrieben von dem Kaiser und den Großen des Reichs. In dem Begleitbriefe, den die Gesandten an den Kaiser mitnahmen, kam das Gefühl der Freude, das er empfand, noch einmal zum starken Ausdruck: „Mit allen Kräften und mit ganzer Seele danken und preisen wir unseren Herrn Jesum Christum, den wahren Gott, daß er uns in seiner unaussprechlichen Güte mit so reicher Gnade überschüttet hat und es uns hat erleben lassen, daß der Friede aufgerichtet wurde zwischen dem östlichen Reiche und dem westlichen, den wir in all unseren Tagen so heiß ersehnt und so eifrig

gesucht hatten". Es ist das erste Mal, daß wir in den Briefen Karls die Benennung östliches und westliches Reich sehen. Vorher konnte er sie nie gebrauchen, ohne das peinliche Gefühl, daß der Bruder im Osten, der die Würde von Alters her besaß, von dieser Brüderschaft nichts wissen wollte.

Bald zeigte sich jedoch, daß die Anerkennung nicht ehrlich und endgültig gewesen war. In Konstantinopel nannte man Karls Nachfolger Ludwig gewöhnlich rex, König, und in einem amtlichen Schreiben von 824 redete ihn der griechische Kaiser an: „Dem lieben und geehrten Bruder Ludwig, dem Könige der Franken und Langobarden, der den Titel Kaiser führt". Er nannte ihn nicht Römischer Kaiser, und darauf kam es doch an, daß der Frankenkönig Antheil hatte an der Verheißung und dem Ruhme des römischen Reichs. Aber mit diesen kleinen Künsten konnten die Griechen doch die Thatsache nicht beseitigen, daß sich Karl der Große und seine Nachfolger fortan als legitime Kaiser ansahen und von der lateinischen Welt angesehen wurden. Karl war ganz befriedigt, er sah sich am Ziel. Die Sachsen, Langobarden, Baiern und Avaren hatte er besiegt, und den Arabern hatte er Furcht und Bewunderung eingeflößt. Jetzt war ihm auch dies gelungen, worauf er selbst den größten Werth gelegt hatte, und was auch wirklich allen seinen Thaten erst dauernden Werth und Einfluß verliehen hat. Es war ihm schwer geworden, und er stand am Ende seiner Tage.

In dem letzten Jahrzehnt seiner langen Regierung machte Karl keine großen Eroberungen mehr, aber doch verging kein Jahr ohne Krieg. 804 warf er den letzten Widerstand in Sachsen nieder, 805 brachen seine Heere in Böhmen ein und plünderten das Land vierzig Tage lang, 806 kämpften seine Heere auf fünf Kriegsschauplätzen, an der Elbe mit den Sorben, in Böhmen, im Mittelmeere mit den Mauren, die Corsica verwüsteten, in Dalmatien und Venetien mit den Griechen, und in Spanien ließ er Navarra und Pampelona wieder erstürmen, die zu den Mauren abgefallen waren. In den drei folgenden Jahren kämpfte er in ähnlicher Weise mit den Mauren, Dänen und Slaven. Sein Lieblingssohn Karl nöthigte den Dänenkönig an der Eider eine Verschanzung aufzurichten, und Karl gründete zur Sicherung der Grenze Itzehoe in Holstein und besetzte es mit Ansiedlern vom Rhein. In Spanien kämpfte unterdeß sein Sohn Ludwig unglücklich, und gegen Ende des Jahres besetzte der Emir von Saragossa Barcelona und Pampelona. Im Jahre 810 herrschte

der Krieg an fast allen Grenzen des Reichs. In der spanischen Mark konnte das alte Uebergewicht nicht wieder hergestellt werden, und Mauren plünderten Sardinien und Corsica. In Italien eroberte Karls Sohn Pippin Venedig, blieb aber zur See im Nachtheil gegen die Griechen. Die schwersten Gefahren endlich drohten im Norden. Die Dänen landeten in Friesland und siegten in drei Schlachten. Karl zog in Person gegen sie, wurde aber durch Verhandlungen mit dem Kaiser von Konstantinopel und dem Khalifen von Cordova zurückgerufen, ehe er die abziehenden Dänen angreifen konnte. Gleichzeitig lief die Kunde ein, daß die Wilzen die Grenzfeste Hobek an der Elbe (bei Gartow) erstürmt hätten. Zum Glück starb der Dänenkönig, und der Nachfolger schloß Frieden, um sich den Thron zu sichern. Im folgenden Jahre zog ein Heer gegen die Slaven in der Priegnitz, ein anderes nach Ungarn, ein drittes gegen die Brittonen. Ein Theil der Großen war unterdeß mit ihren Vassallen an der Eider, um den Frieden mit den Dänen zu schließen, und Karl selbst überwachte den Bau von Schiffen in den Nordseehäfen. In dem folgenden Jahre waren die Dänen durch innere Unruhen beschäftigt und erneuerten die Verträge mit Karl, aber gegen die Mauren und Slaven hatte er zu kämpfen.

Die Grenzgebiete, namentlich die Küsten und die Inseln, litten schwer unter diesem Kriegszustande. Karls Heere kämpften meist erfolgreich, aber vor Dänen, Slaven und Mauren konnte er die Grenzen des weiten Reichs nur mit Mühe vertheidigen, und auf dem adriatischen Meere behauptete die griechische Flotte die Ueberlegenheit. Die Flotte war der schwächste Theil in Karls Kriegsmacht, aber es war das nicht der einzige Mangel. Dänen, Slaven und Mauren machten aus dem Raubkrieg ihren Lebensberuf, und das fränkische Reich war ihnen gegenüber in ähnlicher Weise hülflos wie einst das römische Reich gegenüber den Germanen. Nur die Unterwerfung oder Cultivirung konnte helfen, dazu raffte sich Karl aber nicht mehr auf. Glückliche Umstände halfen ihm dann, daß wenigstens die Dänenplage ein vorläufiges Ende nahm. Der Glanz seiner Herrschaft war bei alledem noch derselbe. Der Papst kam nach Reims, um den Kaiser zu besuchen, die Herzoge von Venedig und Abgesandte der Dalmatiner erschienen in Diedenhofen vor Karl und ließen ihn über ihr Land entscheiden. Avaren flehten seine Hülfe an gegen die Slaven, ein angelsächsischer König, der aus seinem Reiche vertrieben war, floh zu ihm und ward durch seine Gesandten zurück-

geführt. Doch ist es zu beachten, daß daran auch Gesandte des Papstes mithalfen. Aus Jerusalem, Rom, Konstantinopel, Bagdad und Cordova, aus Saragossa und von der Bretagne, aus Jütland und aus Dalmatien kamen Fürsten und Gesandte, um mit Karl zu verhandeln, seine Hülfe oder seine Entscheidung anzurufen und sich ihm zu unterwerfen.

Viel Schweres erlebte er unterdeß in seiner Familie, und diese Ereignisse hatten auch große politische Bedeutung. Im Jahre 806 verhandelte er auf einer Versammlung der Großen des Reichs darüber, wie es bei seinem Tode werden sollte. Auf Grund der Berathungen verfaßte er ein Testament, in welchem das Erbe unter seine Söhne Karl, Pippin und Ludwig getheilt wurde. Diese Urkunde wurde von den fränkischen Großen beschworen und unterschrieben, sodann auch von dem Papst. Ueberaus merkwürdig war die Art der Theilung. Das Reich ward nicht in Italien, Deutschland und Frankreich getheilt, sondern Pippin erhielt Italien mit Baiern bis an die Donau, Ludwig Frankreich südlich der Loire mit Ausnahme einiger Gaue, Karl das übrige Frankreich und die Lande vom Rhein zur Elbe. Auch war vorgesehen, was geschehen solle, wenn einer der Brüder starb. Dann sollte z. B. Italien in eine östliche und eine westliche Hälfte getheilt werden, die eine zu Südfrankreich, die andere zu Deutschland, falls das Volk nicht vorziehe einen Sohn Pippins zum König zu wählen. Die Namen Deutschland und Frankreich waren noch nicht in Gebrauch, die Bewohner dieser Länder bildeten nicht Völker im heutigen Sinne. Das dem ältesten Sohne bestimmte Gebiet wurde so beschrieben: Franken, Burgund, Alamannien mit Ausnahme der dem Ludwig zufallenden Theile, Austrien, Neustrien, Thüringen, Sachsen, Friesland und der Theil von Baiern, der Nordgau heißt. Die Bestimmungen der Urkunde, welche das Verhältnis der Brüder unter einander regeln sollten, gingen von der Voraussetzung aus, daß die Masse der Männer Vassallen waren, — die Großen Vassallen des Königs, die übrigen Freien Vassallen eines jener Großen — und daß das Vassallitätsverhältnis stärker war als der Unterthanenverband. Wurde ein Freier aus dem einen Reiche Vassall eines Herrn in einem anderen, so wurde er auch Unterthan dieses anderen, während sonst den Freien der Uebertritt aus einem Reiche in das andere nicht erlaubt sein sollte. Die Theilung trat nicht in Kraft, denn es starben Pippin 810 und Karl 811, und es blieb nur Ludwig am Leben. Deshalb berief Karl 813 eine Reichsversammlung nach

Aachen, und nach dem Rathe der Großen bestimmte er dann, daß Ludwig ihm in dem gesammten Reiche nachfolgen solle, und krönte ihn selbst zum Kaiser. Seinem Enkel Bernhard, dem Sohne Pippins, gab er das Königreich Italien, aber er sollte es unter der Oberhoheit Ludwigs regieren, wie Pippin es bisher unter Karls eigner Regierung gehabt hatte. Karl selbst erhob den Sohn zum Kaiser. Dieser Act kam zu Stande wie jeder andere politische Act, der Wille des Kaisers und die Zustimmung der Großen waren die Mächte, die darüber entschieden, der Papst wirkte nicht mit. Ludwig kehrte nach Aquitanien zurück. Karl lebte aber nur noch einige Monate. Ende Januar 814 überfiel ihn ein Fieber, er suchte sich nach seiner Gewohnheit durch Hungern zu heilen, aber bald entwickelte sich eine Lungenentzündung, der er am Morgen des 28. Januar erlag. Noch an demselben Tage wurde er in der Marienkirche beigesetzt. Ueber seiner Ruhestätte wölbte sich ein Bogen, der sein Bild trug und auf Goldgrund folgende Inschrift: Unter diesem Grabe ruht der Leichnam Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken ruhmvoll erweiterte und 47 Jahre hindurch glücklich regierte. Er starb als ein Siebenziger im Jahre 814, in der 7. Indiction, am 28. Januar.

Zweites Capitel.

Allgemeiner Character des Regiments und der Hof Karls.

Man hat von Karl dem Großen gesagt, er war Kaiser und Papst in einer Person, und es geschieht das mit einigem Recht, aber er war doch kein römischer Despot. Es erhielten sich viele Formen und Ordnungen von dem heroischen Königthum der Urzeit, und es erhielt sich der Hauch der Freiheit, der in dem altgermanischen Staate lebte. Das Heer war kein Söldnerheer, das Gericht kein Werkzeug der Gewalt, Karl selbst blieb dem Gesetze unterworfen und blieb sich dessen bewußt, daß er kein Gesetz erlassen und nichts Wichtiges vornehmen dürfe ohne die Zustimmung und Mitwirkung des Volkes. Sein Regiment war in allen Stücken eine Fortbildung der Einrichtungen, wie sie unter den Merowingern und unter Karl Martell und Pippin bestanden hatten. Das Reich war nicht sein Reich, sondern das Reich der Franken, er, der König, war der Führer der Männer des Volkes, aber diese Männer hatten rechtlich die letzte Gewalt. „Jener ist mir und den Franken untreu", sagte Karl von einem Rebellen; bei der Theilung des Reichs unter seine Söhne zog er die Großen zu, und in die Bestimmungen über die weitere Theilung, wenn einer von jenen Söhnen sterbe, fügte er den Satz ein: „Falls das Volk einen König erwählen will". Gewiß, es mischten sich jüdisch-theokratische und römisch-kaiserliche Vorstellungen in Karls Anschauungen von seiner Stellung: aber sie herrschten nicht vor. Alljährlich hielt er zweimal Reichsversammlung. Im Frühjahr oder Sommer eine große, im Herbst eine kleinere. Der Ort der

Versammlung war da, wo sich gerade der König aufhielt. Auf der kleineren Versammlung erschienen nur die Großen, namentlich um die üblichen Geschenke darzubringen, welche in roher Weise die Steuern ersetzten. Die große Versammlung hieß im Volke das Maifeld, doch wurde sie nicht immer im Mai gehalten. Zu ihr kamen die geistlichen und die weltlichen Großen, begleitet von ihren Vassallen; und es kam ferner der Heerbann, so weit er aufgeboten war, endlich aus der Umgegend wer da konnte und wollte. Es war also immer nur ein kleiner Theil des Volkes versammelt, aber wie in der Urzeit so galten auch jetzt die jeweilig Versammelten rechtlich als das ganze Volk. Einige Male ließ Karl wichtige Gesetze nachträglich noch den einzelnen Gerichtsversammlungen vorlegen, damit sie allem Volk bekannt und von allen bekräftigt wurden. Die angesehensten Männer der Gemeinde, die Schöffen, Aebte, Bischöfe und Grafen erklärten ihre Zustimmung dann durch eigenhändige Unterschrift des über die Verlesung der Gesetze aufgenommenen Protocolls oder der Gesetze selbst. Die Reichsversammlung hatte die Entscheidung in allen Angelegenheiten, über Krieg und Frieden und über Aenderung der Gesetze, wie über Fragen des Dogma und der Kirchenverfassung. Bald überwogen die weltlichen Geschäfte, bald die geistlichen, auf einigen Versammlungen berietheu erst die Bischöfe, die Aebte und die weltlichen Großen gesondert über die Angelegenheiten, welche sie zunächst angingen, auf anderen traten sie nur in zwei Gruppen auseinander, auf anderen fehlten diese Sonderungen ganz. Bisweilen berief Karl auch gleichzeitig eine Synode und einen Reichstag an denselben Ort. Die Geistlichen nahmen dann an beiden Versammlungen theil, die Synode bildeten sie allein und den Reichstag zusammen mit den Laien. So kamen im Juni 794 die Bischöfe aus Italien, Gallien und Deutschland nach seiner Villa Frankfurt und bildeten die glänzendste von allen Synoden, die unter Karl dem Großen gehalten worden sind. Auch Legaten des Papstes waren zugegen. Die Sitzungen fanden im Saale der königlichen Pfalz statt. Die Bischöfe und ihre Vertreter saßen, die Presbyter und geringeren Geistlichen bildeten den Umstand. Von seinem Throne herab leitete der König die Verhandlungen, so oft er zugegen war. Die wichtigsten Gegenstände der Verhandlung waren die Bekämpfung des zu Konstantinopel 787 gehaltenen Concils und der von Elipandus Bischof von Toledo ausgehenden Irrlehre über die Person Christi. Derselbe hatte dem Concil ein Bekenntnis zugesandt, Karl gab Befehl es

vorzulesen, dann erhob er sich, trat auf die Stufen des Thrones, redete ausführlich über die Frage und forderte einen Beschluß des Concils zur Bekämpfung der Ketzerei. Die Väter erbaten einige Tage Aufschub, theilten sich in zwei Gruppen, Italiener und Franken, und ließen in denselben zwei Widerlegungen ausarbeiten. Diese wurden dann von der Synode und von Karl gebilligt und zusammen mit einem päpstlichen Schreiben an den Elipandus geschickt.

Gleichzeitig hielt Karl das Maifeld in Frankfurt ab, und die Beschlüsse des Concils bildeten einen Theil der Vorlagen für dasselbe. In bunter Mischung behandelte das mit dieser Reichsversammlung erlassene Capitular weltliche und geistliche Angelegenheiten, und zwar große und kleine. Das erste Capitel der Beschlüsse verwarf die Ketzerei des Adoptianismus, das zweite bekämpfte die Beschlüsse der 787 zu Nicäa gehaltenen Synode. Darauf folgte eine Verhandlung über Tassilo von Baiern. Er wurde in die Versammlung geführt und mußte hier noch einmal feierlich für sich und seine Familie jedem Anspruch auf Baiern entsagen. Darauf wurden Maximalpreise für Hafer, Gerste u. s. w. festgesetzt. Darauf folgte ein Gebot, daß niemand die neuen Silberdenare zurückweisen dürfe. Darauf Bestimmungen über die Gerichtsbarkeit der Bischöfe, über den alten Streit zwischen Vienne und Arles wegen des Umfangs ihrer Diöcesen, über Sonntagsfeier, Kloster- und Kirchenzucht u. s. w.

Aehnlich war es im Jahre 813, aber mit dem Unterschiede, daß statt der einen großen Synode fünf Provincialsynoden gehalten wurden in Arles, Reims, Mainz, Tours und Chalons, um den Zustand der Kirche recht im Einzelnen zu prüfen und zu bessern. Diese fünf Synoden wurden im Frühjahr und Sommer gehalten, ihre Beschlüsse wurden dann dem Kaiser eingereicht, von ihm auf dem Reichstage zu Aachen im September 813 zur Verhandlung gebracht und ein Theil derselben in das Capitular aufgenommen, das Karl mit diesem Reichstage erließ.

Auf dem Maifeld war auch das Volk zugegen und in Waffen, aber thatsächlich hatten hier ebenso wie bei der Herbstversammlung lediglich die Großen Einfluß. Sie galten als die Vertreter des Volkes und zwar wie in der Urzeit, so waren es auch damals nicht gewählte, sondern gewordene oder geborene Vertreter. Wer hervorragte durch Klugheit, Reichthum, Zahl der Vassallen, der gehörte zu diesen Großen, die für das Volk am Regimente theilnahmen. Fast

alle diese Großen hatten Lehen oder Aemter vom Könige erhalten, waren seine Vassallen oder Beamten oder meist beides zugleich. Darum waren aber diese Versammlungen doch keineswegs bloße Werkzeuge des Königs. Das war eben der Charakter dieses Reiches, daß das Amt als eine Art Besitz erschien. Schon in dem Staate der Merowinger und in allen den germanischen Staaten war es so gewesen, und dieser Zug steigerte sich noch, je mehr die Grundherrschaften ausgebildet wurden, und je mehr sich die Vassallität und das Lehnwesen mit dem Amte verband.

Auf den Synoden herrschten altüberlieferte feste Formen, sie änderten sich wohl etwas unter dem Einfluß der Gewohnheiten der Reichsversammlungen, aber doch nicht wesentlich. Auch lag in der Theologie ein Stoff, der leicht eine ausgiebige Verhandlung veranlaßte, und der Widerstand gegen unangenehme Forderungen des Königs versteckte sich bequem hinter Ueberlieferungen, Glaubenssätzen und Autoritäten von unantastbarer Heiligkeit. Auf den Reichsversammlungen fand dagegen kaum jemals eine wirkliche Verhandlung im Plenum statt. Die Plenarversammlung diente mehr zur Bekanntmachung nnd zu Formalacten oder als feierliche Gerichtsversammlung. Der König hatte mit seinen Räthen Vorlagen bereit gestellt. Diese wurden in einem Ausschuß oder in mehreren durch Boten unter einander verhandelnden Gruppen berathen. Das konnte zwei, drei Tage dauern. Unterdeß trat der König in einen zwanglosen Verkehr mit den Großen, und eine vielbegehrte Ehre war es, wenn er einen nicht nur kurz begrüßte, sondern öfter herbeirief und länger mit ihm sprach. Dabei zog er Nachrichten ein über Personen und Zustände ihrer Landschaft, und zwar forderte er, daß sie sich sehr frei aussprachen, daß sie auch das sagten, was sie nicht zu verbürgen und zu beweisen im Stande waren. Man erkennt darin wieder den Eifer des Königs, aber auch die heillosen Mängel des Regiments. Solch Hinhören, solche Zuträgereien bilden selbst bei einer einfachen Verwaltung und bei einem geregelten Disciplinarverfahren eine Quelle des Unheils — unter jenen verwickelten Verhältnissen, und bei dem Zustande des gerichtlichen Verfahrens und namentlich bei der Gewohnheit des Königs, ohne viel Fragens durchzugreifen mußte durch diese an sich rühmliche Bemühung des Königs der Verleumdung und dem gewissenlosen Streberthum Thor und Thür geöffnet werden. Aber, so oft Karl dies auch erfahren mochte — er konnte diese Art von Kontrole nicht entbehren, und dann täuscht sich gerade ein Mann,

der so ungeheuere Erfolge gesehen hat, leicht über die Grenzen seiner Kraft, glaubt seinen ehrlichen Willen auch auf diesem Gebiete durchsetzen zu können, da es ihm ja auf einem anderen über alles gewöhnliche Maß der Menschen hinaus gelang.

Waren die Berathungen beendet, so wurde das Ergebnis dem Könige vorgelegt und mit den von ihm wieder in einem engeren Kreise vorgenommenen Veränderungen in einer allgemeinen Versammlung verkündet. Dieser Erlaß hieß Capitular und wurde dann in mehreren Exemplaren ausgefertigt und den hohen Beamten und Grafen zur Nachachtung mitgetheilt. Eine Abstimmung gab es nicht. Widerspruch hatte sich wie in der Merowingerzeit persönlich geltend zu machen, namentlich bei den Vorberathungen, oder durch Murren bei der Verkündigung. Solches Murren war aber eine Drohung, der Anfang eines bewaffneten Widerstandes. Unter Karl ist es wohl kaum dazu gekommen, er setzte regelmäßig durch, was er wollte, wer dawider war, blieb weg von der Versammlung oder verließ sie, mußte dann aber gewärtig sein, als Feind des Reichs behandelt zu werden.

Und noch ein anderer Zug unterschied diese Reichsversammlung von allen heutigen Parlamenten. Das Maifeld war zugleich Heerschau. Hatte die Versammlung den Krieg beschlossen, dann ordnete sie sich zum Heer und zog gegen den Feind. Vor allem sollten die Großen hier erscheinen und sich dem Könige stellen, damit er aufs neue ihres Gehorsams gewiß werde und ihnen seine Befehle sage. Daß der Baiernherzog, daß die Großen der Alamannen, Sachsen, Friesen, Aquitanier auf den fränkischen Reichstagen erschienen, das war das Zeichen ihrer wirklichen Unterwerfung, und der gesonderte Reichstag Italiens war der schärfste Ausdruck der Sonderstellung dieses Landes im Reiche.

Auf der Reichsversammlung wurde sich das Volk seiner Kraft und Souveränität bewußt und der König seiner Herrschaft über das Volk. Zusammen mit seinen Räthen oder Hofleuten bildete er den leitenden und entscheidenden Mittelpunkt der Reichsversammlung. Die einflußreichsten derselben, die ministeriales capitanei, waren der Kapellan, der Kämmerer und der Pfalzgraf, sodann der Seneschal, der Butigler oder Kellermeister, der Marschal, der Quartiermeister, die vier Jägermeister und der Falkenmeister. Der Kapellan war regelmäßig ein Presbyter oder Diacon oder auch ein Bischof. Er war des Kaisers Hauskapellan und sprach den Segen an dem Familien-

tisch, zugleich aber des Kaisers Rathgeber in allen kirchlichen Angelegenheiten und hatte alle anderen Geistlichen am Hofe und somit auch die Kanzlei, in der die Urkunden ausgestellt wurden, unter seinem Befehle. Modern würde man ihn den Kultusminister nennen und den Minister des Innern, aber dieser Vergleich trifft nur in den allgemeinsten Beziehungen zu. Die Kirchen und Schulen unterstanden ihm nicht. Die Bischöfe und Aebte waren Große des Reichs. Auf die Befehle, welche der König mit oder ohne die Reichsversammlung an sie erließ, hatte der Kapellan hervorragenden Antheil, aber er hatte dabei keinerlei selbständige Befugnis. Jedes Bisthum, jedes Kloster lebte für gewöhnlich ganz für sich, und die Kontrole über die Befolgung der auf dem Reichstage und sonst von ihm erlassenen Vorschriften übte der König durch seine Waltboten. Am Hofe wurde die auswärtige Politik besorgt, sodann die Besetzung der erledigten Bisthümer, Abteien und Grafschaften, sodann die Vergabung der Lehen. Dazu kam, und das bildete die Hauptmasse der Geschäfte, die Erledigung der Bitten und Klagen derjenigen, die sich bedrückt glaubten.

Die Zahl derselben war endlos. Das persönliche Regiment, der Mangel einer ausreichenden Gesetzgebung, die ungeregelte Art der Zollerhebung, die ungleiche Vertheilung der Lasten und der Zustand der Gerichtsverfassung und des Strafrechts, der für Tausende eine Rechtsverweigerung war: dies zusammen mit den wirthschaftlichen Umwälzungen führte dahin, daß vielen Unrecht geschah, und viele wenigstens mit gutem Scheine Klage erheben konnten. Solcher Klage hatte der König abzuhelfen, das war seine ganz besondere Befugnis — und unter Karl dem Großen strömten dann ganze Scharen an den Ort, an dem sich der König aufhielt, namentlich nach Aachen, wo er mehr in Ruhe lebte. Die Pfalz war umlagert. Die Hofbeamten Karls hatten die Aufgabe, die Leute, welche Gehör begehrten, abzufertigen. Der Kapellan prüfte diejenigen Bitten, welche mit Kirchen und Klöstern zusammenhingen, der Pfalzgraf die gerichtlichen, der Kämmerer die übrigen. Dem einen sprachen sie Recht, den andern wiesen sie ab, nur die schwereren Fälle und diejenigen, welche besonders hohe oder besonders gut empfohlene Personen betrafen, kamen vor Karl selbst. Entweder erledigte er sie allein oder mit seinen nächsten Rathgebern oder im Königsgericht. Ganz wichtige Fragen wurden auf Synoden und Reichsversammlungen vorgelegt.

Der Kämmerer hatte die Einnahmen und Ausgaben zu über-

wachen und stand deshalb auch unter dem Befehl der Königin. Denn die Hausfrau des Königs besorgte den Haushalt des Hofes, und der Haushalt des Hofes war der Haushalt des Reichs. Sie verfügte über die Einnahmen und hatte dafür zu sorgen, daß die Diener des Hauses und damit die Beamten des Reichs in Kost, Kleidung, Waffen und Pferden gut gehalten waren, und daß immer ein genügender Vorrath von Gold und Silber in Münzen und Ringen oder sonstigem Schmuck vorhanden war, „um sie rechtzeitig durch Geschenke zu erfreuen und bei guter Stimmung zu erhalten". Besoldung gab es nicht. Die vornehmen Diener erhielten zur Belohnung eine Abtei, ein Bisthum, eine Grafschaft, oder im Lauf der Zeit mehrere Abteien, die geringen einen Mantel, ein Pferd u. dgl. Gaben. Hunderte und zeitweise Tausende gehörten zu diesem Hofhalt. Neben dem Kämmerer hatten der Kellermeister, der Marschal, der Quartiermeister und die Jägermeister Sorge zu tragen, daß die genügende Zahl von Dienern da war, daß sie verpflegt wurden, und daß alles in Ordnung blieb, wenn der König mit dem Hofe durch das Land reiste. In allen Theilen des Reichs hatte er seine Pfalzen und in allen Pfalzen die Anstalten, um den Hof aufzunehmen.

Am großartigsten waren sie aber in Aachen, wo er sich seit dem Ende der achtziger Jahre zumeist aufhielt. Aachen war damals keine Stadt, auch nicht in dem thatsächlichen Sinne, in welchem das fränkische Reich allein Städte kannte, sondern ein großes Landgut des Königs. Um 788 ließ Karl hier die Badeeinrichtungen wiederherstellen, die schon in römischer Zeit dem Orte Bedeutung verliehen hatten dann aber verfallen waren, und baute an der Stelle einer alten Pfalz eine größere. Es war eine großartige Gruppe von Gebäuden, vor allem ein mächtiger Saalbau aus zwei Geschossen, das Wohnhaus des Königs und eine Burgkapelle, dazu eine Reihe von Höfen und Hallen und zahlreichen Nebengebäuden, um Menschen und Pferde aufzunehmen und zur Besorgung der Wirthschaft. Der Saalbau diente zu den Versammlungen der Großen und stand bis ins 14. Jahrhundert; auf seinen Fundamenten steht heute das Rathhaus von Aachen. Es waren mächtige Steinbauten, nach dem Muster und zum Theil aus Werkstücken römischer Bauten. Wie die Schriftsteller jener Zeiten ihre Verse aus Wendungen der alten römischen Autoren zusammensetzten, so fügten Karls Baumeister Säulen und Mosaiken aus Ravenna, Rom, Trier u. s. w. in ihre Bauten ein. Außer der Pfalz und den Bädern erhob sich auf der

[illegible] kirche und eine Reihe von
[illegible] des Hofes und für viele von
[illegible] wollten nicht auf Zelte oder
[illegible] sie in Begleitung von hundert
[illegible] chen zur Pfalz kamen. Diese
[illegible] die Prinzen hatten sämmtlich
[illegible] geringen Dienern, und ihre Woh-
[illegible] Complexe von mehreren Gebäuden.
[illegible] Wirthschaften, Logirhäuser, und
[illegible] eine Synode oder Reichstag gehalten
[illegible] Gesandtschaft kam, stieg die Masse
[illegible] uere. Wenn an solchem Tage der
[illegible] Gefolge zur Messe ging, dann mußte
[illegible] ihm hergehen und mit einem Stabe
[illegible] um dem Kaiser die Gasse freizuhalten.
[illegible] Haufe der Armen, die hier theils gewerbs-
[illegible] auf eine Entscheidung warteten und keine
[illegible] in dieser oft Monate langen Zeit selbst zu
[illegible] Hof des Königs zur Stadt, und auch nach
[illegible] die thatsächlichen Verhältnisse die Formen
[illegible] ten heroischen Königthums.

[illegible] amten hatten vielfach ihre eigenen Vassallen,
[illegible] Hofe waren zunächst Vassallen und Knechte
[illegible] und den großen Beamten überwiesen. Außer
[illegible] Knechten hielten sich endlich noch viele am Hofe
[illegible] einen Auftrag und weiter ein Amt oder ein
[illegible] Auch für diese Leute wurde gesorgt.

[illegible] amten hatten aber nicht nur ihr besonderes Amt zu
[illegible] auch dem Könige zu jedem Dienst und Rath gewärtig
[illegible] forderte. Den Kapellan und den Kämmerer zog er
[illegible] Gelegenheiten zu, meist auch den Pfalzgrafen und
[illegible] dem er ihren Rath schätzte. Als Alkuin in Tours
[illegible] wichtigen Angelegenheiten einige Male durch Boten
[illegible] ufen, und Einhard übte lange Zeit großen Einfluß,
[illegible] hen Hofämter zu bekleiden.

[illegible] rathungen, die oft zugleich Gerichtssitzungen waren,
[illegible] ßere Anzahl begabter Jünglinge zugegen
[illegible] einzuführen und in ihnen sich künftige

Räthe zu erziehen. Einzelne waren auch zugegen, wenn der Kaiser speiste, aber sie saßen nicht am Tische, sondern standen. Ferner hielt Karl darauf, daß in allen Gruppen dieser Diener Leute aus den verschiedenen Theilen seines Reiches waren. Sie sollten mit ihrer Kenntnis der Verhältnisse nützen und sollten ferner denjenigen zur Hand sein, die aus ihrer Heimat mit Bitten und Klagen an den Hof kamen.

So hatten die Hofbeamten und ihre Leute eine unkontrolirbare Gewalt, und da sie keine regelmäßige Besoldung bezogen, sondern Geschenke und Unterhalt, so war es nicht zu vermeiden, daß sie auch von den Parteien Geschenke nahmen, und daß bald keiner ohne Geschenke zu kommen wagte. Karl liebte die Gerechtigkeit und besaß eine seltene Kraft des Willens und eine fast magische Gewalt über alle Personen, die in seine Nähe kamen: aber in diesem Punkte waren seine Bemühungen vergebens. Auch der Leiter einer geordneten Verwaltung bleibt immer doch zugleich Glied dieser Verwaltung, abhängig von den Organen, die nach seinem Befehle handeln, nach deren Berichten und Auffassungen er aber seine Befehle geben muß. Und Karl mußte sich noch weit mehr auf die Menschen seiner Umgebung verlassen. Denn die Verwaltung stand inmitten eines unentwirrbaren Durcheinander von persönlichen Ansprüchen und amtlichen Befugnissen, von Privilegien und Gesetzen, von Großen, die miteinander rivalisirten, und von Vassallen, die sich an kein Gesetz kehrten, sondern nur nach dem Befehl ihres Herrn handelten. Auch die Art, wie Karl selbst durch seine Banngewalt die Gesetze ergänzte und durchbrach, die einen von Leistungen befreite, die auf den anderen lasten blieben, förderte diesen Zustand der Willkür. Endlich wirkte dazu auch die Rücksichtslosigkeit, mit der Karl nach der Weise der älteren merowingischen Könige seiner Sinnlichkeit nachging und sich um keins der Gebote kümmerte, welche die Kirche aufstellte, deren Einfluß und deren Rechte er doch sonst so sehr hob. Karl war sehr streng und gerecht, und sein Hof war der Mittelpunkt hochgesteigerten geistigen Lebens und der Sammelpunkt einer großen Zahl sittlich und geistig hochstehender Männer: aber zugleich war es der Schauplatz von Bestechung, Sittenlosigkeit und Gewaltthat jeder Art.

Im Jahre 809 sah sich Karl genöthigt Befehl zu geben, daß jeder von seinen hohen Beamten — der Kämmerer, der Pfalzgraf, der Seneschal u. s. w. — je einen Theil der zur Pfalz Aachen

gehörigen Gebäude durchsuchen und alle aufgreifen sollte, die des Mordes, der gewerbsmäßigen Unzucht und sonstiger Verbrechen verdächtig wären. Alle Sonnabend sollten sie dem Kaiser Bericht erstatten und auf Verlangen dabei den Eid ablegen, daß sie die Wahrheit sagten. Es mußte arg aussehen, wenn eine solche Verordnung erlassen ward, und wie wenig sie half, zeigten die Scenen beim Regierungsantritt Ludwig des Frommen. Er wollte Aachen nicht betreten, ehe nicht eine gründliche Säuberung vorgenommen worden war. Wie eine Räuberhöhle betrachtete er den Hof des großen Karl.

Drittes Capitel.

Die Beamten und das Rechtswesen.

Die Beamtenverfassung in Karls Reiche war eine Fortbildung der merowingischen. Unter den Merowingern hatte neben dem Grafen bisweilen noch ein besonderer Amtmann an der Spitze des Gaus gestanden, das war unter Karl die Regel. Der Graf behielt seinen bisherigen Namen, der Amtmann wurde dagegen nicht wie früher Domesticus, sondern Judex genannt, und sein Bezirk hieß Fiscus. Die Herzoge der merowingischen Zeit verschwanden, aber in den Markgrafen bildete sich ein ähnliches Amt aus. Sie hatten außer ihrer Grafschaft noch das den Feinden entrissene Grenzgebiet zu verwalten und bedurften zur Abwehr des nahen Feindes größerer Macht als dem gewöhnlichen Grafen zustand. So bildete das Land zwischen Eider und Schlei die dänische Mark, ein schmaler Streifen von der Elbe bei Lauenburg bis Kiel die sächsische, das südlich der Pyrenäen eroberte Gebiet mit Barcellona und Pampelona die spanische Mark. Die avarische Mark umfaßte alle Eroberungen östlich der Ens. Aehnliche Gebiete lagen an der ganzen Elbe entlang gegen die Slaven und dann vor der Bretagne, die zwar zum Reiche gerechnet wurde, aber meistens thatsächlich unabhängig und oft im Kriegszustande war.

Die Grafschaften waren sehr verschieden an Größe. Ursprünglich bildete jeder Gau eine Grafschaft, und die Gaue hatten eine Ausdehnung wie etwa unsere Regierungsbezirke — aber zu Karls Zeit zerfielen bereits viele Gaue in mehrere Grafschaften. Der Fiscus des Amtmanns blieb ungetheilt und umfaßte deshalb oft mehrere Grafschaften. Alles Regiment hatte damals einen persönlichen

Character, das Amt ward mehr als ein Besitz betrachtet, das Amt der Grafen sowohl wie des Abtes und Bischofs. Namentlich waren die Grafen seit der Bestimmung von 614, welche dem Könige untersagte einen Mann zum Grafen zu ernennen, der nicht in der Grafschaft Grundbesitz hatte, sehr selbständig geworden. Karl kümmerte sich freilich um diese Bestimmung nicht, aber es gelang ihm trotzdem nicht, die Grafen wieder zu wirklichen Organen seines Willens zu machen. Deshalb schuf er in dem missus dominicus oder missus regis, dem Königsboten oder, wie sein deutscher Titel wahrscheinlich gelautet hat, dem Waltboten, ein neues Amt, das dieser Gefahr nicht ausgesetzt war und die anderen Beamten bei ihrer Pflicht erhalten sollte. Solche Waltboten hatten die Frankenkönige von jeher verwendet, um sich durch sie bei den mannigfaltigsten Geschäften vertreten zu lassen. Karl aber schuf daraus ein förmliches Amt, indem er im Frühjahr jedes Jahres für gewisse große Bezirke des Reichs solche Waltboten ernannte, regelmäßig einen Geistlichen und einen Weltlichen, die für das Jahr an Stelle des Königs die gesammte Verwaltung zu beaufsichtigen und, so lange es ihnen nöthig schien, zu übernehmen hatten. Sie hielten zu dem Zweck einen Landtag ab, auf dem alle weltlichen und geistlichen Beamten des Königs, die Bischöfe, Aebte, Grafen, Amtleute und ein Theil der Schöffen, und mit den Beamten die Vassallen des Königs zu erscheinen hatten. Auf diesem Landtage wurde berathen und geregelt, was der einzelne Beamte nicht erledigen konnte, und zweitens wurde hier Untersuchung angestellt über die Amtsführung der Beamten, die Schule des Klosters, die Predigt des Bischofs, die Pflege des Rechts und den Zustand der Domänen. Alle Kreise der Verwaltung gehörten zu dieser Kontrole, und es lag im Ermessen der Waltboten, wen sie zum Bericht und Zeugnis auffordern und was sie selbst untersuchen wollten. Jedermann hatte das Recht vor dem Landtage zu erscheinen und Klage zu führen über einen Beamten oder eine Einrichtung. Die Waltboten hatten ausgedehnte Vollmachten, sie waren nicht gewöhnliche Beamte, sondern Vertreter des Königs. Ueber ihre Wirksamkeit statteten sie dann dem Könige Bericht ab, und dieser Bericht diente als Grundlage für die Instruction, die der König den Waltboten des nächsten Jahres gab.

Besonders wichtig war ihr Einfluß auf die Rechtspflege. Sie sollten Gericht halten, um die Sachen zu erledigen, die der Graf hatte liegen lassen, und namentlich denjenigen Recht schaffen, die von

dem Grafen benachtheiligt waren. Es war ihr ausdrücklicher Auftrag besonders die Sachen der Wittwen und Waisen und der kleinen Leute Sache rasch zu erledigen. Eine noch größere Hülfe brachte die Form ihres Verfahrens. Noch immer hatten die Franken den formalen Prozeß der Urzeit, der keine Beweisaufnahme, keine Zeugen und kein Urtheil im heutigen Sinne kannte. Einiges war freilich geändert. Der Richter hatte einen größeren Einfluß auf den Gang des Prozesses gewonnen, und bei den meisten Klagen durfte der Kläger den Gegner auch durch den Richter vorladen lassen. Immer aber blieb das Formenwesen eine schwere Bürde und ließ namentlich den geringen Leuten wenig Hoffnung, zu ihrem Recht zu-kommen. Das Königsgericht war freier von diesen Formen, aber wie wenige konnten zum Königsgericht vordringen! Dem half das Gericht des Waltboten ab, sie waren die Vertreter des Königs und hatten wie der König das Recht, unbehindert durch die Formen des Grafen-gerichts die Wahrheit zu erforschen. Das Gericht der Waltboten war ein Gericht, wie es die Zeit forderte, und wirkte auch fördernd auf die Umgestaltung des Prozeßgangs im Grafengericht.

Ferner erleichterte Karl die Lasten, welche die Rechtspflege dem Volke auflegte. Das Gericht bildete von Alters her die Versamm-lung der freien Männer, und da der Graf sie beliebig oft zur Ding-statt laden konnte, so war diese Dingpflicht eine schwere Last. Deshalb verordnete Karl, daß die Gemeindegenossen nur dreimal im Jahre, zu den sogenannten „echten Dingen" erscheinen sollten. Alle anderen Gerichtstage hatte der Graf oder sein Vertreter mit den Schöffen allein abzuhalten. Die Schöffen waren bis dahin nur der Mund der versammelten Gemeinde gewesen, jetzt wurden sie ein dauernder Ausschuß, wurden die öffentlich bestellten Richter.

Mit diesen Bemühungen für die Besserung der Gerichtsverfassung verband sich auch ein in der fränkischen Geschichte unerhörter Eifer für die Gesetzgebung. Alle Jahre seines Regiments gaben Zeugnis davon, den Höhepunkt aber bildete die große Versammlung zu Aachen im Jahre 802. Da ließ er in einer Versammlung der Geistlichen die kanonischen Satzungen und die Decrete der Päpste verlesen und sie den Geistlichen übergeben, sodann in einer Versammlung der Aebte die Benedictinerregel verlesen und übergeben, und in einer allgemeinen Reichsversammlung alle die verschiedenen Stammesrechte, die im Reiche galten, verlesen, ergänzen und, soweit sie nicht auf-geschrieben waren, aufschreiben. Allein die Aenderung und die

Weiterbildung des Rechts war doch nicht so tiefgreifend als es scheinen möchte, wenn man den stattlichen Band von Gesetzen und Verordnungen Karls betrachtet. Das meiste diente dem augenblicklichen Bedürfnis.

Bezeichnend ist, daß es Karl nicht unternahm, die Fehde zu beseitigen. Er versuchte sie einzuschränken, bestimmte, daß der Beleidigte die Sühne annehmen müsse, wenn der Schädiger sich zur Sühne erbiete, verbot auch im Zusammenhange damit das Waffentragen im Frieden: aber einmal hatten diese Maßregeln nur theilweise Wirkung und dann ließen sie auch das Recht der Fehde als solches unberührt. Sie konnte auch nicht beseitigt werden, ehe nicht das Strafrecht ganz umgestaltet wurde. Das System der Geldstrafen erzeugte naturgemäß die Fehde, denn die Geldstrafe befriedigte das erzürnte Gemüth nicht und hielt immer die Vorstellung wach, daß es auch bei einem Verbrechen vorzugsweise darauf ankomme, die durch dasselbe geschädigte Familie zu befriedigen. Dazu kam, daß die Geldstrafen bei schweren Verbrechen unerschwinglich hoch waren und nicht gezahlt werden konnten, wenn der Verurtheilte dem mittleren Besitz angehörte oder den kleinen Leuten. Karl empfand den Mangel, vermehrte auch die Anwendung der Todesstrafe und der Verstümmelung und verordnete, daß wer zur Heerschau zu spät komme, so viel Tage kein Bier und keinen Wein trinken sollte, aber im ganzen ließ er das alte System [1]). Dagegen benutzte er diejenigen Einrichtungen der Kirche, welche diesen Mangel der staatlichen Ordnung ergänzten.

Schwere Verbrecher hatte schon die alte Kirche mit ihren Strafen getroffen, hatte sie aus der Kirche ausgeschlossen und sie zur feierlichen Kirchenbuße gezwungen. Dazu kam die stille Einwirkung der Kirche auf den Sünder, der dem Geistlichen sein Vergehen beichtete. In den Klöstern war diese Sitte der Beichte ausgebildet, und in der irisch-schottischen Kirche, welche das Kloster zum Mittelpunkt der Gemeinde machte, wurde es Regel, daß auch die Laien alle ihre Vergehen und auch ihre bösen Gedanken dem Priester-Abt beichteten und sich von ihm eine Buße auflegen ließen. Wer

[1]) Das Auswendiglernen des Vaterunser u. s. w. befahl Karl auch unter Androhung von Prügelstrafe, aber dies Vergehen lag auf dem kirchlichen Gebiet und die Strafe wurde wahrscheinlich von dem geistlichen Gericht verhängt.

nicht beichtete, sollte nicht zur Messe zugelassen werden, so forderten wenigstens die Strengen, und wer drei Sonntage hintereinander nicht an der Messe theilnehme, sollte aus der Kirche ausgeschlossen werden. Der heilige Columban trug diese Gewohnheit in das Frankenreich, und durch Bonifacius wurde sie bestätigt und verstärkt [1]). Diese Beichte und Buße führte bald dazu, daß Bußbücher aufgestellt wurden, welche ähnlich dem Volksrechte Tarife enthielten, nach denen die verschiedenen Sünden zu büßen waren. So und soviel Gebete zu sprechen, so und soviel Kniebeugungen und Ausstrecken der Arme gen Himmel, Almosen an die Armen, Verbot Waffen zu tragen, Trennung von der Frau und vor allem Fasten: das waren die regelmäßigen Strafen. Das Fasten dauerte einige Tage und Wochen, bisweilen aber auch Monate und Jahre. Merkwürdig, wie sich dann die Gewohnheit der Geldstrafen in dies System der Kirchenstrafen eindrängte. Es ward gestattet, einige Tage das Fasten zu unterbrechen und dafür eine bestimmte Summe an Almosen zu geben oder auch andere zu bezahlen, daß sie für einen fasteten. Bei den Angelsachsen findet sich eine Vorschrift, wie ein Reicher sieben Jahre Fasten in drei Tagen abmachen könne. Drei Tage fastet er mit zwölf Männern bei Wasser, Brod und Gemüse, dann nimmt er siebenmal 120 Männer, die drei Tage in gleicher Weise fasten.

Dagegen erhob sich dann die strengere Auffassung, die da forderte, daß jeder seine Buße selbst büße. Wo z. B. des heiligen Columban Bußordnung galt, da ward dem Todschläger auferlegt, drei Jahre lang in der Fremde umherzuziehen, ohne Waffen zu führen und ohne etwas zu genießen als Wasser und Brod. Auch das wurde wohl hinzugefügt, daß der Mörder seinen Leib mit Ketten belaste und so umherziehe. Als schwerste Strafe blieb zuletzt die Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft. Solche Excommunication ward in abgeschwächter Form auf eine bestimmte Zeit ausgesprochen, aber auch auf unbestimmte Zeit, bis genügende Buße geleistet sei. Mit dem Excommunicirten durfte niemand Verkehr pflegen, mit ihm nicht essen und trinken, ihn nicht küssen und nicht grüßen, wer es that, wurde selbst excommunicirt. Der Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft sollte nach Reichsgesetz den bürgerlichen Tod zur Folge haben,

---

[1]) Denn die angelsächsische Kirche war in diesem wie in anderen Punkten die Tochter der irisch-schottischen trotz des heftigen Kampfes eines Theils ihrer Vertreter.

und wer im Banne starb, der verlor die Hoffnung der ewigen Seligkeit. Es war die furchtbarste Strafe, die sich erdenken läßt, nur daß sie durch den Misbrauch abgeschwächt wurde, der trotz aller Warnungen der Concilien schon im sechsten und siebenten Jahrhundert damit getrieben wurde.

Diese Buße bezweckte ursprünglich nur die moralische Besserung des Sünders und seine Sicherung vor der himmlischen Strafe, allein sie gestaltete sich bald zu einem das öffentliche Recht begleitenden Strafrecht. Verbrechen, die im öffentlichen Gericht mit Geld gebüßt waren, zogen auch noch außerdem schwere Kirchenstrafen nach sich, und Handlungen, welche das weltliche Recht für straflos erklärte, stellte der Priester unter Strafe. So strafte die Kirche den Todschlag in der Fehde, und bereits im sechsten Jahrhundert bedrohte sie die Vornehmen mit Excommunication, welche die Armen aus ihrem Besitz drängten. Karl der Große behandelte dies geistliche Gericht geradezu als ein Organ seiner Rechtspflege und trug durch seine Kapitularien und seine Waltboten ebensowohl Sorge, daß die Bischöfe in diesem Gerichte ihre Pflicht erfüllten wie die Grafen im Volksgericht.

Bei dieser Entwicklung der Kirchenzucht konnte sich die Kirche nicht auf die Sünden beschränken, die ihr freiwillig gebeichtet wurden [1]), und im fränkischen Reiche wurde es denn auch den Priestern förmlich zur Pflicht gemacht, jeden, der Mord, Ehebruch, Meineid oder ähnliche Verbrechen begangen hatte, vor die am Ersten jeden Monats zusammentretende Versammlung der Priester der Decanie (Superintendentur) zu stellen. Hier ward die Sache untersucht, und der Schuldige dem Bischofe zugeschickt. Einmal im Jahre bereiste ferner der Bischof selbst alle Pfarreien seiner Diöcese und hielt förmlich Gericht ab über die schwierigeren Fälle, die von den Priestern und Decanen nicht erledigt waren. Der Bischof kam mit großem Gefolge, die Gemeinde sammelte sich, und dann forderte der Bischof, daß jeder melde, was ihm in seinem Kreise von schweren Sünden bekannt sei. Im neunten Jahrhundert wurde es sogar Sitte, daß der Bischof eine Anzahl von Männern aus dem Kreise hervorrief und einen Eid schwören ließ, daß sie keinem zu Lieb etwas verschweigen wollten und offen verkünden alle geheime Schuld.

[1]) Dove, Untersuchungen über die Sendgerichte, in Zeitschrift für deutsches Recht Bd. 19.

Drittes Capitel.

Die Beamten und das Rechtswesen.

Die Beamtenverfassung in Karls Reiche war eine Fortbildung der merowingischen. Unter den Merowingern hatte neben dem Grafen bisweilen noch ein besonderer Amtmann an der Spitze des Gaus gestanden, das war unter Karl die Regel. Der Graf behielt seinen bisherigen Namen, der Amtmann wurde dagegen nicht wie früher Domesticus, sondern Judex genannt, und sein Bezirk hieß Fiscus. Die Herzoge der merowingischen Zeit verschwanden, aber in den Markgrafen bildete sich ein ähnliches Amt aus. Sie hatten außer ihrer Grafschaft noch das den Feinden entrissene Grenzgebiet zu verwalten und bedurften zur Abwehr des nahen Feindes größerer Macht als dem gewöhnlichen Grafen zustand. So bildete das Land zwischen Eider und Schlei die dänische Mark, ein schmaler Streifen von der Elbe bei Lauenburg bis Kiel die sächsische, das südlich der Pyrenäen eroberte Gebiet mit Barcellona und Pampelona die spanische Mark. Die avarische Mark umfaßte alle Eroberungen östlich der Ens. Aehnliche Gebiete lagen an der ganzen Elbe entlang gegen die Slaven und dann vor der Bretagne, die zwar zum Reiche gerechnet wurde, aber meistens thatsächlich unabhängig und oft im Kriegszustande war.

Die Grafschaften waren sehr verschieden an Größe. Ursprünglich bildete jeder Gau eine Grafschaft, und die Gaue hatten eine Ausdehnung wie etwa unsere Regierungsbezirke — aber zu Karls Zeit zerfielen bereits viele Gaue in mehrere Grafschaften. Der Fiscus des Amtmanns blieb ungetheilt und umfaßte deshalb oft mehrere Grafschaften. Alles Regiment hatte damals einen persönlichen

aufgenommen. Dies fand auch in der fränkischen Kirche Eingang, und nachdem lange Zeit das Bekenntnis mit diesem Zusatz gesprochen worden war, führte ein Zufall darüber einen langwierigen Streit mit dem Papste herbei [1]). Der Papst gab zu, daß es rechte Lehre sei, wenn man sage, der heilige Geist gehe vom Vater und vom Sohne aus; aber er verbot an dem alten Symbol etwas zu ändern. Zur besseren Bekräftigung ließ er das Symbol ohne das Wort filioque auf zwei silberne Platten eingraben und in der Peterskirche aufstellen. (810.) Karl ließ dagegen seine Theologen Untersuchungen anstellen, und noch 813 auf einer Synode das Symbol mit dem filioque aussprechen. Dabei beobachtete er jedoch dem Papst gegenüber die Rücksicht, ihm die Gründe mitzutheilen, weshalb er so verfahre. Wie er denn bei wichtigen kirchlichen Angelegenheiten den Rath des Papstes immer einholte, den dieser dann wohl in der Form der Entscheidung ertheilte.

Diese Ehrfurcht bezeugte er dem Papste auch bei der Zusammenkunft mit Leo in Paderborn. Da beugte er das Knie, um den päpstlichen Segen zu empfangen. Auch ließ er später zu, daß Leo in jenen Reinigungseid, den er ihm nach langer Untersuchung auflegte, die Wendung einschob, ein Papst könne von niemandem gezwungen werden, einen solchen Eid zu leisten, und er schwöre deshalb freiwillig. Kurz, Karl bezweifelte keineswegs, daß ein Priester besondere Gnadengaben besitze, und daß der Papst eine Art Oberleitung der Kirche habe. Aber andererseits war ihm der Papst wieder einer der Bischöfe seines Reichs, war er als König und nun gar später als Kaiser, selbst das Haupt der Kirche, der Papst nur der oberste Priester derselben und damit der oberste unter den geistlichen Beamten des Reichs.

Der Papst Leo wagte auch nicht mehr ihn „Sohn" anzureden. „An den frommen und erhabenen Herrn, den Sieger und Triumphator, den liebreichen Sohn Gottes und unseres Herrn Jesu Christi, den erhabenen Karl der Bischof Leo, der Knecht der Knechte Gottes". So lautete die Ueberschrift eines Briefes des Papstes Leo an Karl,

[1]) In der Kapelle Karls hörten es einige abendländische Mönche, die in Jerusalem lebten und im Auftrage des Patriarchen zu Karl gekommen waren. Sie brachten die Neuerung zu ihren Genossen und wurden deshalb von dem Klerus und dem Volke Jerusalems hart bedrängt. In ihrer Noth suchten sie Hülfe bei dem Papste, und dieser empfahl sie Karl dem Großen. Die Verhandlungen über diese Mönche führten dann zu Erörterungen über die Frage selbst.

während Hadrian denselben noch „mein Sohn" genannt hatte. Man sieht, wie rasch sich die Vorstellung von Karls geistlichen Befugnissen befestigte. Karl betrachtete es als sein Recht und seine Pflicht, nicht blos die äußeren Einrichtungen der Kirche, sondern auch Lehre und Leben der Geistlichen zu überwachen. Um den Papst Leo zu einem gottgefälligen Wandel zu ermahnen, sandte er einen Abt nach Rom, der offenkundig in einer wilden Ehe lebte. Die Ermahnung trug einen rein amtlichen Character, die Person des Ermahnenden hatte nichts damit zu thun. Unermüdlich war ferner Karls Sorge für die Schulen zur Ausbildung der jungen Geistlichen, aber damit begnügte er sich nicht, auch die bereits im Amt stehenden trieb er zum Studium an. Er legte den Bischöfen Fragen vor und bat um Belehrung, aber die ihm näher standen, wußten, daß Karl nur fragte, damit der Mann einmal wieder theologisch arbeite. Darum legte Karl die Fragen auch nicht einem oder dem andern, sondern vielen zugleich vor. Die Bischöfe mußten die Priester prüfen, ob sie auch verstünden, was sie an Formeln, Gebeten und Psalmen dem Volke verkündeten, und dem Volke sollten die Priester die Hauptstücke des Glaubens in der Volkssprache erklären. Mehrere Jahre bemühte sich Karl sogar, daß alle Laien das Credo und das Vaterunser in lateinischer Sprache und deutscher Uebersetzung auswendig lernten, und die Trägen und Widerspenstigen bedrohte er mit Strafen, wie sie sonst nur das geistliche Gericht verhängte. Als dann Zweifel laut wurden, ob das Evangelium auch in deutscher Sprache verkündigt werden dürfe, ließ er auf den großen Synoden zu Frankfurt diesen Zweifel ausdrücklich widerlegen und noch auf den Reformsynoden, die er im letzten Jahre seines Lebens abhielt, schärfte er das Gebot ein, daß jeder Bischof eine Anzahl Predigten der Väter in die Landessprache übersetzen solle.

Karl verfügte über das Kirchengut wie über das Königsgut, zog die Vassallen von Kirchen und Klöstern wie seine eigenen zum Dienst heran, und Bisthümer und Abteien vergab er oft mehr als Pfründen denn als Aemter. Es war in dieser Beziehung noch ähnlich wie unter Karl Martell und Pippin, nur daß der kirchliche Sinn gestiegen war, und alles mehr in Ordnung zuging. Zum Bischof wurde nicht leicht ein anderer gewählt, als wer kirchlich gesinnt war und den Vorschriften gemäß lebte. Die Abteien wurden hingegen ganz als Pfründen behandelt, einzelne von den Großen hatten mehrere und lebten dabei meistens am Hofe und in der zügellosen Weise der Hof-

leute. Sobald sie wollten, übernahmen sie jedoch auch thatsächlich die Leitung eines ihrer Klöster, und da am Hofe Karls die kirchlichen Bestrebungen lebhaft gepflegt wurden, so waren sie vielfach im Stande, die Aufgaben des klösterlichen Lebens kräftig zu fördern. Die Gebäude, die Besitzungen, die Bibliothek, die Schule, der Kirchengesang fanden bei Männern wie Angilbert eifrige Pflege, und manche von diesen Laienäbten suchten durch strenge Befolgung der Klosterregel die Sünden ihres Hoflebens abzubüßen. Angilbert z. B. wurde in seinem Kloster später als Heiliger verehrt. Allein dieser Zustand war doch trotz alledem ein Rest jener Unordnung, gegen welche Bonifacius angekämpft hatte, und auch sonst zeigte die Kirche noch manche von den Schäden der letzten Jahrhunderte.

Namentlich war die Organisation der Kirche noch nicht wieder zur Festigkeit gekommen. Noch immer hatte Karl gegen vagirende Kleriker zu kämpfen, die Großen wollten die auf ihren Gütern angestellten Priester der Disciplin des Bischofs entziehen, und in Austrasien war das Amt des Erzbischofs noch nicht ausgebildet. Die Würde haftete noch nicht an bestimmten Städten. Mainz und Köln, die einst unter dem Erzbischof von Trier gestanden hatten, waren um 800 Erzbisthümer, aber unbestimmt war noch, welche Bisthümer zu ihnen gehörten [1]). Die Veränderungen vollzogen sich noch durch den Befehl des Königs und den Beschluß seines Reichstags. Auch der Bischof von Metz hatte damals das Pallium, das einst so stolze Trier hatte nur noch zwei Suffragane, Toul und Verdun, und auch über diese wagte der Erzbischof kein Recht geltend zu machen. Um so weniger war die Kirche im Stande sich dem zu widersetzen, daß die Priester wie Beamte des Staates behandelt und zu Diensten jeder Art herangezogen wurden. Das geistliche Gericht benutzte Karl wie eine Abtheilung seines Gerichts, Geistliche dienten als Kanzler und Schreiber an seinem Hofe, zogen als Waltboten durch die Provinzen, übernahmen Gesandtschaften, Untersuchungen von Streitigkeiten, Revisionen von Gütern, Bewachung von Staatsgefangenen und Geiseln — kurz Geschäfte aller Art. Zudem war die Kirche auch durch ihren großen Besitz und die mit demselben verbundenen Hoheitsrechte eng verbunden mit der Staatsverwaltung. Ihre Güter waren

---

[1]) In den neubekehrten Gegenden soll Karl mehrere Bisthümer eingerichtet haben, aber es ist bei den meisten zweifelhaft, ob sie damals schon förmlich und endgültig eingerichtet wurden.

wie die königlichen Domänen Stützpunkte für die Rüstung der Heere, waren Bezirke für die Verwaltung und die wichtigsten Stellen für die Umwandlung des freien Bauerngutes in Grundherrschaften. Der Briefwechsel eines Alkuin und Einhard führt uns mitten in dies Leben hinein. Der Bischof und der Abt hatte Waffen zu besichtigen, Polizeibeamte zu ernennen, Frohndienste zu regeln, Rodungen zu gestatten oder zu verbieten, in Zeiten von Hungersnoth, Ueberschwemmung, feindlichem Einfall, verheerender Seuche Anordnungen zur Bekämpfung der Noth zu treffen: kurz er hatte in seiner Grundherrschaft den größten Theil der Verwaltungsgeschäfte. Manche Abtei umfaßte aber ein Gebiet, auf dem mehr als 20,000 Menschen wohnten, und die Verwaltung war um so schwieriger, weil dieser Besitz in viele, oft in ganz verschiedenen Provinzen zerstreute Theile zerfiel.

Die Klöster.

Das Klosterwesen entstand im Orient und fand erst im fünften Jahrhundert im Abendlande größere Verbreitung, namentlich durch die Bemühungen des heiligen Hieronymus und des Johannes Cassianus. Es gab keinen Orden im Sinne des Mittelalters, sondern jedes Kloster war für sich und lebte nach den Regeln, die sein Abt aufgestellt hatte. Die meisten dieser Regeln lehnten sich an die durch Cassian mitgetheilten Vorschriften der orientalischen Klöster an, waren aber im einzelnen sehr verschieden. Oft wurde die Klage erhoben, daß Laien ein Kloster gründeten und als Aebte desselben geboten, ohne vom klösterlichen Leben Kenntnis zu haben. Im Laufe des sechsten Jahrhunderts erlangten die Regeln des heiligen Cäsarius, des heiligen Columban und des heiligen Benedict die weiteste Verbreitung, bis dann im achten und neunten Jahrhundert im Frankenreiche die Regel Benedicts zur Alleinherrschaft kam. Die allgemeine Einführung dieser Regel bildete einen Theil der Kirchenreform unter Pippin und Karl dem Großen. Noch immer aber gab es keinen Orden. Jedes Kloster stand für sich und zunächst unter der Aufsicht des Bischofs. Die meisten Mönche waren Laien, aber ihre Gemeinschaft war doch dem Dienst der Kirche gewidmet, ihr Gut ward wie das Gut der Kirche als heiliges Gut angesehen, und so war es naturgemäß, daß die Klöster schon früh ähnlich wie die Geistlichkeit angesehen und der Aufsicht des Bischofs unterstellt wurden. Fast

ebenso früh erhoben sich aber auch die Klagen, daß die Bischöfe diese Gewalt misbrauchten. Dazu war mancherlei Anlaß. Manche Klöster waren von dem Bischof gegründet, auf dem Grundbesitz der Kirche und mit den Mitteln der Kirche. Diese waren ganz abhängig vom Bischof, andere aber waren selbständige Korporationen, andere endlich waren von dem Könige oder von einem Großen auf seinem Grundbesitz gegründet. Diese verschiedene Stellung war der Keim von allerlei Uebergriffen und Klagen, und dazu kam früh eine gewisse Eifersucht der Bischöfe gegen das Ansehen, welches berühmte Klöster in ihrer Nachbarschaft genossen. Ihr Einfluß litt darunter, und sie suchten deshalb die Verfügung über das Kloster zu gewinnen, namentlich die Ernennung des Abtes und die Verwaltung des Vermögens, oder das Kloster zu schädigen. Demgegenüber suchten die mächtigen Klöster dem Bischof auch die Aufsicht zu bestreiten, die ihm zukam, und der Abt wollte nicht geringer sein als der Bischof. Dieser Kampf zog sich durch alle die Jahrhunderte hin, und im sechsten und siebenten Jahrhundert haben die Concilien wiederholt, aber vergeblich eine feste Regel herzustellen gesucht.

Noch verschärft wurde der Kampf, je mehr sich die Grundherrschaften ausbildeten und Klöster wie Bischöfe zu fürstlicher Stellung strebten. Die Kirchenreform des achten Jahrhunderts stellte die Regel auf, daß der Bischof die Aufsicht habe, aber diese Regel wurde nicht einmal von Bonifacius selbst beachtet. Für das von ihm gestiftete Kloster Fulda erwirkte er die Freiheit von der Aufsicht des Bischofs von Mainz, es sollte unmittelbar unter dem Papste stehen. Ebenso verliehen Pippin und Karl mehreren Klöstern Privilegien, welche ihnen die freie Wahl des Abtes, die freie Verwaltung des Vermögens und Sicherheit gegen Eingriffe in die inneren Verhältnisse gewährten. Selbst das kam vor, daß das Kloster nicht gehalten sein sollte, den Bischof der Diöcese zur Abhaltung der dem Bischof reservirten kirchlichen Functionen anzurufen, sondern einen beliebigen Bischof. Es verstieß das gegen die Grundlagen aller Kirchenordnung, aber es wurde mehrfach gewährt. Solche Privilegien verlieh entweder der Bischof selbst oder die Synode oder, wie sein Einfluß stieg, öfter auch der Papst.

Diese Privilegien wurden nun vielfach dem Könige zur Bestätigung vorgelegt, ja auch von vornherein durch den König gewährt. So schroff wie möglich sprach sich in diesen Verleihungen die Mischung der Gewalten aus, die das fränkische Königthum darstellte, sowohl

unter den Merowingern wie unter den Karolingern, und die darauf ruhte, daß die Kirche Landeskirche war, und daß also auch die kirchlichen Angelegenheiten wie alle Landessachen dem Könige und dem Volke unterlagen [1]).

Diese Kämpfe zwischen Bischöfen und Klöstern bildeten ein wesentliches Moment in der Geschichte dieser Staaten und waren kaum weniger reich an Gewaltthaten wie die Kämpfe der weltlichen Großen der Zeit. Der König gewann an den selbständigen Klöstern einen Stützpunkt, um die leicht übermächtigen Bischöfe im Zaum zu halten, und im zehnten und elften Jahrhundert dienten diese Klöster dem Papste als die Burgen, von denen aus er den Episcopat unterwarf. Merkwürdig, wie das Lehnwesen auch die Kirchen und Klöster ergriff. Nicht nur, daß ihr Land vielfach zu Lehn gegeben wurde, und daß die Aebte und Bischöfe von den Königen wie die großen Vassallen behandelt wurden. Die Kirchen gingen selbst auf diese Bewegung ein. Die großen Kirchen und Klöster suchten die kleineren zu erwerben, in derselben Weise wie die großen Grundherren die Güter der Bauern an sich brachten.

---

[1]) Belege bei Loening, Geschichte der Kirchenverfassung, II. 386 f. Protestiren muß ich hier jedoch gegen die Behauptung Lönings II. 30 ff., daß das Staatskirchenrecht der römischen Kaiser und der Karolinger grundsätzlich verschieden sei von dem der Merowinger. Die römischen Kaiser hätten das Recht gehabt über Dogmen zu entscheiden, und niemals seien sie aus der Kirche ausgeschlossen worden. Allein jenes Recht in dogmatischen Fragen ist den Kaisern ebenso oft bestritten wie zuerkannt worden, und die Kaiser unterlagen der Bußdisciplin der Kirche wie alle Laien; auch das Recht der Excommunication hat sich die Kirche den Kaisern, und worauf es hier ankommt, den Karolingern gegenüber gewahrt. Jaffé, Bibliotheca, IV. 60 und 164. Umgekehrt haben die Merowinger zwar seltener als die Kaiser und die Karolinger Befehle in Glaubenssachen erlassen, aber sie haben es doch gethan. Die Ausrottung des Arianismus und die Befehle Chilperichs und Dagoberts über die Taufe der Juden bieten allein schon den Beweis, ebenso die Privilegien, durch welche sie Klöster von der bischöflichen Aufsicht befreiten. Grundsätzlich enthielten sie sich dieses Einflusses nicht. Wie wäre auch sonst die Thatsache zu erklären, daß der Papst im Reiche der Merowinger den Einfluß verlor, den er vorher in der Kirche Galliens besessen hatte?

Fünftes Capitel.

Wirthschaft und Handel.

Immer noch herrschte jene wirthschaftliche Bewegung vor, welche schon in der Zeit der Merowinger einen großen Theil des Grundbesitzes in der Hand einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Besitzern vereinigte. Sie nahm an Stärke sogar zu unter dem Druck der Lasten, welche Karls große Pläne dem Volke auferlegten. Gegen das Ende seines Regiments rechnete man eine Kirche oder ein Kloster, das 200 bis 300 Bauerhöfe besaß, zu den kleinen, die von 1000 bis 2000 Höfen zu den mittleren, und die reichen hatten 4000, 8000, ja 10,000 und mehr. Der Abt war dann der Grundherr von 20,000 bis 40,000 Menschen. Aber auch in dieser Periode entstand aus der Häufung des Eigenthums kein Großbetrieb der Landwirthschaft, keine Plantagenwirthschaft. Einmal lagen die Güter, trotz der Arrondirungsversuche durch Tausch und Kauf, nicht zusammen. Das Kloster St. Gallen hatte einen Theil in seiner Nähe, andere im Elsaß, in Franken, Schwaben, ja in Italien. Sodann aber erhielt sich die Sitte, den größten Theil der Hufen an Hintersassen auszuthun, die dafür Zins gaben und Frohnden leisten mußten, und die für eigene Rechnung bewirthschafteten Hufen nicht in wenige Großgüter zusammenzulegen, sondern in Güter mittleren Umfangs von selten mehr als zehn, zwanzig Bauernhufen. Wie in der voraufgehenden Periode, so waren auch jetzt diese mittleren Güter der Grundherren die natürlichen Träger des wirthschaftlichen Fortschritts, die Form, in welcher das an Arbeitskraft und Bodenreichthum vor-

handene Kapital des Landes concentrirt und in Krieg und Frieden für größere Aufgaben verfügbar gemacht wurde.

Karl selbst war ein guter Wirthschafter, er achtete auf das Kleinste und auf das Größte. Ueber den Viehbestand, über die Scheffel Korn und die Zahl der Speckseiten auf seinen Gütern ließ er sich Bericht geben und hielt die Bischöfe und Aebte ebenfalls dazu an, solche Ordnung zu halten. Es waren respectable Anfänge einer amtlichen Statistik über die Menschenzahl und das Vermögen des Landes und starke Antriebe zur Besserung der Landwirthschaft. Der Viehstand wurde veredelt, Oedland bebaut, die Culturpflanzen vermehrt und die Methoden der Wirthschaft verbessert.

Schon der Umstand trug viel dazu bei, daß damals Tausende der tüchtigsten Männer wiederholt nach den reicher entwickelten Ländern Südfrankreichs und Italiens kamen und dann von dort neue Einrichtungen und Geräthe in die Heimat zurück brachten. In den östlichen Landen stieg so der Ackerbau an manchen Stellen aus sehr rohen Anfängen rasch auf eine bedeutend höhere Stufe, und selbst die Landschaft gewann durch Straßenanlagen und Rodungen ein neues Ansehn. Aber es geschah dies, indem Karl die überkommenen Formen des wirthschaftlichen Lebens ausbildete und weiter nach Osten trug. Neue Ordnungen und Formen des Lebens schuf er auf diesem Gebiete nicht und machte auch keinen Versuch, die im Flusse befindliche Bildung eines abhängigen Bauernstandes gesetzlich zu regeln.

Der Handel.

In Italien gab es einen Handel von Bedeutung. Die Gesetze der Langobarden, welche die Leistung der Wehrpflicht nach dem Vermögen abstuften, stellten die großen Kaufleute den großen Grundherren gleich. Aber Italien bildete ein Nebenland. Der Schwerpunkt von Karls Reich lag in dem nördlichen Gallien und in Deutschland. Der Zustand dieser Lande bestimmte den Charakter seines Regiments. In diesen Landen und namentlich in Deutschland bestand das Vermögen fast ausschließlich in Grundbesitz und Vieh, und die Beschäftigung der Menschen waren Wald- und Feldarbeiten. Das Gesetz Karls, welches die Arbeit am Sonntage verbot, hatte nur dergleichen Arbeiten aufzuzählen. Die Stadt war noch immer nicht rechtlich geschieden vom Lande, war kein politischer, sondern nur ein militärischer Begriff. Das Geld spielte eine sehr untergeordnete

Rolle. Gold circulirte fast gar nicht und Silber sehr wenig. Das Strafgesetz erkannte zwar auf große Summen von Schillingen oder Solidi (20 auf ein Pfund Silber von gegen 400 Gramm) und Denaren (12 Denare = 1 Solidus): aber diese Bußen wurden im größten Theile des Landes nur in Vieh, Getreide, Kleidern und Geräth gezahlt. Auch Landgüter wurden mit solchen Tauschwerthen bezahlt, und größere Metallzahlungen erfolgten meist nach Gewicht. Im Heliand, der unter Ludwig dem Frommen geschrieben wurde, ist feho (Vieh) der geläufigste Ausdruck nicht nur für Reichthum, sondern auch für Gewinn. Karl erließ allerdings mancherlei Verordnungen über das Münzwesen. Die einen regelten das Recht, Münzen zu schlagen, andere das Gewicht derselben, andere bedrohten die Falschmünzer oder die, welche vollwichtige und mit des Königs Bildnis versehene Denare nicht annehmen wollten. Diese Verordnungen bilden ein wichtiges Zeugnis für die Fülle von Anregungen, die Karl aus dem bunten Gemisch seiner Länder empfing, und für die Art, wie er die Aufgabe des Königs auffaßte, aber sie können die Thatsache nicht verhüllen, daß der Geldverkehr in einem großen Theile des Frankenreichs unbedeutend war. Auch merkt man es den verwandten Erlassen über Wegegelder und Zölle deutlich an, daß Geldverkehr und Handelsverkehr noch in den Anfängen lagen. Zölle wurden nicht nur an den Grenzen des Reichs oder der Provinzen erhoben, sondern auch mitten im Lande. Ursprünglich wurden sie für den König erhoben, aber wie die übrigen Rechte und Einnahmen des Königs so waren auch die Zölle und Wege-, Brücken-, Hafengelder vielfach in die Hand von Privaten gekommen oder von den mächtigen Großen nach ihrem Belieben eingerichtet worden, wo immer der Verkehr lebhaft war. Karl wollte nur „die alten" dulden, aber es wurde nicht einmal ein Verzeichnis derselben aufgestellt. Ferner ertheilte Karl nach dem Beispiele der früheren Könige den Saumthieren und Wagen mancher Klöster, dann den Pilgern nach Rom und den Fuhren zum Heere Zollfreiheit. Wie konnte man nun hindern, daß Händler sich für Leute eines privilegirten Klosters ausgaben, zumal die Zollaufseher nicht lesen konnten, was ihnen etwa an Papieren vorgezeigt wurde, und die Herstellung falscher Urkunden im Schwange war? Das Zollwesen blieb in der Unordnung, welche mit solchen Privilegien untrennbar verbunden ist, und der Zoll selbst wurde zum Theil auch nicht in Geld, sondern in einem Bruchtheil der Waare erhoben. Der Handel blieb überwiegend Tauschhandel und ward meist auf

Jahrmärkten erledigt. Wenn das Volk aus weitem Umkreise zusammenströmte, um die hohen Festtage bei der Kirche eines berühmten Heiligen zu feiern, dann brachten sie „zur Messe", was sie von dem Ertrage der Jagd und der Felder erübrigt hatten, und tauschten sich Schmuck und Geräth ein in den Buden, welche der Händler aufgeschlagen hatte. Der gewöhnliche Mann konnte nicht viel zu Markte bringen, die Grundherren waren eher in der Lage zu kaufen und zu verkaufen — aber auch sie verbrauchten den größten Theil ihrer Erträgnisse in ihrem großen Haushalt, für ihre zahlreichen Vassallen und Knechte und für die Leistungen auf den Feldzügen. Noch immer dienten die Güter weniger dazu, um aus dem Verkauf der Früchte Geld zu gewinnen, als dazu, den Aufwand der Stellung zu bestreiten. Auch bei den Meierhöfen des Königs bildete der Verkauf nicht die Regel. Der Meier durfte nichts verkaufen, bis der König selbst auf Grund der eingesendeten Berichte die Erlaubnis ertheilt hatte. Es gab auch in Austrasien einzelne Händler, die weite Reisen unternahmen, und einzelne Stätten, wo starker Handel getrieben wurde[1]). Das war namentlich so auf dem Main und Rhein, an den Grenzen der Deutschen und Slaven, in Magdeburg, in Bardowik, an der See; der Hauptplatz war Aachen. Dort waren Wechsler für aller Herren Geld und Händler mit Kostbarkeiten aus Italien, Konstantinopel und Bagdad. Denn dort war der Hof voll von übermüthigen jungen Leuten, die reiche Beute aus dem Kriege brachten und von des Königs Milde die Schätze der Avaren und manche andere Gabe empfingen. Für diese Leute war nichts zu theuer, und Karl gab um ihretwillen ein Luxusgesetz, daß niemand für einen Pelzrock mehr zahlen solle als 30 Solidi, d. h. etwa 8 Ochsen. Es wirkte allerdings vieles zusammen, den Handel auch in den übrigen Theilen des Reichs zu beleben. Der Bau von zahlreichen Kirchen und Klöstern, ihre Ausstattung und die Steigerung des Verkehrs in ihrer Nähe, die glänzenden Reichsversammlungen, die Verpflanzung von Sachsen in fränkische Gegenden und die Besiedelung ihrer Grundstücke mit Franken oder Slaven, sodann der lange Friede im Innern des weiten Reichs, die Sicherheit der Straßen, die Sorgfalt, mit der Brücken und Wege gebessert wurden, endlich die Fülle von neuen Vorstellungen und Bedürfnissen, welche durch die Vereinigung so verschiedener Länder im Volke erzeugt wurde: alles das steigerte die

---

[1]) Ermoldus Nigellus. Erste Elegie 107 ff.

Luft und mehrte die Veranlassung zum Handelsverkehr. Aber zu stark darf man sich die Wirkung dieser Verhältnisse auch nicht vorstellen. Die unaufhörlichen Heereszüge und die Staats- und Kirchenfrohnden ließen das Volk nicht zu Athem kommen. Im Ganzen blieben Handel und Handwerk auf einer niedrigen Stufe. Auf den Gütern der Großen waren Knechte für allerlei Handwerk und besondere Geschäfte, und unter ihnen auch solche, welche den Kauf und Verkauf besorgten. Das waren die scararii. Viele Meilen weit zogen sie mit ihren Wagen, um zu verkaufen, was die Wirthschaft entbehren konnte, und Salz und andere Waren einzukaufen. Die Zahlung in Vieh und Waren sowie die eigenen Handwerker und eigenen Kaufleute der Grundherren charakterisiren den Handel und das Gewerbe der Zeit. Dem entsprach es denn auch, daß Karls Regiment reine Naturalwirthschaft war. Es gab überhaupt noch keine Staatswirthschaft, sondern nur eine Hauswirthschaft des Königs, und könnte man von einem Finanzminister in Karls Reich sprechen, so müßte man des Königs Hausfrau nennen. Die Bedürfnisse des Staates wurden aus den Erträgnissen des königlichen Haushalts und, so weit diese nicht ausreichten, aus dem Haushalt seiner Unterthanen, vorab seiner Vassallen, bestritten.

Karl regelte Maß und Gewicht und verbot andere Maße anzuwenden als solche, welche den in der königlichen Pfalz bewahrten Normalmaßen entsprachen. Aber sonst that er zur Hebung des Handels unmittelbar so gut wie nichts. Er versuchte allerdings Main und Donau durch einen Kanal zu verbinden, aber es ist mindestens zweifelhaft, ob er dabei zunächst an eine Hebung des Handels dachte und nicht vielmehr an den Transport seines Kriegsgeräths. Jedenfalls ist die Sache für die Beurtheilung unerheblich, da er das Werk liegen ließ, als der regnerische Sommer keinen raschen Erfolg gestattete. Ebensowenig ergiebt sich aus dem Gesetz, durch welches er den Handel mit den Slaven regelte. Denn die Absicht dieses Gesetzes ging nicht dahin, den Handel zu beleben, sondern zu verhüten, daß Waffen zu diesen gefährlichen Nachbarn ausgeführt würden. Mit Unrecht hat man Karl gerühmt, er habe seine Verbindungen mit Konstantinopel und Bagdad dazu benutzt, seinem Reiche den Handel mit dem Orient zu erschließen. Sonst hätte er Venedig und die dalmatinischen Küstenplätze nicht so leicht wieder aufgegeben, als sie in seine Hand gefallen waren, und namentlich hätte er dann das Meer von Korsaren reinigen müssen. Die Grafen

der nächst bedrohten Küsten schlugen sich alljährlich mit den Arabern um Corsica und Sardinien oder um die Balearen: aber nie trat Karl gegen sie mit der Kraft auf, die er überall zeigte, wo er einen großen Plan verfolgte. Der weitaus größte Theil seines Reichs war noch zu unentwickelt für dergleichen Pläne, und auch persönlich stand Karl ihnen fern. Gern gab er sich allgemeinen Erwägungen und großen Plänen hin, es war ihm ganz eigen über die Gaben und Mängel der verschiedenen Provinzen seines Reichs nachzudenken und jeder zu geben, was ihr fehlte: allein die Art, wie er darüber dachte, war dem Handel nicht günstig. Die Anschauungen des heroischen Zeitalters, denen jenes Jahrhundert noch nicht ganz entwachsen war, religiöse Vorstellungen und allerlei antike Ansichten, wie sie in die damalige Theologie Eingang gefunden hatten, betrachteten den Handel als eine Art unredlichen Wuchers, und Karl selbst verkündete durch seine Waltboten: „Wenn jemand zur Zeit der Ernte den Wein um einen Denar kauft und hebt ihn auf, bis er ihn um 4 Denare verkaufen kann, so ist das schändlicher Gewinn. Wucher ist es, wenn man mehr wieder fordert als man gegeben hat". (808.) Karl dachte keineswegs immer so transcendental, aber es ist dem doch verwandt, wenn er wiederholt versuchte, Maximalpreise für Waaren festzustellen, und zwar meistens ohne Unterscheidung der Provinzen.

Alles was Karl in wirthschaftlichen Dingen plante und versuchte, waren nur die Anfänge einer geregelten Wirthschaft, und seine Einnahmen an Geld betrugen nicht den hundertsten Theil von dem, was damals die Herrscher von Bagdad und von Byzanz jährlich durch ihre Kassen laufen ließen. Dies Unzureichende und Unentwickelte, dieser Mangel an größeren Geldmitteln machte sich um so mehr geltend, weil das Reich mit jenen geldkräftigen Staaten des Ostens in lebhaften Beziehungen stand und mit dem reicheren Italien auf das engste verbunden war.

Solche Verhältnisse gaben denjenigen, welche Geld hatten und Handel trieben, Gelegenheit, großen Gewinn zu machen und Einfluß zu gewinnen. Sehr viel betheiligten sich die Friesen an dem Handel, namentlich führten sie Korn und Wein von den reichen Fluren in Baden und Elsaß auf dem Rhein an die ärmere Nordküste. Aber hauptsächlich lag der Handel in der Hand der Juden. Ihre rechtliche Stellung war im fränkischen Reiche nach und nach recht schlecht geworden. Sie galten nicht als Bürger des Staates. Allein wer in dem Schutz eines mächtigen Mannes stand, der lebte in dem Staate

so sicher wie dieser selbst. Auch die Genossenschaften der Juden erlangten auf diese Weise günstige Anordnungen der Beamten. Sie durften unter Karl Sclaven halten und Grundbesitz erwerben, und in Lyon wurde um 820 der Markttag von dem Sonnabend auf einen andern Tag verlegt, weil die Juden es wünschten. Ludwig der Fromme erließ sogar das Gebot, daß der Sclave eines Juden, der sich zur Taufe melde, nicht getauft werden dürfe, falls sein Herr die Einwilligung versage. Der Bischof Agobard von Lyon wollte es nicht glauben, daß ein solches Gebot, das allerdings bei den damaligen Anschauungen kaum zu begreifen ist, ausgegangen sei „von dem Angesicht des frommen Herrn", aber er mußte noch viel anderes ertragen. Fünf Schriften veröffentlichte er gegen die Bevorzugung der Juden, aber die Großen, welche sie schützten, höhnten ihn noch dazu mit theologischen Gründen und fragten ihn, ob nicht die Patriarchen die Ahnherren der Juden seien, und ob nicht um deretwillen das Volk auch heute noch der Rücksicht und Schonung werth sei.

Sechstes Capitel.

Die Heerverfassung und die Wirkung derselben und der sonstigen Lasten.

Wenn ein Feind in das Land einbrach, so hatte der Graf alle Mannen zu den Waffen zu rufen, sonst bestimmte der König selbst durch besondere Waltboten oder durch Briefe, wann und wo sich die Mannschaft sammeln, und wer ausziehen solle. Die dem Kriegsschauplatz näher gelegene Provinz wurde stärker, die entfernteren wurden mäßiger herangezogen. In der Merowinger Zeit galt es z. B. immer als ein besonderes Ereignis, wenn die Völker von der Lahn und Ruhr aufgeboten wurden, und nach Karl des Großen gewaltigen Eroberungen war eine solche Scheidung noch nothwendiger. Italien galt als ein Reich für sich. Es hatte seine besonderen Kriege mit den Griechen und Arabern. Nur ausnahmsweise wurden größere Truppenmassen aus dem übrigen Frankenreich nach Italien geführt und noch seltener Truppen aus Italien über die Alpen gerufen. Nur in den Kriegen gegen die Avaren kämpfte das Aufgebot Italiens häufiger zusammen mit dem Aufgebot der Baiern, Sachsen u. s. w.

Das übrige Reich, also das heutige Frankreich und das heutige Deutschland, galten im Gegensatz zu Italien als das Frankenreich im engeren Sinne, und ihr Aufgebot bildete ein gemeinsames Heer. Doch erfolgte das Aufgebot niemals für das ganze Gebiet nach demselben Grundsatz. Einmal betrachtete man die Loire, die Seine und den Rhein als Grenzen für vier große Aufgebotsbezirke, und östlich vom Rhein wurden dann wieder die Friesen, die Sachsen, die Baiern besonders aufgeboten, und die Marken werden dabei immer ausge-

nommen gewesen sein. Aus dem Jahre 807 ist uns die Ordre erhalten, durch welche Karl die Mannschaft aus dem Lande südlich von der Seine zur Heerschau an den Rhein befahl. Im Mai oder Juni mochte der Befehl überbracht worden sein, Mitte August sollte die Mannschaft am Rhein stehen. Ohne Ausnahme mußten alle ausziehen, welche Güter vom Könige oder einem anderen Grundherrn zu Lehen hatten; ferner alle freien Männer, welche drei oder mehr Bauerngüter besaßen. Die kleinen Besitzer wurden zu Gruppen von drei Hufen zusammengelegt, also drei Hufner, sechs Halbhufner u. s. w. Diejenigen, welche keinen Grundbesitz hatten (die Armen, wie man damals sagte) aber doch fahrende Habe im Werthe einer halben Hufe, hatten je fünf einen sechsten auszurüsten, und diejenigen, welche weniger besaßen, hatten einen Beitrag zu leisten zu der Ausrüstung der kleinen Besitzer.

Ein anderes Mal gebot Karl den Sachsen, wenn der Zug nach Spanien oder Ungarn angesagt werde, so sollten je fünf den sechsten Mann ausrüsten, gehe es nach Böhmen, je zwei den dritten. Den Friesen sandte er Befehl, daß alle, welche Königsgut zu Lehn trugen, auf der Heerschau erscheinen sollten und ebenso alle größeren Grundbesitzer, die zu Rosse dienten. Auch die Bewaffnung wurde vorgeschrieben. Die Reichen hatten Panzer und Helme und dienten zu Roß, die Aermeren kamen zu Fuß und führten Schild und Lanze oder einen Bogen mit zwei Sehnen und zwölf Pfeilen. Der Graf hatte die freien Bauern zu sammeln, ihre Vorräthe zu prüfen und sie der Heerschau zuzuführen, die Vassallen und die Hintersassen zogen unter ihrem Senior, die Königsvassallen unter einem aus ihrer Mitte, den der Waltbote bezeichnete. Diese meist zu Pferde kämpfenden Vassallen des Königs und der Großen bildeten den Kern der Heere.

Auf den Gütern des Königs und der Kirche mußten ferner Wagen, Werkzeuge, Brücken und Schiffe bereitet werden. Diese Güter ersetzten die Fabriken und Militairwerkstätten von heute, und wehe dem Abt oder Bischof oder dem Amtmann, der auf der Heerschau seine Karren und das ihm befohlene Geräth nicht in vorschriftsmäßiger Zahl und Verfassung vorführte. Die Waltboten des Königs warteten nur auf die Gelegenheit, diese wohlsituirten und vielbeneideten Herren zur Strafe zu ziehen, und leicht konnte Karl den Mann entsetzen und sein Amt einem eifrigeren Vassallen geben. Das Heer diente ohne Sold, hatte sich selbst zu kleiden und zu waffnen, hatte sich endlich auch selbst zu verpflegen. Die Waffen und die Kleidung mußten so sein, daß sie auf sechs Monate ausreichten, und wenn der

Sammelplatz am Rhein lag, so hatten die Mannschaften aus dem Gebiete südlich der Loire hier Lebensmittel für drei Monate aufzuweisen, und umgekehrt hatten die, welche aus Sachsen und vom Rhein nach der Loire zogen, hier einen gleichen Vorrath zu zeigen. Es mußten also je zwei oder drei Mann einen Wagen mitführen, und die ärmeren Leute sahen sich gerade auf diesen Zügen gezwungen, die Hülfe der Großen in Anspruch zu nehmen oder zu plündern. Das war aber bei hoher Strafe untersagt, und der Graf, der die Leute zwingen wollte seine Hintersassen zu werden, erließ ihnen nichts von der Härte des Gesetzes.

Auch schon bei dem Aufgebot selbst waren die kleineren Leute, die nur fahrende Habe besaßen, der Willkür des Grafen preisgegeben. Als z. B. im Jahre 807 das Aufgebot nach Narbonne kam, daß Mitte August die Mannschaft am Rhein stehen sollte, da begann ein Inquiriren und Schätzen. Die Kuh und das Schwein im Stalle, die Hühner auf dem Hofe und die Gänse auf dem Anger, dazu die Pflüge und Aexte, Kleider und Waffen: alles das wurde geschätzt, ob und wie hoch der Mann zur Beisteuer heranzuziehen sei. Der Gewaltthat und dem Betruge war Thür und Thor geöffnet. War diese Schätzung beendet, so begann ein ähnlicher Proceß. Jeder von den kleinen Leuten, der in das Feld zog, sollte fünf Solidi erhalten = $1/4$ Pfund Silber (etwa 100 Gramm heutigen Gewichts) als Beihülfe zu seiner Rüstung. Die Armen, welche nicht auszogen, hatten diese Summe aufzubringen. Aber sie hatten kein baares Geld, und so mußten sie ihre Kuh verkaufen, ihre Vorräthe an Wein und Korn, oder was sie sonst hatten. Anfang Juli mußten die Grafen von Narbonne, Arles u. s. w. aufbrechen, um rechtzeitig am Rhein anzukommen. Mitten in der Ernte begannen nun die Leute ihre Habe auszubieten, und zu Schleuderpreisen ging sie in die Hände der Reichen über. Freilich hatte Karl ein Jahr zuvor eine Ermahnung in das Land ergehen lassen, daß es schändlich sei Getreide aufzukaufen, wenn es billig sei, um es zu verkaufen wenn es theuer sei, und Geld auf Zins zu leihen sei gegen Gottes Gebot. Aber wie konnte das helfen gegen die Gewalt der Verhältnisse? Diese Form der Wehrpflicht hatte schon in dem merowingischen Staate einen großen Theil der Gemeinfreien erdrückt, in dem um das Doppelte erweiterten Reiche Karls war die Last unerträglich. Ehe die Männer aus dem Süden mit den Sachsen auch nur auf dem Sammelplatz zusammen-

trafen, hatten sie schwere Opfer bringen müssen, die dem Staate keinerlei Gewinn brachten.

In ähnlicher Weise wirkten die anderen Naturalleistungen, welche Karl forderte: für den Unterhalt der Kirche hatten alle Güter den Zehnten zu zahlen, und die Bauern, welche Kirchengut bauten, hatten außerdem noch den Neunten abzuliefern, also ein Fünftel der Bruttoeinnahme. Dazu kamen zahlreiche Frohnden für die Unterhaltung der Straßen und Brücken, den Bau von Burgen, Lieferungen zur Verpflegung von Gesandten und Beamten. Bald kam der Waltbote, bald der Bischof, der das Sendgericht abhielt. Die hohen Herren kamen mit dreißig, vierzig und mehr Pferden und außer dem, was sie mit Recht fordern konnten, nahmen ihre Leute noch häufig, was ihnen gerade gefiel. Wie oft ward da geboten und gewarnt — aber die Wiederholung des Gebotes beweist nur, daß es nichts half. Und schon die regelmäßigen Lieferungen waren bedeutend. Der Bischof von Osnabrück erhielt an jedem Ort seiner Diöcese, an dem er die jährliche Sende hielt, 100 Scheffel Hafer und 600 Bund Stroh geliefert. All diese Lasten wirkten aber mit doppelter Gewalt, weil sie so ungleich trafen.

Einmal entzogen sich viele der Leistung durch den Schutz eines Großen, und außerdem fiel ein übermäßiger Theil auf die Gegenden, welche an den Hauptstraßen lagen. Gerade die erhöhte Sorgfalt, die Karl auf die Verwaltung wendete, die Strenge, mit der er den Bau der Kirchen und Straßen betrieb, gerade diese glänzende Seite seines Regiments verschärfte den Druck des Systems. Ein so großes Reich und ein Reich mit so weit aussehenden Aufgaben konnte nicht bestehen bei bloßer Naturalwirthschaft. Menschen und Lieferungen lassen sich aus weiter Ferne nicht ohne schwere Opfer zusammenbringen, zumal bei den damaligen Verkehrsmitteln, bei denen ein Bote aus Miltenberg und Aschaffenburg sieben Tage bis nach Aachen gebrauchte. Karl machte aber keinen Versuch, von diesem System abzugehen und ein den veränderten Verhältnissen entsprechendes Heerwesen und Steuerwesen einzuführen. Die Erleichterung der Dingpflicht durch Aenderung der Gerichtsverfassung und die Bemühungen der Waltboten, wenigstens ungerechten Druck abzuwenden, konnten die Wirkung des Systems nicht aufhalten. So ging denn der Proceß fort, der im merowingischen Reiche begonnen hatte. Die Bauern wurden Hintersassen der Grundherren, und die Grundherren erwarben einen Theil der öffentlichen Gewalt. Im 9. und 10. Jahrhundert wurden die Grund-

herrschaften zu förmlichen Staaten: das waren sie zu Karls Zeit noch nicht. Die Hintersassen der Güter unterstanden noch immer dem Grafen. Aber thatsächlich war die Macht der Beamten gelähmt und ihre Auffassung vom Amte getrübt. Die Grafen, Bischöfe und Aebte traten oftmals schon wie Fürsten auf, nicht wie Beamte, versagten einer dem andern in seinem Amte den Gehorsam und trotzten dem Befehl der Waltboten. Was die Herren thaten, das trieben die Leute ebenfalls, und je größer der Herr, je übermüthiger waren seine Leute. Die Hintersassen der Söhne und Töchter des Königs und die der angesehenen Männer entzogen sich dem Gesetz am meisten.

Wie die Verhältnisse lagen, konnte auch die Verwaltung nicht regelmäßig arbeiten, es mußte fortwährend Unrecht geschehen, um größeres Unrecht abzuwenden. Ein Hintersasse des Klosters Fulda bat den Abt, ihn aus gewissen Gründen vom Aufgebot zu Haus zu lassen, mit dem königlichen Waltboten wolle er sich schon abfinden, der Abt solle keine Ungelegenheit davon haben. Und Einhard, der Vertraute des Kaisers, selbst unterstützte die Bitte.

Karl hatte den Wunsch, den kleinen Mann gegen die Ausdehnung der Grundherrschaft zu schützen, wiederholt sprach er es aus; aber thatsächlich förderte er sie. Einmal schon durch die Lasten seines Regiments und dann dadurch, daß er sich vorzugsweise auf die Vassallenscharen der Großen stützte. Sie waren besser gerüstet als die Leute vom Heerbann und besser verpflegt, sie eigneten sich endlich weit besser zu Besatzungen in neueroberten Landen oder zum Ueberwintern in Feindesland. Für solche Leistungen erhielten die Grundherren dann neue Güter und neue Rechte, und auch schon durch die Leistung selbst wuchs ihre Bedeutung. An diesen Dingen konnte Karl auch nicht viel ändern, es gab eben kein anderes Mittel, die Kräfte des Reichs zusammenzufassen. Auffallend aber ist, daß er nicht wenigstens die Schenkungen von Grund und Boden an die Kirche gesetzlich beschränkte.

Schon seit mehreren Jahrhunderten hatten alle einsichtigen Männer erkannt und ausgesprochen, daß auf diesem Wege dem Staate sein Fundament entzogen werde, und auch Karl sprach mit Entrüstung über die staatsgefährliche Habgier der Kirche. „Heißt das der Welt entsagen", donnerte er die Bischöfe und Aebte an auf dem Reichstage zu Aachen 811, „wenn man tagtäglich nichts anderes thut und denkt, als wie man seine Besitzungen vermehre? Wenn man die Leute bald mit dem höllischen Feuer bedroht, bald mit den Freuden

des Paradieses lockt, bis die schwächeren Gemüther und unklaren Köpfe ihre Kinder enterben und ihr Gut an die Kirche schenken? Dann irren später die Besitzlosen umher, haben nicht, wovon sie leben, und gehen in ihrer Verzweiflung auf Raub aus!" Was sollte aber diese Strafrede?

Wirkliche Hülfe konnte nur ein Verbot oder doch eine Beschränkung der Schenkungen an die Kirche bringen. Das erließ Karl aber nicht, auch nicht für die Lande westlich vom Rhein, in denen die Kirche doch schon zweihundert Jahre früher übergroßen Besitz hatte. Auf der Synode von Mainz 813 ward bestimmt, daß kein Bischof oder Abt, kein Graf oder sonst ein weltlicher Beamter das Eigenthum eines Armen oder Niedrigen kaufen oder mit Gewalt an sich reißen dürfe, und eine ähnliche Bestimmung ward auf der Synode von Reims getroffen: aber auf der Reichssynode von Aachen, auf der die Beschlüsse jener Provincialsynoden zusammengefaßt wurden, wurde diese Bestimmung zum großen Theil zurückgenommen. Der Bischof und Abt ward gar nicht mehr genannt als einer, der das Gut der Armen bedrohen könnte, sondern nur die weltlichen Beamten. Und auch ihnen ward der Ankauf von Grundstücken der Armen nicht vollständig verboten, sondern nur gefordert, daß der Kauf in Gegenwart des Bischofs und in der öffentlichen Gemeindeversammlung erfolge. Auf jenen Concilien wurde den Geistlichen ferner verboten, jemanden aus Habsucht zu bereden, daß er der Welt entsage und sein Gut der Kirche schenke. Aber wer wollte untersuchen, ob es aus Habsucht geschah?

Die Abhängigkeit der Bauern war in großen Theilen des Reichs so verbreitet, daß man im Zweifel immer annahm, ein Mann von kleinem Besitz habe einen Senior. Karl nahm sogar in den Eid, den er sich von allen freien Männern leisten ließ, die Wendung auf, treu zu sein, wie ein Mann seinem Senior. Das Königthum ward gewissermaßen als ein Seniorat charakterisirt: vollständig geschah dies den Beamten gegenüber, doch so, daß hier die Abhängigkeit von dem Herrn in der bestimmten Form der Vassallität ausgedrückt wurde. Karl zählte die Beamten zu seinen Vassallen. Ebenso galten die Unterbeamten des Grafen als Vassallen der Grafen. Es bestanden noch Unterschiede zwischen Vassallen und Beamten: aber nicht viel anders wie sich etwa heutzutage die verschiedenen Gruppen von Beamten unterscheiden.

Karl führte diese Veränderung nicht planmäßig herbei. Sein

politisches Ideal war vielmehr noch der Staat der Vorzeit. Er war sehr unzufrieden damit, daß der Bauernstand zu Grunde ging, und das Bauernheer durch das Vassallenheer verdrängt wurde. Wo er mit allgemeinen Gesichtspunkten in die Entwicklung eingriff, da geschah es, um diese Umwandlung zu hemmen. Aber er that das selten und ohne nachhaltige Kraft. Er war kein Mann der Theorien, und es war keine Zeit der Theorien. Seine Kraft gehörte den großen Aufgaben, die ihm die Zeit stellte, und er löste sie, indem er die Kräfte des Landes in den Formen zusammenfaßte, welche sie ihm am besten zur Verfügung stellten. Das waren aber die Formen der Vassallität. Der Feudalstaat hat sich zu allen Zeiten als eine sehr gefährliche Form des Staates erwiesen — er war, genau genommen, die Auflösung des Staates in ein Bündel von Staaten, das durch das Band des Vassalleneides zusammengehalten wurde. Auch unter Karl machte sich die Gefahr geltend, aber nicht so stark; denn einmal war doch der alte Unterthanenverband noch nicht ganz vergessen, und dann war Karl durch den Ruhm seiner Thaten und den Glanz seiner Stellung so hoch gestellt, daß keiner der Großen ihm zu trotzen wagte. Nur zweimal wurde er während seiner langen Regierung von Verschwörungen seiner Großen bedroht, und diese waren unbedeutend.

Aber es ging doch ein lautes Murren durch das Land. Die Klagen der Armen richteten sich zunächst nicht gegen die Lasten selbst und gegen die Einrichtung des Staates, sondern gegen den Misbrauch der Gewalt seitens der Großen. Dabei klagten sie, daß die Bischöfe und Aebte und deren Beamte ebenso gewaltthätig wären und ebensoviel Unrecht übten wie die Grafen und ihre Leute. Verzweifelte Gesellen verbanden sich durch heimlichen Eidschwur zu einer Art Bundschuh, wie er zwanzig Jahre nach Karls Tode in Sachsen in großartigem Maßstabe gebildet wurde. Mancherlei Verbindungen bestanden im Volke zu gegenseitiger Hülfe und zur gemeinsamen Leistung von Abgaben und Diensten. Diese gaben jetzt den Vorwand her für jene gefürchteten Verbindungen.

Karl erkannte die Berechtigung ihrer Klagen an und suchte ihnen durch bessere Ueberwachung der Beamten abzuhelfen. Dies sollte die Hauptaufgabe der Missi oder Waltboten sein: aber schon im Jahre 802 klagte Karl, daß die Waltboten oft nur die Zahl der Bedrücker vermehrten, namentlich diejenigen, welche er aus den armen Vassallen genommen hätte, die seine persönliche Bedienung

und Begleitung bildeten. Künftig wollte er deshalb nur reiche Grafen und Bischöfe zu Waltboten ernennen, die schon genug besäßen, um nicht nöthig zu haben zu stehlen. Aber in den folgenden Jahren hörten darum die Klagen nicht auf. Massenhaft entzogen sich die Leute dem Heerdienst, obwohl sie die schwere Strafe des Königsbannes von 60 Solidi oder etwa 20 Ochsen bedrohte, welche kein Mann von mittlerem Besitz zahlen konnte, ohne sich zu ruiniren.

Karl versuchte es bald mit Strenge und ließ alle Zahlungsunfähigen verknechten, bald mit Milde, indem er befahl von den Armen nur einen geringen Bruchtheil der Strafe einzutreiben, und so, daß den Frauen und Kindern wenigstens ihre Kleider gelassen würden. Jahr um Jahr wiederholte sich das Schauspiel. Die kleinen Leute verzweifelten daran, die Forderungen des Staates erfüllen zu können, und thaten nur, was der Grundherr ihnen befahl. Ob der Heerbann in genügender Stärke erschien, das hing von den Großen ab. Der mächtige Kaiser hatte über einen bedeutenden Theil des Volkes die unmittelbare Gewalt verloren. „Deine Waltboten finden keinen Gehorsam mehr", hieß es in den Berichten, die der Kaiser 811 empfing, „und den Befehl der Grafen verachten sie und sagen, sie würden sich schon mit den Waltboten auseinandersetzen". Zwei Decennien nach Karls Tode war in Gallien der Heerbann fast ganz vernichtet, und an Stelle der eigentlichen, mit den Gütern des Herrn belehnten oder auf dem Hofe des Herrn lebenden Vassallen traten zum Theil schon Banden von geworbenen Leuten, die durch den Raub unterhalten wurden. Die Wehrkraft des Frankenreichs war dahin, die Grundherren stellten ihre Mannschaft dem Könige nur dann zur Verfügung, wenn es ihnen beliebte; und es konnte viele Jahre hindurch nicht einmal so viel Mannschaft zusammengebracht werden, um die Raubscharen der Dänen abzuwehren. Dieser Zustand war die naturgemäße Fortbildung der Zustände, die unter Karl dem Großen Platz griffen.

Siebentes Capitel.

Das geistige Leben.

Das letzte Capitel schloß mit einem traurigen Bilde. Der Glanz des Kaiserthums strahlt düster über dem zerstörten Wohlstand des Landes, der Willkür der Beamten, dem Misbrauch der Gewalt. Aber muß die Betrachtung dieses Zeitalters mit diesem Bilde schließen? Darf sie damit schließen? Sie darf es nicht. Das Bild würde eben so falsch sein wie die oberflächliche Betrachtung, die nur bei dem Glanz der Siege verweilt und bei der Zahl der eroberten Quadratmeilen. Diese schweren Schäden und Schmerzen der Zeit waren nicht die Leiden eines absterbenden Volkes, es waren die Schmerzen eines in gewaltigem Werden begriffenen Volkes; es waren die Opfer, die gebracht wurden um die großen Aufgaben zu lösen, welche die Zeit Karls und seiner beiden Vorgänger zu einem Wendepunkt in der Geschichte machten. Dem Vordringen der Araber, welches die römisch-germanische Welt zu ersticken drohte, wurde ein Ziel gesetzt, es wurde ferner die großartige Ordnung der lateinischen Kirche vollendet, und aus dem zerfallenden Staate der Franken ein kräftiges Reich hergestellt, in welchem diejenigen Völker, welche heute die Träger der Kultur sind, ihre Entwicklung vollendeten.

Und dazu kommt noch als ein besonderer Glanz und als eine Quelle des Segens die hohe Blüthe, welche das geistige Leben unter Karl erreichte. Die wissenschaftlichen Studien, welche in den letzten Jahrhunderten des römischen Reichs getrieben wurden, erhielten sich während des siebenten und achten Jahrhunderts namentlich in Italien und England. Schon in der letzten römischen Zeit war die kirchliche

Litteratur die kräftigste gewesen, und das war in dieser Fortsetzung noch mehr der Fall. Die Geistlichen waren nicht ausschließlich aber doch vorzugsweise die Träger der Litteratur, und die kirchlichen Stoffe überwogen. In Rom waren Schulen zur Ausbildung von Geistlichen für die verschiedenen Völker, in Pavia und Benevent fanden die Studien an den Höfen der langobardischen Fürsten ihre Pflege und ebenso in Monte Casino, Bobbio und vielen anderen Klöstern. Aehnlich war es in England. In York, Weremouth und anderen Klöstern lehrten die Theodor, Aldhelm, Beda und bildeten Schüler wie Bonifacius und Alkuin. Diese Angelsachsen entwickelten einen bewunderungswürdigen Eifer. Viele reisten nach Italien und holten von dort Bücher, seidene Stoffe und allerlei Kunstgeräth, und auch von anderen Seiten suchten sie Belehrung und Förderung. In dem Kloster, in welchem Beda aufwuchs, ließ der Abt die Kirchenfenster durch Glaser herstellen, die er aus Gallien berufen hatte. Auch die Könige, und manche von den Großen nahmen daran theil und ließen ihre Kinder in den Klosterschulen ausbilden.

Von England und Italien aus waren dann Gallien und Süddeutschland von diesen Bestrebungen berührt worden, aber bis auf Karl den Großen blieben es nur Anfänge. Unter seinem Regiment entwickelten sie sich dagegen rasch zu hoher Blüthe. Es war die Zeit dazu gekommen, es reiften die Früchte der früheren Bemühungen, aber daß sie in solcher Fülle reifen konnten, daran hatte Karl einen wesentlichen Antheil.

Durch die Reform der Kirche und die Aufrichtung des abendländischen Kaiserthums vollendete er das Ideal, welches den Gelehrten vorschwebte, und hierdurch so wie durch den kräftigen Hauch, der durch sein ganzes Thun ging, erneute und steigerte er ihre Begeisterung. Und nun seine persönliche Theilnahme! Karl förderte die Studien nicht nur als eine Zierde seines Reichs, sondern diese Pflege betrachtete er als eine wesentliche Aufgabe. Durch diese Studien suchte er die barbarischen oder verwilderten Theile seines Reichs auf eine höhere Stufe zu heben. Die ganze Kraft seiner gewaltigen Persönlichkeit stand dahinter.

So nahm das geistige Leben einen ungemeinen Aufschwung, und in der Begeisterung glaubte man die traumhaft verschönte Herrlichkeit der römischen Welt noch in der gegenwärtigen Generation wiederherstellen zu können. „Sieh, es erneut sich die Zeit, es erneut sich das Wesen der Alten; Wiedergeboren wird heut, was dir in Rom

einst geglänzt". So sangen die Männer von ihrer Zeit, und in Karl verehrten sie ihr Haupt nicht blos in politischem Sinne, sondern auch den Führer der geistigen Bewegung. Er war es auch, trotzdem er kein Gelehrter war. Die Kunst des Schreibens hatte er in seiner Jugend nicht gelernt, und später wollte es ihm damit auch nicht recht glücken. Aber außer seiner hochdeutschen Muttersprache und dem Volkslatein, aus dem sich damals die romanischen Sprachen entwickelten, verstand er doch auch das Schriftlatein, und es war ihm alles zugänglich, was die Gelehrten damals schrieben und worüber sie schrieben. Er kannte den Stand der Frage bei den wichtigeren Problemen und hatte Sinn und Verständnis für alle Bestrebungen der Gelehrten, für ihre Verse wie für ihre theologischen Definitionen und astronomischen Berechnungen. „Das ist sein Wesen und sein Beruf, die Bischöfe anzutreiben, in der Schrift zu forschen, und die Philosophen zur Erkenntnis der göttlichen und der menschlichen Dinge". So schildert ihn einer der ausgezeichnetsten unter den Zeitgenossen. Karl hob die Studien vor allem dadurch, daß er hervorragende Gelehrte aus allen Landen an seinem Hofe vereinigte, und dann ähnliche Mittelpunkte in den verschiedensten Theilen seines Reichs schuf, indem er solchen Männern Abteien und Bisthümer verlieh. In Italien lernte er den Angelsachsen Alkuin oder Albin kennen, den berühmten Lehrer der Schule von York, der als Gesandter seines Erzbischofs nach Rom gekommen war. Es war dies Alkuins zweite italienische Reise, und mit den praktischen Aufgaben verband er zugleich gelehrte Zwecke. Denn so hoch die Studien auch damals in England blühten, Italien galt doch als das Mutterland seiner Cultur, hatte namentlich viele Bücher, die in England fehlten. Karl forderte Alkuin auf in sein Reich zu kommen, um dort die Studien zu beleben und für den Dienst der Kirche tüchtige Geistliche auszubilden. Die kirchlichen Zwecke standen im Vordergrunde, die Pflege der Pflanzung des heiligen Bonifacius, das war ohne Zweifel der entscheidende Gesichtspunkt, unter dem die Frage erörtert ward. Alkuin bat in York seinen Erzbischof um die Erlaubnis und kam mit drei begabten Schülern 782 an Karls Hof. Er gab sein Vaterland nicht auf und blieb in lebendigem Verkehr mit der Heimat; aber das förderte nur die Kraft, mit der er für die Kirche und Wissenschaft im Frankenreiche wirkte. Noch einmal kehrte er mit Aufträgen Karls an den König Offa nach England zurück, kam aber nach etwa zwei Jahren wieder in das Frankenreich und verblieb daselbst bis an seinen Tod. (804.)

Aus Italien hatte Karl den Grammatiker Petrus von Pisa berufen und den ebenso vielseitigen, wie sinnigen und liebenswürdigen Langobarden Paulus Diaconus. Dazu kamen noch andere Fremde und auch aus den von Schotten und Angelsachsen im siebenten und achten Jahrhundert im Frankenreiche gegründeten Schulen ging schon mancher tüchtige Mann hervor. Der Mittelpunkt war Alkuin und die von ihm geleitete Schule am Hofe Karls. Zunächst wurden hier junge Leute ausgebildet, denen Karl dann die Abteien und Bisthümer des Reiches gab, aber auch die Erwachsenen nahmen daran theil, und nicht blos die Geistlichen, sondern auch Laien, der König und seine vornehmsten Diener, dazu die Damen des Hofes. Es war schon bei den Angelsachsen und bei den Langobarden ebenso gewesen. Paulus Diaconus war der Lehrer der klugen Tochter des Königs Desiderius, wie Alkuin die Söhne und Töchter Karls unterrichtete. Auch Karl selbst wurde sein Schüler, und Alkuin schrieb für ihn Lehrbücher der Rhetorik und der Dialektik. Den Inhalt entnahm Alkuin meist aus Cicero, Boethius, Isidor von Sevilla und anderen, die Form war ein Gespräch zwischen König Karl und seinem Magister Albinus. In ähnlicher Weise schrieb er für die Hofschule eine Grammatik in Form eines Gesprächs zwischen einem vierzehnjährigen Franken und einem fünfzehnjährigen Angelsachsen. Der Franke frägt, der Sachse belehrt, bisweilen nur mischt sich der Magister (Alkuin) selbst ein. Diese Form ist bezeichnend. Der Unterricht war nicht systematisch, sondern practisch, nicht aus Büchern lernte man, sondern durch mündliche Unterweisung und massenhafte Uebung. Der Unterricht erfolgte in lateinischer Sprache, am leichtesten prägten sich „die Blumen der Rede“ ein, und wer weiter strebte, der schrieb sich einen Vergil, einen Prudentius, ein Werk des Augustin u. s. w. ab. Ein wesentlicher Theil dieses Unterrichts war ferner die Uebung mit den Worten umzugehen, ihre Bedeutung zu erfassen, ihre Beziehungen aufzusuchen. Uns erscheint es als ein Spiel, wenn Alkuin Räthsel aufgiebt und Definitionen fordert, die den Scherzreden unserer Jugend ähnlicher sind als dem, was wir unter Definitionen verstehen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß den Germanen damals die Worte viel sinnlicher und schwerer waren. Die meisten von denjenigen Gedankenverbindungen, die uns geläufig sind, waren neu und wurden nur mühsam erfaßt. Diese Freude an Räthseln, dieses Spiel mit Definitionen war bei den Angelsachsen in Blüthe und wurde von Alkuin

in die fränkische Hofschule übertragen. Vielleicht waren auch volksthümliche Erinnerungen dabei.

Die Leitung der Hofschule bildete lange Jahre das eigentliche Amt Alkuins, und aus ihr ist ein großer Theil der Männer hervorgegangen, die das geistige Leben des Jahrhunderts geleitet und beherrscht haben. Später lebte Alkuin in seiner Abtei Tours, und bald war die Schule dieser altberühmten aber verwilderten Stiftung des heiligen Martinus eine Pflegestätte der Wissenschaft. Aber der Einfluß Alkuins und seiner Genossen war nicht auf die Schule beschränkt. Die Gelehrten, die Karl an seinem Hofe versammelte, bildete auch sozusagen eine Abtheilung in seiner Regierung. Wie er die Vassallen aussendete, um den Feind im Felde zu besiegen, so hatten diese Gelehrten Streitschriften zu schreiben und Gutachten auszuarbeiten. Es gab immer Aufgaben, bei denen Karl Männer haben mußte, die in den Beschlüssen der älteren Concilien und den Schriften der Kirchenväter wie auch in den weltlichen Wissenschaften bewandert waren. Und dazu kam endlich noch ein freierer Dienst. Karl war erfüllt davon, daß Kunst und Wissenschaft die Blüthe und Zier des Lebens bilden und zugleich die Quelle immer neuer Kraft. Sie sollten ihm die Stunden erhöhen, welche ihm die Geschäfte des Tages übrig ließen, und sollten ihm helfen, sich über die Eindrücke der einzelnen Erscheinungen zu erheben. Dichter und Gelehrte mußten ihm zur Hand sein, seine Gedanken auszuführen und in ihm Gedanken anzuregen.

In diesem Verkehre herrschte das Talent, und damit es ungezwungen herrschen könne, so wurden die Genossen nicht mit ihren wirklichen Namen genannt, sondern mit einem Beinamen. Alkuin hieß Flaccus, König Karl David, bisweilen auch Salomo, seine Schwester Gisela Lucia, seine Töchter Delia und Columba, seine Nichte Eulalia, der Abt Angilbert Homer, andere Poeten Naso und Cuculus, Arno von Salzburg Aquila, Karls Sohn Pippin Julius, Hildebold von Köln Aaron, Maurus der Abt Rabanus. Sogar der Oberküchenmeister erhielt einen Namen aus Vergils Eclogen und mit ihm noch mancher von den hohen und niederen Dienern und Dienerinnen. Die Namen wurden theils durch lateinische Uebersetzung und spielende Deutung der eigentlichen Namen gewonnen, theils aus den Classikern oder der Bibel entlehnt. Manche hafteten nicht, wurden nur von einigen gebraucht oder auch nur bei einzelnen Gelegenheiten. Alkuin nannte dagegen bisweilen selbst in geschäftlichen Angelegenheiten den

König David. „Dem ersehnten Herren David, dem Vater des Vaterlandes, für den keine Ehre zu hoch ist", redete er ihn an.

Ein Gedicht Theodulfs von Orleans schildert das Treiben in diesem Kreise. Es ist ein Sonntag zur Frühlingszeit. Theodulf ist fern vom Hofe und denkt sich, wie es dort wohl zugeht. Erst ist Rath im Palaste Karls, dann begiebt er sich zur Kirche. Er trägt den Mantel mit großem Kragen, das Schwert und weiße Handschuhe. Bei der Rückkehr begleitet ihn ein großer Haufe des Volkes, aber nur die Vornehmsten dürfen mit eintreten in den Palast. Karl steht in Mitte der Seinen, alle überragend. Zwei Söhne sind zu Hause, Karl und Ludwig. Karl ziert schon der Schnurrbart, Ludwig reift eben zum Jüngling. Karl nimmt dem Vater Mantel und Handschuhe ab, Ludwig das Schwert. Er setzt sich, und nun nahen sich ihm seine Töchter und bringen ihm Blumen; Rosen die eine, Veilchen die andere, die Schwester Gisela Lilien. Auch Brod, Früchte und Wein bringen sie ihm, und er dankt ihnen mit einem Kuß und mit freundlichen Worten. Nach dem Imbis beginnt wieder die Arbeit. An den Thüren drängen sich die Menschen mit Bitten und Beschwerden. Der Kämmerer (in der Dichtersprache hieß er Thyrsis wie der Hirte bei Vergil) prüft ihre Anliegen im Vorzimmer, die einen läßt er ein, die anderen weist er ab. So kommt die Essenszeit heran, Karl speist zusammen mit seiner Familie und einer Auswahl aus den Hofleuten, Kriegern wie Gelehrten. Alkuin ist darunter, das weise Haupt aller, der Kapellan spricht das Tischgebet, der Oberküchenmeister erscheint schwitzend und leitet das Serviren. Stark gewürzte Speisen werden aufgetragen, und der Schenk füllt die Becher mit Wein und Bier. Dem Kaiser ist der Secretär zur Hand mit dem Notizbuch aus doppelter Wachstafel, rasch anzumerken, was der Kaiser befiehlt. Mehrere Zöglinge der Hofschule oder jüngere Gelehrte stehen dienstbereit, unter ihnen Einhard, der kleine Liebling des Herrschers. Er läuft geschäftig hin und her, herbeizuholen was Karl gerade wünscht, denn manches fällt seinem unermüdlich regen Geiste ein. Ist die Tafel abgeräumt und die Dienerschaft entfernt worden, so liest einer der Gelehrten vor, wohl einer jener jüngeren. Diesmal sind es Gedichte Theodulfs. Nicht ununterbrochen wird gelesen. Wer Lust hat kann seine Bemerkungen machen. Karl geht auch wohl auf etwas anderes ein, ruft diesen und jenen heran, ihn zu fragen, oder ihm einen Auftrag zu ertheilen. Wehe, wenn er den vierschrötigen Kriegsmann Wibod ruft. Er hat zu viel

getrunken und verflucht längst den Dichter mit seinen Versen. Noch unwilliger ist ein Schotte, ein Grammatiker, der den Theodulf haßt. Erst macht er seinem Aerger durch Zeichen Luft, stößt den Nachbar an, verzieht das Gesicht, seufzt — dann erhebt er lauten Tadel, tadelt auch den Vorleser. Theodulf rächt sich durch grobe Scheltworte und eine Karrikatur seiner Gestalt. Er versteigt sich dabei zu dem billigen Witz, der Scottus hätte einen Buchstaben zu viel in seinem Namen, nicht Scottus solle er heißen, sondern sottus, wie man damals im Sinne von stolidus (dumm, thöricht) zu sagen begann. Die Vorlesung dauert, bis sich Karl erhebt und in sein Schlafzimmer zur Mittagsruhe zurückzieht. Dann gehen auch die Hofleute auseinander, ein jeder in sein Zimmer oder sein Haus.

Das Gedicht war ohne Zweifel bestimmt, Karl vorgelesen zu werden und wurde wohl auch in einer solchen Tischstunde vorgetragen. Daß es nun Theodulf trotzdem wagte, angesehene Männer des Hofes so scharf anzugreifen wie den Schotten, ist ein Zeugnis für die Freiheit, die in diesem Kreise herrschte; aber auch für eine andere Seite desselben ist es bezeichnend. Karl lachte wohl selbst einmal gern über diese anspruchsvollen Gelehrten, die theilweise doch nur redefertige Hohlköpfe waren, war bisweilen gelaunt, sie mehr als Lustigmacher zu behandeln, wie sich das die fahrenden Sänger deutscher Zunge gefallen lassen mußten. Auch von diesen Gelehrten war davor nur geschützt, wer zu Amt und Würden gekommen war und durch seine Persönlichkeit Ehrfurcht gebot. Jeder Hofpoesie klebt ein gut Theil Misere an, und zu Karls Zeit war das um so weniger zu vermeiden, als dies zierliche Treiben in eine eben noch rohe Umgebung verpflanzt worden war.

Karl wurde mit Schmeicheleien überschüttet, und auch die dunkeln Punkte seines Familienlebens wurden von den sonst doch kirchlich eifrigen Gelehrten übersehen. Wer noch keine Abtei, kein Bisthum, kein Amt oder Lehn ersungen hatte, der suchte durch gewaltsame Anstrengungen die Aufmerksamkeit des Herrn auf sich zu ziehen. Aber es ist ein Zeichen der echten Größe Karls, daß solcher Schaden nicht überwucherte, daß ein kräftiger Sinn die Oberhand behielt. Die Männer, welche die erste Rolle spielten, wie Alkuin, Paulus Diaconus, Angilbert, Theodulf, Einhard und viele andere fordern auch als Menschen unsere Achtung. Namentlich Einhard bildet ein Zeugnis in diesem Sinne. Er war ein Zögling der Klosterschule Fulda und dann der Hofschule Karls. Bald zählte er selbst mit

unter die Gelehrten, und besonders rühmte man ihn als Künstler. Und zwar übte er alle die Fertigkeiten und Künste, welche damals in Verbindung mit den wissenschaftlichen Studien bei den Franken zu blühen begannen. Er war zugleich der Schönschreiber und Maler wie der Mechaniker und Baumeister. Er beaufsichtigte längere Zeit die Bauten des Kaisers, baute selbst viel in dem von ihm gegründeten Kloster und unterrichtete andere in all dem, was er konnte. Beseleel nannten ihn die Freunde deshalb nach dem Meister des Alten Testaments. Häufiger aber noch nannten sie ihn Nardulus, indem sie den Namen Einhard erst durch die lateinische Endung zu Einardus verlängerten, dann nach den Gesetzen der deutschen Kosenamen zu Nardus, Nardulus verstümmelten und endlich das so entstandene Wort als das lateinische Wort nardus Lavendel, Würzkraut betrachteten. Einhard war klein von Gestalt, aber von einem kräftigen Wesen; wo er war, machte er sich geltend und stets in angenehmer, erfreuender Weise. Das wurde nun in dem Namen gesucht und gefunden. Er war den Freunden „das kräftige Kraut, das die ganze Umgebung mit seinem Duft erfüllt", und dann wieder neckten sie ihn mit Nardulus Parvulus, Würzchen Knirpschen.

Solche nicht immer geistreiche Späße waren in dem Kreise sehr beliebt, und Karl nahm auch selbst daran theil. Mit manchen führte er eine scherzhafte Korrespondenz in Prosa oder Versen, wobei dann einer seiner Gelehrten für ihn schreiben und dichten mußte. So schrieb der alte Grammatiker Petrus von Pisa für ihn an Paulus Diaconus, sagte ihm überschwängliches Lob, und sprach die Hoffnung aus, daß er jetzt Wurzel gefaßt habe „in dem Felde unserer Liebe" und sich nicht mehr nach seinem Kloster zurücksehne. Paulus antwortete in ähnlichen Knittelversen. Zunächst fertigte er den Petrus ab. Er wisse wohl, daß Karl ihn necken lasse, Petrus würde es nicht wagen. Dann erwehrte er sich jener Lobsprüche:

„Das alles ist nur gemacht,
Daß man über mich lacht.
Man lobt mich, ich weiß nicht wie,
Aber aus Ironie.
Dem Homer soll ich gleichen,
Horaz und Vergil nicht weichen,
Dem Tertullus soll ich ähnlich sein
Und dem Philo, der in Memphis daheim.
Auch Tibullus von Verona
Ist ihnen zum Vergleichen da.

Aber Griechisch verstehe ich nicht
Und auch den nicht, der Ebräisch spricht;
Drei oder vier Worte nur hab' ich zur Hand,
Die mir von der Schule her noch bekannt".

Paulus trauerte um seinen Bruder Arichis, der bei dem Aufstand Herzog Hrodgauds 776 betheiligt gewesen und von Karl in die Gefangenschaft geführt worden war. Sieben Jahre lang dauerte die Noth der Familie, als Paulus in einem rührenden Gedicht den König bat, Verzeihung zu gewähren und die edle Familie nicht zu bäuerlichem Elend herabsinken zu lassen. Endlich erreichte er seine Bitte; aber in dem Briefe, der dies Paulus mittheilte, stellte Karl ihm zugleich scherzend die Wahl, ob er an des Bruders Stelle Ketten tragen wolle oder in einem tiefen Kerker liegen oder dem wilden Dänenkönige Siegfried das Evangelium predigen. Paulus hatte darauf nur seinen Gefühlen des Dankes Worte geliehen, ohne auf den Scherz einzugehen; und es ist ja begreiflich, daß ihm zu ernst und feierlich zu Muthe war. Aber der Löwe verlangte nach seinem Spiel, schrieb noch einmal, Paulus solle seine Wahl treffen, und stellte ihm auch noch ein Räthsel zur Auflösung. Paulus antwortete, es sei nicht nöthig, ihn in Kerker und Banden zu legen, durch der Dankbarkeit starke Ketten sei er nun für immer an den König gefesselt. Den wilden Dänenkönig wollte er jedoch auch nicht zu bekehren versuchen, denn er verstehe nicht Dänisch und jener kein Latein. Uebrigens hege er keine Furcht, in Karls Namen zu ihm zu gehen, denn trotz seiner Wildheit werde er nicht wagen, einen Diener Karls auch nur mit einem Finger zu berühren. Auch das Räthsel, das übrigens mehr eine Art Allegorie und ein Spiel mit entlegenem Wissen war, diente ihm, dem Könige dankbaren Weihrauch zu streuen.

Poesie war die gewöhnliche Form des Ausdrucks, wenn es sich nicht unmittelbar um die Erledigung eines Geschäftes oder um gelehrte Untersuchung handelte. Man dichtete in antiken Versmaßen und in der rhythmischen Form der Volks- und Kirchenpoesie. Die Schar der Dichter und die Zahl ihrer Verse war sehr groß. Deshalb ist es selbstverständlich, daß die große Masse derselben nichts war als Spielerei und oft recht stümperhafte Spielerei. Meist waren es Blumenlesen aus Vergil und Venantius Fortunatus, dazu auch aus Ovid, Lucan u. a. Der Gedanke trat zurück, und es fehlte nicht an argen Geschmacklosigkeiten. Der Dichter des großen Epos über Karls Zusammenkunft mit dem Papste zu Paderborn kannte

aus Vergils Eclogen den Ausdruck sophokleischer Kothurn und wußte auch, daß Kothurn ursprünglich den hohen Jagdstiefel bedeutete: aber was soll man sagen, wenn er nun Karls Tochter Theodora den sophokleischen Kothurn als Jagdstiefel anziehen läßt? Viel Werth wurde auf allerlei Künsteleien gelegt. Die Worte wurden so gesetzt, daß die Anfangsbuchstaben der Zeilen einen Spruch oder Namen bildeten, oder gar so, daß Kreuzlinien durch das Gedicht gezogen solche Buchstaben trafen, welche bestimmte Worte bildeten. An wirklichem Dichtertalent ist in keiner Zeit Ueberfluß, und eine derartige Manier muß auch die Talente irre führen. Indeß haben doch Alkuin, Paulus Diaconus, Theodulf von Orleans und andere namentlich in den leichteren Gattungen der Fabel und der poetischen Erzählung manches geschrieben, was noch heute gefällt und damals bedeutend wirken mußte, weil man das, was uns als Spielerei erscheint, als einen Schmuck empfand. Auch ernste Töne wußten sie anzuschlagen, und die Klage des Florus von Lyon über den Verfall des mächtigen Reichs wird man nicht ohne Erschütterung lesen. Trotz aller Künstelei lebte doch in diesen Dichtungen tüchtiger Sinn und Kenntnis des Lebens. Darin standen sie höher als die römischen Dichtungen des fünften und sechsten Jahrhunderts, deren Fortsetzung sie bildeten. Diese Männer standen mitten in den Geschäften, hatten theil an den folgenschweren Beschlüssen Karls und seiner Großen; und deshalb hat es ein größeres Gewicht, erscheint nicht als schablonenmäßige Phrase, wenn sie von der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes reden, oder die Richter zur Gerechtigkeit ermahnen und die wilde Jugend zur Mäßigkeit.

Die Poesie bildete aber nur einen Theil dieser lateinischen Litteratur. Die wissenschaftlichen und geschäftlichen Schriften, die Briefe, Abhandlungen und Lehrbücher waren weit bedeutender. Sie bildeten ein Element des wirklichen Lebens, halfen die Aufgaben der Zeit lösen. Auch in den Studien bildete die Poesie nicht das Ziel, sondern eine Vorstufe und eine Erholung. Das Ziel war wissenschaftliche Erkenntnis und vor allem theologische. Die weltlichen Wissenschaften, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Physik, wurden nur gelernt, um in die Geheimnisse der Theologie einzudringen. In diesem kirchlichen Interesse lag ein Widerspruch mit der Liebe zu den heidnischen Classikern. Auch warnte Alkuin gegen das Ende seines Lebens bisweilen davor, sich nicht zu eifrig mit Vergil zu befassen, er biete nur falsche Weisheit. Aber es waren das mehr nur

späte Stimmungen und zum Theil veranlaßt durch die traurige Erfahrung, daß einige seiner liebsten Schüler mit den Liedern auch die Liederlichkeit des alten Rom angenommen hatten. Alkuin hatte hunderte von Schülern in Vergil und Horaz eingeführt und sich selbst den Namen Flaccus erworben. Es war das gerade der bezeichnende Zug der Zeit, daß jene den Studien feindselige Stimmung, welche bis auf Gregor den Großen stärker und stärker in der Kirche wurde, nicht mehr vorherrschte. Lebendiger Eifer für die Kirche und Begeisterung für die Alten vereinigten sich. Der Gegensatz der Richtungen kam nicht zum Ausbruch, weil praktisch so viel zu leisten war, weil alle diese Männer, sobald sie sich des hergebrachten Stoffes bemächtigt hatten, als Lehrer, Missionare, Geistliche und Verwaltungsbeamte thätig waren. Diese practische Thätigkeit rief sie auch wieder zurück, wenn sie sich in den Irrgängen mystischer Empfindungen und Speculationen auch noch so weit verlaufen hatten. Für die heutige Denkweise ist ihr Thun allerdings oft unbegreiflich. Einhard war ein wirklich frommer und ein ehrlicher Mann, dabei ein klarer Kopf, aber er nahm keinen Anstoß in einem erbaulichen Gedicht ausführlich zu erzählen, wie er in Rom Reliquien stehlen ließ. Voll dankbarer Bewunderung beschrieb er, wie der treue Mann durch Fasten und Beten sich des göttlichen Beistandes versicherte, dann des Nachts in die Kirche einbrach, den schweren Steinsarg öffnete und den theueren Staub glücklich über die Alpen brachte. Da können wir uns schwer zurückhalten, von Heuchelei und Frömmelei zu reden, und wer erwehrt sich des Lächelns, wenn Alkuin das Geheimnis der Zahl sechs auseinandersetzt, daß sie vollkommener sei als die Zahl acht, weil ihre Theile — Hälfte, Drittel und Sechstel — wieder sechs geben, während die Theile von acht — Hälfte, Viertel, Achtel — nur sieben geben; und wenn er diese Werthe in Beziehung setzt mit den sechs Tagen der Schöpfung und den acht Seelen in der Arche Noah, mit den sechzig Königinnen und den achtzig Kebsweibern im hohen Liede u. s. w.? Allein wir müssen uns hüten ungerecht zu sein. Bieten nicht die Verirrungen moderner Wissenschaft, und zwar auch der Jahrzehnte hindurch gefeierten Systeme und Namen ähnliche Veranlassung zu Spott und Lächeln, und sind die Mischungen bürgerlicher Ehrenhaftigkeit und politischer Feigheit, die wir erlebt haben und erleben, weniger unbegreiflich, als daß der ehrliche Einhard stehlen ließ, um seine Andacht an echten Reliquien steigern zu können?

Alkuin war trotz solcher Spielereien und trotz der dogmatischen

Schranken ein wissenschaftlicher Mensch in vollem Sinne des Wortes, und wenige sind auch heute, die an innerlicher Durcharbeitung großer Gebiete und an Vielseitigkeit der Forschung einem Paulus Diaconus oder Alkuin sich vergleichen lassen. Der wissenschaftliche Apparat der Zeit war herzlich klein — auch die gepriesene Bibliothek des Klosters von York enthielt nicht so viel Bücher als heute das Bücherbrett eines einfachen Gelehrten — und die Methoden der Forschung waren so unentwickelt und durch kirchliche Rücksichten so gehemmt, daß heute jeder Anfänger wesentliche Mängel daran zu erkennen vermag: aber es lebte in der Zeit ein kräftiger Trieb die ganze Welt wissenschaftlich zu durchdringen. Was überhaupt der Erkenntnis zugänglich war, das ward erstrebt und berücksichtigt. Von dem Kommentar zu der Apocalypse oder der Bearbeitung der Realencyclopädie des Festus erhob sich der Gelehrte zur Beobachtung des Himmels und der Berechnung seiner Erscheinungen; von den Versuchen, die Wunder eines Heiligen in der Sprache Vergils zu besingen, gingen sie über zur Abfassung von Rechtsgutachten oder zum Studium des Vitruv, um dem Könige eine Pfalz zu bauen und dem Volke eine Kirche. Inmitten des lauten Rufes nach ascetischen Uebungen bewahrte Alkuin das Bedürfnis nach echter Aufklärung, und Agobard von Lyon schrieb mehrere Schriften, um die Furcht vor Hexen und anderen Aberglauben zu bekämpfen. Neben der Schulpoesie gab es auch eine Litteratur, die aus dem Leben hervorging und auf das Leben wirkte.

Die große Frage der Zeit war die Ausgleichung des Gegensatzes der germanischen Rechtsgewohnheiten und Einrichtungen mit den römisch-christlichen Anschauungen. Sodann die Weiterbildung der Lehre und der Verfassung der Kirche, die Ausgleichung der in den Landeskirchen entstandenen Verschiedenheiten. Und endlich galt es die Schulen und die Lehrbücher zu schaffen, um die große Masse von Geistlichen genügend vorzubereiten, die in den neubekehrten oder verwilderten Landen nöthig waren. Diese drei Aufgaben hat die Litteratur des neunten Jahrhunderts erfüllt. Ueber alle wichtigeren Fragen wurden Untersuchungen angestellt und Gutachten abgefaßt, und oft entstand eine ganze Reihe für und wider kämpfender Schriften. So wurde geschrieben über die Gottesurtheile, über die Gesetzgebung, ob es recht sei, Krieg zu führen und im Kriege Menschen zu tödten, über die Pflichten des Königs, über die Stellung der Frauen, über die Duldung der Juden, über den Wucher, über die Thorheit der Wettermacher, über Kirchenzucht, über die Rechte der Presbyter, der

Chorbischöfe, der Bischöfe, des Papstes, über Ehe und Ehescheidung, über die Verfassung des Staates. Viele dieser Schriften erscheinen uns plump, überladen, ungeordnet; aber viele wurden auch geschrieben von Leuten, die wie Hincmar von Reims in einem fürchterlichen Geschäftsdrange standen und ihre Erörterungen doch fertig stellen mußten, ehe die Verhandlung stattfand, auf welche sie wirken wollten. Auch vergessen wir leicht, daß die Autoritäten, mit deren Widerlegung und Beseitigung sich jene Schriftsteller scheinbar unnöthig quälten, bei den damaligen Lesern ein großes Gewicht hatten und den Autoren selbst viel zu schaffen machten. Trotz aller Mängel bleibt doch die Thatsache, daß diese Litteratur alle wichtigeren Erscheinungen des Lebens begleitete, und daß die Gegensätze des Lebens nicht blos thatsächlich, sondern auch denkend und schreibend ausgetragen wurden, und das ist das Merkmal einer lebendigen Litteratur und einer gebildeten Gesellschaft. Es wurde ferner eine Menge von Schulen eingerichtet, sogar schon Landschulen, und eine Menge von Grammatiken und Lehrbüchern aller Art geschrieben, dazu Sammlungen von Predigten, von Kirchengesängen, von Erläuterungen zu den Büchern der Bibel, und zwar in solcher Fülle, daß bald auch litterarische Handweiser durch diese Litteratur nöthig wurden. Freilich glaubte man nicht, daß in der Theologie ein Fortschritt zu machen sei. Die Wahrheit war offenbart und war in den Schriften der großen Kirchenväter genügend erfaßt und formulirt, die Bibel und die Kirchenväter bildeten zusammen „die Autorität". Es galt nur, auch dem gegenwärtigen Geschlecht den Schatz mitzutheilen und die Ketzereien zu überwinden, die von Zeit zu Zeit auftauchten. Es waren Aufgaben der Sicherung, der Erhaltung und der Ausbreitung in den theilweise noch heidnischen und barbarischen Landen. Die meisten Arbeiten waren Sammlungen aus vierzig, fünfzig älteren Schriften, um denen zu helfen, die keine Bibliothek hatten; aber die Sammlung war auch zugleich eine Verarbeitung, und in diesem Jahrhundert sind Handbücher entstanden, die während des ganzen Mittelalters benutzt wurden, wie die Homiliensammlung des Paulus Diaconus und die auf den Schriften des Rabanus beruhenden Glossae ordinariae des Walafrid.

Trotz aller Mängel bildeten diese Schriften eine bedeutende Litteratur. Sie erfüllte eine große practische Aufgabe und zugleich zog sie die regsameren Geister der Nation so zahlreich an, daß an manchen Stellen auch die Mängel der Methode überwunden wurden.

Alkuin richtete einen Saal ein, in welchem mit philologischer Sorgfalt zuverlässige Abschriften von wichtigen Büchern hergestellt wurden. Theodulf von Orleans wetteiferte mit ihm, und Claudius von Turin, Agobard von Lyon u. a. lieferten schon Beispiele echt kritischer Forschung. So sah denn das Jahrhundert — und die Litteratur desselben bildete eine Einheit, Alkuin und seine Genossen werden nicht verstanden ohne die Arbeiten ihrer Schüler — in Johannes Scotus Erigena einen großen Gelehrten von ganz überwiegend philosophischen Interessen. Er durchbrach den Satz von der unbedingten Geltung der Autorität, und nicht blos practisch, das thaten viele, sondern auch theoretisch und sprach es aus, daß im Konflict zwischen Autorität und Vernunft der Vernunft zu folgen sei. Er war aber keine fremdartige Erscheinung in dieser Welt, er hatte Genossen, die zustimmend oder bekämpfend theilnahmen an seinen Forschungen, und der sonst so schwache Karl der Kahle schützte ihn, als ihn der Papst vor sein Gericht forderte.

Neben ihm gingen noch manche andere mehr oder weniger selbständige Wege. Unter Noth und Verfolgung beharrte der Mönch Gottschalk auf dem Versuche, in die Tiefen psychologischer Vorgänge einzudringen, und was er gefunden zu haben glaubte, das verkündete er mit Begeisterung und lebendigster Wirkung. Auf beiden Seiten regte sich Kraft und Gelehrsamkeit und Eifer um die Wahrheit. Gewiß, die Art und Weise, wie die Theologie betrieben wurde, das Uebergewicht, das dieselbe besaß, und die bewundernde Abhängigkeit von den Schriften der früheren Perioden erschwerten den Fortschritt freier wissenschaftlicher Erkenntnis: aber die Strömung des geistigen Lebens war so frisch und stark, daß es trotzdem auf manchen Gebieten zu wirklichen Fortschritten kam. Am stärksten mußte die Geschichte leiden unter jener theologischen Vorherrschaft. Die Kirche mit ihren Legenden und ihrem Anspruch von jeher fertig gewesen zu sein erdrückte leicht den erwachenden geschichtlichen Sinn. Dazu kam noch die Gewohnheit, neue Ansprüche durch Fälschung alter Urkunden zu begründen, und die aus der poetischen Manier und der Legendenfabrikation hervorgegangene Vorliebe für Erdichtung von Visionen. Trotz alledem hob sich auch die geschichtliche Litteratur in dieser Zeit bedeutend. Am meisten pflegt man Einhards Biographie Karls zu rühmen, und das Werk verdient auch hohen Ruhm. Es ist zwar dem Sueton nachgebildet, ja zu einem Theile aus Wendungen des Sueton zusammengesetzt, aber es ist doch die erste

Biographie, welche den reichen Stoff eines solchen Lebens in einer Kunstform zu bewältigen sucht. Allein das Werk leidet an den Schranken, welche mit der Form der suetonischen Vita gegeben sind. Es fehlt an einer Entwicklung in Karls Leben, an einer Erfassung seiner historischen Stellung. Selbst die Kaiserkrönung wird wie eine Anecdote erzählt. Höher steht in dieser Beziehung das sprachlich unbeholfenere Werk Nithards, des Sohnes von Angilbert und Karls Tochter Bertha. Er war ein Kriegsmann, aber er wußte auch die Feder zu führen, und es gelang ihm, den schweren Stoff zu bewältigen und die Wirren, unter denen Karls Reich zusammenbrach, klar zu erzählen. Bedeutsam ist ferner der Versuch, den der Bischof Frekulf von Lisieux machte, eine Weltgeschichte zu schreiben. Sie zeichnet sich aus durch Klarheit in der Ordnung der Massen und eine gewisse Erhebung über den Stoff. Wenn er nach der Sitte der Zeit einen großen Theil der Sätze halb oder ganz aus älteren Schriften entnahm, so fügte er sie doch so zusammen und bildete sie so um, wie es sein Gedankengang forderte.

Die Askese und Mystik lähmten die Thatkraft nicht und tödteten auch nicht den Sinn für das Schöne und Reiche. Theodulf von Orleans suchte einen Meister, der ihm die Tafel mit kunstvollem Aufsatz schmückte, und seine Bibliothek füllte er mit Handschriften, die in Wahrheit Kunstwerke waren. Mit goldenen Lettern auf purpurnes Pergament ließ sich Karl die Evangelien schreiben, und in zahlreichen Klöstern malte man damals jene reichen Anfangsbuchstaben, deren Nachbildungen die schönste Zierde heutiger Drucke bilden. Es herrschte ein lebendiger Austausch, eine freudige Theilnahme. Man spielte wohl viel mit Worten, aber man arbeitete auch viel und selbstlos und unter einer Fülle von Anregungen.

Die deutsche Litteratur.

Diese Litteratur und Kunstübung war nicht national im Sinne irgend eines der heute bestehenden Völker. Diese Völker bildeten sich damals erst. Das christliche Abendland war ihr Schauplatz, ihr Publikum die Geistlichen und ein auserlesener Bruchtheil der Laien aller Völker des Frankenreichs und der angelsächsischen Staaten. Aber Germanen bildeten die Träger dieser Staaten und — worauf es hier zunächst ankommt — auch des Frankenreichs, und unter dem

Einfluß des in ihm herrschenden geistigen Lebens erhob sich nun auch hier die Sprache der Germanen zur Schriftsprache, entstand der Anfang einer deutschen Litteratur. Es war dies ein wichtiger Bestandtheil in dem Proceß, durch welchen sich die nichtromanisirten Germanen des Frankenreichs zu dem Volke der Deutschen entwickelten.

Die wichtigste Anregung zur Hebung der deutschen Sprache gab Karl persönlich. Er machte selbst den ersten Versuch, eine deutsche Grammatik herzustellen, gab den Monaten und Winden deutsche Namen oder ließ sie doch in seinem Kreise zusammenstellen und ergänzen, und sammelte die volltönenden Heldenlieder der Vorfahren. Bis auf die Namen der Winde und Monate ist uns nichts davon erhalten, aber diese ganze Stellung Karls zu der deutschen Sprache mußte ihr das Interesse der Gelehrten zuwenden und ihre Entwicklung zur Schriftsprache mächtig fördern. Damit ist aber Karls Verdienst um die deutsche Sprache noch nicht erschöpft, noch kräftiger förderte er sie auf dem Gebiete und durch das Mittel der Kirche. Als Zweifel aufstiegen, ob Gottes Wort in der Barbarensprache verkündet werden dürfe, da unterdrückte er sie mit ruhiger Klarheit. Sodann veranlaßte er zahlreiche Uebersetzungen aus dem Lateinischen in das Deutsche. Jeder Bischof sollte einige Predigten der großen Kirchenväter in die Volkssprache übersetzen, und die Hauptstücke des Glaubens und das Vaterunser sollten alle Priester ihren Gemeinden verdeutschen. Wiederholt drang er sogar darauf, daß jedermann diese Hauptstücke in lateinischer und deutscher Fassung auswendig wisse. Die Waltboten mußten Prüfungen anstellen und alle, die es nicht lernen würden, mit Fasten und Prügelstrafe bedrohen, und die Bischöfe hatten dafür zu sorgen, daß ihre Priester fleißig solche Uebungen anstellten. Die Sache war freilich doch nicht durchzusetzen, auch nicht einmal die beschränkte Forderung der Kenntnis der deutschen Uebersetzung; indeß veranlaßten diese Vorschriften doch in weiten Kreisen des Volkes sprachliche Bemühungen.

Schon die brittischen Missionen des 7. und 8. Jahrhunderts hatten den Glauben und das Vaterunser und gewisse Hauptstücke der Bibel dem Volke in seiner Sprache mitgetheilt und auch in der Landessprache gepredigt und katechisirt: aber unter Karl geschah dies in weiterem Umfange und mit mehr Ordnung und Nachdruck. Erhalten sind uns Bruchstücke von Predigten, Bibelübersetzungen und namentlich eine Anzahl von Gebeten und Formeln für Beicht- und Taufgelöbnisse. Dergleichen gehört heute nicht zur Litteratur, wohl

aber bei einem Volke, das mit und in diesen Aufzeichnungen den ersten Gebrauch von der Schrift macht, und zum ersten Male den Gedanken eines andern Volkes in seine Sprache überträgt. Dazu gehört ein nicht geringes Aufgebot geistiger Kraft, und es hat bedeutenden Einfluß auf die Fortbildung der Sprache. Vor allem aber gehören diese Uebersetzungen deshalb in diese Betrachtung, weil sie dazu dienten, den Strom christlicher Vorstellungen in die Denkweise des Volkes überzuleiten. „Hloset ir chindo liupostun rihtida dera calaupa de ir in herzin cahuctliho hapen sculut". „Höret, liebste Kinder, die Regel des Glaubens, den ihr im Herzen tragen sollt". So sprach der Priester zu der Gemeinde, ließ sie abschwören „allen Unholden", erläuterte ihnen bei dem Vaterunser, daß es „mihhil gotlich ist, daz der man den almahtigun truhtin sinan fater wesan quidit (daß es göttlich groß ist, daß der Mensch den allmächtigen Gott seinen Vater nennen darf), daß Gott gewiß kenne manno gadancha so hluttre (die lauteren) so unhreine, und minno dinan nahistun so sama so dich selban. All das wurde dann zusammengefaßt in Gebeten von rührender Einfachheit, wie: Truhtin got thu mir hilp indi forgip (gieb) mir gawitzi (Weisheit) indi guodan galaupun . . .

In einer St. Galler Uebersetzung des Credo ist Gott statt Schöpfer „Geschöpf Himmels und der Erde" genannt, und in anderen Stücken finden sich ebenfalls grobe Fehler; aber es wäre falsch, wollte man daraus schließen, daß diese Dinge gedankenlos aufgenommen worden seien. Einmal kann vieles davon auf Schreibfehler zurückgehen oder auf augenblickliche Gedankenlosigkeiten Einzelner, und selbst wenn diese Stücke länger in so verderbter Form beim Kirchendienst gebraucht wären, so kommt es bei allem Formelhaften immer mehr auf die Bedeutung an, die man mit dem Ganzen verbindet. Bei Bekenntnissen und Huldigungseiden z. B., von denen man weiß, daß Tausende von Genossen sie bereits nachgesprochen haben, werden sich immer nur sehr wenige Leute der Bedeutung der einzelnen Wendung bewußt. Jedenfalls haben wir Zeugnisse genug, daß während die Formen der Kirche die Herrschaft über das äußere Leben gewannen, die christliche Anschauung dem Volke in Fleisch und Blut über ging. Besonders tiefen Eindruck machte die Lehre von den letzten Dingen, von der ewigen Seligkeit und dem ewigen Tode.

Nun waren aber in der Kirche von jeher sehr unbestimmte Vorstellungen darüber, ob die Seligkeit und die Höllenstrafen gleich bei

dem Tode des Einzelnen beginnen oder ob sie erst mit dem großen Weltgericht eintreten würden. Je weniger der Herr selbst darüber gesagt hatte, um so üppiger wucherte die Phantasie, und als die Deutschen bekehrt wurden, da kamen ihnen mit der Lehre der Kirche auch diese Träume und Spiele der christlichen Mythologie zu. Sie spannen sie dann weiter und fügten aus dem Schatze altheidnischer Vorstellungen noch manchen Zug hinzu. Erhalten ist uns ein solcher Versuch in dem Gedicht Muspilli, das gegen Anfang des 9. Jahrhunderts gedichtet zu sein scheint und zwar von einem Manne bairischen Stammes, der poetische Begabung aber keine gelehrte Bildung besaß.

Zwei Mythen machen den Inhalt des Gedichts aus. Um die Seele des Sterbenden streiten die Engel und die Teufel, wem sie zugehören solle. Dieser Streit wird ohne Kampf entschieden. Können die Engel beweisen, daß die guten Thaten überwiegen, oder daß der Mensch die Sünden durch Buße und Almosen gedeckt hat, so führen sie die Seele in den Himmel, im andern Fall nehmen sie die Teufel zu sich. Deshalb ermahnt das Gedicht die Menschen, daß sie Gottes Willen thun und sich durch die Hölle warnen lassen. Der Dichter blieb hier ganz auf dem Boden der überlieferten christlichen Sage und folgte ihr auch, wenn er trotz jenes ersten Gerichts noch von dem Weltgericht handelte. Ehe er dasselbe aber ausführlicher beschrieb, schob er den altchristlichen Mythus vom Kampfe des Elias mit dem Antichrist ein, und damit verfuhr er viel freier. Es gab germanische Lieder vom Weltuntergange, in denen die Götter mit den Dämonen um den Bestand des Himmels kämpften. Obschon nun hier auf beiden Seiten viele Kämpfer standen, so betrachtete der Dichter diesen Kampf doch als denselben, von dem der Mythus von Elias erzählte, und gab deshalb dem Kampfe des Elias mit dem Antichrist ebenfalls den Zweck den Himmel zu retten, wovon die lateinischen und griechischen Darstellungen des Mythus nichts wußten. Darum ließ er auch den Elias siegen, während in den älteren Darstellungen Elias unterliegt. Aus denselben heidnischen Liedern entnahm [1]) er dann die Vorstellung, daß der Weltbrand sich entzündet aus dem Blute, das aus den Wunden des Elias herabträuft, und die Wendungen und Bilder zur Schilderung dieses Weltbrandes.

Weit stärker noch zeigt sich die Mischung der kirchlichen und der nationalen Vorstellungen in dem sächsischen Gedichte vom Heliand,

[1]) Zarncke, Berichte der sächs. Gesch. der Wissenschaften 1866, sucht dagegen die Abweichungen aus der Genialität des Dichters zu erklären.

welches das Leben des Erlösers in der Weise der volksthümlichen Heldengedichte behandelt. Es ist das ein überaus merkwürdiges Gedicht und führt uns mitten hinein in den Proceß, durch den sich die Germanen das Christenthum aneigneten. Zunächst offenbart sich das Bedürfnis des Dichters, Schilderungen von Kampf und Gewühl zu geben, wie sie in den deutschen Heldenliedern üblich waren. Aber wichtiger noch ist die Nationalisirung des Gegenstandes selbst. Die gewaltige Mystik des Christenthums und die glänzende Ordnung und die Ceremonien der Kirche ergriffen die Germanen stark und zogen sie an. Aber Dulden und Verzeihen, Ausharren und Beten — was war das für ein Mann, der sich damit abfand, wenn der Feind ihn höhnte, der Mörder des Vaters oder der Räuber im Markland? So konnte sich auch der Sänger des Heliand schwer darein finden, daß die Jünger flohen, als der Herr gefangen wurde. Obwohl er deshalb schon erzählt hat, daß der Herr selbst ihnen den Widerstand verbot, so sagt er noch ausdrücklich: „Es war nicht blöde Furcht, es war vorher bestimmt, sie konnten es nicht wenden". Und bei der Gefangennahme selbst schildert er ihre Tapferkeit mit kräftigen Farben, wozu die kirchlich überlieferte Erzählung wenig Anlaß bot. „Zorngeschwollen, mit Kampfbegier" läßt er die Juden heranstürmen und den Herrn mit wüthendem Gedränge umgeben, dann aber die Getreuen also sprechen: „Wäre es nun dein Wille, daß sie uns hier mit der Speerspitze tödteten, von Waffen wund! Das wäre das Beste, das uns könnte geschehen, daß wir hier vor unserem Könige sterben könnten, bleich in Banden". — „Aber im Zorne schwoll auf der schnelle Schwertdegen Simon Petrus, es wallte ihm das Gemüth, und er konnte kein Wort sprechen, so weh that es ihm im Herzen, daß man seinen Herrn binden wollte. Zornig ging schnell der dreistmüthige Gefolgsmann vor seinen König zu stehen, hart vor seinen Herrn. Sein Sinn war nicht zweifelnd, nicht blöde in seiner Brust. Das Beil zog er heraus, das Schwert von der Seite und schlug entgegen dem Vordersten der Feinde mit der Hände Kraft, daß Malchus ward mit des Schwertes Spitzen auf der rechten Seite mit dem Schwerte gezeichnet". „Das Ohr ward ihm verhauen, am Haupte ward er wund, schwertblutig spaltete sich Kinnlade und Ohr von schweren Wunden. Das Blut sprang nach, es wallete von der Wunde."

Als Krieger dachte sich der Dichter die Jünger, das Gefolge des Königs waren sie ihm. Kraftberühmt heißt Petrus, ein rascher Schwertdegen. Der Verrath des Judas war ihm keine Sünde im

christlichen Sinn, es war Verrath gegen den Dienstherrn. Das Abendmahl setzte Christus ein, auf daß die Menschen seine Minne trinken, ihrem Herrn Huld erweisen sollten. Christus selbst war ihm der Volkskönig, der reichste König, der stärkste König, der freigebigste König, der Herr und Erretter seines Volkes, und sein Volk war die Menschheit. Dies Volk hatte die Heimat verloren, der Feind — so heißt der Teufel meist — hatte es verführt, daß es seinem Gott-König ungetreu ward. Dafür ward es verstoßen aus dem lichten Königreiche Gottes, wohnte zerstreut in fremden Landen, bösen Geistern preisgegeben. Nun erscheint der Erretter, der Sohn ist es selbst des höchsten Gottes, durch den Schwarm der bösen Geister will er den Weg dem Volke bahnen zu dem seligen Königreiche. Da sammelt er um sich das Gefolge der Treuen, da strömen ihm zu von allen Burgen die Scharen der Männer, damit ihnen der König für ihren Dienst reiche Schätze gebe in jenem Leben, in das er ihnen vorangehen wird. Denn die Feinde werden ihn tödten und das Siegsgeschrei anstimmen: aber ihr Rühmen ist eitel. Aus dem Grabe erhebt sich der König, steigt auf zum Himmel in seines Vaters Reich und herrscht in Ewigkeit, den köstlichsten Lohn zu vertheilen an die, welche treu für ihn gekämpft haben.

Diese Auffassung war aber nicht dem Dichter eigenthümlich, er war ein Volksdichter und gab in seinem Gesange nicht freie Erfindung, sondern machte sich zum Munde für die Gedanken und Auffassungen, die in dem Volke lebten. Auch in einem andern Gedicht der Zeit, dem Wessobrunner Gebet, wird Gott der „freigebigste der Männer" genannt, und Agobard von Lyon verglich das Verhältnis der Christen zu Jesu mit der Stellung der Mannen zu dem Senior. So wurde die Lehre von dem Dulden und Leiden dem Volke begreiflich. — Ein Höheres gab es noch, als vor den Augen des Königs zu fallen von „Beiles Biß", und noch glänzendere Schätze zu erwerben als gewundene Ringe von lauterem Golde. Es war eine gewaltige Erweiterung der Gedanken, eine Erweiterung, die eine Fülle von Möglichkeiten in sich schloß.

Diese christlichen Gedanken blieben denn auch nicht auf diejenigen Gedichte beschränkt, welche wie Muspilli und Heliand kirchliche Stoffe behandelten und vielleicht im Dienste der Kirche geschrieben wurden: sondern drangen auch in die weltliche Poesie ein, in die Gesellschaftslieder, die Spruchpoesie und die Sage. Wie aber die Kirche die Ordnungen und Gebräuche bei der Ehe, im Gerichtswesen, bei der

Bestattung der Todten und der Feier der Feste nur sehr allmählich umgestalten konnte, so wurden die heidnischen Anschauungen auch aus der Poesie nicht auf einmal verdrängt. Die Gesellschaftslieder — Liebeslieder, Trinklieder, Jäger- und Fischerlieder — wurden von den neuen Ideen naturgemäß am wenigsten berührt. Erhalten ist von ihnen nichts, wir kennen sie nur aus den Warnungen und Verboten der Concilien, daß die Geistlichen nicht sitzen bleiben sollten, wo solche winiliod gesungen würden, oder gar selbst mitsingen. Sie haben zu allen Zeiten neben innigen und zarten Tönen auch rohe und unfläthige Verse, und bei der ungebändigten Wildheit der Sitte wird das damals in hohem Maße der Fall gewesen sein. Stärker wurden die Zauber- und Segenssprüche durch die christlichen Anschauungen geändert. Solche Sprüche hatte das Volk gegen allerlei Noth, gegen die Würmer, gegen das Bluten der Wunden, gegen Feuer, Blitz und Hagelschaden u. s. w. In ihnen traten nach und nach Christus und die Heiligen und Engel an Stelle der Götter, in einigen aber erhielten sich die alten Namen, oder ein Theil der mit ihnen verbundenen Vorstellungen wurde auf die christlichen Namen übertragen. Eine wichtige Bereicherung erfuhr die Poesie und damit das geistige Leben des Volkes durch das geistliche Lied und die christliche Sage, die Legenden von Christo und den Heiligen. In ihrer Behandlung mischte sich die gelehrte Manier der lateinischen Vorlagen mit dem Volkston, in welchem die heimische Sage erzählt wurde. Das blieb auch auf den Inhalt nicht ohne Einfluß. Umgekehrt aber wirkten sie auch umgestaltend auf diese heimische Sage ein, jenen großen Schatz von Gedichten und Liedern, aus dem Paul Diaconus und Gregor von Tours schöpften. Er bildete noch immer den größten Theil des Unterhaltungsstoffs und wurde damals durch die Sagen von Karls großen Thaten beträchtlich vermehrt. Karl aber wurde von der Sage als ein christlicher Held behandelt, wenn auch die wilden und grotesken Züge in den Erzählungen von ihm und seinen Genossen und seinen Gegnern ebenfalls nicht fehlten.

Diese Sagen erzählte man einander bald so formlos plaudernd, wie wir heute Märchen und Anecdoten erzählen, bald als kleineres oder größeres Lied. Die Kunst des epischen Gesanges war alt, besaß einen Schatz von ausgebildeten Formeln und Bildern und war bei den Germanen des Frankenreichs wohl nicht weniger hoch entwickelt wie bei dem Brudervolk der Angelsachsen, wenn uns auch [illegible]chts erhalten ist, das sich dem herrlichen Liede von Beowulf ver-

gleichen ließe. Unmöglich hätte sonst der Sänger des Heliand diesen Stoff, der so ganz verschieden war von den gewöhnlichen Stoffen der epischen Dichtung, in epischer Form behandeln können, ohne diese Form zu zerbrechen.

Getragen wurde die Kunst von dem ganzen Volke, alle hatten Lust zu hören und wenigstens viele auch die Fähigkeit, größere und kleinere Stücke zu reproduciren: sowie noch jetzt das Volkslied von Mund zu Mund geht. Die eigentlichen Träger aber waren die Spielleute. Sie waren Dichter und Sänger zugleich, das Lied war nicht zum Lesen, sondern zum mündlichen Vortrag bestimmt. Sie schlugen eine Art Harfe und sangen und sprachen dazu von den alten Sagen und Liedern oder neue Weisen, die sie selbst gedichtet hatten auf die Ereignisse des Tages oder auf die Verhältnisse von Liebe und Leid, die in allen Tagen gleich ergreifen. Besonders feierten sie die Festfreude, den schönen Saal, den gefährlichen Kampf des großen Herrn, an dessen Tische sie saßen, verhöhnten seinen Gegner oder suchten den König günstig zu stimmen, wenn ihrem Brodherrn Ungnade drohte. Kurz, was der Tag brachte und in größerem Kreise Antheil erweckte, das fand seinen Ausdruck im Lied. Das Lied war die Zeitung, die Prunkrede, die Bittschrift der Zeit. Das war so in der Zeit der Merowinger, und das blieb auch so unter Karl und in dem folgenden Jahrhundert, aber so, daß für einen kleinen, jedoch sehr einflußreichen Theil der Gesellschaft daneben die lateinische Litteratur mit ihren entwickelteren Formen des Ausdrucks wirksam blieb.

Die Kunst ehrte den Mann, aber doch nicht so, daß sie das aristokratische Gefüge der Gesellschaft durchbrochen hätte. Höheres Ansehen verlieh nur Macht und Besitz. Der große Herr wurde doppelt gefeiert, wenn er den Feind mit spitzen Worten zu treffen und den schönen Tag mit Gesang zu verherrlichen verstand. Aber wer nichts hatte, der mochte suchen, daß er einen Herrn fand, dem sein Dienst lieb war. Der Sänger, welcher nichts besaß als sein Lied, erfuhr all die Jahrhunderte hindurch das Schicksal, das Walther von der Vogelweide klagend schildert. Kam er zu dem Freudenfeste eines Großen, dann war er willkommen, hörte freundliche Worte und wurde reich beschenkt. Aber für gewöhnlich galt er gering, war einer von den Fahrenden, wie man im Mittelalter sagte, was fast so schlimm klang wie heute Vagabund, und die Lateiner nannten ihn gar einen Lustigmacher und Bänkelsänger. Er mußte gute

Miene machen, wenn die großen Herren ihren plumpen Witz an ihm übten [1]). Die Zeit war roh, und der Mächtige kannte keine Schonung.

Meistens verschlang der Tag von diesen Liedern, was der Tag gebar, die neuen verdrängten die alten. Den Ton zeigt das Lied auf den Sieg König Ludwigs über die Normannen im Jahre 881. Die Verse sind durch den Reim gebunden, der damals aus der lateinischen, namentlich der kirchlichen Volkspoesie in die deutsche Poesie eindrang und die ältere Allitteration — die Bindung des Verses durch den gleichen Anlaut von zwei oder drei wichtigeren Worten — verdrängte. Dieser Vorgang war von großer Bedeutung. Dadurch wurde die deutsche Poesie in eine ganz andere, reichere Bahn gedrängt nnd wahrscheinlich vor frühzeitiger Erstarrung bewahrt. Von der epischen Volkspoesie dieser Zeit ist nur ein Bruchstück aus dem Liede erhalten, das in allitterirender Form den Kampf des alten Hildebrand gegen seinen Sohn Hadubrand erzählte. Es gehört zu dem Sagenkreise Dietrichs von Bern, und aus diesem und den anderen Sagenkreisen wurden damals gar manche Lieder aufgezeichnet. Schon allein die Sammlung, welche Karl anlegen ließ, mußte lebhaft dazu anregen.

Aber im weitern Verlauf des Jahrhunderts ließ dies Interesse der gebildeten Kreise wieder nach. Selbst Karls Sohn und Nachfolger Ludwig der Fromme wollte von den heidnischen Liedern nichts wissen. So ging auch die Sammlung Karls verloren und damit eine unersetzliche Quelle für die Geschichte der Entwicklung der großen Sagenkreise und auch für die nähere Kenntnis des geistigen Lebens der Zeit. Aber es bleibt uns doch die Thatsache, daß Karl an diesen Sagen Freude hatte und sie sammeln ließ, und diese Thatsache bestätigt das Bild, das wir uns auf Grund der anderen Nachrichten von ihm und seiner Zeit zu bilden haben. Bei aller Klugheit und allem gelehrten Wesen, womit er sich umgab, blieb er gesund und frisch, trotz der römischen Kaiserwürde blieb er ein deutscher Mann. Und die Gelehrten, die ihn umgaben, standen in lebendigem Verkehr mit dem Volke, ihre Gelehrsamkeit wurde dem Bedürfnis des Volkes dienstbar gemacht, und umgekehrt kamen den Gelehrten Anregungen und Aufgaben aus dem Leben des Volkes.

---

[1]) Gegen die Idealisirung siehe Köpke, Hrotsuit, 176.

Achtes Capitel.

Karl der Große. Sein Wesen und seine Stellung in der Geschichte.

Inmitten dieser kräftigen Bewegung der Geister, umgeben von den mit jedem Jahre wachsenden Scharen der gelehrten Jugend, erfreut durch den Anblick der Kirchen und Paläste, die aus den Trümmern der alten Städte Galliens und in den Wildnissen östlich vom Rhein emporgestiegen, getragen endlich durch die Erinnerung an seine Siege und Eroberungen: inmitten all dieses Lebens und dieser Kraft tröstete sich Karl leicht über die Unordnung und das Unheil, das sich zeigte. Er war ein außerordentlicher Mensch, außerordentlich durch seine Gaben und durch die unvergleichliche Gunst der Verhältnisse. Das Papstthum und das Lehnwesen, die Mächte, welche seinen Nachfolgern die Herrschaft zerbrachen und entrissen, waren damals in einem solchen Stadium der Entwicklung, daß sie sich einer kräftigen Hand noch fügten und nun eine Stütze der königlichen Macht wurden. Dazu kam, daß er die großen östlichen Landschaften mit dem Staate vereinigte, in denen weder das Lehnwesen noch die Kirche herrschte. Er trug diese Institutionen dort erst hin, und die Männer, die hier durch ihn zu einflußreicher Stellung gelangten, fühlten sich auf ihn angewiesen und stützten ihn. Zugleich bot auch der Bauernstand, der durch die zahlreichen Rodungen und Ansiedelungen in den neugewonnenen Landen entstand, ein Gegengewicht gegen die vom Lehnwesen zersetzten Gebiete in Gallien und eine Hoffnung für die Zukunft.

Bis an sein Ende durfte er so den Stolz und die Zuversicht bewahren, die seine aufsteigenden Jahre in ihm entwickelt hatten.

Aber auch diese Gefühle gewannen keine Herrschaft über ihn, trübten die Klarheit seines Geistes nicht. Er war kein Despot und erlag nicht dem Schicksal der Despoten. Er war eine durch und durch gesunde Natur. Groß von Gestalt und stark in seinen Begierden, nicht ohne einen Rest von merowingischer Rohheit in seinen Sitten, aber fähig auch der feineren Gefühle. Für gewöhnlich kleidete er sich einfach und in fränkischer Weise. Er trug ein Hemd und Unterhosen von Leinen, ein Wamms, Hosen bis zum Knie, Binden um die Waden und an den Füßen Schuhe. Um die Hüften war das Schwert gegürtet, und über dem Wamms trug er bisweilen einen Mantel von meergrüner Seide. Bei festlichen Gelegenheiten legte er glänzenden Schmuck und einzeln auch römische Gewandung an, aber für gewöhnlich verachtete er dies. Das ist symbolisch für seine ganze Art. Sein Wesen blieb deutsch wie seine Sprache. Er bewegte sich wohl gern in kaiserlichen und theokratischen Gedanken, und was sie ihm boten, dünkte ihm eine hohe Ehre und ein erhabenes Ziel. Aber diese Gedanken beherrschten ihn nicht, ließen ihn seinen Ursprung nicht vergessen. Auch nach der Kaiserkrönung behandelte er Italien als ein Nebenland, und im Jahre 806 theilte er sein Reich wie ein fränkischer König und nicht wie ein Kaiser. Das Kaiserthum war ihm auch da noch nur eine Zuthat, eine Aufgabe, für die erst in zweiter Linie zu sorgen sei.

Auch in seinen Lebensgewohnheiten und seiner Denkweise blieb er, wie er war, einfach und natürlich, ein kräftiger Naturmensch. Gern folgte er den Gelehrten in ihre sprachlichen, wie in ihre astronomischen Untersuchungen und noch eifriger fast in die mystischen Speculationen. Ja, er wagte sich selbst auf dies Feld, und seine Krieger hielten ihn für einen ganzen Gelehrten. Aber dabei ließ er sich nicht ankränkeln von der Blässe des Gedankens. Die Bücher und Theorien bereicherten seine Anschauungen und blieben nicht ohne Einfluß auf die Werthschätzung, die er den Dingen und Einrichtungen beilegte: aber er klügelte nicht lange vor dem Entschluß und regierte nicht nach Theorien, so wenig wie er in den Formen des römischen Processes richtete oder nach den Regeln römischer Rhetorik redete, obschon er sich von Alkuin in beiden unterweisen ließ.

Alle körperlichen Uebungen machten ihm Freude, fleißig ging er zur Jagd, und im Schwimmen war er unermüdlich. Besondere Freude bereitete ihm das warme Bad zu Aachen, und da liebte er es bisweilen, eine größere Anzahl von vornehmen und geringen Leuten

mit baden zu lassen und ihren gewiß oft herzlich groben Scherzen zuzuschauen. Seine Würde hinderte ihn nicht mit jedem schlank und kurz zu verkehren: aber dabei hatte er doch das volle Gefühl seiner Würde und wußte es den anderen mitzutheilen. In tiefer Ehrfurcht beugte sich alles vor ihm. Er nahm einen Platz für sich in Anspruch, der alle menschlichen Verhältnisse hinter sich ließ, und dabei blieb er doch gleichmäßig dem Nächsten zugewendet. Alles vereinigte sich ihn zu heben, zum Theil halfen sogar seine Schwächen und Fehler dazu. Seine an Rohheit streifende Rücksichtslosigkeit diente ihm als Gegengewicht gegen die überschwänglichen Antriebe und Gedanken, die in der Zeit und namentlich gerade in den Verhältnissen und Plänen lagen, welche er mit dem Throne überkam, sie schützte ihn vor allem in seinen Beziehungen zu dem Papste vor ähnlichen Misgriffen und Schwankungen wie die, durch welche die großen Langobardenkönige gescheitert waren.

So bildete er die Bewunderung der Zeitgenossen, sie sahen in ihm ihren Herrn und ihren Führer: aber er war es nicht in dem Sinne, daß er die Gedanken der Zeit und die in ihr wirkenden Triebe besonders klar erfaßt und mit Bewußtsein geleitet hätte. Seine Kraft lag in der glücklichen Benutzung des Augenblicks und in jener geheimnisvollen Gabe der weltgeschichtlichen Helden und Reformatoren, daß er nur den starken Trieben seiner Natur zu folgen brauchte, und sie ließen ihn thun, was der Zeit dienlich war. Als Feldherr und Diplomat war er größer denn als Gesetzgeber. Er sorgte für Aufzeichnung der Gesetze, wie er in allen Dingen für Sicherstellung und Ordnung sorgte. Dabei wurden auch vielerlei Aenderungen und Zusätze gemacht, aber größere gesetzgeberische Acte ähnlich dem Gesetzbuch der Westgothenkönige lagen ihm fern. Es ist das um so mehr zu beachten, weil bei dem regeren Leben, das er geweckt hatte, das Nebeneinander der verschiedenen Volksrechte, dazu des kanonischen Rechts und der königlichen Verordnungen eine böse Verwirrung erzeugte[1]. Selbst die dringend nothwendige Reform des Strafrechts und des Proceßverfahrens unternahm er nicht. Er übte allerdings großen Einfluß auf dieselben, aber mehr nur mittelbar, durch die Begünstigung des geistlichen Gerichts und die Aus-

[1]) Agobards Schilderung Bouquet 6, 356 übertreibt, aber seine Forderung, dem Reich ein gemeinsames Recht zu geben oder wenigstens das burgundische Volksrecht zu beseitigen, ist ein Zeichen, daß solche Gedanken in der Zeit lebten.

dehnung des Gerichts der Waltboten. Er schuf die Formen, in denen sich das staatliche Leben der folgenden Jahrhunderte bewegte, aber nicht dadurch, daß er sein staatliches Ideal verwirklichte, sondern indem er nach einander die großen Aufgaben löste, welche ihm die Verhältnisse stellten. So sah er eine lange Reihe einzelner Erfolge und schuf große, dauernde Ordnungen, aber diese Ordnungen entsprachen nicht überall seinem Ideal, bildeten vielmehr in wesentlichen Punkten den Gegensatz dazu. Er wünschte den alten Bauernstaat mit dem Heerbann zu erhalten, aber seine Regierung vollendete die Ausbildung des Feudalstaats. Und eine kaum weniger schroffe Abweichung von seinen Wünschen und Meinungen zeigte die Entwicklung des von ihm begründeten Kaiserthums.

Karl hatte nicht die Meinung einen neuen Staat zu schaffen, als er die Kaiserwürde annahm, er wollte nur einen Antheil an dem von Alters her bestehenden römischen Kaiserthum gewinnen; aber es wurde ein wesentlich anderer Staat. In dem Kaiserthum hatte schon seit der Aufnahme der christlichen Kirche ein unlösbarer Zwiespalt gelegen. Die Kirche konnte sich ihrem Wesen nach der Gewalt nicht unterwerfen, welche mit dem Kaiserthum verbunden war. Dieser Zwiespalt war in dem von Karl erneuerten abendländischen Kaiserthum unendlich vergrößert, weil die abendländische Kirche unterdeß in dem Papstthum ein geistliches Haupt gewonnen hatte, und weil die Bischöfe und Aebte in Karls Reich große politische Befugnisse und militärische Macht besaßen.

Auch gelang es Karl nicht, alle christlichen Völker des Abendlands unter seiner Herrschaft zu vereinen, wie es die Idee des Kaiserthums forderte. Neben dem Reiche Karls bestanden noch die angelsächsischen Staaten, und sie konnten nicht als Barbaren verachtet werden, sie bildeten ein bedeutsames Glied der lateinischen Christenheit, welche in dem Kaiserthum umfaßt werden sollte [1]). Karl erkannte dies an. Den König Offa von Mercien, mit dem er oft-

[1]) Auch für die spätere Entwicklung des Kaiserthums blieb die Stellung der Angelsachsen von besonderem Interesse. In einer Urkunde von 964 (Thorpe Diplomatarium Anglicum aevi Saxonici p. 215) nannte sich König Edgar: Eadgarus Anglorum basileus omniumque regum insularum oceani, qui Britanniam circumjacent, cunctarumque nationum, quae infra eum includuntur, imperator et dominus. Diese angelsächsischen Staaten standen immer etwas abseit des auf den Continent beschränkten abendländischen Kaiserthums, machten aber eine parallele Entwicklung durch.

mals verhandelte, nannte er Freund und Bruder. Er sandte wohl Geschenke an die Kirchen und Klöster Englands, damit sie für ihn, den Frankenkönig, beten sollten, aber eine Oberhoheit nahm er nicht in Anspruch, auch nicht, seitdem er Kaiser geworden war. Deutlich zeigt sich hier, wie wenig Karl dazu neigte, die Konsequenzen eines politischen Gedankens zu ziehen, denen die practischen Verhältnisse nicht günstig waren. Trotz aller dieser Mängel und Hemmnisse beanspruchte Karl, Kaiser und Herr der lateinischen Christenheit zu sein, und ward von ihr auch als solcher angesehen und verehrt. Die Angelsachsen lehnten sich nicht dagegen auf, obgleich sie auf ihre politische Selbständigkeit in keiner Weise verzichteten. Der Papst trat hinter Karl zurück, obgleich seine Stellung mit der kaiserlichen Oberhoheit theoretisch nicht vereinbar war. Aber auch Karl unternahm es nicht, diesen Widerspruch zu beseitigen und etwa auf einem seiner sehr lenksamen Concilien feststellen zu lassen, daß dem Papste auch von Rechtswegen nur die zweite Stelle in der Christenheit zukomme, in welche er ihn thatsächlich hinabgedrückt hatte. Es war das gewiß nur klug, aber es lag so doch in dem Staate Karls ein Widerspruch, der in einer Zeit der Noth und unter einem weniger gewaltigen Herrscher zu einer großen Gefahr werden mußte. Solche Zeiten ließen nicht auf sich warten, und es erweckt sonderbare Betrachtungen, wenn man nun sieht, wie gerade das litterarische Leben, diese schönste Blüthe von Karls Regiment, dazu beitrug, diese Gefahr zu beschleunigen. Mit jedem Jahre wuchs die Zahl der in den Klosterschulen ausgebildeten Jünglinge und damit zugleich die Zahl derjenigen, welche an der lateinischen Litteratur theilnahmen und auf welche die in derselben herrschenden Ideen Einfluß hatten. Sie bekleideten die wichtigsten Aemter, waren Bischöfe, Aebte, Räthe und Waltboten des Königs, und auch die weltlichen Großen waren mehr oder weniger berührt von den unter ihnen herrschenden Ideen. Zum ersten Male gab es in der deutschen Geschichte eine öffentliche Meinung, die in einer Litteratur Ausdruck fand, und in dieser Litteratur herrschte die Idee des augustinischen Gottesstaates, daß die staatliche Gewalt dazu da sei, um der Kirche zu dienen. Karl hatte freilich dieser Auffassung die Spitze abgebrochen, indem er sich selbst zum Leiter der Kirche machte, allein er versuchte es doch nicht vollständig, und in den wichtigsten Fällen nur so, daß er den Papst zur Mitwirkung heranzog. Was ihm auf diesem Gebiete gelang, das waren Zugeständnisse, welche die Kirche seiner Persönlichkeit machte,

nicht aber Erwerbungen für das kaiserliche Amt. Der Widerspruch mußte sich um so mehr geltend machen, als die Kirche unter diesem Verhältnisse oft sichtbar litt. Trotz alles kirchlichen Eifers sorgte Karl doch zuerst für den Staat und ließ im Nothfall die Interessen der Kirche zurücktreten. Er verwarf die wenigstens für die augenblickliche Betrachtung verheißungsvollen Anfänge einer Wiedervereinigung der griechischen und lateinischen Kirche, um einen politischen Gegner zu treffen. Er verlieh die Güter der Kirche an seine Vassallen und ihre Würden an seine Hofleute. Seine allseitigen Verdienste um die Ausbreitung und um das innere Leben der Kirche konnten das übersehen lassen — aber als die Kirche längere Zeit im Genuß dieser Wohlthaten war, da betrachtete sie dieselben naturgemäß als etwas Selbstverständliches, und mit der durch dieselben gewonnenen Kraft erhob sie nun die Klage über den Preis, den sie dafür gezahlt hatte. Diese Klage fand aber lauten Widerhall, weil sich unterdeß gezeigt hatte, daß der unter solchen Opfern der Kirche begründete Staat Karls auch die staatlichen Aufgaben nicht befriedigend löste, und sich das Elend des Volkes gegen das Ende der Regierung Karls und unter seinen Nachfolgern in erschreckender Weise steigerte. Karl selbst hatte dies den geistlichen und weltlichen Großen im Jahre 811 mit scharfen Worten vorgehalten, und auf den großen Reformsynoden des Jahres 813 wurde es wiederum allen hervorragenden Männern zum Bewußtsein gebracht. Allein es wurde wohl die Thatsache festgestellt, daß viel zu bessern sei, es wurden auch manche gute Regeln eingeschärft und Ermahnungen ertheilt, aber es wurde immer schlimmer. Als Ludwig der Fromme im Jahre 829 in gleicher Weise vier Reformsynoden berief, da entwarfen die Versammelten ein fürchterliches Bild von dem Elend des Reichs.

Und nun kam die Zeit der Ernte für die Kirche. Denn was für eine Folgerung wurde aus diesen Thatsachen gezogen? Wem gab man die Schuld, und wo suchte man das Heil? Nicht in der Ausartung des Lehnwesens, nicht in der Unmöglichkeit, ein so ausgedehntes Reich ohne Steuern, mit Naturalleistungen zu regieren, nicht in den schweren Opfern, die der Uebergang in einen anderen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zustand und die Ausstattung des Kirchen- und Klosterwesens in den weiten Gebieten, welche sie bis dahin gar nicht oder nur in verkümmertem Zustande gehabt hatten, nothwendig forderten: man suchte die Ursache der Noth vielmehr in dem Punkte, wo die dem religiösen Ideale zugewandte Anschauung

die schwerste Noth erblickte, in der unwürdigen Lage der Kirche. Der vertraute Rath Karls Wala von Corbie war der Wortführer dieser Partei, und in ihrem Schooße wurden damals die falschen Urkunden fabricirt und verbreitet, durch welche Karl dem Papste angeblich Italien schenkte und Kaiser Konstantin gar das ganze Abendland.

Es war die Zeit, in der die pseudo-isidorischen Decretalen entstanden, und ein Agobard von Lyon und Hincmar von Reims die wichtigsten Fragen der gesellschaftlichen und kirchlichen Ordnung mit scharfen Gedanken und kühnen Worten zu beherrschen und zu gestalten suchten. Weder Hincmar noch Agobard waren Freunde der päpstlichen Allgewalt, sie vertraten vielmehr die ältere Auffassung von der Ehre und Macht aller Bischöfe. In Agobards Schriften ward der Papst nur selten erwähnt, nicht einmal in seiner Predigt über den Glauben und die Einheit der Kirche, und Hincmar[1]) hielt das Bisthum für das höchste kirchliche Amt („culmen regiminis"), und das Haupt der Kirche war ihm Gott selbst, nicht der Papst. Ein ähnlicher Geist lebte auch in den pseudo-isidorischen Decretalen und in vielen Männern: aber was sie dachten, führte doch in seiner Consequenz zu der päpstlichen Allgewalt, und auch thatsächlich führten ihre Bestrebungen dazu. Denn der Grundgedanke der Zeit war die Einheit der Christenheit, und wenn die weltliche Form, wie sie Karl der Große geschaffen hatte, dazu ungeeignet erschien, so blieb nichts übrig als den Papst an Stelle des Kaisers zum Haupte der Christenheit zu erheben. Ein Menschenalter nur verging nach dem Tode Karls, und unter dem großen Papste Nicolaus erreichte Rom das Ziel.

So wurde Karls gewaltiger Staat der Boden, auf dem die staatbeherrschende Kirche erwuchs; die Kirche, welche Karl als ein Kleinod gehütet, aber auch als eine Dienerin genutzt hatte, war eine Herrin geworden. Wüst lagen die Trümmer des gewaltigen Baus umher, und die Menschen klagten laut um das verlorene Reich.

> Weinet ihr Berge und Hügel, ihr Ströme und Bäche und Quellen,
> Ihr auch, steilabstürzende Felsen und dunkele Thäler!
> Weinet ihr über des fränkischen Volkes Geschicke, dem glorreich
> Christi Gnade verliehn einst weit gebietende Herrschaft,
> Und das nun im Staub daliegt.

Es ist das der Anfang aus dem Klaggesang eines Geistlichen

---

[1]) Es hinderte das nicht, daß Hincmar in praktischen Fragen dem Papste die Oberleitung zuschrieb.

zu Lyon, und im weiteren Verlaufe des Gedichts schildert er das Elend im einzelnen. Die Gerechtigkeit wurde mit Füßen getreten, die Kirche stand hülflos der Gewaltthat preisgegeben, der Bauer wurde seines letzten Guts beraubt, und der Adel zerfleischte sich in wildem Wüthen, einer den andern. Im Gegensatz dazu preist er dann die Zeit des großen Karl:

„Herrlich erblühte das Reich im Glanz der erhabenen Krone,
Herr war Einer, und Eins auch das Volk, das dem Herren gehorchte".

So klagten viele, auch diejenigen, welche die Herrschaft der Kirche über den Staat forderten; denn das Elend, das sich nach dem Untergang der kaiserlichen Gewalt unter der Vorherrschaft des Papstes entwickelte, war noch weit schrecklicher, als was man unter Karl und seinem Sohn erlebt hatte. Namentlich die Kirche und besonders die Kirche von Rom verwilderte und versank in ein furchtbares Elend. Drei Decennien nur, nachdem Nikolaus I. das Papstthum zum Triumph geführt hatte, wurde in Rom jene „Synode des Entsetzens" gehalten, auf der ein Papst zu Gericht saß über die halbverweste Leiche eines Vorgängers, die fast schon ein Jahr im Grabe gelegen hatte, und weiter folgte darauf die Periode der Papstgeschichte, die man als Pornokratie (Hurenwirthschaft) bezeichnet.

Aus diesem Elend wurde Rom und die christliche Welt befreit durch das erneuerte deutsche Königthum. In der Stille hatte Frucht getragen, was Karl für die östlichen Lande an Saale, Leine, Weser und Inn theils selbst gethan, theils angebahnt hatte. Im zehnten Jahrhundert übernahmen diese von Karl zu höherer Cultur geführten östlichen Lande die Rolle, welche die rheinischen Lande unter seiner Regierung gespielt hatten. Es erneute sich der Kreislauf der Geschichte. Die Zeit der sächsischen und salischen Kaiser war eine Wiederholung der Zeit Karls auf einer anderen geographischen Grundlage. Zum zweiten Male wurde mit den durch die Lehnsverfassung verfügbar gemachten Kräften der Germanen das Kaiserthum aufgerichtet, welches die Christenheit einte, die Kirche aus ihrem Verfalle erhob und die religiöse wie die wirthschaftliche Cultur weiter nach Osten trug. Das Kaiserthum der Sachsen und Salier war in mancher Beziehung großartiger als das Kaiserthum Karls. Die Idee desselben hatte allgemeinere Anerkennung gewonnen und hatte schon eine Geschichte. Auch die Cultur hatte Fortschritte gemacht, und das Gebiet der Christenheit war durch die Bekehrung der Slaven und der nordischen Völker mächtig ausgedehnt worden.

Aber damit waren auch die Schwierigkeiten, welche der Verwirklichung dieser Idee entgegenstanden, in das Unendliche gewachsen. Mit der steigenden Cultur hatten sich die in Karls Reich noch ohne wesentliche Schwierigkeit vereinten Romanen und Deutschen zu Völkern entwickelt, die sich ihres Gegensatzes bewußt waren. Wer wollte sie zusammenhalten und dazu die neubekehrten östlichen Völker? Unter Karl hatten nur die Angelsachsen neben dem Kaiserthum gestanden, jetzt gab es mehrere christliche Fürsten, die man nicht als Unterthanen des Kaisers bezeichnen konnte. Dazu kam, daß das Selbstgefühl der Kirche bedeutend gesteigert worden war und in derselben das Ansehn des Papstes. So blieb denn dieser und aller folgenden Zeit die Vorstellung, daß die große Idee von der Herrschaft des Kaisers über die (lateinische) Christenheit niemals so vollkommen verwirklicht worden sei, wie unter Karl dem Großen. Und was man nun in der Gegenwart vermißte, das pries die Sage in Karls Bilde. Von der schweren Last seines Regiments wußte man nichts mehr, und nur eine dunkle Erinnerung blieb von der rücksichtslosen Gewalt, mit der er jeden niedertrat, der ihm im Wege stand. Als der Vorkämpfer des Christenthums, der Sieger über Heiden und Mohammedaner, als der Gesetzgeber und der gerechte Richter lebte er in der Erinnerung und vor allem als der unbestrittene Herr der Welt. Ganz wie man von seiner körperlichen Erscheinung nur die großen Züge behielt, die hohe Gestalt, das mächtige Haupt, aber zugleich vergaß, daß seine Stimme auffallend dünn gewesen war. Das Volk war unermüdlich, von ihm zu erzählen, und er wurde ein Mittelpunkt der französischen wie der deutschen Volkssage. Mit der Zeit wuchsen die Verhältnisse seines Bildes in das Ungemessene; sein Name war das Symbol der Herrschaft. Als Otto III. sich in dem Glanz des Kaiserthums berauschte, da trieb es ihn auch hinabzusteigen in die Grabkammer dieses Urbildes der Kaiser. Dasselbe that der große Barbarossa, als er im Kampfe mit den Ansprüchen des Papstes Alexander nach einer moralischen Stärkung suchte. Er ließ die Gebeine Karls aus dem antiken Marmorsarge, in welchem sie über dreihundert Jahre geruht hatten, in eine silberne Lade sammeln und den alten Helden durch Papst Paschalis heilig sprechen. Da Papst Alexander in dem Kampfe siegte, so galt Paschalis als Gegenpapst, und es war mindestens zweifelhaft, ob die von ihm vorgenommene Heiligsprechung gültig sei. Aber sie wurde von den Päpsten nicht widerrufen und faßte Boden im Volke, denn sie ent-

sprach der Verehrung des Volkes. Bald geschahen Wunder an seinen Reliquien, und an seinem Festtage sang das Volk einen Hymnus, in welchem alle menschliche Beschränktheit von ihm abgestreift war. Da wurde er gepriesen als der Held, der über die ganze Welt triumphirt hat und nun mit Christo zusammen über sie regiert, ein allmächtiger Herr. Von ihm hofften sie Erlösung von jeder Noth, und zu ihm beteten sie voll gläubigen Vertrauens.

„Brich den Fels mit deinem Stabe,
Mit lebend'gem Wasser labe
Die hier flehn an deinem Grabe".

Indeß wurde doch diese Vorstellung nicht allgemein. Die Unregelmäßigkeit, die bei seiner Heiligsprechung obgewaltet hatte, trug dazu bei, vor allem aber hinderte es der gesunde Sinn des deutschen Volkes, der sich den gewaltigsten seiner Helden nicht rauben ließ. In dem Gedächtnis des Volkes und in den Darstellungen der Geschichtschreiber trat die Heiligsprechung später so gut wie ganz zurück, aber auch von den geschichtlichen Zügen verblaßten die meisten. Man stellte ihn sich vor, wie ihn dann Dürer malte, als den ehrwürdigen Vater des Volkes mit dem Schwerte der Gerechtigkeit, mit der leuchtenden Krone und vor allem mit den großen durchdringenden Augen über dem ruhigen Antlitz und dem wallenden Barte. Durch den Maler gewann in der Folgezeit diese Anschauung noch festere Gestalt. Was er im einzelnen erstrebte und wie er es erstrebte, die Härten seines Regiments wie das Kraftgefühl, das er seiner Zeit einflößte — alles das ist in die Schatten der Vergangenheit hinabgesunken. Auch die Gestalten der Männer, die vor ihm und neben ihm wirkten, sind bis auf wenige Namen und Thatsachen vergessen worden. Was sie wirkten, und was das voraufgehende Jahrhundert vorbereitet hatte und sich unter Karl nur vollendete — es wurde alles auf ihn gehäuft. Zwischen der glanzvollen Welt der Römer und dem bunten, aber auch meist trüben Bilde des Mittelalters liegt für die gewöhnliche Betrachtung ein Chaos, und über demselben erhebt sich die majestätische Gestalt Karls des Großen.

Anmerkungen[1].

I. Zur Geschichte der Westgothen.

1. Germanische und römische Bestandtheile der lex Wisigothorum. Zu Seite 117.

Die zahlreichen römischen Bestandtheile, welche die lex Wisigothorum zeigt, sind nicht erst bei der Codification in das Gothenrecht aufgenommen worden, sondern im Laufe der mehr als zweihundert Jahre, welche die Gothen bis dahin unter den Römern verlebt hatten. Auf manchen Gebieten war der Einfluß sehr stark — namentlich bei all den Geschäften und Einrichtungen, welche die Gothen erst von den Römern kennen lernten —, auf anderen gering. Wie schwer es jedoch vielfach ist, im einzelnen Fall zu entscheiden, ob ein Rechtssatz römischen oder germanischen Ursprungs sei, zeigt Dahn, Westgothische Studien, S. 15 und 26. Die lateinische Sprache und die den römischen Gesetzen nachgebildete Ausdrucksweise der gothischen Gesetze läßt den römischen Einfluß stärker erscheinen als er war. Man lese die kürzer gefaßten fueros der spanischen Städte und Landschaften aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, da lebt das germanische Recht mit Eidhelfern, gerichtlichem Zweikampf, Compositionssystem und bindender Form. Es ist oft, als ob man die lex salica läse oder ein Gesetz der Angelsachsen. Vergl. die Abdrücke bei Helfferich, Westgothenrecht, S. 325 ff. Das ist ein unwiderlegliches Zeugnis dafür, daß auch in dem Gothischen Recht, auf dessen Boden sie sich entwickelten, das germanische Element stark und lebensfrisch war.

2. Gehalt der Beamten bei den Westgothen.

Es findet sich in dem westgothischen Gesetz eine Angabe, die auf den ersten Eindruck hin zu sagen scheint, daß die Beamten einen festen Gehalt bezogen hätten: XII, 1, 2 dum judices ordinamus nostra largitate eis compendia

[1] Es war meine Absicht, diesem Bande einen eigenen Band Forschungen und Kritiken folgen zu lassen, um meine Auffassung wenigstens in den Fällen zu begründen, in denen sie im Gegensatz steht zu den in hervorragenden Werken mit dem wissenschaftlichen Apparat geschützten Darstellungen. Allein meine amtlichen Geschäfte gestatten es nicht, ich muß für längere Zeit die Feder ruhen lassen. Dieser Umstand drängt mich dazu, einige Anmerkungen anzufügen über Punkte, in denen ich unmittelbaren Widerspruch erwarten muß.

ministramus. Allein compendia ist nicht der technische Ausdruck für Gehalt, das ist stipendia, salaria etc., compendia heißt Ersparnis, Vortheil, Nutzung, wird dann auch synonym mit precaria gebraucht, Verleihung von Gütern zur Nutznießung (Ducange s. v.). Es ist also berechtigt, das Wort auch hier allgemein durch Nutzungen und Vortheile zu deuten, und die Stelle steht dann nicht im Widerspruch mit der Annahme, daß die gothischen Beamten nicht einen förmlichen Gehalt erhielten, sondern in der Weise wie die fränkischen Grafen durch den Genuß von Gütern, die ihnen der König verlieh, durch Antheile an den Strafgeldern und sonstigen Eingängen belohnt wurden. Es wäre sonst auch unerklärlich, daß bei den vielen Klagen über die Gewaltthätigkeit und die Habsucht der Könige niemals die Unregelmäßigkeit der Gehaltzahlungen gerügt wurde. Sohm, Fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung, S. 28, hat allerdings in den Verhandlungen des achten Concils zu Toledo eine solche Klage zu finden geglaubt, Collectio Canonum ecclesiae hispanae, Madrid 1808, Seite 444, indem er die Worte sicque solo principali ventre suppleto cuncta totius gentis membra vacuata languescerent ex defectu; unde evenit ut nec subsidium mediocres nec dignitatem valeant obtinere majores, quia dum solius potestatis vigor maxima occupavit totius plebis status nec minima jure defendit so übersetzt, „daß allein der Bauch des Königs gefüllt ward, und die Glieder des gesammten Volkes sich entleerten und erschöpften, daß weder für die geringeren Beamten das Gehalt, noch für die hohen Reichsbeamten die ihrer Würde entsprechende Ausstattung zu beschaffen war". Wäre diese Uebersetzung richtig, so ginge die Klage des Concils dahin, daß der König das Volk so stark aussauge, daß es nicht mehr im Stande sei, diejenigen Summen aufzubringen, welche die Besoldung der niederen und die Ausstattung der hohen Beamten erforderten. Es gäbe dann neben der Privatkasse des Königs noch eine Reichskasse, aus der die Beamten Gehalt oder Ausstattungsgelder erhielten.

Dies Bild ist unvereinbar mit dem, was wir sonst von dem Gothischen Staate wissen und was Sohm selbst in scharfen, anschaulichen Zügen aus den Verhandlungen dieses Concils entwickelt hat. Schon daraus ergiebt sich, daß die Uebersetzung falsch sein muß. Dasselbe ergiebt sich aber auch unmittelbar, wenn man die Stelle in dem Zusammenhang betrachtet, in dem sie steht. Vorauf geht die Klage, daß die früheren Könige eine große Anzahl von reichen wie von mittleren Familien (majores, mediocres) durch gerichtliche Confiscation ihrer Güter vernichtet haben. Das Concil will nun zwar nicht diese Confiscation selbst beseitigen — das ging nicht; aber es erhebt Klage, daß die Könige diese Güter für sich behielten und nicht durch Verleihung an tüchtige Männer, welche dem Könige an seinem Hofe dienten, dem Staate für jene gestürzten Familien Ersatz schafften an neuen grundbesitzenden, wohlhabenden Familien. „Wenn das Gericht den Verurtheilten die Güter nimmt, und wenn diese Güter nicht an andere verliehen werden, die den Platz der Verurtheilten ausfüllen können: so führt die Strenge des Gerichts nicht Ordnung und Zucht herbei, sondern den Ruin des Volkes — dum et adjudicatos sententia judiciorum elisit et eorum bonis ad ipsorum vicem munificatus nemo surrexit pene non res ista disciplinam in ordine (Zucht und Ordnung) sed defectum posuisse pensatur in gente. Der Gedanke, daß die Könige die confiscirten Güter sowie das, was sie

sonst einnahmen, wie einen Privatbesitz behandelt hätten, wird dann in dem folgenden Satze noch zwei Mal tadelnd wiederholt, einmal mit dem Ausdruck in sinum suae receptionis, und dann mit dem oben abgedruckten Satze, der so zu übersetzen ist: „So wurde nur der Bauch des Königs gefüllt und alle anderen Glieder des Volkskörpers wurden matt und schwach. Die Mittelfreien haben nicht, wovon sie leben können, und die Großen sind nicht im Stande den Aufwand ihrer Stellung zu bestreiten. Während der König alles (maxima) an sich reißt, bleibt dem Volke nicht einmal das nothwendige (minima)". Die letzten Zeilen lassen sich nur ganz frei übersetzen, der Stil dieser Acten ist beherrscht von der Antithese und der Sucht nach ungewöhnlichem, pathetischem Ausdruck. Man darf deshalb auch nicht zu viel Gewicht darauf legen, daß „von dem Bauch des Königs" geredet wird — es ist das nicht so verächtlich gemeint, es ist eine Anspielung auf die Fabel Livius II, 32, wo ja der Vertheidiger des Senats den Senat den Bauch des Staates nennt. Die Verhandlung fand statt auf Antrieb des Königs und um ein von ihm gefordertes Gesetz zu begründen. Das darf man bei all den scharfen Worten nie vergessen. Wie man aber auch sonst im einzelnen über die Interpretation dieses oder jenes Satzes streiten mag, so viel ist zweifellos, daß die mediocres und majores nicht höhere und niedere Beamte sind, sondern daß diese Ausdrücke hier wie überall in der Sprache dieser Zeit die Großen und die Mittelfreien bezeichnen, und daß hier also auch nicht von dem Gehalt der Beamten die Rede sein kann.

Das Gleiche ergiebt sich ferner aus der Absicht des Gesetzes, welche dahin ging, die durch Confiscation in die Hand des letzten Königs gekommenen Güter aus der Erbtheilung zwischen dem Thronfolger und seinen Brüdern auszuscheiden, damit der Thronfolger sie den ehemaligen, von ihm aus der Verbannung zurückgerufenen Besitzern zurückgeben könne. An die Aufbesserung oder Sicherung von Beamtengehältern dachte das Gesetz nicht.

3. Die Städte im Reiche der Westgothen.

Im tolosanischen Reich behielten die Magistrate einen großen Theil ihrer alten Befugnisse, wenn das Breviarium nicht etwa hier theilweise vergangene Zustände theoretisch festgehalten hat. In der lex Wisigothorum werden dagegen weder in dem Heergesetz, noch in der Verordnung über flüchtige Sklaven, noch bei den Judengesetzen, kurz an keiner der Stellen, wo alle Behörden, auf welche der Staat irgendwie rechnet, aufgezählt werden, Decurionen oder Defensoren erwähnt. Dahns Darstellung begeht den Irrthum, die Zustände des westgothischen Reichs nach dem Breviarium zu schildern. Bethmann-Hollweg, Der Civilproceß des gemeinen Rechts in geschichtlicher Entwicklung, Bd. IV mit dem Titel: Der germanisch-romanische Civilproceß im Mittelalter, Bonn 1868, scheidet die Verfassung des tolosanischen Reichs von der späteren, aber die Veränderung der städtischen Behörden tritt nicht deutlich genug hervor. Das Haupt der Stadtverwaltung war noch der Defensor, und dieser hatte eine gewisse Gerichtsbarkeit, ob diese aber als öffentliches Gericht im vollen Sinne galt, ob der Defensor als öffentlicher Richter in einer Unterabtheilung der Grafschaft anzusehen ist, das ist damit noch nicht gesagt.

4. Das angebliche Martyrium des Hermenegild.

Die Sage von dem Martyrium des westgothischen Königssohns Hermenegild ist eins der lehrreichsten Beispiele von der Schnelligkeit, mit der sich geschichtliche Sagen bilden und verbreiten. Schon der berühmte Zeitgenosse Papst Gregor der Große erzählt davon und beruft sich dabei ausdrücklich auf die Aussagen von Leuten, die aus Spanien zu ihm gekommen seien. So würde denn niemand an der Zuverlässigkeit zweifeln, aber die spanischen Bischöfe Isidor von Sevilla und Johannes Biclarensis, welche den Krieg zwischen Leovigild und seinem Sohne selbst mit erlebten und als eifrige Katholiken den Uebertritt Hermenegilds und den religiösen Character des Krieges in ihren Chroniken sicher nicht verhüllt hätten, wissen nichts von der Bekehrung Hermenegilds und von dem Glaubenskriege. Ihnen ist Hermenegild nur der Rebell und kein Märtyrer. Ebenso ist es mit Paulus von Emerita, ihrem etwas jüngeren Zeitgenossen. Sein Zeugnis ist besonders wichtig, weil er die dem Kriege ziemlich gleichzeitigen Maßregeln Leovigilds, durch welche er die Katholiken zum Arianismus zwingen wollte, mit leidenschaftlicher Feder als Glaubensverfolgung schildert und alles aufsucht, was den Leovigild in einem gehässigen Lichte erscheinen läßt. Er hätte also sicher das Martyrium Hermenegilds in die Mitte seiner Schilderung gerückt, wenn dazu Veranlassung gewesen wäre. Aber er bietet im Gegentheil ein Zeugnis dafür, daß Hermenegild nicht übergetreten ist. Er wiederholt nämlich die Worte Gregor des Großen: „nach Leovigilds Tode ahmte König Reccared nicht seinen treulosen Vater, sondern seinen Bruder, den Märtyrer, nach und bekehrte sich von der abscheulichen Ketzerei der Arianer", corrigirt sie aber nach seiner besseren Kenntnis, indem er statt fratrem Martyrem sequens ab Arianae haereseos pravitate conversus est einsetzt: Christum dominum sequens. Damit verwirft er die Angabe Gregors von der Bekehrung Hermenegilds als unbrauchbar. Außer Gregor und dem von ihm abhängigen Paulus Diaconus giebt es denn auch kein Zeugnis für diese Bekehrung. Gregor von Tours redet zwar auch davon, aber nur an einer Stelle (5, 39), welche so offenbar unter dem Einfluß der Sage steht, daß kein kritischer Forscher sie so benutzen wird, wie sie dasteht. Man hat nun allerdings versucht, aus dieser Erzählung von Hermenegild, seiner Frau und der bösen Stiefmutter und Schwiegermutter, einen Kern herauszuschälen, aber was sich da etwa ergiebt, das steht mit all den anderen Stellen in Widerspruch, an denen Gregor sonst noch von diesem Kriege spricht. Da ist auch ihm Hermenegild immer nur der Rebell, nie der Märtyrer, und da wo er die Verhandlungen der gothischen Gesandten mit dem fränkischen Könige über das Schicksal der an Hermenegild vermählten und in sein Unglück verwickelten fränkischen Prinzessin mittheilt, da fordern die Franken zwar Rechenschaft darüber, daß man ihre Königstochter in die Gefangenschaft der Griechen habe fallen lassen, aber mit keiner Silbe wird erwähnt, daß sie um ihres Glaubens willen leiden mußte. Vielmehr wurde gleichzeitig wieder eine fränkische Prinzessin einem Gothenfürsten verlobt und ohne irgend eine Abmachung zum Schutz gegen religiöse Verfolgung. Es war eben keine Veranlassung dazu. Ich habe dies so ausführlich erörtert, weil die

Monographie über diesen Gegenstand, F. Görres, Kritische Untersuchungen über den Aufstand und das Martyrium des westgothischen Königssohns Hermenegild, Zeitschrift für die Historische Theologie 1873, bei aller Sorgfalt im einzelnen diese Hauptpuncte nicht erledigt hat. Vergebens sucht Görres namentlich die Stelle Gregor des Großen Dialog III, 31 sicut multorum qui ab Hispaniarum partibus veniunt relatione cognovimus nuper Hermenegildus rex .. ab Ariana haeresi ad fidem catholicam .. Leandro dudum mihi amicitiis juncto praedicante conversus est so zu deuten, als habe auch der spanische Bischof Leander Gregor eine Mittheilung darüber gemacht. Er sagt, nuper und dudum bezeichneten etwa dieselbe Zeit, und aus dudum gehe nicht hervor, daß Leander vor der erst nuper erfolgten Bekehrung mit Gregor befreundet war. Nun wird ihm jeder zugeben, daß nuper auch größere Zeiträume umfassen kann — aber darauf kommt es nicht an. Jeder unbefangene Leser wird den Satz so übersetzen: „Aus der Erzählung von vielen Leuten, die aus Spanien angekommen sind, habe ich in Erfahrung gebracht, daß kürzlich der König Hermenegild durch die Predigt meines alten Freundes Leander von der arianischen Ketzerei zum katholischen Glauben bekehrt worden ist". Hätte ihm Leander die Mittheilung gemacht, so hätte sich Gregor ganz anders ausgedrückt. Der ganze Abschnitt, in welchem der Satz steht, trägt einen anecdotenhaften Character, auch Görres ist deshalb der Ansicht, daß die Angabe nur Gewicht hätte, wenn sie sich auf den Bischof Leander zurückführen ließe. Das ist aber nicht möglich. Die Maßregeln Leovigilds, durch welche er die Katholiken zur Annahme des Arianismus zu nöthigen suchte, waren ungefähr gleichzeitig mit dem Kriege gegen seinen Sohn. Den fernerstehenden aber an der Erhaltung des katholischen Glaubens lebhaft interessirten Kreisen verknüpften sich diese beiden Vorgänge, und so entstand die Sage von der Bekehrung und weiter von dem Martyrium des Hermenegild und seiner fränkischen Gemahlin.

II. Die Schenkungen der Karolinger an die Päpste.

Fickers Abhandlung, die Rekuperationen der römischen Kirche, in seinen Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens, Bd. II, 1869 Innsbruck, macht auf jeden, der tiefer in sie eindringt, einen starken Eindruck und nöthigt ihn sich gründlich mit der Frage auseinander zu setzen, aber abschließen kann sie dieselbe nicht. Ficker geht aus von den drei Urkunden der späteren Kaiser Ludwig von 817, Otto von 962 und Heinrich von 1020, mit denen die Päpste im Mittelalter ihre Ansprüche zu rechtfertigen pflegten, und zeigt, daß gewisse Eigenthümlichkeiten derselben, die dem Formelwesen ihrer Zeit widerstreiten und die deshalb den Verdacht erweckt haben, daß jene Urkunden gefälscht seien, in die Zeit Pippins passen und zugleich dem Bilde entsprechen, das wir uns nach der Vita Hadriani von der Urkunde Karls zu machen haben. Damit ist also sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß das Privilegium Ludwig des

Frommen — denn um dieses handelt es sich zunächst — einer Schenkungsurkunde Karls nachgebildet wurde, die selbst eine Nachbildung einer Urkunde Pippins war. Dieser Nachweis ist sehr wichtig für die Kritik jener späteren Privilegien, für die Schenkungen Karls und Pippins ist er ohne Bedeutung. Denn daß Pippin und Karl dem Papste überhaupt Schenkungen machten und Urkunden darüber ausstellten, das steht auch sonst außer Zweifel: aber über den materiellen Inhalt der Schenkungsurkunden Karls von 774 und Pippins von 754, sowie auch Ludwigs von 817 ist durch diese Erörterungen nichts festgestellt worden.

Allein indem man diesen scharfsinnigen Untersuchungen Fickers folgt, schleicht sich unwillkürlich das Gefühl ein, als sei man doch diesen Schenkungsurkunden gegenüber zu mistrauisch gewesen, als habe man an ihnen gewissermaßen ein Unrecht wieder gut zu machen. Und so ist man denn sehr günstig gestimmt für die weiteren Auseinandersetzungen Fickers, durch welche er auch den materiellen Inhalt der Urkunde der Vita Hadriani als glaubwürdig zu erweisen sucht. Er geht dabei aber nicht von der Urkunde der Vita Hadriani, sondern von dem Privilegium Ludwigs von 817 aus und sucht zu zeigen, daß die in demselben als päpstlicher Besitz aufgezählten Städte und Landschaften auch auf Grund anderer Nachrichten dem Papste zugehörten, und daß deshalb der weitaus größte Theil der materiellen Angaben der Urkunde von 817 als zuverlässig zu betrachten sei. Nur die Aufführung der Inseln Corsica, Sardinien und Sicilien sei als Interpolation zu betrachten. Der Nachweis war nicht immer gleich streng zu führen, und namentlich muß es als bedenklich gelten, daß auch Zeugnisse des elften und zwölften Jahrhunderts für den Nachweis verwerthet wurden; da, wie Ficker selbst angiebt, die Anschauungen jener späteren Zeit sich gerade auf Grund dieser für echt gehaltenen Urkunden bildeten. Die Interpolationen können deshalb leicht weit stärker sein als Ficker annimmt: aber für die Entscheidung der Frage, ob die in der Vita Hadriani angezogene Urkunde Karl des Großen eine Fälschung sei, ist diese Differenz gleichgültig.

Sehr wichtig ist dagegen folgendes. Ficker hat erkannt, daß in der Urkunde von 817 Nachricht erhalten ist von einem späteren Vertrage, den Karl mit Papst Hadrian abschloß und durch welchen er dem Papste aufs neue diejenigen Zinsen und Einkünfte aus Tuscien und Spoleto zusicherte, die ihm Pippin 754 und Karl 774 in ihren Schenkungsurkunden überwiesen hätten. Andererseits aber mußte der Papst ausdrücklich anerkennen, daß die politische Hoheit über diese Ducate nicht dem Papste, sondern in jeder Beziehung nur dem Könige zustände. Ficker sagt mit Recht, diese Mittheilung könne nicht von einem Fälscher erfunden sein, denn die Fälschung werde doch im Interesse der päpstlichen Macht gedacht, und die Ansprüche des Papstthums gingen auf die politische Hoheit, die ihnen hier ausdrücklich abgestritten wird. Es spricht dies sehr zu Gunsten der Urkunde, und ich folge Ficker in der Annahme, daß dieser Passus der Urkunde im ganzen zu den ächten Bestandtheilen derselben gehört, daß also ein solcher Vertrag zwischen Karl und Hadrian abgeschlossen wurde. Nur kann es nicht richtig sein, daß Pippin schon 754 zu Kiersy dem Papste Einkünfte schenkte, die dem langobardischen Könige gehörten, denn Pippin suchte damals noch immer den Langobardenkönig durch Unterhandlungen zu bewegen, dem

Papste zurückzugeben, was er ihm genommen hatte. An eine Vernichtung der Langobarden dachte er nicht. Das Ergebnis der Untersuchung Fickers würde also sein, daß die Urkunde von 817 ächte Bestandtheile aber auch Interpolationen zu Gunsten der päpstlichen Ansprüche enthält und jedenfalls das Maximum darstellt, über das hinaus der Papst beim Tode Karls nichts besaß. Was folgt daraus für die Angaben der Vita Hadriani über die Schenkungen Pippins und Karls? Die Vita Hadriani berichtet, Karl habe 774 die Schenkung erneuert, welche Pippin 754 zu Kiersy dem Papste gemacht habe, und diese Schenkung habe umfaßt: ganz Italien südlich und östlich der Linie Luni (nordwestlich von Lucca), Parma, Reggio, Mantua, dazu Corsica, Venetien und Istrien. Die Urkunde von 817 hat von der Schenkung dieses großen zusammenhängenden Gebiets keine Spur, sie kennt nur die Schenkung von einzelnen Landschaften, Städten, Gütern und Einkünften aus jenem Gebiet. Wer die Urkunde von 817 für irgendwie zuverlässig hält, der muß die Angabe der Vita Hadriani für eine Fälschung halten.

Viele haben darin einen Ausweg gesucht, daß sie die Worte der Vita Hadriani so deuteten, als setze sie das Gebiet für die in demselben liegenden päpstlichen Städte und Güter. Dann ist allerdings die Vita Hadriani mit jeder anderen Angabe in Einklang zu setzen, dann hat aber ihre Angabe gar keinen besonderen Werth. Ficker versteht die Worte, so wie sie sich geben und wie man sie auch deuten muß, und macht nun den Versuch, ihre Angabe zu retten. Er thut dies durch eine Vermuthung, welche mit seiner urkundlichen Untersuchung nur lose zusammenhängt, auf ihr nicht ruht, von ihr keine Bestätigung empfängt. Es ist eine Vermuthung, die man genau prüfen muß, weil sie von einem so umsichtigen und in dem Material so heimischen Forscher kommt, die aber doch eben immer nur eine Vermuthung bleibt. Er sagt, Karl habe dem Papste 774 eine Schenkungsurkunde Pippins bestätigt, die so lautete wie das Leben Hadrians angiebt, aber später habe er diese Urkunde cassirt und dem Papste eine Urkunde ausgestellt, wie sie uns in der Bestätigungsurkunde von 817 erhalten ist. Diese Vermuthung sucht er durch den oben erwähnten Abschnitt der Urkunde von 817 glaublich zu machen.

Dieser Passus spricht allerdings von einem neuen Vertrage zwischen Hadrian und Karl, und daß dabei die politische Gewalt Karls über Spoleto und Toscana ausdrücklich anerkannt worden sei — aber 1) der Passus sagt auch, daß schon in den ursprünglichen Urkunden Pippins und Karls nur von einzelnen Einkünften in Spoleto und Tuscien die Rede gewesen sei. Wenn ein neuer Vertrag geschlossen wurde, um die politische Hoheit Karls hier gegen den Papst zu sichern, so wurde durch denselben dem Papste nicht ein ihm durch Pippin und Karl ursprünglich verliehenes Recht verkürzt, sondern ein selbständig erhobener Anspruch zurückgewiesen. Wir haben auch noch Nachricht von der Art, wie der Papst dies that, worüber unten. 2) Wenn dieser Passus der Urkunde von 817 dazu bestimmt wäre, die Cassirung der Verträge von 754 und 774 zu melden und die an ihre Stelle getretene Ordnung der päpstlichen Besitzungen zu characterisiren: so hätte in demselben nicht blos von Tuscien und Spoleto gehandelt werden müssen, sondern auch von Venetien, Istrien, Benevent, kurz von all dem Gebiete, was dem Papste nach der Vita Hadriani zugesprochen sein soll. Es

ergiebt sich, daß die auf jenen Passus gegründete Vermuthung mit jenem Passus nicht zu vereinigen ist.

Auch hat sich Ficker ohne Erfolg bemüht, Zeit und Umstände für die vermuthete Aenderung nachzuweisen. Er vermuthet das Jahr 781. Bis dahin müßte also der Papst berechtigt gewesen sein, ganz Italien südlich und östlich jener Linie zu fordern: aber in keinem der Briefe aus den siebziger Jahren, in denen er von Karl die Erfüllung der ihm gemachten Versprechung fordert, beruft er sich auf das umfassende Recht, immer fordert er nur einzelne Städte und Rechte. Und Hadrian war eine kühn um sich greifende Natur, er hätte gewiß nicht damit zurückgehalten, wenn er ein solches Document besessen hätte. Besonders entscheidend ist ein Brief Hadrians aus dem Jahre 778, in welchem er den König daran erinnert, daß Konstantin dem heiligen Stuhle ganz Hesperien (Italien oder allgemein als Abendland zu deuten) geschenkt habe. Trotz dieser unmittelbaren Veranlassung sagt er dann aber nicht, daß Karl ihm das Gleiche versprochen habe, sondern er bittet vielmehr um die Sicherung und Restitution der einzelnen Güter und Städte, quae per diversos imperatores, patricios etiam et alios Deum timentes .... in partibus Tusciae Spoletio seu Benevento atque Corsica simul et Sabinensae patrimonio geschenkt aber von den Langobarden weggenommen worden seien. Mit diesem Briefe ist die Annahme, daß Pippin 754 und Karl 774 dem Papste ganz Italien südlich und östlich der Linie Luni, Parma, Reggio, Mantua schenkten, unvereinbar.

Sie ist aber auch unvereinbar mit allem, was wir in den übrigen Quellen, den Chroniken, Briefen und dem Papstbuche von den Schenkungen erfahren. Dies hat H. v. Sybel in seiner Untersuchung: Ueber die Schenkungen der Karolinger an die Päpste. Kleine historische Schriften, Bd. 3, 1880, zuerst Historische Zeitschrift 1880 überzeugend nachgewiesen. Die Abhandlung zeichnet sich aus durch die Sicherheit und Leichtigkeit, mit der das Material beherrscht wird und durch das feine Gefühl, mit dem alles das hervorgehoben wird, dessen Erörterung zur Entscheidung der Frage nothwendig ist. Nur ein Punkt kommt nicht völlig zur Erledigung. Ich meine die Notiz der Urkunde von 817 über den spätern Vertrag Karls mit Hadrian über die Einkünfte aus Tuscien und Spoleto. Die Hauptsache hat Sybel freilich auch hier erledigt, indem er bemerkt, daß Pippin unmöglich jene Einkünfte verschenkt haben kann, und daß ferner, wenn die Stelle ächt sei, daraus kein Argument für die Angabe der Vita Hadriani zu gewinnen sei, sondern das schärfste Argument dagegen. Aber seine Erörterungen können mich nicht von der Ueberzeugung abbringen, daß wahrscheinlich hier ein, wenn auch theilweise interpolirtes Stück der ächten Urkunde erhalten ist. Martens, Die römische Frage unter Pippin und Karl dem Großen, 1881, der ohne Kenntnis der Sybelschen Arbeit zu dem gleichen Schlußresultate gelangte, bildet hier eine Ergänzung der Sybelschen Ausführung. Er erkennt mit Ficker jenen Passus für ächt an — zeigt aber, S. 142 ff., daß der neue Vertrag nicht einen den Angaben der Vita Hadriani entsprechenden Vertrag ersetzte, sondern dadurch nöthig wurde, daß Hadrian, wie wir zuverlässig wissen, Spoleto mit Gewalt unterwarf und deshalb von Karl in seine Schranken zurückgewiesen wurde. Es ist dies wohl der wichtigste Abschnitt in der gründlichen, aber bisweilen und auch hier gar zu scharfsinnigen Abhandlung. Sie will mehr

erkunden als sich erkunden läßt und wendet sich auch auf viele Nebenfragen, deren Lösung für die Hauptfrage nicht erforderlich. Indem sie nun aber in manchen Punkten den Leser nur halb oder gar nicht überzeugt, so erweckt sie auch nicht das Gefühl, daß die Hauptfrage außer Zweifel stehe. Es gilt dies auch von dem übrigens sehr lehrreichen und die Sache fördernden Abschnitt über die Konstantinsche Schenkung. Die Methode durch Aufsuchen analoger Wendungen Verwandtschaft zwischen zwei Schriftstücken festzustellen, ist hier zu künstlich angewendet.

Noch eine dritte Arbeit erschien fast gleichzeitig mit jenen beiden: Placidus Genelin, Das Schenkungsversprechen und die Schenkung Pippins, 1880. Genelin nimmt Fickers Vermuthung als festes Resultat an, hat aber nichts beigebracht, was dieselbe verstärkte, nur daß er die weitere Vermuthung hinzufügt, der Papst habe den König durch die falsche Urkunde Konstantins zu der an sich so unbegreiflichen Schenkung bewogen. Allein dadurch werden die Schwierigkeiten nur gehäuft, denn die Schenkung Konstantins gab dem Papste Gewalt über ganz Italien (omnes Italiae seu occidentalium regionum provincias). Nun steht fest, daß Pippin gelobte die Rechte des heiligen Petrus, soweit sie von anderen verkürzt waren, zu restituiren. Wurde also die justitia des heiligen Petrus dem König Pippin durch jene Schenkung Konstantins verdeutlicht, so kann die Urkunde der Vita Hadriani der Schenkung Pippins nicht entsprechen, so ist sie zu klein. Genelin sieht sich deshalb auch sofort zu der weiteren Vermuthung gedrängt, Pippin habe mit dem Papste einen Theilungsvertrag über Italien geschlossen. S. 39. Genelins an sich scharfsinnige Bemühungen machen recht deutlich, in welche Schwierigkeiten Fickers Vermuthung hineinführt. Sie haben mir gewissermaßen als Gegenprobe gedient und die Ueberzeugung, daß die Angabe der Vita Hadriani über die Schenkungsurkunde eine Fälschung ist, nur verstärkt[1]).

---

[1]) Der Haupttheil von Genelins Untersuchungen beschäftigt sich mit dem staatsrechtlichen Character der Schenkung Pippins. Was er da sagt, ist vielfach zu künstlich. Dahin gehört die Erörterung über reddere und restituere, und sonderbar klingt in Genelins Munde die Behauptung, daß der Ducat von Rom nicht in die Schenkung einbegriffen gewesen sei. Der Ducat gehört zu „Italien südlich der Linie Parma-Reggio", ist also mit geschenkt worden, wenn die Vita Hadriani Glauben verdient. All diese Erörterungen und Künsteleien fallen fort, wenn man sich entschließt anzuerkennen, daß die Vita Hadriani eine Fälschung ist und daß nach allen anderen Zeugnissen Pippin den Papst wie einen bedrängten Fürsten behandelte und ihm versprach, ihn in den Genuß der ihm entrissenen Städte u. s. w. zu setzen (restituere). Daß Pippin nicht wie Karl der Große der Herr des Papstes war, sondern der Schutzherr, das bedarf keiner langen Erörterung, schwierig und jeder Formulirung spottend war dagegen das Verhältnis zum Kaiser von Konstantinopel. Der Papst handelte, als sei er ein unabhängiger Fürst, aber hier und da zeigen sich Spuren, daß bis 800 doch noch eine Erinnerung an das alte, niemals formell aufgelöste Unterthanenverhältnis vorhanden war.

Noch ein Punkt ist besonders zu erörtern, weil einige Forscher entscheidendes Gewicht darauf legen. Unter den von der Vita Hadriani aufgezählten Gebieten, die Karl dem Papste geschenkt haben soll, ist auch die Insel Corsica, und ihre Erwähnung erregt bei den meisten Lesern zunächst Mistrauen. Aber umgekehrt hat es deshalb auch das Zutrauen zu allen Angaben der Vita gestärkt, daß man in einem Briefe Papst Leo III. (Jaffé IV 310) eine Stelle fand, in der es nun doch bestätigt zu werden schien, daß Corsica von Karl an den Papst geschenkt wurde. Man ist geneigt zu schließen, wenn Karl diese Insel verschenkte, die er kaum in seiner Gewalt hatte, so ist manches sonst unglaublich Scheinende auch annehmbar. Allein es steht nicht in jenem Briefe, daß Karl die Insel Corsica geschenkt habe, sondern nur daß er „in Betreff der Insel Corsica etwas versprochen habe“ (de autem insula Corsica unde et in scriptis . . . nobis emisistis, in vestrum arbitrium . . committimus). Was er in Betreff der Insel versprochen hatte, das ergiebt sich aus einem früheren Briefe des Papstes Hadrian ep. 61, in welchem er bittet, daß ihn Karl wieder in den Genuß der Güter setzen (restituere) möge, „welche der heiligen Kirche durch verschiedene Kaiser . . . in Corsica, Benevent, Spoleto u. s. w. geschenkt worden sind“. Also der Papst erhob 778 nicht auf Corsica Anspruch, sondern auf gewisse Güter in Corsica — und die Vita Hadriani, welche sagt, daß Pippin dem Papste 754 die ganze Insel geschenkt, und daß Karl diese Schenkung 774 bestätigt habe, erweist sich auch in dieser Einzelfrage als eine Fälschung. Es kann kein Zweifel sein: die angebliche Urkunde der Vita Hadriani gehört in eine Reihe mit der Schenkung Konstantins und mit der Schenkung Pippins, die man das Fantuzzische Fragment nennt. In allen dreien wird dem Papste der Besitz von Italien zugesichert. Die angeblichen Urkunden Konstantins und Pippins hält niemand für etwas anderes als für Fälschungen, durch welche die päpstliche Partei den Frankenkönig von Italien auszuschließen und den Papst unabhängig zu machen suchte. Die Vita Hadriani diente demselben Zweck, gleich viel ob ihr erster Verfasser oder ein späterer Interpolator die Fälschung vornahm. Viel Scharfsinn ist aufgeboten worden, um die Zeit dieser drei unter sich verwandten und der gleichen Periode angehörigen Fälschungen festzustellen — aber man wird sich wohl damit begnügen müssen, daß man die Periode kennt und die Absicht. Nach dem Briefe Hadrians Jaffé, Bibliotheca IV Nr. 61, ist es unzweifelhaft, daß damals schon eine falsche Urkunde Konstantins vorhanden war, in welcher er Hesperien (Italien oder das ganze Abendland) dem Papste schenkte — aber es ist nicht nothwendig, daß sie schon die Gestalt hatte, in der sie uns erhalten ist. Martens hat wenigstens S. 346 ff. mit glücklichem Scharfsinn nachgewiesen, daß eine bisher wenig beachtete Stelle, welche den hohen Beamten des Reichs die Freiheit zusichert, Geistliche zu werden, gerichtet zu sein scheint gegen ein Gesetz von 805, durch welches Karl ein altes Gebot erneuerte, daß ein Bürger nicht ohne Erlaubnis des Königs in den geistlichen Stand eintreten konnte. Sicherheit ist in solchen Fragen nur selten zu erlangen.

Während der Correctur erhielt ich das Jahrbuch der Görresgesellschaft 1881 mit zwei Abhandlungen über diese Frage. Nihues tritt im ganzen Sybel bei, Hüffer dagegen Ficker.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



